



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

Deutschen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Erster Band.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1871.

Der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Digitized by Google

5. 8. 789
4. H. 5.

Digitized by Google

Geschichte

der deutschen Dichtung.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

Deutschen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.



Erster Band.

Fünfte völlig umgearbeitete Auflage.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1871.

Digitized by Google

Vorwort.

Nicht ohne Wehmuth kann ich diese neue Auflage der Geschichte der deutschen Dichtung aus den Händen geben. Sie war in früheren Ausgaben drei befreundeten Männern, den Brüdern Grimm und Dahlmann, gewidmet, zu denen ich diesesmal nicht wieder reden kann, denn alle drei weilen nicht mehr unter den Lebenden. Ist das Gefühl, daß ich zu ihnen nicht mehr reden kann, an sich harmvoll genug, so ist mir in der augenblicklichen Zeitlage fast noch drückender die Vorstellung, was und worüber ich mit ihnen reden würde, wenn sie noch zu den Lebenden gehörten. Durch Landsmannschaft mit den Einen, mit Allen durch Studien Gesinnungen und Schicksale verbunden, lag es mir allezeit nahe, mit ihnen über die Dinge der Zeit und des Vaterlandes zu verkehren; die wiederholten Widmungen selbst dieses Buches waren von dergleichen Inhalt nicht frei geblieben. Und jetzt bei seinem Wiedererscheinen ist mir zu Muthe, als ob die abgeschiedenen Freunde, auch sie, mir die Frage stellten, die ich von Lebenden so oft zu hören habe: warum es nicht lieber die Fortsetzung eines unvollendeten als die Erneuerung eines fertigen Werkes ist, was ich ihnen darbringe; warum ich in dieser

Digitized by Google

Zeit grade der schrankenlosen patriotischen Hoffnungen des deutschen Volkes nicht lieber seiner politischen Gegenwart als seiner literarischen Vergangenheit Theilnahme und Thätigkeit zugewandt halte? Und auf diese, wie auf jede andere Frage eines politischen Inhalts würde ich ja ihnen grade lieber als jedem Andern Rede stehen, weil ich mich ihnen, den Todten, in meinen Gedanken über die neueste Aera deutscher Geschichte weit näher weiß, als den großen Massen der Lebenden, deren berauschte Begeisterung über unsere Gegenwart, deren schwindelnde Erwartungen von unserer nächsten Zukunft sie so wenig wie ich selber getheilt hätten. Gewiß, jene beiden Alterthumsforscher voll ehrfürchtiger Liebe zu dem herrlichen Vaterlande hätten in Freude gezittert bei der Aussicht auf die Wiederversammlung verlorner Stämme zu der deutschen Familie; gewiß, jener tiefernste Geschichtforscher hätte geschwelgt bei dem Anschauen des gewaltigen Drama's, in welchem die Nemesis, die selten ihre Spiele in so deutliche Scene setzt, den französischen Gewalthaber aus seinem persönlichen Herrscherthume in die selbstgegrabene Grube der Vernichtung hinabschleuderte; aber die Freude wäre ihnen bitter und unheilbar vergällt gewesen durch die Rückerinnerung an die Ereignisse, die vor vier Jahren die neue Macht und Einheit Deutschlands eingeleitet haben. Zwei dieser Männer waren gegenwärtig und mitthätig gewesen, als 1848 dem Preußischen Königshause von dem deutschen Volke selber aus vollen Herzen und Händen die Vorherrschaft in Deutschland frei und willig angetragen wurde. Wenn sie erlebt hätten, wie 18 Jahre später, als Preußen nach dem böhmischen Kriege über die deutschen Geschicke mit unwidersprechbarem Ansehn gebot, die beneidenswertheste aller Lagen versäumt wurde, in der ein edelmüthiger Siegsgebrauch die rasch geschlagenen Wunden des Bürgerkrieges noch rascher

Digitized by Google

hätte heilen, das ganze, in seinen Gliedern unversehrte, Deutschland in einen wahren freien Bund unter preußischer Schirmherrschaft versammlen und so die deutschen Dinge für alle Zukunft feststellen können, unanfechtbar und — was der unendlich viel größere Gewinn gewesen wäre — unangefochten von außen, im Innern auf immer gesichert durch den guten Willen des gesammten Volkes und aller seiner Stämme; wenn sie erlebt hätten, wie diese verschwenderische Gunst der Verhältnisse verscherzt wurde, in der eine wahrhaft großartige Staatskunst vorgezeichnet war, die mit unsterblichem makellosem Ruhme und einer unerschütterlichen Machtstellung zugleich gelohnt hätte; wenn sie erlebt hätten, wie die dargebotene Hand des kleinstaatlichen Deutschlands, die 1849 empfindlich niedergeschlagen worden war, 1866 kurzweg abgeschlagen wurde, sie würden, ich kann das wissen, die Tage dieser Thaten nicht „als hohe Feste (wie der Dichter sagt) mit goldener Schrift in den Kalender geschrieben, sondern als Tage der Schmach, Gewaltthat, Bundesbrüchigkeit lieber ausgestoßen haben." Und sie hätten auch die großen Kriegsthaten von 1870 nicht für den Riesenschwamm gehalten, der die tiefe Unbefriedigung über die inneren Zustände Deutschlands mit Einem Zuge austilgen würde; denn wie bewundernswerth diese Thaten seien: Dem, der die Tagesgeschichte nicht mit dem Auge des Tages sondern mit dem Auge der Geschichte ansieht, erscheinen sie trächtig an unberechenbaren Gefahren, weil sie uns auf Wege führen, die der Natur unseres Volkes und, was viel schlimmer ist, der Natur des ganzen Zeitalters durchaus zuwiderlaufen. Aber — ich muß mich mit Gewalt der Versuchung entreißen, in dieser eingebildeten Unterhaltung mit den stummen Unterrednern fortzufahren, ja auch nur auf jene erste Frage (die in der That sie selbst am leichtesten beantwortet

hätten) eine Erwiederung zu geben. Sie müßte eine erschöpfende Verantwortung werden, die ohne räthselhafte Kürze in die Beurtheilung der ganzen Zeitverhältnisse einträte; eine solche aber in den engen Rahmen einer neuen Widmung an die Manen der Freunde einzufügen, ist mir grade durch die Wucht der neuesten Ereignisse unmöglich gemacht worden. Ich muß sie einer anderen Gelegenheit vorbehalten, die wohl nicht auf sich warten lassen wird.

Das Buch, in dem ich hier eine ältere Arbeit erneue, mag für sich selber reden. In der langen Zeit, in der ich die Hände davon abgezogen hielt, sind in einem emsigen Bienenfleiße zahllose Detailforschungen angehäuft worden, die einen völligen Umbau namentlich der ersten Bände des Werkes nothwendig machten. Ganze Theile sind völlig neu aufgeführt worden; in anderen ist kaum ein Stein auf dem anderen, in keinem sind die wiederbenutzten Steine unbehauen geblieben. So hoffe ich werde das Buch in seiner neuen Gestalt dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung wieder etwas ebenbürtiger befunden werden.

Heidelberg, November 1870.

Gervinus.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Ich habe es unternommen, die Geschichte der deutschen Dichtung von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Puncte zu erzählen, wo sie nach mannichfaltigen Schicksalen sich dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie, und aller Kunst überhaupt, am meisten und bestimmtesten näherte. Ich mußte ihre Anfänge in Zeiten aufsuchen, aus welchen kaum vernehmbare Spuren ihres Daseins übrig geblieben sind; ich mußte sie auf anderen Stufen verfolgen, wo sie bald in dem Joche des Mönchthums lag, bald unter der Pflege des einseitig gebildeten Ritterthums gefährliche Richtungen einschlug, bald von dem heimischen Gewerbstande in Fesseln gelegt oder von eindringenden Fremdlingen beherrscht ward, bis sie von allgemeinerer Aufklärung unterstützt sich in Mäßigung frei rang, ihr eigener Herr ward und schnell die zuletzt getragene Unterwerfung mit rächenden Eroberungen vergalt. Welche Schicksale sie litt, welche Hemmungen ihr entgegentraten, wie sie die Einen ertrug, die Anderen überwand, wie sie innerlich erstarkte, was sie äußerlich förderte, was ihr endlich eigenthümlichen Werth, Anerkennung und Herrschaft erwarb, soll ein einziges Gemälde anschaulich zu machen versuchen.

Die Aufgabe, einen Stoff wie diesen zu bewältigen, der, die vielfältigsten Erzeugnisse der verschiedensten Zeiten in sich befassend, eine unermeßliche Belesenheit auf den vaterländischen und fremden Gebieten der Dichtung, wie in den verwandten Reichen der Künste

Digitized by Google

und Wissenschaften in Anspruch nimmt, ist in sich von einer außerordentlichen Schwierigkeit. Der Verfasser hatte sie sich, schon bei dem ersten Entwurfe dieses Werkes — vor nun mehr als einem Menschenalter — noch dadurch ungemein erschwert, daß er den Gegenstand seines Geschichtsgemäldes aus dem Augenpuncte der Gegenwart aufnahm und auf die jüngste klassische Periode unserer deutschen Dichtung als auf die Licht- und Glanzstelle seiner Darstellung hinarbeitete. Ungleich mehr als heute war man damals noch ganz und ausschließlich mit dem Sammlen, dem Erforschen, dem Bearbeiten unserer mittelalterlichen Literaturschätze beschäftigt; in den vorhandenen Dichtungsgeschichten nahm sich daher die Literatur des vorigen Jahrhunderts, die so reich und mannichfaltig aufgeblüht war, wie ein unfruchtbares Feld aus, auf dem nur wenig zu erbeuten schien: denn hier war überall, da zur Zeit noch alle Vermittlung vorarbeitender Einzelforscher abging, aus den Quellen unmittelbar zu schöpfen und zu urtheilen, während an die Erforschung der älteren Literatur die größten Männer der deutschen Gelehrtenwelt langeher, mit einer nicht genug anzuerkennenden Unverdrossenheit und Ausdauer die Arbeit ihres Lebens gesetzt hatten. Die ganze Auffassung und Behandlung des Werkes trat dadurch in einen ungewollten Gegensatz gegen die Vorliebe für jene Zeiträume, die auch in der politischen Geschichte so viele umsichtige Bearbeiter und begeisterte Bewunderer gefunden hatten, ja gegen den ganzen Kreis der emsigen Forscher, die noch in dem bloßen Stoffe so Vieles ungethan wußten, die daher den Versuch, ein darstellendes geschichtliches Kunstwerk unter die Werke ihres kritischen Fleißes zu schieben, als einen Schritt der Uebereilung ansehen mußten. Noch ein tieferer Gegensatz war, und ist noch immer durch die Urtheile zu befürchten über die Werke der dichtenden Kunst, die uns aus den mittleren Zeiten überliefert sind. In diesen Urtheilen den blinden Verehrern wie den blinden Verächtern der altdeutschen Literatur zu gefallen oder den Ansichten der meist blos sachkundigen Kenner und der meist blos weltkundigen Laien zugleich genug zu thun,

konnte ich nicht hoffen und nicht wünschen. Ich trachtete darnach, den wahren Werth der mittelalterlichen Dichtungen so richtig zu schätzen, wie das Verdienst der Männer, die uns damit vertrauter gemacht haben; eben dann aber hatte ich mich strenge zu hüten, in den damals üblichen übertriebenen Ton der Anpreisung dieser Dichterwerke einzustimmen, der nicht wenig grade dazu beigetragen hat, daß sie nicht offeneren und leichteren Eingang fanden. Ich wollte nicht für die gelehrten Kenner dieses Einen Zweiges der Literatur schreiben, überhaupt nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich wünschte den Meisterwerken unserer Dichtung gewogene Leser zu verschaffen, aber dann mußte ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken und nicht marktschreierisch anpreisen und täuschen; dies wird es entschuldigen, wenn ich vorsichtig nur Weniges, nur das Erprobteste ausführend behandelt habe. Wer eine Geschichte der Dichtung schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen: er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darstellen und in einem Geschichtswerke künstlerisch verfahren will, muß seine kleine Schöpfung nach inneren Gesetzen gestalten; er darf kleinliche Untersuchungen nicht vor den Augen des Zuschauers oder Lesers führen; er muß die Spuren der mühseligen Forschung und Vielleserei in seiner Darstellung möglichst auszutilgen suchen. Zu einer Menge von Forschungen waren in der ersten Anlage des Werkes Winke gegeben; manche leere Stelle ist seitdem ausgefüllt worden, die man leichter fand, nachdem der Versuch gemacht war, das Ganze zu behandeln. Dem Verdienst der Forschung im Einzelsten und Kleinsten selber nachzutrachten, durfte aber neben den eigentlichen Zwecken dieser Geschichte nicht füglich meine Absicht sein; so wie das Streben nach absonderlichen Urtheilen und Ansichten keinen Reiz für mich haben konnte. Ueberall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne; und ich verzichtete gerne auf jedes andere Verdienst, als auf das, was

Horaz nennt: aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken. Die Aufgabe war schwierig genug, um jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geschlossenheit und Ganzheit zu streben. Wer zur Zeit jenes ersten Entwurfes das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder anderen Kunstgeschichte erwog, mochte vielleicht urtheilen, es sei fast eine ganz neue Wissenschaft gewesen, die ich mir erschaffen mußte; mir wenigstens wäre es unbekannt, wenn mir in dem, was darin eigenthümlich ist, irgendwo bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn wäre vorgezeichnet gewesen.

Dieß gilt von dem Theile, welcher die Geschichte der älteren Dichtung behandelt, deren frühere Bearbeitungen in der That kaum nur hatten vermuthen lassen, wie treffliche Forscher auf diesem Gebiete vorgearbeitet hatten; es gilt entschiedener von der Darstellung unserer klassischen Dichtungsperiode des vorigen Jahrhunderts. Wenn für die Behandlung der politischen Geschichte Deutschlands die Männer fehlten, die, statt immer und einzig mit ärgerlichem Beifall auf unser Alterthum hinzuweisen dem wir entwachsen sind, das auf die Zukunft gerichtete Volk an seiner Gegenwart, oder aus und mit der Vergangenheit für seine Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten, so war dieß hier noch begreiflich und verzeihlich: denn die neuesten Geschicke Deutschlands waren und sind nicht der Art, daß ein Geschichtschreiber einen natürlichen Ziel- und Ruhepunct darin hätte entdecken können, mit dem er einem kunstgerechten Werke einen natürlichen Abschluß hätte geben, von dem er einen Leser mit aufgerichtetem Muthe hätte entlassen können. Auf dem Gebiete der deutschen Bildungsgeschichte aber war es gradezu anstößig, nur stets der Vorzeit Denkmale zu setzen, die wie mit heimlichem Vorwurfe einem Geschlechte vorgehalten wurden, das, wenn es in seiner Gegenwart keine großen äußeren Glorien aufzuweisen hatte, dafür ein reichlich ersetzendes Verdienst in dem gehobenen inneren Leben des vorigen Jahrhunderts kannte, in dem eine der merkwürdigsten Veränderungen vorgegangen war, die

Digitized by Google

das geistige Reich irgend eines geistreichsten Volkes bewegen konnten, eine Umwälzung, deren sichtbarste Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichsten Barbarei zu wahrem gesunden Geschmack in Kunst und Leben war, deren künftige Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erst in ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden. Von dieser geistigen Revolution, einer Erscheinung in der literarischen Welt, deren bloßes Dasein außerhalb der politischen Welt bis dahin kaum geahnt schien, eine lebendige Schilderung zu geben, war in erster Linie der ehrgeizige Wunsch des Verfassers: darum faßte seine Erzählung von ihren ersten Anfängen an den letzten Endpunct ins Auge, wo jene dunkel wirkende Idee des Rückgangs zu einer geläuterten Geschmackbildung und Kunstwirksamkeit, die in dem geschichtlichen Gange der dichterischen Begebenheiten neuerer Zeit zur Erscheinung zu kommen rang, bei uns in Deutschland durchdrang, zur wesentlichen Förderung der Gesellschaft und der menschlichen Bildung. Die Dichtung, wie alle übrige Kunst, war bei den Griechen allein von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt gewesen; nur da hatte sie ihre edelsten Kräfte im vollsten Maße entwickeln, Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles ächte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden können. Dieser Höhepunct war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenderen Einfluß, den die Einwirkung der philosophischen Schulen und die Verpflanzung der schönen Literatur unter die praktischen und materiellen Römer nährte und steigerte. Dies geschah, kurz bevor das Christenthum anfing sich auszubreiten, das dem Menschen eine neue innere Welt des Gemüthes erschloß. Das Mittelalter fiel dann in einen schneidenden Gegensatz gegen die Zeiten des Alterthums. Die reife

und volle Bildung des Geistes ging verloren; Gefühle, Einbildungskraft, Verstand erhielten eine getrennte, einseitige Pflege; dies führte in allen Zweigen der geistigen Thätigkeit, in Religion, in Wissenschaft und Staat zu den seltsamsten Verirrungen; die Aufgabe der neueren Zeit war dann, aus diesen Verirrungen zu einer gesunden und harmonischen Thätigkeit des Geistes und seiner einzelnen Kräfte zurückzuführen. Wie dies die neueren Nationen gethan, was Italien darin den Deutschen vorgearbeitet, warum diesen es vorbehalten blieb, zum Ziele zu gelangen, ließe sich in einer allgemeinen Dichtungsgeschichte in jeder Weise erschöpfend darthun: ich versuchte es, von diesem Gesichtspuncte aus die deutsche Dichtung in ihrer Geschichte zu entwickeln. Es ist ein einziger großer Gang zu der Quelle aller reinen Kunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiteten, oft überholten, am Ende aber eine nach der andern zurücktraten. Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer blieben auf diesem Wege in verschiedener Weise bei der griechisch-römischen oder bei der alexandrinischen Bildung haften; die Deutschen allein setzten den steileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur schönsten Blütezeit griechischer Kunst und Weisheit zurück. Göthe und Schiller führten zu einem Kunstideale zurück, das seit den Griechen Niemand mehr erstrebt, ja kaum geahnt hatte. Je weiter sie darin gediehen, desto unverholener ward bei zwar steigender Selbständigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunst, bei steigendem Selbstgefühl in ihrer Umgebung ihre ehrfürchtige Bescheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtsein auf die Vereinigung des Reichthums der Neueren an Gefühlen und Gedanken mit der Form der Alten, und dies eben war der Punct, nach dessen Erreichung bei den Griechen die Kunst ausgeartet war. So war dieselbe Nation, die in ihrer Wanderzeit die Ideen, welche Sokrates und Christus zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Völkern zugleich vertilgen zu wollen schien, diese selbe Nation war bestimmt, zuerst die Lehre des Messias zu reinigen und

dann den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so daß es seitdem laut von unsern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß sichtbar unsere Literatur seitdem so über Europa zu herrschen begann, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben.

Gewiß, solchen Geistesthaten ein würdiges Denkmal zu setzen, war ein unverächtlicher Preiskampf, zu dem sich ein Geschichtschreiber gürten mochte. Die größte Aufforderung schien mir vorzuliegen, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine so denkwürdige Epoche unserer Geschichte vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, eine würdige Erzählung derselben der Nachwelt zu hinterlassen. Daß wir dies nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es langehin nach der Blüte unserer Literatur unversucht gelassen hatten, daß wir lediglich den alten Werken unseres Volkes in Staat, in Wissenschaft und Kunst unsere Forschung widmeten, dies wird immerhin, mehr noch als aus vorherrschender Neigung zu unserer Vorzeit, aus der Natur unsrer Geschichte selbst erklärt werden müssen. Die neuere Zeit und ihre Geschichte spielt auf einer so ungeheuren Bühne, daß Uebersicht und Bewältigung der Erscheinungen nur aus sehr weiter Ferne möglich wird. Die schöne Zeit ist nicht mehr, wo ein Thukydides, mit glücklichem Alter gesegnet, sich erst der noch dauernden Sitten der ehrenfesten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauspiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieser Umstürze zusehen und Alles in Ein großes Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode mit ähnlichen Ursachen und Wirkungen, die in der athenischen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt sich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, dessen Theile ohne das Ganze

Digitized by Google

nicht zu verstehen sind, in — wir können noch nicht sagen wie viele Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zusammenhängender Bewegungen hinter uns sehen. Die alte Zeit unsers Volkes haben wir seit der Auflösung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geschichte, für die Geschichtschreiber Mahnung und Aufforderung genug sein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Reine zu kommen ist, deren Zustände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber sollte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußeren Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geschehene und Geschehende zuletzt führen würde, bis erst das vorige Jahrhundert darüber bestimmtere Auskunft zu geben begann? Und wer sollte in den Jahren 1789 und 1830 Hand an eine Literargeschichte der neueren Zeit legen? Kaum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unseren künstlerischen Geistern durch den übersetzten Homer eine Art Ruhe geschafft und es folgte mit den reiferen Werken Göthe's eine Niedersetzung des Geschmacks und der Sprache, so brachte uns die französische Umwälzung um sein frischestes Wirken; Schiller starb früh weg, und der grelle Absturz unserer Dichtung zu Entartung und Richtigkeit war im ersten Augenblicke wohl noch viel abschreckender, als die politischen Begebenheiten der Zeit, die uns von der behaglichen Betrachtung unserer inneren Bildungsgeschichte schienen abziehen zu müssen.

In so ungünstigen Verhältnissen den schwierigen Stoff einer theilweise fast zeitgenössischen Geschichte aufzugreifen, blieb eine mißliche Aufgabe, wie klar sich auch der Geschichtschreiber über die Klippen sein mochte, die ihm drohten. Und vorsichtig hatte mich gewiß die Aufgabe gemacht, aber abschrecken konnte sie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, wenn von Geschichtschreibung die Rede ist, uns mit den Alten zu messen streben,

Digitized by Google

denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, was wir mühselig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müssen. Jener Meister der Geschichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geschichte seiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlassen; die kürzeste historische Erfahrung hatte er hinter und um sich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverstecktheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Gesundheit der Beobachtung und die Masse der Begebenheiten, die sich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungehemmt, schnell und rasch entfalteten, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menschheit vielleicht weiter, als uns unsere weitschichtige Gelehrsamkeit und unser fleißiges Forschen nach den Schicksalen der Welt in mehr als zwei Jahrtausenden, die seitdem verflossen sind, gebracht hat. Wer heute nicht versteht den Geist fremder Zeiten und Völker wie den Geist seiner eigenen Zeit zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch, und des Buches Geist über dem Wort, wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blicke überschlagen kann, sondern am kleinen Maß seiner persönlichen oder nationalen Beschränktheit die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geschichtschreibung zu ringen. Ehedem aber war dies ganz anders. In so ungeheuern Fernen, mit so außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geschichtschreiber des peloponnesischen Kriegs durfte diesen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterschütterung nennen, denn sein Volk war damals die Welt; er durfte auf seine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gültigkeit eine stete Dauer verheißen, denn noch war jeder Gegenstand des Beobachters unverschleiert, wie sein eignes Auge, während wir mit Vorurtheilen aufwachsen, mit widernatürlichen Bedürfnissen und Genüssen genährt werden und kein

Digitized by Google

Ergebniß in der politischen Welt in seinen Ursachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungesunden Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehen durfte. Dann erst werden wir berechtigt sein, über unsere Zeit, ihre Geschichte und ihre Aussichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei solchen Forderungen alle Geschichtschreibung fast ganz bei uns aufhörte und nur Geschichtforschung übrig blieb, wenn die Wissenschaft sich ganz von dem Leben trennte, so war das traurig, aber natürlich und nicht befremdend. Und doch scheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir so reich sind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermuthigt fühlen müßten, auch diese Behandlung der Geschichte wieder aufzunehmen, in ihr lebendige Belehrung für uns und unsere Zustände zu suchen, durch sie der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich zu machen und ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblicke und den gewissesten Muth auf die Zukunft einzuflößen.

Die ungewöhnlich gefaßte Aufgabe, die ich mir in diesem Werke setzte, konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen. In einem Puncte weicht es besonders von anderen literarischen Handbüchern und Geschichten ab: daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, eine Dichtung so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Geschichtsschreiber ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller dichterischen Erzeugnisse Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale; er weist darin nach was diesen entspricht oder widerspricht; er sucht nach den Ursachen ihres Werdens und ihren Wirkungen und

beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen; er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieses Volkes, in dem sie entstanden, oder, je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren verwandten Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmack muß bei dem Geschichtschreiber der Dichtung vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Geschichtschreiber politisch gesunder Blick; deshalb aber darf der Eine keine publicistischen, und der Andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will. Bestimmte Ansichten müssen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall ist, wird jeder Einsichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aesthetik zu verweisen und kann nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Schiller nennen. Das Endurtheil des ästhetischen und das des historischen Beurtheilers wird übrigens, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen; hat jeder auf seine eigne Weise richtig gerechnet, so wird die Probe die gleiche Summe ausweisen. Wie sich mir die Urtheile auf meinem historischen Wege bildeten, werden sie in den meisten Fällen den Meisten viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anstoß nehme, ehe er das Ganze überblickt hat. Es mag der neueren Lesewelt wohl dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber scheint, man kann bei der Gestaltung unserer Literatur diese Grenzen nie zu enge machen. Was insbesondere die Dichtkunst angeht, so theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgesprochen hat, daß das Abweichen vom Höchsten hier jählings zum Niedrigsten reißt und daß das Mittelmäßige in ihr am wenigsten zu dulden sei. Denn über die Dinge der Kunst wissen nur Wenige zu urtheilen, und in ihr wird daher durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verstohlensten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet. So hat auch Göthe empfunden: nicht allein schrieb er vor, in aller Kenntniß überhaupt nach dem Höchsten zu streben, auch in der Kunst besonders fand er

alles Vorliebnehmen zerstörend. Am allermeisten aber wird die Urtheilsstrenge nach großem Maßstabe und das stete Augenmerk auf das Bedeutendste grade in einer Geschichte der Dichtung an richtiger Stelle sein. Auch dies sage unser Meister der Kunst für mich. „Nur auf dem höchsten und genauesten Begriffe der Kunst, sind Göthe's Worte, kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst nahm."

Welcher Werth übrigens meinem Unternehmen zuerkannt, welche Wirkung und Dauer diesem Werke zu Theil geworden ist und ferner werden möchte, ich bin mir bewußt, daß das Beste dazu die Größe seines Inhaltes gethan hat, der das Verdienst der Nation ist. Das kleine Verdienst, das der Verfasser sein nennen kann, ist nur das des unverdrossenen und vielgewanderten, ich weiß nicht ob auch wohl bewanderten Wegweisers. Das große Gebiet unserer poetischen Schöpfungen liegt hier weit ausgebreitet vor; der Kern der schönsten Empfindungen und wie vieles von wahrer Weisheit unseres Volkes, so weit es sich in den Dichtungen niederlegte, ist hier versammelt, so daß Einer des reichen Vorraths mit verhältnißmäßig kleiner Mühe froh werden kann. Der Geist des Volkes steht in dieser raschen Uebersicht der Bildung von Jahrhunderten wie lebendig da und spricht uns aus tausend beredten Stimmen zu Herz, Gemüth und Verstand, daß wir in ihm uns selbst lieb haben, uns selber niemals aufgeben sollen.

Digitized by Google

I.

Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland.

Aus den ersten Jahrhunderten unserer deutschen Geschichte besitzen wir zwar keine Denkmäler der Dichtung unserer Vorfahren, aber doch ausdrückliche Zeugnisse, daß sie Lieder verschiedener Art gehabt und gesungen haben. Tacitus, wenn er von den Gesängen der Germanen spricht, der einzigen Art geschichtlicher Urkunden die sie besaßen, bezeichnet zwei Gruppen, von weltlich-geschichtlichem Charakter die Eine, von mythisch-religiösem die andere; von der wir nach seinem Vorgange zuerst reden. Nach seiner Aussage hätten sie den erdegebornen Gott Tuisco und seinen Sohn Mann als die Gründer des Volks, und Manns drei Söhne, die Benenner der Hauptstämme der Ingävonen, Herminonen und Istävonen, in alten Liedern gefeiert; der bloße gleiche Anlaut in diesen Namen möchte eine solche poetische Quelle verrathen. In der Sage von diesen Eponymen ist man geneigt, einen uralten Mythus zu vermuthen[1], da doch gleich die Unbestimmtheit der ältesten und einzigen Nachrichten darüber und der Mangel an jeder geschichtlichen Fortpflanzung zu bezeugen scheint, daß dieser Ansatz zu einer deutschen Stammsage ohne höheres Alter und ohne längere Dauer war. Tacitus selbst, der sich der schwankenden Sage gegenüber mit ächt historischem Takte in vorsichtigen Grenzen hielt, erwähnt daß schon damals Andere noch andere Göttersöhne

1) So J. Grimm, der sogar zwei der Eponymen in den Söhnen Gomers, Ascenas und Thog-arma (Genesis 10, 3) wiederfinden wollte.

Digitized by Google

annahmen, von welchen die Marser Gambrivier Sueven und Vandilier benannt seien; und wenn Plinius (4, 14) aus jener Dreiheit bereits eine Fünfheit macht und den Ingävonen Iscävonen und Hermionen noch die Vindilier und Peuciner hinzufügt, so ist schon dieß nicht mehr eine Mittheilung aus deutschen Liedern, sondern fremde ethnographische Willkür, die in jenen Namen nur Völkergruppen suchte, um die vielen einzelnen Stämme unter sie einzureihen. Wären jene Bezeichnungen, wie man vermuthet hat[2]), Sammelnamen von nur hieratischer Bedeutung, für verschiedene, um Einen Cultus (die nordischen Ingävonen um einen deutschen Yngwi Frey, die inneren Herminonen um Irmin) versammelte Völkerschaften, so begriffe sich nicht allein die zeitweilige Bedeutsamkeit derselben in Tacitus' und Plinius' Zeit, sondern auch daß sie in den säcularen Kämpfen der um und um bewegten germanischen Völker mit den Römern, der Welteroberer mit den Weltbesitzern, alsbald und so gut wie für immer verschwanden. Zwar einige Jahrhunderte später, als man bemüht war, in die altjüdische und neuchristliche Welt einen ethnologischen Zusammenhang zu bringen, griff einmal ein Franke zur Zeit Chlodovechs[3]) zu der Ethnogonie bei Tacitus zurück, um sie, mit gelehrter Willkür der Zeitlage anbequemt, neben der Mosaischen Völkertafel aufzupflanzen. Der deutsche Mannus ward dann ausgeschieden, oder später zu einem aus Asien eingewanderten Alanus gemacht; die Namen seiner Söhne aber waren in den älteren Aufzeichnungen dieser fränkischen Völkertafel aus dem 9. 10. Jh. aus Tacitus beibehalten, um nachher in den Händen von fremden, italienischen oder britischen, Fortpflanzern derselben ungekannt bis ins unkenntliche (wie bei Nennius) entstellt zu werden[4]). Dem Istio wurden die in Gallien unter

2) S. Müllenhoff, über Tuisco und seine Nachkommen. In Schmidts Zeitschrift für Geschichte. 8, 209.

3) Nach der scharfsichtigen Darlegung Müllenhoffs in den Abh. d. Berliner Akad. 1862. p. 532.

4) S. die Völkergenealogien (aus versch. Handschriften des 9—11. Jh.) bei

fränkischer Herrschaft verbundenen Völker Francus Romanus Alamannus Brito zu Kindern gegeben, dem Erminus aber die ausgewanderten deutschen Stämme, Gothen Vandalen Gepiden und Sachsen, dem Ingo die binnenländischen Baiern Langobarden Thüringer (später Lothringer) und Burgunder. Einen geschichtlichen Werth, eine lebendige Bedeutung wird man solch einer ganz zufälligen Erneuerung einer alten Ueberlieferung nicht beimessen wollen.

Wäre die Sage von Tuisco eine irgend verbreitete Vorstellung von der Götter- und Menschenschöpfung unter unsern festländischen Germanen gewesen, so würden wir gleich in ihr einer menschlich-einfacheren, schlicht-natürlicheren Auffassungsweise begegnen als in den entsprechenden Mythen unserer nordischen Stammverwandten; wir würden gleich hier auf eine Unterscheidung stoßen, auf die wir uns wieder und wieder werden zurückgeführt sehen, weil es nur natürlich war, daß die frühe Berührung der Deutschen mit den gebildeten Römern alle alte Ueberlieferung und Sage unter ihnen heller und geschichtlicher färbte, als bei den fern an den Weltenden seßhaften Nordländern. Diese Sage von der gottzeugenden Erde und dem menschengebärenden Gotte wäre sofort auf dem planſten Wege in eine Völkerschaffung verlaufen, während in den ungeheuerlichen, drei- und vierfachen, physikalisch-pflanzlichen Schöpfungssagen der Scandinaven erst der Stammvater der urgebornen Reifriesen, Ymir, dem geschmolzenen Eise entspringt, zugleich mit der Kuh Audumbla, die den Ahn der drei ersten Götter Odin Vili und Vê aus dem Salzgestein leckt, welche ihrerseits wieder aus den Gliedern des erschlagenen Ymir das Weltall und seine Theile, und aus zwei Bäumen die Menschen erschaffen. Die grelle Verschiedenheit gleich dieser Eingangspuncte der nordischen und deutschen Götterlehre macht uns stutzig über die noch immer wiederholte Behauptung von einer ursprünglich völligen Ueber-

---

Pertz, Monumenta SS. 8, 314. Note, und in Mone's Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 2, 256.

Digitized by Google

einstimmung unter beiden. Die nordische Göttermythe ist in entlegenen Landen, unberührt von jeder Einwirkung des heidnischen und christlichen Rom, unter der Pflege langer ungestörter Ueberlieferung zu einem zusammenhängenden Ganzen ausgebildet worden, zu einem dichterisch gestalteten Ganzen, das uns hier als unsere eigene deutsche Mythendichtung zu besprechen obläge, wenn es wahr und ausgemacht wäre, daß das Mythensystem der isländischen Edda ein „gemeinsames germanisches Eigenthum" gewesen sei. Ich halte aber diese Ansicht nicht für erwiesen und nicht für erweisbar, weil sie in sich so gut wie unmöglich ist; weil die nordische Welt- und Götterlehre in jedem Zuge auf die bestimmtesten Besonderheiten hinweist, die grade nur jenem Küstenvolke der unwirthlichen starren Eiswelt des Nordens eigen sein konnten. Jene Zweiheit von Land- und Meergöttern, Asen und Vanen, die sich nach anfangs feindlichem Zusammenstoße versöhnt vereinigen, der Gegensatz des Hauptes dieser freundlichen Götter der schiffbaren Küstenwasser, Njörd, zu dem Hymir, der an des Himmels Ende wohnend das Meer in den Eisfesseln des ewigen Winters hält; jene Dichtungen, wie Thor den großen Braukessel, aus dem die Götter zur Zeit der Leinernte trinken, aus dem Verschlusse holt, in dem ihn Hymir zur Frostzeit hält da die Buchten geschlossen sind; oder wie er die Reif- und Bergriesen bekämpft, die ungezähmten Elementarmächte, die Stürme und Eisfluten, die Felsgebirge, die er mit dem Donnerhammer zu anbaufähiger Erdkrume zerbröckelt: in welchem anderen Volke hätten diese gigantischen Vorstellungen entstehen, welches andere hätte sie verstehen können? Jene gemeinsamsten aller Mythen, die den Kreislauf der Tags- und Jahreszeiten verbildlichen, kehren auch in der nordischen Götterlehre in der Dichtung von dem lichten Baldr wieder, den sein blinder nächtlicher Bruder Hödr tödtet; gewiß aber war es nur in dem gedrückten nordischen Nebelheime möglich, daß sich an die mythische Auffassung jener einfachsten Naturereignisse die tiefdüstere Vorstellung anknüpfte von einer Götterdämmerung, die einst dem Göttertage ein Ende machen werde, von welcher Baldurs Tod

das verhängnißvolle, die Götter selbst mit banger Ahnung füllende Vorspiel bedeutete. Eine Göttergeschichte, wie die in dem Harbardlied dargestellte, wo in drolligem Gegensatze zu Odin, dem Gott der nach Gold und Liebe freibeutenden Helden, Thor der Landbaubeschützer, der Bauerngott erscheint, der sonstige Meerbeschreiter, der hier von dem vornehmen Hort der Junker die Ueberfahrt über den schmalen Sund vergebens erbettelt, eine solche Göttersage würde uns unmöglich dünken unter einem Volke wie die Germanen des Festlands, bei denen Krieg und Ackerbau Hand in Hand gingen und die selbst wandernd überall auf Ansiedlung und Anbau gestellt waren.

Nur die Abhängigkeit von einer wilden Natur und die lange Abgeschiedenheit der Nordländer von der bewegteren Völkerwelt des Festlandes waren im Stande, eine so örtliche und besondere Götterlehre wie die nordische zu erzeugen. Daß diese aber nach außen eine erobernde Kraft hätte bewähren und dadurch allen Deutschen gemeinsam werden können, das ist nicht allein darum unglaublich, weil sie ihrem bloßen sinnlichen Inhalte nach in jeder anderen Oertlichkeit unverständlich war, sondern auch darum, weil sie ihrem sittlichen Gehalt und der dichterischen Gestalt nach, in der wir sie kennen, machtlos dazu war. Es ist ein großartiger und erhabener Zug in den Bildern, in welchen diese Mythendichtung die Erscheinungen einer übergewaltigen Natur zu bemeistern versuchte; jedem fremden Volke aber wären in ihren Göttermährchen die verzerrten Uebertreibungen einer riesig überspannten Phantasie so wenig begreiflich gewesen, wie die hieroglyphische Weisheit in der Völuspa über die Weltmysterien. Wir enthalten uns des Maasstabes der oft angestellten vergleichenden Beurtheilung: daß den Dichtungen der sogenannten älteren Edda die natürliche Schönheit, das sittliche Maas, das künstlerische Ebenmaas abgehe, das den griechischen Göttermythen ihre poetische Welteroberung gesichert hat; wir meinen aber, es sei in der aristokratischen Mythendichtung der Nordländer sogar die bloße keusche Naivetät und Ursprünglichkeit bereits verloren, die für die germanischen Naturvölker einen

Reiz hätte haben können. Wie in dem Gedichte von Oegirs Trinkgelage der böse Loki alle Götter als Feiglinge, Trunkenbolde, Missethäter, Hahnreie und Blutschänder, und alle Göttinnen als mannsüchtige Buhlerinnen, jede als seine Beute, durchschmähen darf, das scheint uns, wenn es Ernst sein sollte, an Widrigkeit weit über die Grenzen dessen zu gehen, was einer Mythendichtung und Götterlehre in schlichten Zeiten Gehör, geschweige Glauben und Ehrfurcht verschaffen könnte. Wir wissen nicht, was von jenen hochgehenden, dunkeln, schwerdeutbaren Gesängen der älteren Edda, und in welcher Gestalt es Eigenthum des eigentlichen Volkes gewesen sein möchte; wie aber diese Räthsel später in der prosaischen jüngeren Edda für den Geschmack nnd Begriff des (damals freilich schon christlich gewordenen) Volkes erweitert, ausgefüllt und aufgehellt erscheinen, da vollends ist diese Götterwelt durch die Eintragung groben Witzes und schnurriger Lügenmährchen so ins Gemeine herabgezogen, da ist die Mährchenamme, wie sie die Kinderphantasie mit Uebertreibungen weckt und neckt und der Glaubwürdigkeit ihrer eigenen Schwänke spottet, so leibhaftig in die Götterlehre eingetreten, daß wir zur Ehre der wackeren Nordländer glauben wollen, es sei hier eine christliche Hand im Spiele gewesen, die den Aberglauben des Göttersystems aus seiner eigenen Natur heraus mit ungeheuren Unglaublichkeiten lächerlich machen und untergraben wollte. Haben doch nicht wenige Forscher selbst in den ältesten Eddaliedern, in jenem Trinkgelage Oegirs und Aehnlichem schon die Vorspiele der späteren skaldischen Spottlieder gesehen; und Andere haben geradezu christliche und biblische Einwirkungen vermuthet in den Stellen der Völuspa über die Vorzeichen des Weltuntergangs und in den Anspielungen auf das Erscheinen jenes unnennbaren Gewaltigen von oben, der bei Verjüngung der Welt mit neuen heiligen Satzungen eine neue Ordnung gründen werde; wo die Strophen in Wahrheit einen Ton einfältiger Ehrfurcht annehmen, der den Eddaliedern sonst völlig fremd ist. Die ältesten dieser Gesänge sind zu der uns erhaltenen Gestalt frühestens im 8. Jh. ausgebildet,

in der Zeit, da der Islam vor den fränkischen Waffen wich, das Christenthum unter dem großen Karl seine Eroberung des germanischen Festlandes vollendete, da die ersten christlichen Sendboten in den Norden selber vorzudringen begannen; nichts wäre daher möglicher oder wahrscheinlicher, als daß schon damals das ahnungsvolle Hörensagen von dem weltbezwingenden Christengotte mit unwiderstehlichem Nachdruck bis in die fernsten Winkel des nordischen Lebens gedrungen war. Die größten Verehrer der nordischen Götterlehre geben zu, daß in ihr, in sich selbst, schon ein Keim der Zersetzung dieser heidnischen Gestalt des Religionsglaubens erkennbar sei; daß sich in jenen tragischen Vorstellungen von dem Weltuntergange ein Gefühl des Ungenügens ausspreche, in das die christlichen Ideen wie in eine Bresche eindringen mußten; wie denn aus den Bekehrungsgeschichten nordischer Könige und Gemeinen greiflich zu belegen ist, daß die ätherische Lehre von dem ewigen, Einen Gott-Schöpfer den innerlich wurmstichigen Glauben an die geschaffenen und vergänglichen Götter des Nordens längst auflösend unterwühlt hatte. Es ist nun aber nichts zu erdenken, was einem Götterglauben alle Kraft erobernder Ausbreitung so in sich selber hätte lähmen müssen, wie dieser Zweifel der Gläubigen an ihren Göttern, ja dieser Zweifel der Götter an sich selbst, der die nordische Mythe durchzieht.

Die festländischen deutschen Stämme machen uns durch die langen Jahrhunderte vor ihrer Bekehrung, ob heidnische Römer oder christliche Mönche von ihnen berichten, den Eindruck, als ob sie sich, zwischen die religiösen Einwirkungen des Nordens und Südens gestellt, theils leidend theils gleichgültig, allen Eindrücken bald nachgebend bald ausweichend, unschlüssig, gespalten untereinander und Viele in sich selbst uneinig verhalten hätten: ein leidiger Zug unsers Nationalcharakters, der in allen Dingen durch alle Zeiten reicht. Gab es eine lebenvoll ausgestaltete Mythologie unter ihnen, so ist es vollständig unerklärlich, daß weder die Römer, die damals alle Culte der Welt kannten, trotz ihrem säcularen Verkehre mit Myriaden nach Italien versetzter

Deutschen, irgend etwas eingängliches davon hätten wissen und berichten sollen, noch auch später die christlichen Missionäre und Geschichtschreiber. Das frühe Zeugniß des praktischen und welterfahrenen Cäsar, „des höchsten Gewährsmanns", daß die Germanen nur einen Naturdienst kannten ohne das ausgebildete Opfer- und Priesterwesen der Gallier, daß sie nur die sichtbaren Elementargötter, Sonne Mond und Feuer anbeteten und von den übrigen nicht einmal durch Hörensagen wußten, muß für eine geschichtliche Untersuchung über deutschen Religionsglauben der unverrückbare Ausgangspunct bleiben; denn es wird wesentlich den Kern der Wahrheit treffen, wie feierlich zwar J. Grimm dawider Einsprache erhob, daß die Religion der alten Deutschen ein stumpfer Naturdienst gewesen sei. Springt man von Cäsars Ausspruch zu den christlichen Mittheilungen aus dem 8. Jh. in dem Leben des h. Bonifacius von Wilibald und anderen auf Winfrids Wirksamkeit bezügliche Quellen über, so traf dieser deutsche Apostel unter den Hessen nur auf solche Heiden, die wohl einzelne Götternamen, aber offenbar eine ausgebildete Göttersage nicht kannten, die nur in verschiedenem Aberglauben befangen Bäumen und Quellen opferten, mit Zauber und Weissagerei sich befaßten, auf Vogelflug und andere Vorzeichen achteten; und Alles, was wir aus den langen Zwischenzeiten erfahren, weist durchweg auf ähnliche Zustände hin. So dauerte unter den Alemannen bis ins 6. Jh. die Verehrung von Bäumen Quellen Hügeln und Schluchten fort, wie unter den Franken selbst, ihren Besiegern, damals am Rheine noch Götzenhaine gefunden wurden; Concilien und Reichstage im Frankenreich hatten noch bis ins 8. Jh. die Verehrung von Idolen, von heiligen Hainen, Bäumen, Steinen und Quellen zu verpönen. Möchten die Deutschen zu Tacitus' Zeit, zumal die im Norden an die scandinavische Welt Angrenzenden, zum Dienste um menschengestaltete, einer mythischen Ausbildung fähigere Götter stammweise versammelt gewesen sein: der Untergang dieser Culte unter den ewigen Zerstreuungen und Wanderungen der Stämme würde allein ausreichen, ihre Ersetzung durch

Digitized by Google

einen allgemeineren Naturdienst zu erklären. Man mag diesen Naturdienst stumpf schelten; und doch wird es wesentlich ihm zuzuschreiben sein, daß die christlichen Sendboten die germanischen Heiden durch ein gewisses natürliches Gesetz in geringerer Zwietracht zu dem Christenthum fanden: da kein dichterisch oder priesterlich formulirter Götterglaube sie fanatisirte, noch ihre guten Sitten in ehelichen häuslichen kriegerischen Dingen beeinträchtigte, so entdeckten die Verkünder des Christenthums in ihrem Religionsglauben nur schwach beschriebene Blätter, deren Schrift in sich selber verwischt war. So, und nur so erklärt es sich, daß Bonifaz in Hessen auf eine wahre Musterkarte von Indifferentismus stoßen konnte, wo er Christen antraf gemischt mit Anderen, die sich gegen Christenthum wie gegen Heidenthum gleichgültig verhielten; und wieder Heiden, die ihren Bräuchen theils offen theils in Heimlichkeit oblagen und mit christlichen Edlen, ja mit Geistlichen verkehrten, welche wieder an ihren heidnischen Opfern und Verrichtungen Antheil nahmen. Alles scheint gleich bezeichnend für einen farblosen Religionszustand, der voll Aberglaubens aber ohne viel positiven oder gemeinsamen mythischen Glauben war. Im Norden gab es Holztempel mit Götterbildern und in Holz geschnittenen Darstellungen der Göttersage; unter den Deutschen wird ähnliches nur von den Friesen und den aus dem Norden ausgewanderten Gothen erwähnt. Die ältesten Bezeichnungen der Tempel bedeuteten bei ihnen Hain und Wald [5]; sie sahen es nach Tacitus für unverträglich mit der Hoheit der Götter an, sie in Wände zu schließen und in menschliche Gestalt zu bilden. In geweihten Wäldern feierten die Sueven, die Tacitus an das baltische Meer setzt, den Gottesdienst der Mutter Erde, und die Naharnavalen das jugendliche Brüderpaar, die Alken, und die Sennonen den Allherrscher, dessen Sitz man in ihrem altheiligen Bundeshaine dachte. Baukunst und Bildnerei blieben bei dieser Ungunst, mit der sie angesehen waren, nothwendig lange in der

5) J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache. Ed. 2. p. 82.

äußersten Kindheit, wie bei den Alten in den Zeiten, da sie ihre Götter mit Symbolen, mit Hermen und Säulen bezeichneten; ähnlich wie die Sachsen ihrem Irmin einen Baumstamm geweiht hatten, wie die Aestyer als Schutzsymbole Ebenbilder trugen, wie die Sueven zum Sinnbild ihres Isisdienstes, wie Tacitus ihre weibliche Gottheit nennt, ein Boot hatten. In den Zeiten solcher Symbolverehrung aber gab es sicherlich auch in Griechenland noch keine ausgebildete Mythenwelt. Mit übernatürlichen götterähnlichen Wesen eines niederen Ranges mögen die Vorstellungen überfüllt gewesen sein, dieß verträgt sich mit einem Naturdienst wohl; was von dem späteren Volksglauben dieser Art in die Zeiten weit hinaufreicht, ist nicht klar auszumachen.

Daß einige wenige der nordischen Götter majorum gentium, daß Wodan besonders allen deutschen Stämmen gemein gewesen, ist ausdrücklich bezeugt und zweifellos. Viele Orts- und Bergnamen bewähren, daß die Landes-Asen Norwegs und Dänemarks, Thor und Odin, als Donar und Wodan über ganz Deutschland hin bekannt waren. In alten Abschwörungsformeln erscheint neben ihnen noch Sarnot, der bei den Ostangeln durch die Benennungen seiner Kinder und Enkel deutlich als ein Kriegsgott gezeichnet ist, wie der nordische Tyr. Aus den schwäbischen, friesischen und bairischen Benennungen des Dienstags (Zistac, Ertac, Tysdei) vermuthet man in diesen Stämmen für denselben Schwertgott, der auch für identisch mit Irmin gilt, die Namen Ziu, Er, Tiu. Außer diesen Gottheiten hat man in zwei (Merseburger) Zaubersprüchen[6]) noch einige zuvor nur im Norden nachgewiesene Götter, Baldur-Phol und zwei Schwesternpaare genannt gefunden: Sinthgunt und Sunna, Volla und Fria (die Frigg des Nordens, wo Fulla ihre Dienerin, nicht Schwester ist). Ueberall aber sind es eben nur Namen, die wir hören, von einer Sage kaum eine Spur, und dann nur unter den nördlichen Grenzstämmen, unter welchen auch Göttergenealogien umgingen, die von den Missionären

6) In den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem 8—12. Jh. Von Müllenhoff und Scherer. Berlin 1864. S. 7.

Digitized by Google

benutzt wurden, um aus ihnen die Sterblichkeit der Heidengötter darzuthun. Und unter jenen Namen bleiben die sichersten immer nur jene drei, denen ungefähr die drei latinisirten entsprechen, die Tacitus als die höchsten bezeichnet: Mercur, den man auf den huttragenden Odin bezog, Mars (Tyr) und Hercules, den die Deutschen als den Ersten aller Helden bei anbrechender Schlacht besungen hätten: eine zweite Kriegsgottheit also, die man römischerseits auf Hercules deutete. Wenn Tacitus an diesen Eindrang des Hercules anknüpfend die Sage erwähnt, auch Ulyß sei nach Deutschland gekommen und habe Asciburg gebaut, so gilt uns dieß, trotz den scharfsinnigen Auslegungen die eine Verwechslung mit einem Stammgott der Iscävonen annehmen, für nichts als eine müßige Erfindung römischer Archäologen. Tacitus selbst erwähnt sie nur zweifelnd, während er sich an anderer Stelle doch auch ernstliche Gedanken über den wirklichen Eingang fremder Culte macht; und dieß schwerlich ganz mit Unrecht, wenn auch der stärkere nationale Gegensatz der Deutschen gegen die Römer es nie dahin kommen ließ, daß sich bei ihnen in der Art wie bei den Galliern heimische und römische Culte vermengt hätten. Ein irgend ausgebildeter, gegen fremde Einwirkung so abgeschlossener Mythenglaube oder Mythendichtung aber wie die nordische, hätte einer solchen Vermischung — nach unseren Anschauungen von dem Religionswesen der Germanen — sicherlich nicht entgegengestanden, am wenigsten eine Mythendichtung, die durch irgend einen priesterlichen Einfluß wäre geheiligt gewesen. Priester- und Dichterkasten, gesonderte Stände von Druiden und Barden gab es unter den Germanen nicht; und die romanisirten Geschichtschreiber der Gothen, Cassiodor-Jordanes und ihr Gewährsmann Chrysostomus, hätten sich von ihrer Zusammenschweißung der Geten und Gothen durch nichts so sehr sollen abhalten lassen, wie durch die hierarchische, priesterlich-prophetische Rolle, welche die Sage den Fürsten und Edlen der Geten beilegte. Denn dieß steht in grellem Widerspruche zu Allem, was wir ächtes von dem Priesterwesen der germanischen Heidenzeit im Norden und Süden gleichmäßig

wissen. Den Hausgebeten und Opfern stand der Hausvater, den öffentlichen Gemeindeopfern der Bezirksvorstand als Priester vor; die Opferstätte war im Norden zugleich Gericht- und Dingstätte, und auch in Deutschland stand das Priesteramt in enger Beziehung zu dem Rechts- und Strafwesen. Auf einen Zusammenhang zwischen Priestern und Dichtern deuten selbst im Norden die gesammten Quellen kaum in Einer fernen Spur. Gebete, Zauber- Segen- und Beschwörungsformeln zum Schutz oder zur Heilung befürchteter oder erlittener Uebel, Runensprüche zu Weissagung und Loos, vielfache Denkmale mannichfaltigen Aberglaubens sind im Norden wie im Süden weit verbreitet gewesen; sie sind das älteste was in die älteste Schrift, die Runen, übergegangen ist, die über alle deutschen Stämme von Schleswig bis Burgund, von England bis Dacien verbreitet waren. Wie es unter den kurzen Runensprüchen auf den zahlreichen Goldbracteaten aus dem 5.—8. Jh. solche Amuletinschriften heidnischen und christlichen Glaubens gibt, so sind auch in späterer Schrift einige schon ausgebildetere poetische Stücke von beiderlei Art in Deutschland erhalten, christliche die auf heidnische Unterlage zurückweisen, und rein heidnische, wie die erwähnten Merseburger Sprüche, der eine gegen Verrenkung, der andere gegen Haftfesseln. So hat man auch in sonstigen geistlichen Dichtungsresten aus den ersten christlichen Jahrhunderten vielerlei heidnische An- und Nachkläuge aufgespürt, worauf wir gelegentlich zurückkommen werden; was man darin von Stoffen nordisch-heidnischer Mythe hat auswittern wollen, ist weit zu bestreitbar, als daß eine Geschichte der Dichtung darauf eingehen könnte. Daß in dem oberdeutschen Fragmente eines Gedichtes, dem man den Namen Muspilli gegeben, in die Schilderung von dem Kampfe des Antichrist mit Elias Züge der nordischen Sage von Thors und Odins Kämpfen bei dem Weltuntergange eingespielt hätten, ist von J. Grimm behauptet, von Anderen geleugnet worden [7]; so wieder verfechten zwei

7) Müllenhoff in Haupts Zeitschrift 11, 381. Zarncke in den Berichten der k. sächs. Ges. der Wiss. 1866. S. 191.

schroff entgegengesetzte Meinungen[8]), die eine: daß in dem sog. Wessobrunner Gebete (dem kleinen Fragmente einer ältesten sächsischen, in dem bairischen Kloster wahrscheinlich umgeschriebenen Dichtung,) nordische Vorstellungen von den vorweltlichen Dingen, daß in ihm geradezu eine Liedstrophe der Völuspa selbst in der nordischen Form des Liodhahattr nachklinge; die andere: daß darin der Anfang einer Paraphrase der biblischen Schöpfungsgeschichte vorliege, und die zwar zum Heliand gehöre! eine dritte Meinung könnte dahin gehen, daß in der Thal drei poetische Schilderungen von einer ungeschaffenen Welt sich so weit wie hier geschieht unausbleiblich einander nähern werden. Wie verführerisch, nach einmal eingesogenem Vorurtheil, das Nachspähen nach heidnischen Ueberbleibseln wirkt, mag man an dem angestellten Versuche prüfen, auch in Ulfila's gothischer Bibelübersetzung solche Anknüpfungen an mythische Vorstellungen des Heidenthums zu entdecken[9]).

Das Ergebniß unserer nur andeutenden Betrachtungen über das Religionswesen unserer Vorfahren ist ein wesentlich negatives: daß wir uns aus den spärlichen Resten der römischen und christlichen Zeugnisse und aus den geringen erhaltenen Denkmälern heidnischer Ueberlieferung keinen irgend bestimmten Begriff von den mythischen Vorstellungen oder gar von einer Mythendichtung unserer ältesten Vorfahren zu bilden vermögen. Wir glauben es dem Historiker nicht gestattet, den kühnen Auslegungskünsten zu folgen, womit die Mythologen die Lücken der Ueberlieferung auszufüllen und in das Zusammenhanglose ein System zu bringen suchen. Die klarsten Denker unter ihnen sind längst geständig, der Mitwirkung der Phantasie, des Gemüths, der ahnenden Combination zu bedürfen, um Licht in die dunklen mythischen Regionen zu tragen: der Geschichtschreiber muß

8) Müllenhoffs und Wackernagels.

9) W. Krafft, Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern. Berlin 1854. 1, 267.

Digitized by Google

sich grundsätzlich der Beiziehung dieser Geisteskräfte entschlagen. An der mislichen Grenze, wo sich die mythologische Nyktalopie, und die philologisch-archäologische Mikroskopie von dem gesunden Menschenverstande oder von dem klaren Buchstaben der geschichtlichen Zeugnisse scheidet, muß er einhalten, auch auf die Gefahr hin, der Oberflächlichkeit oder Bequemlichkeit geziehen zu werden. Wenn wir, in dem Eifer jede hingeworfene Angabe der alten Autoren als ein Orakel zu deuten, über der Asciburg des Tacitus auf die Vermuthung fallen, der Römer habe schon die angelsächsische Sage von Skeaf gekannt, der in einem Schiffe (ask) schlafend ans Land getragen wird wie Ulyß nach Ithaca; wenn wir aus der Notiz über den Cultus der Alken, die Tacitus mit Castor und Pollux verschmilzt, die Kenntniß einer Hartungensage herauslesen, die zu den griechischen und arischen Mythen von den Dioskuren, von Açvinau und Divonapatas hinzutrete, was thun wir anders, als daß wir dem römischen Historiker unser weltumspannendes Wissen unterschieben, wie Er den Deutschen seine römischen Götter? Es fehlte nur noch, daß sich der literarische Betrug in diese Spiele der gelehrten Neugierde hineinmischte! Begrüßte doch J. Grimm in dem berüchtigten Schlummerliede[10]) den wunderbarsten Fund, in dem die seit Tacitus begrabene Tanfana erwacht sei! So wenig aber jene Deutungen fragmentarischer Sagenräthsel der geschichtlichen Wissenschaft eine sichere Bereicherung bringen, so wenig die weitauseinander verschlagenen systematischen Auslegungen der nordischen Mythenwelt, die zwar alle mit gleicher Sicherheit auftreten: die Ausleger fahren alle mit dem wunderbaren Schiffe Skidbladnir, das, sobald seine Segel schwellen, wohin es auch steuere, günstigen Fahrwind hat. Selbst die vorsichtigsten, die sich auf eine natursymbolische Deutung beschränken, gerathen bald in eine Uebertreibung und Einseitigkeit, die von J. Grimm schon weise gerügt

10) Von Jaffé als eine Fälschung Zapperts nachgewiesen in Haupts Zeitschrift 13, 496.

Digitized by Google

worden ist; die philosophischen vollends, die astronomischen, die chemischen Auslegungen (der Finn Magnussen, P. F. Müller und Trautvetter), welchen anderen Werth könnten sie haben, als die euhemeristischen des Saxo Grammaticus? Aus diesen Quellen muß der Geschichtschreiber zu trinken verschmähen, aus Furcht wie Odin bei seinem Trunk aus Mimirs Weisheitsbrunnen wenigstens Eines seiner gesunden Augen daran setzen zu müssen. Für ihn bleibt es, trotz den unermeßlichsten gelehrten Bemühungen, bei den Aussprüchen einiger wenigen vorsichtigeren Männer besonders unter unseren überseeischen Brüdern, die es sich einfach gestehen, daß wir in Deutschland, und so auch unter den Angelsachsen[11]), nur Trümmerhaufen übrig haben eines mythologischen Baues von unerkennbarer Gestalt, daß uns ein Plan zu seiner Herstellung gänzlich mangle[12]) und daß auch die Anstrengungen diesen Mangel durch Kunst zu ersetzen nicht gelungen zu nennen sind. „Man gewahrt, sagte Geijer, einen Tempel, darin die Gelehrsamkeit sich selbst vergöttert; allein die Stimme des Volkes ist nicht vernommen."

Seit dieß geschrieben ward, ist allerdings durch ein neues Geschlecht von Mythenforschern auch diese Stimme des Volkes vernommen, d. h. ins Verhör genommen worden; wie weit sie gehört worden ist, ist für uns eine andere Frage. Die erste Entdeckung J. Grimms von dem Niederschlag alter Göttermythen in den Volksmährchen war der beneidenswerthe Blick des Genies; was seitdem in der weiten Welt geschehen ist, diesen Bodensatz aufzurühren, um in jedem Ammenmährchen Quellen des alten heidnischen Götterglaubens zu entdecken, das, in seiner großen Masse, kann ein ernster Mann kaum mit weniger Widerwillen ansehen, als die Urkundensammlungen zu Justinus Kerners Geisterseherei: Trug und Selbstbetrug verblendete da wie dort die Klügsten, der Wahn und Wahnwitz ward zu einer Mode, die

11) Vgl. Cädmon ed. Bouterwek. Elberfeld 1849—54. I. p. XLV. ff.
12) Thorpe, northern mythology. Lond. 1851.

Mode zu einem guten Geschäfte und die sinnloseste Unkritik waltet in einer Materie, die, in sich selbst entblößt von sicheren Kriterien, schwer controllirbar ist, und leider auch uncontrollirt bleiben wird, weil kein planer Kopf unternehmen möchte, die Natur der Quellen dieser Forschung oder auch die Natur dieser blendenden und geblendeten Forschung selber aufzudecken. Es gibt keine Geistesneigung, die epidemischer ansteckt als Aberglauben; wenn Sprüche, Räthsel, Schwänke, Anekdoten, Novellen und Geschichten aus allen Zeiten in alle Räume unter alle Völker sich ausgebreitet haben, so ist nichts erklärlicher, als daß auch die Miasmen des Aberglaubens noch viel weiter durch alle Poren primitiver Bildungen drangen. Was aber soll bei dem Zerlegen der schwirrenden Schatten dieser Wahnbilder herauskommen, die bei jedem Versuch des Ergreifens unter den Händen zerrinnen, und die noch dazu in den widersprechendsten Gestalten spielen müssen, wenn es doch die Anatomen gibt, die bei ihrer Zersetzung des mythischen Blutgerinsels gradehin erklären, daß das Ueberspringen in vollständige Gegensätze bei Einerlei Gegenstand in der Natur dieser Wahnschöpfungen gelegen sei; wo sie denn „in mythologischer Betrachtung" Brunhilde und Krimhilde, und Siegfried und den Drachen nur für zwei Seiten von je einerlei Wesen erklären! In vereinzelten Fällen, an abgelegenen Orten, mögen sich wohl altmythische Züge in Mährchen fortgepflanzt haben, obwohl nicht in Island einmal, dem Vaterlande der Edda, die man dort freilich so schwärmerisch nicht verehrt wie unter unseren Mythologen, Göttersagen im Volksmunde erhalten sind. Welche sicheren Ergebnisse aber sollen aus dem willkürlichsten Zusammenstellen der entferntesten Sagenähnlichkeiten erzielt werden bei einer Methode, welche die erste aller anzustellenden Erwägungen gänzlich bei Seite läßt: daß die gleiche Natur der Einbildungskraft nach den ähnlichen Bedürfnissen des menschlichen Geistes aus ähnlichem Stoffe die ähnlichen Trachten des Aberglaubens zu allen Zeiten und an allen Orten erschaffen kann und wird! Geht man freilich einmal von der Voraussetzung aus, daß hinter allen Kunzen und Gunzeln, von denen

die Amme erzählt, etwas von Göttersage stecken möge oder müsse, so ergibt sichs von selbst, daß man in jeder Hexe des Mährchens, in jedem dummen Teufel der Legende, in jeder Figur des Volkslieds, und vollends der Heldensage Götter und Göttinnen vermuthet. Man sucht dann die Riesin Gridh in der schwarzen Grete; man sieht die sächsischen Mädchen des Handwerksburschenlieds auf der Uresche und Ulme wachsen, aus welchen Odin die ersten Menschen erschuf; man erkennt den Vater des Tages Dellingr und seinen Kampf mit der Nacht in dem Türkenschläger Döllinger des Volksliedes wieder; und daß in dem heute lebenden erleuchteten Verneiner der päbstlichen Unfehlbarkeit derselbe heidnische Lichtteufel sein Unwesen treibe, das werden die römischen Theologen noch schneller ausfinden als unsere Mythologen. Weil die heilige Ursula ursprünglich Pinnosa hieß, und Pinn in Kölner Mundart einen Stachel bedeutet, so steckt die Walkyre Brunhilde dahinter, die der Schlafdorn in Schlummer versetzte! Die zwei Hauptgötter vollends sind heute in der Christenwelt noch eben so mächtig wie in der Heidenzeit. Im Däumling des Kindermährchens findet man den in Hymirs Riesenhandschuh versteckten Thor wieder; der starke Hans, der die Glocke auf den Kopf stülpt, ist kein Anderer als derselbe Anse mit dem großen Kessel auf dem Haupt! und wenn die Schwaben vom Hageln sagen: „es kitzibommlet“ (es wirft Ziegendreck), so wissen die vergeßlichen Thordiener nur nicht, daß sie von Thors Böcken reden, die in zackigen Blitzsprüngen von Berg- zu Bergspitze springen! So wittert man den Wanderer Wodan in jedem Reisenden aus, selbst in dem wandernden Juden; ja in dem Knüppel aus dem Sack des Kinderspiels hat man Wodans Speer entdeckt! Nichts ist in dieser Lehre von dem ewigen Heidenthum ausgemachter, als daß in der Sage von dem wilden Jäger von keinem Andern als von Wodan die Rede ist, die doch aus lebendigen Verhältnissen selbständig aufgeschossen, weithin übereinstimmend in der handgreiflichsten Absicht die verderbliche Jagdwuth geißelt! Ist man doch so weit gegangen, im Ulfilas, weil er das Beiwort vods für besessen braucht,

herauszufinden, daß schon Er den Wuotan zu dem wüthenden Geiste gemacht habe, der die Besessenen ergreift und daß nach seinem Vorgang Wodan bei allen deutschen Stämmen zu dem Anführer des wilden Heeres geworden sei! Wenn der Geschichtschreiber an dergleichen neuen Bereicherungen der alten Mythendichtung aus dergleichen Weisheit schweigend vorübergeht, so wird er sich wohl nicht weiter zu rechtfertigen haben. Wir reden in der Dichtungsgeschichte nur von solchen poetischen Geisteserzeugnissen, die in schriftliche Urkunden übergegangen sind. Wären selbst die Ausgeburten des deutschen Volksaberglaubens in solchen Urkunden ächter älterer Ueberlieferung erhalten, selbst dann würden sie das Interesse der Dichtungsgeschichte nur in Ausnahmsfällen tief erregen können. Wenn ein großer Poet in die dunkle Wahnwelt des Haufens mit dem zündenden Funken seines Geistes eine reizende Helle wirft, wenn ein poetischer Seher wie Shakespeare den öden Vorstellungen von Schicksalsgöttern Elementargeistern und Nachtelfen die fruchtbarsten Ideen entlockt, dieß ist würdiger Stoff für den Erforscher der Dichtung und ihrer Geschichte, nicht die formlose Mährchenerzählung, die im Munde der Menge und in den Winkeln des Aber- und Kinderglaubens den ganzen Kreis ihrer Ausbildung durchlaufen hat.

Wir wenden uns nach diesen Erörterungen über die muthmaßliche Dichtung religiös-mythischer Art unter unseren Vorfahren zu dem angebauteren Gebiete ihrer weltlich-historischen Dichtung herüber. Auch über ihre ersten Anfänge danken wir fast die einzige Kunde dem Tacitus. Zunächst erwähnt er die Schlachtgesänge der Germanen seiner Zeit. Nachts vor dem Kampfe erscholl in ihren Lagern Lärm und Gesang; unter dem Gesang der Männer erfolgte der Angriff und unter dem Geheule der Weiber. Eine eigene Art von Schlachtliedern waren die, durch deren Vortrag, den man Barditus nannte[13], der Muth entzündet wurde und aus deren Klang man den

13) Germ. c. 3. Barditus vom nordischen bardhi Schild. Die baritus lesen, leiten es von dem altfriesischen barja, schreien, her.

Digitized by Google

Erfolg des Kampfes wahrsagte: es war ein wildes, durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes Getöse, aus dessen Stärke leicht auf den Ausgang der Schlacht zu schließen war. Solch ein wildfröhlicher Gesang war auch bei ihren Gelagen üblich[14]. Lieder dieser Art mußten wohl am ersten verschwinden. Es hätten sich denn Fremde finden müssen, die so viel Sinn für diese junge Volksdichtung und so viel Sprachkenntniß gehabt hätten, um sie aufzuzeichnen. Und Schade ist es, daß uns kein näher mit den Deutschen beschäftigter Römer etwas von diesen Dingen aufbewahrt hat; sollte Ovid die barbarische Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verse daraus übersetzt, statt spielend deren zu machen! Aber freilich welchen Geschmack sollten die Römer an deutschen Liedern finden, die dem Einen wie das Geschrei kreischender Vögel lauteten, während der Andere sich vor der Härte der bloßen deutschen Berg- und Völkernamen entsetzte! Hat doch so spät noch selbst Otfried den Klang deutscher Worte zwischen den lateinischen zum Lachen abstechend gefunden!

Am merkwürdigsten wäre unstreitig für uns, wenn uns auch nur ein näherer Bericht über die Volksgesänge eines historischen Inhalts wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja selbst, daß die Griechen, in deren Händen die Literatur war, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin waren, den noch lange Jahre nach seinem Leben die Lieder der Deutschen besangen. Dies ist das erste unter den Zeugnissen, die wir über die Anfänge des episch-historischen Volksgesangs deutscher Stämme besitzen, und gewiß das unverdächtigste, zu dessen Bezweiflung nicht der geringste Anlaß vorliegt. Die Vermengung eines dunkeln Heroen Irmin mit dem geschichtlichen Armin anzunehmen, hieße die reinste Freude an der klarsten geschichtlichen Ueberlieferung trüben; und es wäre dies gleich in einem ersten Beispiele ein Uebergriff der mythologischen Deutung in die helle Geschichte, der kaum durch ein Gegenbeispiel der historischen Deutung von Mythen

14) Tacit. annal. 1, 65.

aufgewogen wäre, deren man sich auf der anderen Seite schuldig gemacht hat.

Daß der ähnliche Volksgesang von einer mehr oder minder unmittelbar geschichtlichen Natur in allen deutschen Stämmen herrschte, läßt sich aus der Geschichtssage fast jedes deutschen Volkes darthun. So erhält man aus Jordanes' Werkchen über Ursprung und Thaten der Gothen[15] den Eindruck, daß in seinem Gothenvolke, mit dessen Königsgeschlechte, den Amalern, er verwandt war, unmittelbar nach jedem bedeutenden Ereignisse der Liederquell frisch aus dem Boden der Gegenwart aufsprang. Theodorichs Leiche ward (Jordan. c. 4.) mit ehrendem Liede vom Schlachtfeld getragen, und über dem todten Attila erschollen Gesänge. Und so lebte auch die Vergangenheit im Andenken der Dichtung fort: in die Schlacht gehend sangen die gothischen Krieger mit rohem Geschrei den Preis ihrer Ahnen; vor den edlen Fürstengeschlechtern der West- und Ostgothen aber, den Balthen und Amalern, wurden die Thaten der Helden zum Kitharspiele gesungen. Gleich in den Anfängen des vom Norden auswandernden Volkes bezeugt Jordanes von den alten Liedern über Filimers Zug ausdrücklich den fast historischen Charakter, wiewohl grade dort seine magre Erzählung mythisch-wunderhafte Bestandtheile durchblicken läßt. Von den einzelnen Helden, deren Thaten die gothischen Lieder feierten, nennt Jordanes beispielsweise die Etharparmara, Hamala, Fridigern und Widigoia, in welchem letzteren man den Wittich der späteren Heldendichtung vermuthet; er war einer Nachstellung der Sarmaten erlegen, so wie Fridigern, der neben ihm genannte, von einer treulosen Nachstellung des römischen Feldherrn Lupicinus in Marcianopel

15) Das Büchlein, um 551 geschrieben, entstand aus flüchtigen, früher in andern Zwecken gemachten Auszügen aus der verlorenen Gothengeschichte von Cassiodor (533); und leider fehlen uns zur Vergleichung, außer Ammianus, alle ächt geschichtlichen Quellen, die skythische Geschichte des römischen Kriegsmanns Dexippus und dessen muthmaßlicher lateinischer Bearbeiter Ablavius, so wie das Werk seines Fortsetzers Eunapius Τὰ μετὰ Δέξιππον. Vgl. Wattenbach, deutsche Geschichtsquellen ed. 2. 1866. p. 48 f. und die dort angeführten Schriften.

bedroht war, aus der er sich durchschlug: eine Scene, die, geschichtlich wie sie ist, eine poetische Wirkung zu machen wohl geeignet war. Dieses Abenteuer fällt in die Zeit, da die Gothen von der großen hunnischen Flut (a. 375) überwälzt und in einen Völkerkampf um ihr Dasein gestürzt wurden, der für die Geschichtsdichtung ein Saatfeld von großer Ergiebigkeit ward, während ihre früheren Thaten, als sie in kühnem Andrang (237—69) das römische Ostreich zu Land und See, bis in die Krim, bis Kappadocien und den Peloponnes hin erschütterten, in der Sagengeschichte gänzlich vergessen sind. Der erste Schlag der Hunnen traf den greisen Hermanrich, der im Stile der römischen Machthaber eine weite Völkerherrschaft begründet, zuletzt noch nach einem großen Blutbade die Heruler unterworfen hatte, nun aber von den Hunnen überzogen nach vergeblichem Widerstande sich verzweifelnd den Tod gab. Dieß Ereigniß, das Ammian[16]) in aller historischen Einsilbigkeit erzählt, ist bei Jordanes (c. 24) schon ganz sagenhaft ausgesponnen: der durch die hunnischen Erfolge argwöhnisch gemachte Hermanrich läßt ein Weib aus dem treulosen Geschlechte der Rosomonen, Suanihilde, wegen trügerischer Entweichung ihres Gatten von Pferden zerreißen, wofür ihn ihre Brüder Sarus und Ammius rachedürstend verwunden; diese Wunde und der Gram über seine stürzende Macht bringt dem Manne den Tod, den man mit Alexander verglichen hatte und der nachher ein Mittelpunct der germanischen Heldensage ward. Diese Wendung scheint erst nach dem Untergange der Ostgothen eingetreten zu sein, da Cassiodor in einer merkwürdigen Stelle seiner Urkundensammlung (Var. 11, 1.), wo er fast allen Fürsten des Geschlechtes der Amaler, vielleicht auf dichterische Sagen hindeutend, irgend ein Ruhmeszeugniß gibt, den Hermanrich allein nicht erwähnt, wohl nicht blos darum, weil der Makel blutdürstiger Grausamkeit auf ihm ruhte. Gleich nach Hermanrichs Tode scheint die Sage reiche Stoffe aus den geschichtlichen Ereignissen gezogen zu

16) Ammiani Marcellini rerum gestarum lib. 31, 3.

Digitized by Google

haben, mit welchen die (freilich höchst arme) Geschichtserzählung bei Ammian (31, 3—5.) nicht zu vereinigen ist. Cassiodor erwähnt nachdrücklich (Var. 8, 9.) der edlen That „des in aller Welt besungenen Gensimund", der von Hermanrichs einzigem (vor dem langlebenden Vater gestorbenen) Sohne Hunimund zum Waffensohne war angenommen worden und der nun, von dem Volke zur obersten Gewalt berufen, die Herrschaft edelmüthig den unmündigen Erben der Amaler erhielt [17]), indem er mit kluger Fügsamkeit in die Umstände dem Eide und Bündniß mit den Hunnen treu blieb, an deren Seite denn auch nachher noch die drei Amaler Theodemir, Walamir und Widemir bundestreu in den catalaunischen Feldern unter Attila fochten. Diese Züge der Geschichte erklären hinlänglich, warum nachher der große Theodorich, Theodemirs Sohn, immer in dieser treuen Abhängigkeit von den Hunnen in der deutschen Heroendichtung erscheint, die im Laufe der Zeit den älteren Träger der Gothensage, Hermanrich, an Theodorichs Seite und in das Verhältniß rückte, das geschichtlich die griechischen Kaiser in seinem Ringkampfe mit Odoacer eingenommen haben. Wie sich die spätere Dietrich-Sage schrittweise aus den wirklichen Verhältnissen der Geschichte entwickelte und ablöste, läßt sich an einzelnen verknüpfenden Fäden beobachten. Theodorichs Kämpfe mit Odoacer waren eingeleitet durch den Krieg, in welchen der letztere mit den Rugiern verwickelt war, aus deren Königsfamilie Friedrich Feva's Sohn bei Theodorich Zuflucht und Beistand fand, dann aber während der langen Belagerung von Ravenna von ihm abfiel: Ereignisse, in welchen die späteren Sagen von der Treulosigkeit einzelner der Recken Dietrichs und von den unglücklichen Kämpfen, die ihn ins Elend trieben, ihre Wurzel haben mögen. Nur Ein Jahrhundert hinter den Vorgängen der wirk-

17) Die verwirrte Darstellung dieser dunklen Geschichten bei Jordanes hat Bessell (Art. Gothen in Ersch u. Grubers Encyclopädie) scharfsinnig zu entwirren gesucht.

lichen Geschichte wissen die Gesten des Königs Theodorich [18] schon von einer Niederlage Theodorichs durch Odoacer und seiner Flucht nach Ravenna, wo ihn seine Mutter mit Vorwürfen empfängt, beschämt und stachelt zur Erneuerung des nun siegreichen Kampfes. Mit Recht hat man [19] aufmerksam gemacht, wie dieß schon ganz den Charakter des spornbedürftigen Dietrich der späteren Sage begründet; so wie in derselben Erzählung jener Gesten sein Zweikampf mit dem Avaren Xerres, den er als Sieger besteht, entläßt und eben dadurch an sich kettet, die ähnlichen Kämpfe, durch die er sich in der Sage seine Recken gewinnt, schon vorgebildet sind, ja wie in einem Ptolemäus, den dieselbe Quelle dem Theodorich zu einem treuen Rathe gibt, durch den er zweimal aus den Ränken des griechischen Hofes gerettet wird, bereits der alte Hildebrand der Sage — selbst dem Namen nach — bezeichnet scheinen könne.

Ist der gothische Liederstoff bei Jordanes nur gar zu geschichtähnlich, dürr und gerippenartig, so liegt dagegen noch eine frische poetische Farbe über den langobardischen Geschichten, die Paul Warnefrids Sohn († 799), ein Langobarde aus edler Familie, in seinem Alter auf Montecasino verfaßte. Die Langobarden, ein kleiner in sich geschlossener Stamm, nicht wie die Gothen in viele Theile getrennt, auf ihrem Zuge nach dem Süden beisammen gehalten, nicht gleich, wie jene, durch weitläufige Eroberungen zersplittert und der ausgebreitetsten Besitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römische wie jene, sondern wild, zerstörend, mit dem römischen Element in steter Feindschaft, hielten eine üppigere Sagengeschichte voll der schönsten Züge fest. Wir haben freilich auch zur Vergleichung mit Pauls Erzählung oder seiner nächsten Quelle, der kurzen Schrift von der Langobarden Herkunft (Ende 7. Jh.) in dem

18) Mone, Anzeiger 4, 10. 7, 355. Oder im Fredegar bei Canisius lect. ant. ed. Basnage. 2, 188.

19) Uhland in der Germania 1, 337.

Vorworte zu König Rotharis' Gesetzbuch, weder wirkliche Reste der Sagendichtung, noch irgend eine bedeutende reine, vom Einfluß der Sage noch unberührte Geschichtsquelle übrig [20]); allein schwerlich wird man irgend Jemanden erst überreden müssen, daß einerseits eine Menge Stellen in Pauls Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateinischen Vortrag anzieht, daß andrerseits ächt geschichtliche Unterlagen der Sagen fast nirgends zu bezweiflen sind. Der Anfang der Erzählungen trägt noch in dem Geschichtchen von Wodans Belistung mit den Langbärten einen fremden, nordischen Anstrich des Wunderbaren, an die Göttermythe Angelehnten, genau so wie der Anfang der Gothensagen bei Jordanes. Sobald aber der vorrückende Zug in hellere Gegenden Deutschlands kommt, so erkennt man hier sogleich, wie unzählige Male in den alten Geschichten zwischen Griechen und Orientalen, daß ein besonnen und verständig beobachtendes Volk einen geschichtlichen Stoff auch in der poetischen Behandlung noch der Wahrscheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Wir wählen zum Beispiel die Geschichte der Besiegung der Heruler (um 510), aus deren abweichender Darstellung bei Procop (de bello Got. 2, 14.) man schließen kann, daß diese Gesänge auch unter anderen Stämmen verbreitet waren, da beide Darstellungen, weil sie beiden Gegnern nicht zum Ruhme gereichen, nicht füglich weder unmittelbar aus langobardischem noch aus herulischem Munde geflossen sind. Die Erzählung Pauls ist diese: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürsten Rodulf. Die Ursache ihres Zwistes war diese: Ein Bruder Rodulfs war als Gesandter bei Tato gewesen; als er bei seinem Abzuge vor dem Hause von Tato's Tochter Rumetrude vorbeiritt, fiel dieser sein reiches Gefolge auf, und da sie auf ihre Frage erfährt, wer er ist, läßt sie ihn ein-

20) Die langobardische Geschichte des Bischofs Secundus von Trient († 612) ist verloren. Vgl. Bethmann, Paul Diaconus' Leben u. Schriften, in Pertz' Archiv t. X.

laden, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt sich vom Muthwillen verleiten, über seine winzige Gestalt zu spotten; der Mann gibt ihr ihre Hohnreden zurück, und sie, indem sie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbirgt, lädt ihn zum Sitzen ein und läßt ihn dann meuchlerisch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage sitzt er sorglos und des Sieges sicher im Zelte am Spielbret, läßt einen der Seinigen auf einen Baum steigen, ihm den Gang des Treffens anzusagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Langobarden siegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht sieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirst! Erschrocken fragt ihn der König: Fliehen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, sondern Du o König hast es gesagt. Nun stürzen die Langobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier Form und Weise der dichterischen Darstellung verkennen? Oder wer liest bei Paul die Geschichten von Alboins Jugendthaten und Ritterschlag, über den noch zu Pauls Zeiten die Sagenlieder unter Baiern, Sachsen und anderen Stämmen umliefen, oder die grausige Sage von Rosimunde, wer die liebliche Werbung des Autharis um Theudelinde, die Feindschaften zwischen Grimoald und Bertarit, die Nachstellung Cuniberts gegen Aldo und Grauso, den Tod des Ferdulf, ohne in allen diesen hochpoetisch gefärbten Stücken auf die vortrefflichsten Romanzen durchzublicken, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß ist, als daß ihr Inhalt für reine Geschichte gelten könnte. Ueberall ist in diesen Erzählungen, selbst wo sie an die scandinavischen Sagen erinnern, nicht zu verkennen, daß Planheit und geschichtliche Klarheit sie auszeichnen, daß sie nach Inhalt und Vortrag ganz verschieden sind von den nordischen Sagen bei Saxo Grammaticus, ähnlicher der Weise Wilhelms von Malmesbury, dessen Liederstoff an Frische dem bei Paul übrigens

nicht gleich kommt. Die poetische Sage der Langobarden blieb selbst nach dem Falle des Volkes noch lange lebendig. Im Anfang des 11. Jhs. erzählt die Novaleser Chronik[21], schon weit kühner von der Geschichte abgelöst, den Verrath Pavia's durch die in Karl verliebte Tochter König Desiders, so wie das Abenteuer von der Knochenmahlzeit des jungen Adelgis, des riesigen landflüchtigen Sohnes Desiders, an Karls Tafel und den Tausch von Beider Armspangen: Sagen die bereits ganz den romantischen Charakter der karolingischen Mähren an sich tragen. Etwas früher erscheint in der Chronik von Salerno (bis 974) der Geschichtschreiber Paul sogar selbst in die Sage gezogen. Er wurde nach einem Aufstand gegen die Franken in seinem Geburtslande Friaul (776), in den seine Familie verwickelt war, durch eine poetische Verwendung für seinen gefangenen Bruder dem Sieger Karl bekannt und von ihm ehrenvoll an seinen Hof gezogen. Der Sage nach aber sollte er dem König dreimal nach dem Leben getrachtet haben, ohne daß sich Karl zu einer Rache an dem geschätzten Dichter und Geschichtserzähler hätte reizen lassen.

Eine ähnlich übersichtliche Erzählung von Geschichtssagen, wie bei Gothen und Langobarden, fehlt uns von den Franken, dem kriegerischsten aller deutschen Stämme, der die ungeheuren Fluten der Völkerwandrungen wie auf einem unzerbrechlichen Damm gelagert überdauerte, der in seinen ersten festen Sitzen in dem Lande um Maas und Mosel verharrend, sich von diesem heimatlichen Boden nicht mehr ablöste, sondern an ihm haftend wie an dem Grunde seiner Kraft hier zuerst eine dauernde Volks- und Staatsordnung gründete, von hier aus die gleichartigen deutschen Stämme in dem Kerne des Festlands, Alemannen Burgunder Thüringer Langobarden und Sachsen unterwarf, und gegen Ost- und Westgothen, Römer und Hunnen, Basken und Mauren, Bretonen und Normannen fast immer siegreich stritt. Der sächsische Poet, der (Ende 9. Jhs.) Einharts Annalen in

21) Monumenta Germaniae hist. SS. 7, 73. 3, 10.

Verse brachte, bezeugt ausdrücklich[22], daß auch unter den Franken ihre thatenberühmten Helden, Merowingischen wie Karolingischen Geschlechtes, im Volksgesange gefeiert wurden. Daß wir aber von diesen Liedern in der ältesten fränkischen Geschichtschreibung nicht einmal einen leidlich zusammenhängenden Prosaabklatsch besitzen, das lag an der ganz verschiedenen Stellung, die dieses Volk seit Chlodovechs Taufe zu der alt- und neurömischen Welt einnahm. Die katholische Orthodoxie und die wenn nicht gottesfürchtige, so doch Gott fürchtende Sorgsamkeit selbst der gottlosesten Merowingischen Könige für die Kirche machte die Franken, im Gegensatze zu den Arianischen Ketzern, den Gothen und Langobarden, in den Augen des Klerus zu dem erwählten Volke unter den Deutschen; und damit hing denn zusammen, daß sie mit der romanisirten Bevölkerung Galliens, verträglicher als die Langobarden, in engere staatliche, gesellschaftliche, selbst geistige Cultur-Verbindung kamen: daher die eigenthümliche Erscheinung vorliegt, daß hier die Reste römischer Literatur die Zeiten der rohesten Verwilderung unter den Merowingern hindurchreichen und die lateinische Dichtung sich der Stoffe der barbarischen Geschichte bemächtigte, daß — während unter Gothen und Vandalen die Könige als Sänger eigner oder fremder Thaten in eigner Sprache gehört wurden — sich hier ein Scheusal wie Chlodovechs Enkel Chilperich mit lateinischen Versen abquälte. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich, daß der älteste Geschichtschreiber der Franken, der Bischof Gregor von Tours († 594), ein Mann von römischer Abkunft, im biblischen Stile mehr eine kirchlich als volksthümlich gefärbte Frankengeschichte schrieb, in der er sich so leichtgläubig für Wunder und Legenden wie nüchtern ungläubig gegen die weltliche Volkssage bewies, im schroffen

22) Poeta Saxo in Mon. SS. 1, 268.
Est quoque jam notum, vulgaria carmina magnis
laudibus ejus avos et proavos celebrant:
Pippinos, Carolos, Hludowicos et Theodricos
et Carlomannos Hlothariosque canunt.

Digitized by Google

Gegensatz zu dem Langobarden Paul, der eben so legendenscheu wie empfänglich für die Geschichtsdichtung des Volkes war. Als später (um 660) ein burgundischer Chronist, der sog. Fredegar, und der neustrische Verfasser der weitverbreiteten gesta Francorum (Anf. 8. Jhs.) in die Lücke eintraten und mancherlei Sagenberichte über die Anfänge der Franken nachtrugen[23], waren diese bereits mit gelehrten Zuthaten und Erfindungen versetzt: oben an steht die Fabel von der trojanischen Abkunft[24], mit der schon Gallische Stämme den Ehrgeiz gehabt hatten sich den Römern gleichzustellen[25], und die dann auf die Franken übertragen eine Art volksthümlicher Geltung und Verbreitung erlangt hat. Wie kalt indessen Gregor gegen die fränkische Volkssage war, doch liegt auch bei ihm ein großer Schatz geschichtlicher Dichtung vor, obgleich er ihr, z. Th. nachweislich, ihre üppigsten Schößlinge beschnitten hat. Ein Doppelkreis von Merowingischen Sagen theilt sich in zwei Gruppen, die von den Thaten der Söhne Chlodovechs und seiner Enkel, der Söhne Chlothars I, handeln, die zweite auf innere Familienzerwürfnisse eingeschränkt, die erste durchbrochen durch die Schreckenssagen von dem Untergang der durch die Franken besiegten Stämme. Außerhalb und jenseits dieser Gruppen liegt wie ein tragisches Vorspiel der Fall des ersten rheinburgundischen Reiches durch die Hunnen. König Gundahar, in der Geschichte nicht durch Thaten aber doch durch das beste urkundliche Zeugniß mit seinen Verwandten Gibich Godomar und Gislahar bezeugt[26], ward nach der Chronik des sog. Prosper (ad a. 435),

---

23) Beide bei D. Bouquet, recueil des historiens de France. Tom II.

24) Vgl. K. L. Roth, die Trojasage der Franken. Germania 1, 14. Zarncke, über die Trojanersage der Franken. In den Berichten der k. sächs. Ges. der W. 1866. p. 257.

25) Die Verbindung, in die bei einem fränkischen Kosmographen, dem sog. Ethicus Hister (ed. Wuttke, 1853.), der Eponyme Francus mit einer Gottheit der Arverner, Vassus, gebracht ist, legt die Vermuthung nahe, daß die Trojasage von den Arvernern einfach auf die Franken übertragen ist.

26) Lex Burgund. tit. III.

Digitized by Google

nachdem er durch Aëtius im Kriege gebeugt worden war und den erbetenen Frieden erhalten hatte, bald nachher (437) durch die Hunnen mit seinem Hause und Volke vertilgt; ein Ereigniß, das dann schon in der römischen Geschichte des Paul Diaconus, in einer Zeitenverschmelzung wie sie sich die Sage in ausgreifendster Weise erlaubte, mit den spätern Siegen und Einfällen Attila's in Verbindung gebracht ist, dem hier die Vernichtung dieses Reiches zugeschrieben wird. Die Trümmer des Volkes wurden 443 vom Rhein an den Rhone verpflanzt, wo Genf der Sitz eines neuen Herrscherhauses ward, an dessen Familiengreuel die Sage den Untergang dieses Geschlechtes und dieses zweiten Burgunderreiches durch die Merowinger knüpft. Der Burgunderkönig Gundobad tödtet seinen Bruder Chilperich und dessen Gattin, und weist eine ihrer beiden Töchter, Hrothehild, vom Hofe, die andre ins Kloster[27]. Um Hrothehilde wirbt K. Chlodovech, bei Gregor in einfachem Vorgange; bei Fredegar (c. 18—20) aber ist die Werbung schon zu einem Romane im Stil der deutschen Sagen geworden: Chlodovechs Bote lenkt als Bettler verkleidet die Aufmerksamkeit der Christin Hrothehilde bei ihrem Kirchengange auf sich und weiß dann seine Werbung zu bestellen und der Braut den Verlobungsring zurückzulassen. Wie die Sage hier die Vorbereitung des Untergangs der Burgunder an die Heirath Chlodovechs (492—3) anknüpft, so an seine Geburt die Vorbereitung des Untergangs der Thüringer. Nach Gregor (2, 11) hatte Chlodovechs Vater Chilperich vor den Franken, die über sein unzüchtiges Leben erbittert waren, nach Thüringen flüchten müssen. Ein treuer Hausmeier[28], eine

27) So erzählt Gregor 2, 28 mit den Worten der fabelhaften gesta Francorum, mit welchen er aus Einer Sagenquelle schöpft, nur das Augenfällige der Erfindung abstreifend, nicht die Sage selbst. Bei Fredegar sind die Unthaten Gundobads, die nach neuer Forschung (Binding, Gesch. d. burgundisch-romanischen Königreichs. 1868. 1, 115) der geschichtlichen Begründung entbehren, noch dahin erweitert, daß er auch zwei Söhne Chilperichs enthaupten und in einen Brunnen werfen läßt.

28) Den Namen (Viomad) liefert Gregorii Turon hist. epitomata cap. 11.

Digitized by Google

stehende Figur in den späteren Sagen, beschwichtigt die Gemüther, und ruft den König nach acht Jahren in die Heimat aus Thüringen zurück, von wo ihm die Frau seines Schützers Bisin, in seine Tüchtigkeit verliebt, auf dem Fuße nachfolgt. Mit ihr erzeugt er Chlodovech († 511), von dessen vier Söhnen der älteste, Theoderich, von einem Kebsweibe, der missethätige Rächer an den Missethaten der Söhne Bisins, die drei übrigen, von der burgundischen Hrothehilde, die Rächer an den Missethaten der Verwandten ihrer Mutter werden sollten. Es ist auffallend, daß die Sage an die Person des siegreichen Chlodovech, des gefeierten Helden der Kirche, des Erstbekehrten der Sicamberfürsten, grade nur diese Vorspiele der Thaten seiner Nachkommen angeknüpft, nichts über seine eigenen Kriegswerke berichtet hat. Der Bastardsohn Theoderich hatte noch bei Lebzeiten und auf Anstiften des Vaters den letzten König der Ripuarier, Sigibert, auf einem Ritt aus Köln über den Rhein, in dem Buchonischen Walde (um 508) durch Ausgesandte ermorden lassen. Von seinem Sohn Theudebert verzeichnet Gregor (ad a. 515) einen sagenberühmten Sieg über die Dänen, deren König Chochilaich er im Seetreffen tödtete: dieser Schlag, ein erster stärkerer Zusammenstoß, scheint es, der Franken mit den Normannen[29], muß einen großen Eindruck bei den Nordvölkern gemacht haben, da in dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf von dieser Niederlage der Normannen die Abgunst der Merowinger hergeschrieben wird, von denen man einen längeren Krieg befürchtete. Bald nach diesem Siege boten sich dem Theoderich in den Trauerspielen des Thüringer Königshauses die Anläße zu Einmischung und Eroberung. Er trat mit dem schrecklichen Herminfred, Bisins Sohn, in Verbindung, um ihm, der bereits seinen Bruder Berthar getödtet hatte, erst bei der Niederwerfung eines zweiten Bruders Baderich behülflich zu sein, dann ihn selbst mit Krieg zu überziehen und den treulos nach Zülpich gelockten ermorden zu lassen (524).

29) Gregor kennt Dänen nur an dieser Einen Stelle.

Diese Erzählung Gregors (3, 4. 7. 8.) erscheint im 10. und 11. Jh. bei Widukind und in den Quedlinburger Annalen in ganz anderer Gestalt[30]. In dem Kriege mit Irminfred muß sich dieser, zugleich von den Sachsen bedrängt, mit den Franken setzen und ihnen Thüringen überlassen; den Unterhändler dieses Friedens, den tapferen Iring, besticht Thiadrich, seinen König Irminfred zu tödten, worauf ihn dann der Mordstifter als einen Frevler verbannt, dafür aber selbst von Iring erschlagen wird. Widukind leitet die Benennung der Milchstraße mit dem Namen Irings von der Bedeutung dieser Sage her, die in verwirrter Ueberlieferung die beiden Namen der Thüringer bis in das Niblungenlied forttrug, wozu eine alte Schrift über den Ursprung der Sueven[31]) einen verknüpfenden Faden bietet, die den Irminfred nach einem nächtlichen Ueberfall zu Attila fliehen läßt. Der Eindruck des geschichtlichen Ereignisses war stark genug, daß es den Freund Gregors von Tours, Venantius Fortunatus, bewog, im Namen der frommen, ihm befreundeten Tochter Berthars, Radegunde, den Fall Thüringens, den er dem Sturze Troja's verglich, zu besingen[32]); nur daß er leider in seinen an Sachen armen, an pathetischen Phrasen reichen Versen nichts von den Gaben des Sidonius Apollinaris besaß, der in seinen Briefen und Gedichten in Charakteristik der Völker und Helden deutscher Abkunft eine große Meisterschaft bewährte. — Wenige Jahre nach dem Untergange Thüringens durch den Bastardsohn Chlodovechs folgte der der Burgunder durch seine Söhne von Hrothehilde. Nachtragend seit langen Jahren, in der

30) In der Quedlinb. Chronik (Anf. 11. Jhs.) heißt der Bastard Chlodovechs, dessen drei ächtbürtige Brüder sie kennt, zum Unterschied von dem Amelungen Dietrich: Hugotheodoricus, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone. Diese waghalsige Erklärung des Namens schließt nicht aus, daß hier wie selbst schon bei Widukind (um 967), der den Vater des Bastard Thiadrich gradezu Hugo nennt, eine Verherrlichung der eben aufsteigenden Capetingischen Hugonen (Hugo der Große † 956) in die Sage hereinspielt.

31) Von einem Unbekannten. Bei Goldast Script. rer. Suev. p. 1—3.

32) Opera, ed. Gesner. p. 401.

Rückgezogenheit eines Klosters am Genfer See auf Rache brütend, reizte Hrothilde ihre Söhne (Gregor 3, 6.) gegen ihr eigenes Geschlecht auf. Chlodomer bekriegt den Sohn und Nachfolger Gundobads († 516), des Verfolgers Hrothildens, Sigimund, den er mit seiner Familie (523) gefangen nimmt; und da dessen Bruder Godomar den Krieg erneuert, tödtet er Sigimund mit Weib und zwei Söhnen und läßt sie in einen Brunnen werfen, wie man nachher (s. oben Note 27) von Chilperichs — ihm angedichteten — Söhnen erdichtete, um die Schuld auf die Burgunder zu werfen. Neun Jahre später (532) ward von Hrothehildens beiden anderen Söhnen Chlothar und Childebert dem Burgunderreiche ein Ende gemacht. — Es liegt in der Natur so wilder Zeiten, in welchen ein menschlich Gesetz noch nicht Herrschaft über die furchtbaren Antriebe des Blutes gelehrt hat, daß in Geschichte und Dichtung die Frauen, die der einmal erregten Leidenschaft am wenigsten zu gebieten verstehen, den mächtigsten Einfluß über die Männer und ihre Thaten und Leiden üben: die Valkyren in den mythischen Nordlandliedern nicht anders als diese Furien der Geschichte. In dem zweiten Merowingischen Cyclus von den innern Zerwürfnissen unter den Söhnen Chlothars I trat dieser Zug besonders grell hervor. Unter ihnen ward der königlich vermählte Sigibert in Austrasien, der die westgothische Brunhilde zum Weibe erhalten hatte, auf Anstiften des Kebsweibes seines Bruders Chilperich Fredegunde, um derentwillen dieser seine ächte Gattin Galesuintha, Brunhildens Schwester, hatte erdrosseln lassen, im Jahre 575 ermordet. Worauf dann Brunhilde in nie rastender Rachsucht, eine zweite Jesabel wie sie das Leben des h. Columban nennt, alles Merowingische Blut verfolgt, so daß ihr Chlothar II, als er 613 ihre Barbareien auf eine barbarische Weise vergalt, vorzählte, daß zehn Könige von ihr ermordet worden seien (Fredegar cap. 42.): beide Frauen sind die schrecklichsten Vertreter der blutgetränkten fränkischen Königs- und Volksgeschlechter dieser Zeiten, die sprichwörtlich (wie die Burgunder die riesigen, die Sachsen die wilden,) die treulosen genannt

wurden. So weit Gregor diese Ereignisse erzählt, erscheinen sie allerdings ganz abgelöst von allem Sagenhaften, doch ist es kaum glaublich, daß die Volksdichtung sich dieser Geschichten nicht bemächtigt haben sollte, die an grausigem Inhalte die Greuel der Sagen vom Hause Tantalus überboten. Sind doch verwischte Züge dieser Zeiten in die ältere Sage von dem Hause Gibich's deutlich übertragen worden. In den Waltharius sind die Landestheilungen aus der Zeit der Söhne Chlothars eingegangen, der Burgunder König haust in Cavillo (Chalons,) wo der dauernde Sitz des langherrschenden Gunthram von Burgund, des Bruders Sigiberts, war. Hat sich die römische Muse des Venantius begeistern lassen, die Hochzeit Sigiberts und Brunhildens und einen Sieg seines Feldherrn Lupus über Dänen und Sachsen zu besingen, wie sollte sich die Vulgardichtung jener gewaltigen Stoffe enthalten haben! Noch von der Sachsenschlacht König Dagoberts gegen Bertoald (622) ist eine rein poetische Ausgestaltung in den Gesten der fränkischen Könige (cap. 41) erhalten und sogar ein Paar Zeilen von einem im Volke gesungenen, lateinischen Liede sind uns übrig [33]), das den heiligen Bischof Faro von Meaux (627—72) besingt, der den Gesandten des Sachsenkönigs, die sich zum Christenthum bekehrten, durch seine Fürsprache das Leben rettete [34]). Von fränkischem Gesange in der Volkssprache ist uns freilich aus diesen Merowingerzeiten selbst nur durch ausdrückliche Zeugnisse wenig bekannt; und dieß ist in diesem Falle begreiflicher als in anderen, da nach den Ausgängen der Söhne Chlothars bereits die Zeit im Anzuge war, wo alle Erinnerungen an die Merowinger Herrscher unter dem Emporsteigen der Karolinger anfingen, in Sage wie in

33) In Bischof Hildegars Lebensbeschreibung des h. Faro bei Mabillon, Acta Sanctorum O. S. Bened. 2, 590.

34) Eine noch ältere lat. Geschichtsdichtung über Childeberts Belagerung von Saragossa (Gregor 3, 29. ad a. 542) glaubte Lenormant (Bibl. de l'école des Chartes 1, 329) aus einer Paraphrase im Leben des h Droctoveus herstellen zu können, ein verfehlter Versuch.

Geschichtschreibung, in den Hintergrund zu treten; wie man denn aus den Fortsetzungen des Fredegar weiß, daß diese Verdrängung in förmlicher Veranstaltung durch die Pippiniden betrieben wurde. Wenn wir die ältesten Reste deutscher Sagendichtung in Vulgarsprache aufsuchen wollen, so müssen wir zu den überseeischen germanischen Stämmen, den Angelsachsen und Nordländern, wandern. Ehe wir aber diesen Gang antreten, wollen wir im Rückblicke auf die durchlaufenen Sagenberichte eine kurze Erwägung über die muthmaßliche Beschaffenheit der Dichtungen, denen sie entnommen waren, einschalten; und dann eine Betrachtung über die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse vorausschicken, unter welchen sich die alte epische Heldendichtung der Deutschen ausbreitete und fortbildete, um vorbereiteter bei den auffallenden Veränderungen anzulangen, die wir dort im Norden und Nordwesten mit unseren deutschen Sagen werden vorgegangen finden.

Die Ueberzahl der sagenhaften Geschichtserzählungen, die wir anführten, bewegten sich in engeren heimatlichen Verhältnissen um einzelne Thaten und in sich abgeschlossene Ereignisse, die sich eigneten in einem einfachen Gesange und Vortrage abgerundet zu werden: so wie aus späteren Jahrhunderten zahllose solcher vereinzelter Geschichtslieder in allen Völkern Europa's erhalten sind. Ich glaube aus der gleichmäßigen Natur der Ueberlieferungen dreier getrennter Völker und aus den ausdrücklichen Zeugnissen der Ueberlieferer entnehmen zu müssen, daß in Wahrheit geschichthaltige Lieder, Lieder von einem — ich sage nicht geschichtgleichen, aber geschichtähnlichen, nicht der geschichtlichen Wirklichkeit aber der geschichtlichen Möglichkeit nahen Inhalte, den Stock der ältesten erzählenden Volksdichtung der Deutschen bildeten, daß diese Lieder, je früher sie gesungen wurden, je näher bei den ursprünglichen Ereignissen sie entstanden waren, desto mehr geschichtlichen Kern enthalten haben, und daß diesem einfacheren, menschlich natürlichen Inhalte auch eine einfache epische Form entsprochen haben werde. Ich theile daher nicht die Meinung derer, die in ihren

Vermuthungen über die Natur unserer ältesten Dichtungen eine Uebereinstimmung derselben mit den altisländischen Eddaliedern behaupten, (es sei denn daß nur von der Technik des Stabreimes und Verses die Rede wäre,) so wenig ich an eine solche Uebereinstimmung in dem religiösen Glauben der Deutschen und Scandinaven glauben konnte. In den alleraltesten Zeiten, vor oder am Beginn des großen Kampfes mit dem Weltvolke der Römer, als kleine Fehden und Reibungen benachbarter Stämme und Familien, Eifersucht Stammhaß und Blutrache die ähnlichen Sagenstoffe gebildet haben werden wie im Norden, mag auch die unbändige Kraft naturwüchsiger Leidenschaft Inhalt und Form der deutschen Gesänge ähnlich durchdrungen haben wie im Norden. Wenn die Lieder der ältestbekannten unserer Vorfahren ein Abbild ihres Lebens waren, was konnten sie singen von den Männern, die mit so ungestümer Wildheit und fühlloser Todesverachtung in die Schlacht wie zum Tanze sprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen ehe sie einen Feind erschlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegsprangen, auf Schilden über Eisberge rutschten, Ströme in schweren Waffen durchschwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten versuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte sagten, die unsterblichen Götter widerständen ihrer Gewalt nicht. Auf das Entsetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Gesang, und so auch der Inhalt ihres Gesangs, dem eine ähnliche wilde Größe in der dichterischen Form entsprochen haben wird. Und doch ist es undenkbar, daß selbst dann, selbst in jenen Urzeiten den deutschen Sänger sein mittleres Klima mit ganz so ungeheuren Bildern erfüllt hätte, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und die langen Winternächte, und daß seine dichterische Schilderung mit jenem Luxus von sinnlichen Benennungen und mythischen Symbolen bekleidet gewesen wäre, die den Kern der nordischen Dichtung bilden. Vollends von der Zeit an, wo die Berührung mit dem römischen Volke in Ost und West, die Bekanntschaft mit geordneten Staats- und Lebenszuständen, die Ausbreitung über

den ganzen Welttheil den Deutschen gewaltsam die erweitertsten Gesichtskreise eröffnete und die menschliche Natur in der mannichfaltigsten zwar, aber in ihrer wahren und schlichten Gestalt erschloß, da war es unausweichlich, daß auch ihre Dichtung mythenfreier von einfachen menschlichen Handlungen sang in mehr epischer als lyrischer Behandlung, und daß von da an die Gestalt deutscher Lieder so verschieden von der der nordischen artete, wie im 8. Jh. das Hildebrandlied von den Eddagesängen, wie noch in den lateinischen Auflösungen der Sagen Saxo verschieden erscheint von den Gregor Fredegar und Paul Diaconus. Wie denn im Norden selbst seit dem 9. Jh., da Dänen und Normannen in weitere Weltverhältnisse kamen, ihre Skaldendichtung sofort mehr geschichtlichen Inhalts ward und sich in dem langen Herrenvers abschied von der strophischen Form der alten Lyrik. In dem phantastischen Stile zwar der Zunftdichtung der höfischen Skalden artete die althergebrachte Ueberschwänglichkeit des Bilderwesens und die gewaltthätige Verschränkung von Worten und Sätzen in ein äußerstes Uebermaas aus, aber der Keim dazu war doch schon in der alten, immerhin weit einfacheren Eddadichtung gelegen: nichts jener Skaldendichtung ähnliches hat Deutschland jemals geschaffen, nichts dieser Eddalyrik ähnliches kann es je geschaffen haben.

Der bloße Unterschied in den Standesverhältnissen der Sänger unter Deutschen und Nordländern bedingt einen solchen Unterschied in ihrer Dichtungsweise. In Island kann es nur ein kleiner Kreis begabter, vielleicht runenkundiger Laien gewesen sein, dem die Deutung der dunklen Mythenräthsel, die tiefsinnige Symbolik, die hochgehenden Bilder jener Lyrik geläufig waren; in Deutschland dagegen sang bei Gelegenheit Jeder der sich berufen fühlte. Es sang der Mann vom Gewerbe, und es begegnet wohl, wie in der Dichtersage der Alten, ein blinder Friese Bernlef, der die Kämpfe der Könige zur Harfe sang[35]; gelegentlich aber sang auch der König, wie der Vandale

35) Altfridi vita S. Liudgeri 2, 1. Pertz, Mon. t. II.

Digitized by Google

Gelimer, der im Numidischen Gebirge eingeschlossen, von seinen Belagerern eine Harfe begehrte, um sein Elend im selbstgefertigten Liede zu singen[36]; aber der eigentliche Träger und Bewahrer der Gesänge war das Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfischen Sänger hinhört, erschallt Volksgesang. Die ganzen Kriegermassen der Gothen, sahen wir, sangen vor dem Gefechte, wie Jahrhunderte früher die Germanen des Tacitus. Die Gesänge von dem großen Theodorich waren nach der Quedlinburgischen Chronik (11. Jh.) vordem in dem Munde des Volkes, der Bauern. Aus dem augenblicklichen Anlasse sprangen die Spottlieder des Volkes auf; die Liebeslieder und alle weltlichen Gesänge, an welchen später die Kirche Anstoß nahm, waren weit im Volke verbreitet und, wie die Concilien lehren, selbst in die Frauenklöster gedrungen. Die deutsche Dichtung war, noch in ihrer Wiege, schon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde ist es in dem Maße gewesen, wie sie. Kein Volk kann in irgend einer Zeit seine ausübende Kunst in solch einer Verbreitung, so sehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutschen nach der Abblüte der ritterlichen Kunst; die Dichtung keiner Nation hat sich so sehr aus dem Volke selbst, ohne Pflege von oben, gebildet, wie die unseres vorigen Jahrhunderts; noch heute sind die Deutschen durch alle Klassen das gesangreichste Volk in Europa. Das volksmäßige, gleichstellende Element, das in allen Verhältnissen des deutschen Lebens durchgeht, erscheint auch in der Kunst des Singens und Dichtens schon in den frühesten Zeiten.

Daß diese Volksmäßigkeit des Gesangs auch der Würde und dem Werth des Gesangs günstig war, wird man nicht voraussetzen mögen. Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geschäfte pflegt auch immer allgemeine Herabwürdigung zur Folge zu haben. Die Dichtkunst scheut in der Regel die Menge; sie suchte zu allen Zeiten gern

36) Procop. de bello Vand. 2, 6.

Digitized by Google

kunstsinnige Höfe und freigebige Beschützer; sie entfaltete ihren höchsten Glanz in der Umgebung kleiner und menschenfreundlicher Fürsten; und wenn sie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. sogleich erstarrt, so flieht sie doch ebenso die Gemeinheit des niederen Lebens. Als die Kunst des Dichtens am verbreitetsten bei uns war, wie im späteren Mittelalter, sank sie schnell ins allertiefste herunter. Der Hang zu dieser Ausbreitung, der durch unsere ganze Kunstgeschichte hindurch geht, wird seine Wurzeln schon in jenen ältesten Zeiten geschlagen haben. Es gab keinen Stand, dem die Pflege der Dichtung besonders wäre anvertraut gewesen; oder gab es ihn doch, so ruhte auf ihm weder die Weihe, noch auf seiner Kunst das Ansehn, wie im griechischen Alterthum. Die wandernden Sänger, die ein Gewerbe aus der Kunst machten, wird man in den alten Zeiten nicht einmal häufig suchen dürfen; dieß scheint der Umstand zu beweisen, daß ein fränkischer König den Theodorich um einen Harfenspieler ersuchen muß[37]; wo sie aber vorkommen, da erscheinen sie in ihrem gesellschaftlichen Verhältnisse — beschenkt wohl für ihre Kunst und gesucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet. Wenn man die Benutzung solcher Sänger zu Botendiensten betrachtet, wenn man sieht, wie im Warinischen Gesetz für Verletzung der Hand eines Harfners das Wehrgeld um ein Viertheil höher gesetzt wird, was eher auf eine Geringschätzung als auf eine Auszeichnung deutet, so sieht man, welch' ein ungemeiner Abstand ist zwischen der Geltung der Kunst und der Künstler hier und dem geheiligten Ansehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtigen Scheu gegen den Sänger unter den Achäern. Denn so sind durchgehend die Unterschiede tiefgreifend zwischen der ersten Erwähnung des Gesangs und der Ansicht von Dichtung und Dichtern bei Griechen und Germanen. Wie die griechische Kunst zu keiner Zeit entlegenen, fremdartigen Zwecken gedient hat, so

37) Cassiodor. Var. 2, 40.

erscheint sie schon ganz frühe durchaus selbständig und herrschend. Obgleich auch bei dem Achäer wie bei dem Germanen Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich seine edle Muße, seine festungsartige Wohnung, sein Adel, der nur in der Stärke der Faust bestand, sich hierhin bezog, so diente doch sein Gesang dem Kampfe nicht; still ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geschrei sich zu begeistern. Der Päan ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrscheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgesang war er schwerlich vor der größeren Ausbildung des Gesangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, sondern als Gebet zu dem Gotte. Bei keinem Mahle störte den sanften Gesang, der aus milder Begeisterung floß, das rohe Einstimmen der Menge; die Masse singt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Beda bei den Angelsachsen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier spielt sie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die unsterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Ursache vor der Wirkung höher gehalten, sonst aber setzt der Achäer in das Horchen auf den Gesang die höchste Lust seines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen setzt der irrende Odysseus sein Schiff und sein Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung sind die feinsten, die gedacht werden können. Sie soll durchaus störungslos auf das ganze Gemüth wirken; sobald sie an Alkinoos' Tafel durch ihren Inhalt den Odysseus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, statt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, sogleich wird sie unterbrochen, weil sie ihren Zweck verfehlt. Dem Allen entsprechen auch die Begriffe von Quelle und Herkunft des dichterischen Geistes. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeisternde Funke gelegt, daß selbst um seines Gesanges Inhalt der Sänger nicht getadelt werden darf. Man vergleiche mit dieser Vorstellung die saubere Fabel bei den Nordländern, wie der Dich-

tungsmeth, der jeden Trinkenden zum Poeten und Weisen macht, bereitet, wie der Riese Suttung dieses Methes durch Odin beraubt, und wie dabei in der schmutzigsten Anschaulichkeit versinnlicht wird, warum wir die schlechte Poesie Afterpoesie nennen; und man wird wenigstens keinen allzu dringenden Wunsch hegen, daß auch diese Mythe in Deutschland herrschend gewesen sei.

Digitized by Google

II.

Ursprünge des deutschen Volksepos.

Von den sämmtlichen Sagen der festländischen deutschen Stämme, die wir inhaltlich überblickten, ist uns in dichterischer Ueberlieferung aus den sieben ersten Jahrhunderten nichts erhalten; jene geschichthaltigen Lieder insbesondere, die sich auf vereinzelte Begebenheiten eines in sich beschränkteren Inhalts bezogen, sind untergegangen. Nur in späteren Urkunden unserer epischen Dichtung, im Hildebrandliede, im Waltharius, in den Nibelungen u. A. haben sich die Namen der höchsten Häupter unter Hunnen Gothen und Burgundern, die Theodorich Attila und Gundahar dichterisch erhalten, aber an rein sagenhafte Ereignisse geknüpft, die von den geschichtlichen Thatsachen weit abweichen, ohne daß wir genau nachweisen können, in welchen Stufengraden die geschichtliche Tradition mit der Zeit in sich selbst verdunkelt, oder durch eine freie Thätigkeit der Einbildungskraft poetisch umgestaltet wurde. Es sind dieß gerade nur die Namen jener gewaltigen Persönlichkeiten, die mit der Völkerwanderung, dem heroischen Zeitalter der germanischen Stämme, in engster Beziehung stehen, die mitten in jene weiten, zeit- und raumumspannenden Ereignisse hineingestellt waren von einem so großen und mächtigen Inhalte, daß der Versuch sich ihrer dichterisch zu bemächtigen zu einer Gattung epischer Erzählung überleiten mußte, die wesentlich verschieden war von der romanzenartigen Abrundung isolirter in sich abgeschlossener Begebenheiten. Diese Stoffe waren zu ausgedehnt, um in Einen kurzen Vor-

Digitized by Google

trag zusammen gedrängt zu werden; sie erheischten vielfältige sich ergänzende Darstellungen, bruchstückartige, auf einen zusammengehörenden Kreis von Sagen bezogene Rhapsodien von gedehnterer Erzählung, die nach Form und Stoff die Anlage in sich trugen, sich in die Zeiten fortzupflanzen und zu größeren Epopöen von einer höheren poetischen und nationalen Weihe auszubilden. Solche großartigere Begebenheiten sind überall die Wiege der ächten großen Epen, der Werke des in den Jahrhunderten fortwirkenden Volksgeistes, gewesen. Für die Griechen war der Kampf mit Troja solch eine Sagenquelle geworden, aus der sich ihr Epos in einer beneidenswerthen Beschlossenheit unter einer wunderbaren Gunst der Geschicke entwickelt hat. Jener Kampf, für das kleine Volk eine Welterschütterung, die sich ihm Jahrhunderte lang immer sprechender als ein Symbol des großen Zusammenstoßes zweier Welttheile erhellte, hatte eine begrenzte Zeit von zehn Jahren ausgefüllt; er hatte in besuchter Nähe gespielt; unmittelbar nach der Zerstörung siedelten sich die Zerstörer an der eroberten Küste an, bildeten dort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die poetische Erzählung der Thaten allmählich aus und überlieferten sie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis sie die herrliche Gestalt erhielt, in der wir sie lesen. Solch ein günstiges Geschick hat über der epischen Dichtung der Deutschen nicht gewaltet. Die Völkerwanderung, *ihre* Wiege, umfaßte einen Weltkampf von Jahrhunderten. Es war dieß eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König seiner Familie entzog, sondern die Einen Volksstamm nach dem andern aus seinen Sitzen riß; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, sondern ein Kampf der Waffen um den Besitz der Welt, ein Kampf der Cultur um Recht und um Sitte. Und die Folge war hier nicht die Zersprengung eines Volksstammes, die Ausführung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Spiele und Orakel des Mutterlandes; es war eine ewige Wandlung von Völkern und Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zersplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimischen Sprache

und Sitte und Wohnstätte, eine Vertilgung der mächtigsten Reiche und der ausgebreitetsten Cultur in einer durch Jahrhunderte fortwogenden Erschütterung, in der stets neue Begebenheiten die alten, selbst mit der Erinnerung daran verschlangen. Wie hätte unter solchen Verhältnissen die werdende Geschichtssage, wie hätte das ausgebildete Epos, in dem bei uns wie bei den Griechen das heroische Zeitalter seine Verherrlichung feiern wollte, ein so scharfes Abbild von diesem Zeitalter widerspiegeln, wie soviel örtliche Gewißheit, so treuen Anschluß an Wahrheit und Wirklichkeit erlangen oder behaupten können, wie die homerische Dichtung? Von dem ersten Momente an, da sich die Deutschen mit den Römern in jenen Doppelkampf der Waffen und der Bildung einließen, (um in dem ersteren in eben dem Verhältnisse zu siegen wie sie in dem andern unterlagen,) war ein klaffender Spalt in die geschichtliche Ueberlieferung dadurch geworfen, daß eine fremde, roh-gelehrte, nüchtern annalistische oder, wo sie denn volksthümliche Sagenstoffe in sich aufnahm, dürr berichtende Geschichtschreibung neben der mündlichen vulgaren Ueberlieferung herlief, die nun nothwendig, sich selbst überlassen, der ausschweifenden Willkür und der Unwissenheit kurzsichtiger Volkssänger anheimfiel. Dieß unnatürliche Verhältniß hat uns unsere anfängliche Geschichte und Sagendichtung zugleich verdorben, hat die befruchtende Durchdringung beider abgeschnitten, hat die trocknen lateinischen Chroniken entblößt gehalten von der Kenntniß der treibenden Beweggründe der handelnden Menschheit, und die poetischen Sagen von der plastischen Lebendigkeit und geschichtähnlichen Festigkeit einer ächt epischen Dichtung, hat uns Anlaß und Fähigkeit entzogen, sei es einen Herodot, sei es einen Homer zu besitzen. Seit den ältesten Zeiten, da schon jene Marbod und Hermanrich im Osten die römischen Auguste nachahmten und große Volksreiche gründeten, da dann in den Alarich und Athaulf, den Odoacer und Theodorich das bewußte Bestreben nach Eroberung des römischen Reichs, nach Vertauschung der Weltherrschaft, nach Verschmelzung der Völker erwachte und unter den Merowingern die Fusion der

barbarischen und römischen Bevölkerung ein politischer Grundsatz ward, begann auch die seltsame literarische Fusion, die Mischung von Sprachen und Stoffen, Formen und Sitten; und römische Poeten wie der Scholastiker Eusebius und Claudian, wie Venantius und Sidonius besangen im Osten und Westen die Männer und Thaten der Barbaren, wie römische Gelehrte sie geschichtlich beschrieben: dort verfaßte Cassiodor sein Geschichtswerk [38] über die Gothen, in dem Zwecke „ihre Herkunft zu römischer Geschichte zu machen“, und hier behandelte Gregor die fränkische Volksgeschichte als eine Art Kirchenhistorie. Als dann vollends die christlichen Geistlichen sich mehr und mehr ausschließlich der Pflege aller Geistescultur und alles Schriftthums bemächtigten, war jede volksthümliche Ueberlieferung von einem zwiefachen Kriege bedroht: die rohe Volkssprache ward von diesem Gesellschaftskreise verachtet, verlacht und in falscher Scham abgelegt; die Ausrottung der alten Sagenstoffe aber, die in den heidnischen Glauben noch verwachsen waren, galt ihm als eine heiligste seiner Pflichten. Je mehr sich so die Gebildeten, die Gelehrten, die Schreiber von dem Volke und seinen Gesichtskreisen entfremdeten, um sich in ihren Werken den römischen Autoren, der Bibel und den Kirchenvätern anzuschließen, desto früher und voreiliger mußten sich auf der Einen Seite alle dichterischen und sagenhaften Elemente in der Geschichtschreibung verwischen, auf der anderen Seite die Sagen von dem Anschlusse an geschichtliche Wahrheit entfernen.

Dieß war um so unausbleiblicher, je mehr es dem Volksänger durch die Natur der geschichtlichen Verhältnisse selber unmöglich gemacht war, sie zu bemeistern. Jene in sich fertigen Einzelgesänge über Einzelereignisse von mehr endemischer Natur wurden im Laufe der Jahrhunderte von den eindrucksvolleren gewaltigen Thatsachen der großen Völkerkämpfe verdrängt. Den großen Zusammenhang aber dieser ungeheuren Bewegungen zu übersehen, war selbst unter den

38) Wie er sich selbst in Athalarichs Namen beloben läßt. Var. IX, 25.

Digitized by Google

kenntnißreichsten Geschichtschreibern keinem gegeben, viel weniger dem schlichten, von jeder genauen Kunde entblößten Sänger des Volkes: vor dieser endlosen Schaubühne versagte der Blick des Einen wie des Anderen. Erweiterter Raum und ausgedehnte Zeit sind die Quelle unbestimmter Vorstellungen von den Dingen unter allen Menschen einer ursprünglichen Bildung; die einfache Beobachtung fällt weg, wo eine Begebenheit unter größeren Massen auf weiter Bühne durch lange Zeiträume spielt: dieß eben schloß eine der Wirklichkeit so nahe, der menschlichen Natur so treue epische Dichtung wie die griechische bei uns aus. In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja entsandt, kannte alle seine Genossen und erzählte von ihnen, und der lebhafteste Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechische Welt. Aber hier hatte die Geschichte fort und fort über die Grenzen der vaterländischen Heimat hinübergedrängt; das innere Deutschland ward durch unaufhörliche Wanderungen erschöpft; die Langobarden und Angeln erhielten glänzende Sagen von ihren glänzenden Thaten; von Alemannen und Baiern war es offenbar weit stiller in dem Volksgesange, von Burgund und Thüringen blieb nur der Untergang im Gedächtniß. Wenn es unvergessen war, daß das gothische Volk, der eigentliche Träger der großen Völkerbewegung, bei deren Beginn eine ausgedehnte Herrschaft von Meer zu Meere ausgeübt hatte, daß es dann von den Hunnen überstürzt eine Weile ihr Vasall ward, bis es sich wieder auf den Trümmern der hunnischen Macht erhob, um die Herrschaft in Italien an Roms Statt für eine kurze Zeit zu verwalten und sie dann für alle Zeit mitsammt seinem Dasein zu verlieren, ohne daß Rom sein Dasein wieder gewonnen hätte, so schwamm doch jede Kunde von diesen unübersehbaren Weltereignissen in solcher Ungewißheit und Allgemeinheit, daß in unseren sämmtlichen Dichtungsresten, die in jenen Zeiten ihre erste Wurzel schlugen, die bloßen Völkernamen der Gothen und Römer, die die Schicksale der Welt gemacht, nicht einmal genannt gefunden werden. Nur von den obersten

Häuptern jener Zeiten und Thaten sind die verschwommenen Bilder übrig geblieben. Und unter diesen Häuptern war Attila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, mehr im Pomp eines asiatischen, in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur schwer im Kampf erscheinenden Despoten als in der persönlichen Kraft eines hab- und thatensüchtigen Volkskönigs deutschen Schlages [39]; und Theodorich im entfernten Süden schloß Bündnisse und politische Heirathen, stellte die Landescultur in Italien her und schickte Feldherrn an die selten bedrohten Grenzen seines ungeheuren friedlichen Reiches. Wie konnte es anders sein, als daß in jenen epischen Dichtungen, die diese Zeiten und Thaten und Gestalten besingen wollten, irgend eine besondere einzelne Geschichtsthatsache nicht zu erkennen, der große tragische Gegenstand gleichwohl, die Austilgung der Stämme und der Königsgeschlechter, der Untergang des heroischen Zeitalters treu versinnlicht ist? Wie sollte es anders sein, als daß jede Sage je größer ihr Gegenstand desto leerer an geschichtlichem Stoffe war, und in sich selber einlud, der mageren Ueberlieferung mit Zügen der Erdichtung aufzuhelfen, sei es, indem man die Lücken der vagen Traditionen auszufüllen strebte, sei es, indem man, bemüht die großen Erscheinungen noch zu überbieten, in jenen Hang zum Uebertriebenen verfiel, dem man in nicht wenigen Dichtungen der deutschen Stämme sogar den innern Zwang abzumerken glaubt. Ein Zug besonders zeichnet die ältesten Eigenmächtigkeiten der Sagendichtung aus, der einen Anstrich von historischer Naivetät trägt so willkürlich und widergeschichtlich er ist: die Neigung, verschiedene geschichtliche Erinnerungen von verschiedenen Personen Thaten und Zeiten an einander zu reihen und in einander zu schieben, das Bestreben, „auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu sammlen oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geschlechter." Spätere epische Erzähler

---

39) Jordan. cap. 35. Bellorum quidem amator, sed ipse manu temperans.

Digitized by Google

haben Begebenheiten und Personen aus ihrer eigenen Zeit den vergangenen Dingen ein- und angefügt; diesen Zusätzen zu den Sagen liegen jene Zusammenfügungen voraus, in denen die riesige Phantasie der jungen Geschlechter die Räume und Zeiten der Geschichte zusammen drückte, die ihr auseinanderzuhalten zu unbequem war. So läßt Jordanes das kaum sich erholende Troja von den Franken noch einmal zerstören; so schmilzt später der Lobgesang auf den h. Anno die Thaten Cäsars und Karls des Großen in Eins zusammen; so läßt Kynewulf in der Legende von Elene alle Heidenvölker der deutschen Dichtersage zusammen stoßen mit Konstantin, der seine Kreuz-Schlacht nicht 312 sondern 233, nicht an der Tiber sondern an der Donau, nicht gegen Maxentius schlägt, sondern gegen den Hunnenkönig, welcher Hredgoten und Franken durch das Burgunderland führt um das Römerreich zu brechen. So hat sich denn im Laufe der Jahrhunderte auch in dem deutschen Volksepos jene Fusion der Zeiten vollzogen, kraft welcher die vorragenden Gothenhelden Hermanrich und Theodorich in persönliche Berührung gebracht, und beide wieder zusammen mit den Irminfred und Gundahar um Attila zusammengerückt sind. Innerhalb der festländischen Stämme haben wir einen leisen, unauffälligen Ansatz zu diesen Anachronismen bei Paul Diaconus (oben S. 41) gefunden; frühere, gröbere, weit auffallendere Verschmelzungen aber begegnen in den Dichtungsresten der Angelsachsen, zu welchen die Lieder der festländischen Germanen in aller Fülle scheints hinüberdrangen. Die Wandersänger waren damals die lebendige Zeitung der Geschichte oder der Gerüchte; ihre Gesänge wurden frühe zum Gemeingut unter den sprachverwandten Stämmen in jenen gesangfrohen Zeiten. An der friesischen und Ostseeküste muß man das friedliche wie das feindliche Zusammentreffen der festländischen, der insularen und halbinsularen germanischen Stämme ununterbrochen denken. Die sächsische Sprache war in den ersten Jahrhunderten bis nach Jütland hin ausgebreitet, und so gut man im 12. Jh. sächsische Sänger in Dänemark verstand, so gut die Sage den König Alfred im

Digitized by Google

dänischen Lager und Anlaß im angelsächsischen singen und verstanden werden ließ, so sicher wird man in Britannien die Sachsen, in Niedersachsen die Angeln der britischen Inseln gehört und verstanden haben, die wieder mit den Nordländern unter allem anderen Verkehre auch den Sprachen- und Sagentausch unterhielten. Daß aber in jener Ferne, abgelöst von ihrem ursprünglichen Boden, die deutsche Sage noch mehr als zu Hause der Willkür anheimfiel, das würde sich von selbst begreifen. Denkt man sich den Träger der mündlichen Ueberlieferung seßhaft an die Heimat gefesselt, so war sein Gesichtskreis zu enge —, denkt man sich ihn aber wandernd in der Fremde, so verschwamm sein Gesichtskreis zu sehr ins unbestimmte, als daß er irgend ein Object mit festem Auge hätte erkennen und festhalten können.

Unter den Ueberresten angelsächsischer Dichtung ist eine höchst merkwürdige Urkunde erhalten, in der man gleichsam in die Werkstätte dieser Zeitverschmelzungen hineinblickt und die Entdeckung macht, daß zu all der natürlichen Unbestimmtheit in den Sagenstoffen, zu all der natürlichen Unkenntniß der Sagenerzähler, die bei jenem Processe zusammenwirkte, auch noch die rein persönliche dichterische Willkür hinzugewirkt hat. Das angelsächsische Gedicht von dem Weitgereisten, dem Wanderer [40], steht in seiner ursprünglichen, in der erhaltenen Ueberarbeitung wohl erkennbaren Grundlage [41] obenan unter den ältesten Denkmälern germanischer Dichtung und gehört der Zeit von Alboins Einbruch und Anwesenheit in Italien (568—73) an. Der Sänger hat unter allen Menschen die meisten Länder durchwandert, er hat alle Könige und Völker, geschichtliche und erdichtete, in der Sage bekannte und unbekannte, gesehen; wie sich der nordische Sänger der Nornagestsage (2. Hälfte des 13. Jhs.) als einen 300 Jahr alt geworde-

40) Vidsidh. In Grein's Bibliothek der angelsächs. Poesie 1, 256.

41) Vgl. Müllenhoff, zur Kritik d. angels. Volksepos. In Haupts Zeitschr. 11, 272.

nen Zeugen einführt, so ist dieser heimisch in den abliegendsten Zeiten sowohl als Räumen: er hat mit seiner Fürstin Ealhhild, der Tochter des Langobardenkönigs Eadvin (Auduin) den grimmigen treulosen Eormanric im Osten von Angeln, also noch in den alten Gothensitzen im Norden besucht, er hat den Hunnen Atla und die Burgunder Gifika und Gudhere, die 200 J. nach Hermanrich lebten und dessen Urahnen Ostgotha, der 100 J. vor ihm lebte, ebensowohl gesehen, wie in Italien seinen eigenen Zeitgenossen Älfvin (Alboin), den Bruder seiner Gebieterin. Der unwissende Scheingelehrte, der diesen Kern des Gedichtes später mit seinen Zuthaten umhüllte, hat dieselbe Vogelperspective über Zeit und Raum noch viel höher genommen und seine Königsschau über Cäsar und Alexander, seine Völkerschau über Sarazenen und Serer, Griechen und Finnen, Aegypter und Perser, Israeliten und Inder ausgedehnt. Man sieht aus jenen Angaben des alten Gedichts, daß die binnenländischen deutschen Sagen schon im 6. Jh. den Angelsachsen in einem großen Umfange bekannt waren; und dieß bestätigt sich durch jeden anderen Rest ihrer Dichtung, die, wie es den geographischen und ethnischen Verhältnissen vollkommen entspricht, in einer aufschlußreichen Mitte zwischen deutscher und nordischer Sagengestaltung steht und da und dorther Sagen aufgenommen hat, welchen sie, scheints, verträglich ihre ursprüngliche Gestalt in aller Verschiedenheit beließ; so daß man Belege und Bereicherungen der nordischen, so wie eigenthümliche Züge der deutschen Sagenüberlieferung aus ihr schöpfen kann. So findet man im Beowulf über den nordischen Sagenstamm von den Wölsungen sehr bedeutsame, im Norden selbst verlorene Andeutungen über den berühmtesten aller Helden, Sigmund Wälse's Sohn, über seine wenig bekannten weiten Wanderungen, Kriegsfahrten und Verbrechen, über die ruhmbringende That, die er ohne Fitela (Sinfiötli), seinen sonstigen Gesellen, vollbrachte, wie er den Wurm, den gierigen Schatzhüter, unter grauem Steine mit dem Schwerte tödtete und mit dem Schatze sein Seebot

belud. Dem Sänger der Heodninge[42]) ist die Sage von Veland in ihrer ächt nordischen Gestalt bekannt; der Valdere, das Bruchstück einer angelsächsischen Dichtung von unserm deutschen Waltharius aus dem 8. Jh., kennt schon den Vidia (Wittich), früher als irgend eine andere Ueberlieferung, als Velands Sohn, während im Wanderer die Hama und Budga (wenn diese ja schon die Waffengenossen Dietrichs, Heime und Wittich, sein sollen) in mehr historischen Verhältnissen, in Kämpfen der Gothen und Hunnen am Weichselwalde erscheinen, aber als Mannen Eormanrics wie in der späteren Sage. Die Zeitverschiebungen, wie sie der Wanderer persönlich angab, sind in allen diesen Dichtungen gegenständlich wieder zu finden. In Valdere besitzt Gunther ein Schwert, das Theadric, vor oder in Gunthers Zeit also, jenem Vidia Velands Sohne geschenkt hatte. In Deors Klage ist die vorübergehende Flucht Theadrics, wie sie die Gesten Theodorichs (oben S. 35) erzählten, bereits zu einem 30jährigen Elend geworden, wie in unserem gleichzeitigen Hildebrandliede, aber nicht wie hier bei Attila, sondern in einem nicht deutbaren Märingaburg: wobei allerdings in beiden Gedichten noch zweifelhaft bleibt, ob die Verbindung Hermanrichs mit Dietrich schon vollzogen ist, ob in Deors Klage Theodric (wie in den späteren Dichtungen) vor dem wölfischen Sinne Eormanrics, oder wie im Hildebrandliede vor Otakers Haß gewichen ist. Von den Zeitverstößen dieser Art ist in dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, das der jüngste Herausgeber in das 7. Jh. setzt[43]), nichts zu finden; es ist uns am merkwürdigsten dadurch, daß in ihm das Doppelverhältniß der angelsächsischen zu der nordischen und deutschen Epik wie mit Händen zu greifen ist, und zwar in solchem Gegensatze, daß sich die Berührungen mit deutschen Elementen nicht auf die schon damals so willkürlich umgestalteten Hunnen- und Gothensagen beziehen, sondern auf schlich-

42) Deor's Klage. Grein l. l. 1, 249.

43) Beóvulf, von Moritz Heyne ed. 2. Paderb. 1868. Vgl. Müllenhoff, die innere Geschichte des Beowulf. In Haupts Zeitschr. 14, 193.

tere, geschichtähnlichere Stammsagen die außerhalb jener Kreise liegen. In seiner erhaltenen Gestalt ist das Gedicht von einem Geistlichen überarbeitet, der den heroischen Stoff, fast nicht anders als der mystische Besinger des Phönix unter seinen Landsleuten, nur gebraucht, um die niedere Mythenwelt der Land- und Seeunholden zu christianisiren, indem er sie zu Ausgeburten der Hölle, den Beowulf aber zu einem Gotteshelden macht, der sie mit der gottbescheerten dreißigfachen Kraft seiner Faust, noch mehr aber mit seiner Kenntniß des wahren Gottes und seinem Vertrauen auf ihn überwindet. Der eigentliche Kern des Gedichts, die Riesenkämpfe des Helden mit dem Meerungethüme Grendel und seiner Mutter, und zuletzt im hohen Alter noch mit einem goldhütenden Feuerdrachen, ist so mit Zügen nordischen Geschmackes ausgestattet, daß Thorpe [44]) sogar den nordischen Ursprung der Dichtung behauptete. Alles andere nun aber, was außerhalb dieser Hauptscene der Handlung liegt, was episodisch in Vorträgen von Sängern, in Erzählungen des Helden Beowulf selber vorkommt, dreht sich um nichts als um jene einfachen, der Wirklichkeit nahen Stamm- und Geschlechtsfehden, die Frucht „der Leidenschaften und des tödtlichen Hasses der Männer." So die Kämpfe des Dänenkönigs Hrothgar vom Stamme der Scyldingen mit Frode, dem König der Headhobarden; so die wechselvollen Kriege des Königs der Geaten (Götaland), Haethcyns, mit den Scylfingen in Schweden; so die Unternehmungen des Bruders und Nachfolgers dieses Geatenkönigs, Hygelac, der mit einem Schiffheere Friesland anfällt und dort durch die Friesen, Hätvare (Hattuarier) und Franken, die hier auch als Merevioinge und Hugas [45]) bezeichnet werden, geschlagen und erschlagen

44) The anglosaxon poem of Beowulf. Oxf. 1855.

45) Die Bezeichnung als Hugas bleibt unaufgeklärt, und darf nicht etwa als eine Bestätignng jener Angabe der Quedlinburger Chronik (oben in Note 30) angesehen werden. Der Küstenanfall des riesigen Geten königs Hygelac wird, unabhängig von der geschichtlichen wie von dieser dichterischen Erzählung, in einer deutschen Ueberlieferung des 10. Jhs. an die Rheinmündungen verlegt. S. Haupts Zeitschr. 12, 287.

wird: es ist dieß der bei Gregor in einfacher Geschichtserzählung (oben S. 42) erwähnte Einbruch des Dänen Chochilaich. Beowulf selbst, ein Neffe Hygelacs, hatte an diesem Zuge Theil genommen; bei seiner Rückkehr bietet ihm seines Oheims Wittwe Hygd, ohne ihn bewegen zu können, ihre Hand und Schatz und Reich an, mistrauend ob ihr unmündiger Sohn Heardred den väterlichen Sitz werde vertheidigen können; erst als sich diese Ahnung bewährt hat und Heardred in einem neuen Zwiste mit den Scylfingen gefallen war, trat der treue Dienstmann die Herrschaft an, die er nun 50 J. verwaltet. — Dem Zusammenstoße Hygelacs mit den Hätvaren voraus liegt noch ein anderer Kampf zwischen Dänen (Scyldingen) und Friesen, der im Beowulf erwähnt wird und in einem besonderen Gedichte von der Schlacht von Finnsburg besungen war, wovon ein Bruchstück erhalten ist. Es handelt von einem Zerwürfniß zwischen zwei verschwägerten Männern, Finn dem Friesenkönig und Hnaef dem Hocingen: 60 Dänen, die in Finnsburg als Gäste sind, werden Nachts überfallen und vertheidigen sich in einem fünftägigen Kampfe. Auch in diesem Gedichte, dessen Inhalt im 8. Jh. in Deutschland bekannt war[46], ist Alles ganz frei von wunderhafter oder mythischer Färbung. Um so merkwürdiger wäre es, wenn sich eine Entdeckung bestätigen ließe, die Uhland gemacht haben wollte: daß der Held des ersten Theils der Nibelungen, von dem sich in Deutschland vor dem 11. Jh. nirgends ein Zeugniß findet, in diesem Liede zu erkennen wäre. Jacob Grimm hatte zwischen dem deutschen Siegfried und dem nordischen Sigurd auf eine niederdeutsche Uebergangsform Sigeferd geschlossen: hier hätte sich bei den Angelsachsen die Person eingestellt

---

46) Man schließt dieß daraus, daß (nach Thegans Leben Ludwigs des Frommen Cap. 2.) der Herzog Gottfried von Alemannien, der Ahn von Karls des Großen Gattin Hildegard, einen Sohn und Enkel Huochinc und Nabi, richtiger Hnabi (= Hnaef), hatte, Namen, die (nach der Sitte, daß Väter ihre Kinder wie sonst nach Kaisern und Heiligen auch nach Sagenhelden benannt haben) aus dieser Sage entlehnt sein werden.

in dem Secgen-Fürsten Sigefred (im Wanderer Saeferth, Fürst der Sycgen); die Sicgen wären eine Volksbenennung (wie man sie überall üblich findet) nach dem Königsgeschlechte der Völsungen, das von Sigi seinen Abstamm leitet [47]. Sigefred heißt in dem Liede ein weitkunder Recke, der viel Leid und harte Kriege bestanden; in dem Finnsburger Kampfe steht er in angemessener Charakteristik zusammen mit Gudhere in jener Waffengenossenschaft, in der später in der Völsungensage Sigurd und die Giukungen weit durch die Lande fahren und Thaten, auch gegen die Dänen, vollbringen. Bis jetzt hat Uhlands Auslegung, schon weil hier sprachlich und ethnologisch Alles im vollen Dunkel liegt, überall nur auf Widerspruch stoßen können. Und freilich auch, der mythische Siegfried, die Freude unserer Nibelungendeuter, ginge, wenn sie sich bewähren ließe, in alle Lüfte.

So kann man in den Ueberbleibseln der angelsächsischen Dichtung gleichmäßige Zeugnisse holen für den vagen romantischen Charakter der Völkerwandrungssagen und für den geschichtähnlichen Charakter der endemischen Volkssagen der Deutschen, wie für den mythisch wunderhaften Charakter der nordischen Sage. Ganz anders verhielten sich die Nordländer zu den fremden, den deutschen Sagen, die bei ihnen Aufnahme fanden: sie beugten sie gewaltsam unter den Geist ihrer heimischen Mythen- und Sagendichtung, die grundverschieden eigenthümlich, überspannt in allen Vorstellungen wie in allem Ausdruck, in ihrer Heldensage ebenso sehr wie in ihrer Göttersage war. Die dichtende Einbildungskraft, in der einsamen wilden Naturumgebung an ganz eigenörtliche Riesenmaaße gewöhnt, bildete dort das Heldengeschlecht zu einer phantastisch grotesken Wunderwelt aus, in

47) J. Grimm hätte in seiner etymologischen Tapferkeit leicht an die Sigambern, den Kern des Frankenstammes, gedacht, in deren Namen er schon, im bloßen Anlaut, eine Beziehung auf die Völsungen Sigi, Sigurd, Sigfrid erkennend, eine Verkürzung von Sigigambern vermuthete. Die Abscheidung der ersten Namenhälfte wäre in diesem Falle unstreitig weit angezeigter, als wenn im Wanderer die Hraedgotas Hraedas, oder bei Sidonius die Vesigothen Vesi genannt werden.

der die dargestellte Menschheit in einer urzeitlichen Uebergewalt, aber auch Rohheit und Nacktheit erscheint, durch Zauberkunst, Zukunftkenntniß, Verwandlungsgabe, Unverwundbarkeit, ja Wiedergeburt nach dem Tode zu einem Halbgötterthum gesteigert, daneben aber wieder in Sitten und Gestalt, wie die Götter selber, verthiert und unter das menschliche Wesen herabgesunken. Ueberfüllt mit solchen über- und außernatürlichen Geschöpfen stellt sich die nordische Sagendichtung ihrem allgemeinen Inhalt und Eindrucke nach der in einfacheren natürlich menschlichen Verhältnissen spielenden deutschen gegenüber in dem Unterschiede dar, wie die antiken Sagen die auf thrakischer Bühne spielen der hellenischen Heroenwelt zur Seite. Die Eddalieder wissen nichts von den weltkundigen und volkerfahrenen Helden noch von den Völkerkämpfen der deutschen Sage, selbst wo sie ihr die Namen der Dietrich und Attila entlehnen; sie wissen selbst noch nichts — es sei denn in blassen und zweifelhaften Andeutungen — von den Seewanderungen der Nordländer und ihren Vikingsfahrten. Vor diesen weiteren Weltverbindungen war nichts natürlicher, als daß man in der eintönigen Abgeschiedenheit des Nordens mit einem schwerlich sehr reichen Kreise lange vererbter, heimischer oder aufgenommener, in mündlicher Ueberlieferung weit umgetragener Sagen begnüglich fortlebte; nichts auch natürlicher, als daß dieß Verweilen bei einem verhältnißmäßig engen Stoffe in den Formen jene Wucht des kurzen gedrungenen Vortrags begünstigte, wie im Inhalt die Spannung und Ueberspannung, die Verwandlung und Veränderung der Sagen. Die weit länger als in Deutschland und Britannien andauernde mündliche Fortpflanzung derselben (und zuletzt zwar unter den Isländern, die in ihrer Einsamkeit und Entfernung von der Thatenwelt, wissensdurstig vor allen Menschen, wie Saxo sagte, für gleichen Ruhm achteten Anderer Thaten zu erzählen wie eigene zu vollbringen,) mußte nothwendig zu dieser willkürlichen oder unwillkürlichen Um- und Umgestaltung der Ueberlieferungen das stärkste beitragen. Wie groß man sich in den schriftunkundigen Zeiten unter

Digitized by Google

jenen Naturkindern die Bewältigungskraft der Erinnerung denkt, die von Cäsar unter den Galliern, die von Adam von Bremen an dem Dänenkönig Sven Estrithson erprüft ward, in dessen Gedächtniß die nordische Geschichte wie in einem Buche verzeichnet stand, so muß es doch als unausbleiblich gedacht werden, daß in Zeiten der Unwissenheit, auf dem Gebiete der wandelbaren Menschensage, wo nicht einmal die Scheu vor der Heiligkeit der Göttersage eine Schranke setzte, die persönliche Willkür des letzten Erzählers und die verschiedene Natur seiner Zeit und Heimat die vielfachsten Umbildungen der Sage veranlassen mußte, woraus sich wesentlich die thatsächlichen Abweichungen in den Eddaliedern erklären. Wie denn in den später aufgezeichneten Sagaen, selbst solchen die zwar das starke Gedächtniß der Sänger ausdrücklich rühmen, doch auch über das Verderbniß der mündlichen Ueberlieferung ebenso ausdrücklich Klage geführt wird. Gegen den Zauberspruch des alterthumverliebten Aberglaubens, daß alle altüberlieferten Sagen als „Erzeugnisse des Volksgeistes" vor dem Loose alles Menschlichen geschützt seien, ist neuerdings mit allem Fuge die bestimmteste Einsprache erhoben worden [48], als gegen eine Betrachtungsweise, welche die Natur des menschlichen Geistes wie absichtlich verkennen will. Es waren vortreffliche Stützen des Gedächtnisses, die man sich in den poetischen Formen, dem Strophenbau und den Stabreimbanden der Verse erschuf, die auch der Treue der Ueberlieferung zu gut kommen mußten; man griff aber auch nach anderen Gedächtniß-Stützen in den Materien selbst, und diese konnten der Treue der Ueberlieferung nur zum Schaden gereichen. Dahin gehört ein Zug, der durch die ganze nordische Sagendichtung von Anfang bis zu Ende wie systematisch durchgeführt ist, der Zug nach einer Verknüpfung der Sagenstoffe, nach einer Verbindung getrennter Sagen durch das Wiederaufleben des Helden der Einen in der anderen und

48) So von K. Maurer in seiner Besprechung von Rud. Keyser's Nordmaendenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen. (Christ. 1866.)

durch das genealogische Aneinanderreihen aller Helden mittelst verwandtschaftlicher Bande.

Wie stark der Norden den adoptirten Fremdsagen sein eigenes Gepräge aufdrückte, läßt sich am deutlichsten an der weitverbreiteten Hermanrichsage beobachten, deren anderweitige Gestaltungen man unter Angelsachsen und Deutschen einigermaßen vergleichen kann. Wie die einfache Sage bei Jordanes (oben S. 33) von der Hinrichtung des Weibes eines entwichenen Verräthers in den beiden Edden lautet, so ist Svanhilde hier die jungfräuliche Tochter Sigurds und Gudruns geworden, um welche Jörmunrek durch seinen Sohn Randver wirbt. Des Königs treuloser Rath Bicki flüstert dem Sohne ein, sie lieber für sich selbst zu werben, und verräth dann des Sohnes Absicht dem Vater, der den Sohn erhängen und Svanhilde von Pferden zertreten läßt. Svanhildens Mutter Gudrun reizt nun deren drei Stiefbrüder, die Söhne Jonakurs ihres dritten Gatten, zu einer gemeinsamen Rache auf. Sörli und Hamdir (Sarus und Ammius) fragen auf dem Wege den gehaßten Halbbruder Erp, wie er ihnen helfen werde: wie die Hand der Hand, antwortet er, und der Fuß dem Fuße. Sie tödten ihn darauf „und schwächen so ihre Stärke selber um ein Drittheil." Gleich darauf gleiten beide aus und stützen sich mit Hand und Fuß, da verstehen sie bereuend Erp's Rede. Sie überfallen nun den König und hauen ihm nach der verabredeten Theilung des Rachewerkes Hände und Füße ab; der aber das Haupt abschlagen sollte fehlte: so kann der verstümmelte Jörmunrek die Unverwundbaren mit Steinen todt werfen lassen. Schon in den blutigen und phantastisch räthselhaften Zügen dieser Erzählung ist der charakteristische nordische Stempel klar zu erkennen, noch viel stärker in der Rolle der Gudrun, die ganz willkürlich mit dieser Gothensage verknüpft ist, um der grausigen Rachewuth, die sie so sagenberühmt machte, eine neue Bühne zu bereiten. In der alten Sage und Geschichte bei Jordanes spielt Hermanrich durch die Hinrichtung Suanihildens und die Austilgung der Heruler die Rolle der Grausamkeit und Blutgier zunächst selbst. So zeichnete

nicht viel später der angelsächsische Wanderer seinen Ingrimm neben seiner Macht und Freigebigkeit aus, ohne Thatsachen anzuführen; nur die Namen Hama und die beiden „Herelinge" Emerka und Fridla, sind erwähnt, die in den späteren Sagen Alle der Blutgier Hermanrichs zum Opfer fallen. Bei Jordanes handelte es sich um einen entflohenen Verräther, der im Hintergrunde blieb; später erscheint ein Verräther in den Vor- und Mittelgrund gerückt. Als der Erzbischof Fulco von Reims (Ende 9. Jhs.) den K. Arnulf zu gutem Verfahren gegen Karl den Einfältigen ermahnte, führte er deutsche Bücher, eine schon geschriebene Sage also von Hermanrich an[49], der auf ruchlose Eingebungen eines falschen Rathgebers sein ganzes Geschlecht vertilgte. Innerhalb dieses Rahmens hielt sich die Sage in ihrer nachgothischen Gestalt überall, aber unter stetem Wechsel in der Ausführung des Bildes. Im 11. Jh. war in Deutschland der Name Sibicho sprichwörtlich für einen Treulosen[50]; und diesen Namen führt Hermanrichs Rath in den späteren Dichtungen gewöhnlich, dem der nordische Bicki zwar sprachlich nicht entspricht[51], aber doch wohl entsprechen soll; nur in der confusen Quedlinburger (Anf. 11. Jhs.) und den aus ihr schöpfenden spätern Chroniken wird er Odoacer genannt und zu einem Neffen Hermanrichs gemacht. In den Personenverhältnissen gehen alle uns erhaltenen Skizzen der Sage in voller Willkür auseinander. In der genannten Chronik haben die drei Brüder nicht die Hinrichtung einer Schwester sondern eines Vaters, bei Saxo vier Brüder den Tod der Schwester Swawilde, der gezwungenen Gattin Jarmerichs, zu rächen. In der aus norddeutschen Liedern schöpfenden Thidrekſage (1. Hälfte des 13. Jhs.) ist der treulose Rath Sifeca zum Gatten Svanhildens gemacht, deren Hin-

49) Flodoardi Annales. (2. Hälfte des 10. Jhs.) Mon. SS. 3, 365. Note 16.

50) Nach der Vita Bardonis brevior in Böhmers fontes rer. germ. 3, 247. wurde ein Bischof von Speier um 1032 im Volksmund der treulose Sibich genannt.

51) Im Wanderer erscheinen die Namen Becca und Sifica dicht neben einander.

richtung nicht dem Verrathe des Mannes folgt, sondern der Anlaß dazu wird; wie auch Saxo, in dem rationalistischen Hange der den späteren nordischen Bearbeitungen der alten Sagen seit dem 12. Jh. ganz eigenthümlich ist, dem tückischen Bicco ein besonderes, aber anderes Motiv seiner Bosheit leiht. Ueberall in den deutschen Sagen vergilt oder überbietet der falsche Berather, in dem Hinarbeiten auf den Untergang von Hermanrichs ganzem Hause, die blutige Grausamkeit des Herrschers: dieser Tendenz ist die Ausbildung der Harlungensage entsprungen. Nicht begnügt mit dem Tode von Hermanrichs Sohne, aus dem in der Thidrekssage drei geworden sind, reizt der rachsüchtige Rathgeber in der Quedlinburger Chronik und in der Thidrekssage den König auch zur Vertreibung seines Neffen Theodorich, wovon die nordischen Ueberlieferungen nichts haben, und zur Hinrichtung zweier anderer Neffen, der Harlungen Embrica und Fritela. In der Thidrekssage heißen diese Söhne Ake's von Aurlungeland Aki und Egard, Fritila ist ihr Pflegevater; im Anhang zum Heldenbuch ist wieder Eckard zum Pflegevater und zugleich zum treuen Warner am Venusberg geworden. In einer alten Genealogie des Grafen Wiprecht von Groitsch (12. Jh.) heißt der Vater der Harlungen nicht Ake, sondern Herlibo von Brandenburg; man stößt hier auf ein gewöhnliches Motiv der Erdichtung in dem Streben nach Verörtlichung der Sage. Es gab Harlungenburgen an der Havel und an der Erlaff; im Biterolf ist das Harlungeland in den Breisgau verlegt, in Ekkehards Chronik [52] Breisach zum Eigenthum der Harlungen gemacht. Dies hat die gelehrten Spielmänner unserer Tage verführt, dem Breisgau die Ehre zuzusprechen schon in urheidnischer Zeit die Heimat der Harlungensage zu sein, die, verschollen wie sie ist, ein willkommener Schauplatz für die ausschweifendsten Phantasien ward: das Harlungengold, nach welchem (dem Gedicht von Dietrichs Flucht zufolge) Hermanrich trachtete, ward in dem Halsband der Göttin Freyja

52) Mon. SS. 6, 185.

Digitized by Google

erkannt, das in der Edda den unverstandenen, jetzt erst erklärten Namen Brisingamen führt, oder in dem ebenso räthselhaften Halsschmuck der Brosinge (im Beowulf), dessen Erbeuter Hama mit Eormenric verfeindet den Tod erlitt. Jacob Grimm und Bessell waren der schlichten Ansicht, in dieser Sage sei der geschichtliche Untergang der Heruler zum sagenhaften Untergang eines Fürstengeschlechtes geworden, wie es in der Burgundersage geschah.

Die Hermanrichsage theilen die Nordländer mit Deutschen und Angelsachsen; von den mehr geschichtlich gefärbten, örtlicheren Stammsagen der Deutschen haben sie nichts, die Dietrichsage erst ganz spät überkommen, als diese deutscheste der deutschen Sagen im Osten selbst nach Böhmen, Rußland und Ungarn vordrang; wogegen die Sage von Sigurd, dem Helden des ersten Theiles der Nibelungen, die in Deutschland grade in den früheren Jahrhunderten nirgend erwähnt wird, so völlig bei ihnen eingebürgert erscheint, daß man sie heimisch im Norden nennen würde, wenn nicht einzelne Namen den deutschen Ursprung verriethen[53]), wenn nicht der Held in den ältesten nordischen Quellen selbst als ein hunischer, d. h. südländischer, deutscher bezeichnet würde und wenn nicht die Bühne der Handlung an den Rhein, in den spätern prosaischen Zusätzen einzelner Lieder nach Frankenland gelegt, in Einem derselben ausdrücklich eine Berufung auf deutsche Sage erhalten wäre: dem gewöhnlichen Schicksale aller ausgewanderten Sagen gegenüber, daß sie sich in der neuen Heimat verörtlichen, hat W. Grimm mit Recht dieser Bezeugung des deutschen Ursprungs der Siegfriedsage in den nordischen Dichtungen selbst eine entscheidende Beweiskraft beigelegt. Wie nun aber Verhältniß und Zusammenhang, Ueberwirkung und Rückwirkung in diesem Gemeinbesitze zu denken sei, darüber ist trotz allen erhaltenen dichterischen Urkunden im Norden, bei dem Mangel aller Zeugnisse in Deutschland, kaum etwas Sicheres zu sagen. War die Siegfriedsage, was bei

53) Vgl. J. Grimm in Haupts Zeitschrift 1, 3.

Digitized by Google

J. Grimm allezeit feststand, von den niederländischen Franken in den Merowingischen Zeiten ausgegangen, so läßt sich ihre Auswanderung noch am leichtesten erklären: ihre poetische Ueberlieferung wich mit allen anderen älteren Stammsagen der Franken vor dem größeren Glanze des karolingischen Geschlechtes und seiner Verherrlichung zurück. Gleich über die Frage aber: Wie die Ueberwandrung der Sage nach dem Norden erfolgt sei, gehen die Meinungen weit auseinander. F. Jessen[54]) läßt sie im 10. Jh. von Norddeutschland aus unmittelbar nach Norwegen und Island erfolgen, Müllenhoff aber setzt den Uebergang schon ins 6. Jh. und nimmt eine Vermittlung durch die Angelsachsen an, weil einzelne Namen diesen Durchgang verrathen. Gleich streitig und zweifelhaft ist die Frage über die Beschaffenheit der eingewanderten Sage: ob die Verbindung der beiden Theile der Nibelungen, der Zusammenstoß der Burgunder und Hunnen durch die Vermählung von Siegfrieds Wittwe mit Attila, schon auf deutschem Boden in alter Zeit vollzogen oder verhältnißmäßig neu sei. Und wie nun ferner die abgetrennte Sigurdsage an sich, die Beziehungen des Helden zu den burgundischen Königen (Giukungen) ursprünglich gestaltet gewesen, wie sie im Norden umgestaltet und mit Einheimischem verquickt worden sein und so verändert nach Deutschland zurückgewirkt haben möchte, auch darüber kreuzen sich die abweichendsten Meinungen. Die Schwierigkeit, über diese Fragen zu entscheiden, liegt zum guten Theile in der Natur der nordischen Quellen, über deren örtliche und zeitliche Entstehung ebenso die widersprechendsten Ansichten bestehen. Abgesehen davon, daß Einige der scandinavischen Forscher den nordischen Ursprung der Völsungensagen behaupten, während Andere mit den Deutschen ihn leugnen, so nimmt Svend Grundtvig, der jüngste Herausgeber der alten Edda (Köbenh. 1868), die Lieder in ihrer erhaltenen Gestalt für Südschweden und Dänemark in Anspruch[55]), Keyser aber für Norwegen, und Möbius,

54) Historisk tidskrift. 1868. 6, 226.

55) Om Nordens gamle Lit. Köbenh. 1867.

mit Ausnahme der spät entstandenen, skaldisch gefärbten sog. grönländischen (Atli) Lieder, für Island. In Bezug auf die Zeit setzte man bisher die Aufzeichnung der Eddagesänge gewöhnlich in den Anfang des 12. Jahrhunderts; Sophus Bugge aber (in seiner gewissenhaften Ausgabe der alten Edda nach dem Codex Regius, Christ. 1867) schiebt die Entstehung der isländischen Sammlung, auf welche die beiden ältesten Handschriften als auf ihre gemeinsame Quelle zurückweisen und die noch um 1230 dem Zusammensetzer der jüngeren Edda nicht vorgelegen, bis um 1240 zurück, nur daß einige Lieder aus der Göttermythe früher aufgezeichnet und einverleibt sein möchten. In der Frage über das eigentliche Alter der uns erhaltenen dichterischen Abfassung setzt sich der Hader weiter fort. Lange war man leidlich einig, das 8. Jh. anzunehmen. Im Hyndlulied glaubte man den Beweis dafür zu finden, da dort König Radbert und sein Sohn Randver, aber nicht des Letzteren Sohn und Enkel Sigurd Ring und Ragnar Lodbrok, die gefeierten Helden des 9. Jhs. genannt sind: diese Zeitbestimmung würde den Inhalt der Sigurdsage mittreffen, wenn die Strophe 24 nicht später eingeschoben sein sollte, in der Jörmunrek schon zu Sigurds Schwiegersohn gemacht ist. Dagegen setzt Gudhbrandur Vigfusson den größten Theil der Völsungenlieder in der erhaltenen Gestalt vorsichtiger ins 11—12. Jh. zurück. Welche dann wieder, unter den verschiedenen Sagenliedern, die älteren oder jüngeren seien, ist ebenso zwistig: Einer setzt die Helgilieder, wie die drei Sigurdlieder, in möglichst alte Zeit hinauf, ein anderer in möglichst junge herab. Was unter den Liedern, was in den Liedern selbst unächter späterer Zusatz sein möchte, auch darüber streiten die bewährtesten Autoritäten. In allen Mythologien wird der Inhalt von Hrafnagaldr Odins als ächte Ueberlieferung verwerthet, einer Dichtung, die nach Bugge ein Erzeugniß des 17. Jhs. ist. Die 9 Schlußstrophen des wichtigsten fast aller Sigurdgesänge, des Sigrdrifumal, an deren Stelle im Codex Regius eine Lücke ist, halten Bugge und Möbius für ächt, Munch für ein Machwerk (des vorigen Jahrhun-

derts) von Palsson, der auch den Gunnarslagr eingeschmuggelt hat. All diese Meinungsverschiedenheiten erklären sich aus der Natur der langhin wenig veränderten isländischen Sprache überhaupt und im besonderen durch das Misverhältniß zwischen der Sprache der Eddalieder und deren nur vermuthbarem Alter: es gibt isländische Sprach- und Schriftquellen, es gibt selbst alte Skaldengesänge aus dem 9—10. Jh., deren Sprache in mancher Hinsicht älter ist als die Sprache selbst solcher Eddagesänge, die unzweifelhaft älteren Ursprungs sind.

Die Sigurdsage verschlingt sich in ihren Anfängen mit den rein nordischen Helgisagen, die unter einander selbst in jener naiven Weise verkettet sind, daß der älteste Helgi, Hiörvards Sohn, der nach einer verhängnißvollen Verlobung mit einer Valkyre als ein jugendlicher Held in einem Kampf bei Frekastein fällt, zweimal wiedergeboren wird, einmal als Helgi Heddingjaskadhi, von dem die verlorenen Karalieder handelten, und das anderemal als Helgi der Hundingstödter, von dem zwei der schönsten Lieder altgermanischer Ueberlieferung eine ähnliche unheilbringende Valkyrenliebe und den gleichen Frühtod besingen. Mit diesem Helgi ward dann wieder Sigurd, ein gleich früh dem Tod bestimmter, nicht allein verwandtschaftlich als sein Stiefbruder, sondern auch durch das Band der Handlungen aufs engste, und ganz willkürlich verknüpft. Nach dem ersten Liede von Helgi dem Hundingschläger (Str. 14) war das ganze Geschlecht der Hundinge vor dem 15jährigen Helden gefallen; in spätern Ansätzen der Sage aber (in der Prosa von Sinfiötli's Ende und in der Völsungensage cap. 19) leben dann doch wieder neue Hundingsöhne, deren Blutrache der gemeinsame Vater Helgi's und Sigurds, Sigmund, zum Opfer fällt, dessen Tod dann wieder Sigurd — schon nach dem ersten Sigurdliede, nach alter Ueberlieferung — zu rächen hat. Zu Schiff aussegelnd hat er auf der Fahrt nach Frekastein einen Sturm zu bestehen, wie einst Helgi; im Kampfe fallen dann wieder alle Hundinger durch diesen zweiten Hundingtödter, der von seiner nächsten bewundertsten That, der Erlegung des schatzhütenden Wurms

Digitized by Google

auf der Gnitahaide (ein eingeschobenes Zwischenspiel, wovon hernach) der Fafnirstödter heißt. Nicht genug mit diesen Verflechtungen, auch eine Valkyrensage sollte sich in Sigurds Jugendleben verschlingen, wie in Helgi's. Es war ihm (im 1. Sigurdlied oder Gripisspa) geweissagt, er werde eine auf dem Felsen in der Brünne schlafende Fürstentochter nach Helgi's Tode erwecken, die ihn Runen und Heil- und Sprachkunde lehren werde. Auf seinem Ritt nach Frankenland gewahrt er (nach dem Sigrdrifumal) auf einem Berge ein Licht, wie einen Feuerbrand; hinzukommend sieht er eine Schildburg und einen Schlafenden, den er seine Brünne lösend als ein Weib erkennt, Sigurdrifa, die von Odin, weil sie einen seiner Günstlinge erschlagen, mit dem Schlafdorn gestochen war, der ihr zürnend auch verhängte, nie wieder Sieg zu erkämpfen sondern sich zu vermählen: was sie nur dem gewähren will der keine Furcht kennt. Sie gibt nun Sigurd (dem sie sich nach dem Prosa-Schlusse, einem späteren Zusatze offenbar, verlobt) einen Erinnerungstrank, damit er ihrer Lehren nicht vergesse, die sie ihm dann in eilf Sprüchen [56]) mittheilt, zuletzt auf sein kurzes Leben anspielend. In der Sage von dieser Schildmagd steht Sigurd dem Inhalt der Helgisagen weit näher als der deutschen Siegfriedsage in den Nibelungen, obgleich unsere Mythiker diese gerade aus jener Valkyrensage erwachsen lassen, in welcher sie den allöffnenden Schlüssel zu dem räthselhaften Verhältniß Siegfrieds zu Brunhilden gefunden zu haben glauben. Und doch steht die Sigurdrifasage mit dem ferneren Verlaufe der Siegfriedsage ursprünglich in gar keiner Beziehung, denn erst in späteren Liedern (von Brynhildens Todfahrt) ist Sigurdrifa mit Brynhilden, von der sie in Gripisspa aufs bestimmteste unterschieden ist, verschmolzen, wo sie dann Sigurd mit seinem Flammenritte aus dem feuerumgebenen Saal zu erlösen hat, von dem allem jene ältere Sage nichts weiß. Für die uner-

56) Oder in sechs, wenn die Strophen von 29 ab Zusatz wären, wo dann aber die Lehren mit dem sechsten Rathe seltsam abbrächen.

schrockenen deutschen Alterthumsforscher aber war dieß ein zu lockender Stoff, als daß sie nicht auf dem feuerfesten Rosse ihrer Sagenkritik durch die mythische Waberlohe hätten durchdringen sollen, um die schlaftrunkene Sage zu lichtem Leben zu wecken[57].

Soweit erscheint die nordische Sigurdsage fast als eine Metamorphose der Helgisage. In der späteren Prosa von Sinfiötli's Ende und in der Völsungensage (2. Hälfte des 13. Jhs.) sind dann andere Sagen von Sigmund und seinen Ahnen (den Völsungen, die auch Ylfingen, Wölfingen heißen,) erzählt; von Sigurd aber ist in den alten Eddaliedern selbst jenes, von dem Cyclus der Walkyrensagen durchaus verschiedene Zwischenspiel von Fafnirs Tödtung enthalten. Die Sigmundgeschichten in der Völsungasaga, die z. Th. aus älteren poetischen Quellen stammen, der Edda aber fremd sind, werden ihrer grausigen Wildheit wegen für uralt gehalten, obwohl sich die größten Bedenken dawider aufdrängen. Es werden da zu Anfang ganz nach Art der späteren Ritterromane, in deren Abblütezeit die Völsungasaga entstand, zwei Vorgeschichten zu den Hauptsagen erzählt: die erste von Sigi ist ein Vorspiel zu den Blutrachethaten, die Sigmund selbst erleben sollte; die zweite, deren Inhalt wir andeuten wollen, sieht ganz wie ein erdichtetes Vorspiel zu der Nibelungen-Noth aus. Bei der Vermählung von Völsungs Tochter Signi mit König Siggeir wird dieser von seinem ältesten Schwager Sigmund durch Weigerung eines kostbaren Geschenkes unversöhnlich erzürnt. Rachesinnend lädt er Völsung mit allen seinen zehn Söhnen zu Gast; Signi verwarnt ihre Verwandten vergeblich, wie Gudrun in der nordischen Niflungasaga die ihrigen; Völsung wird nach einem tapferften Kampfe mit allen seinen Leuten, wie Gunther mit seinen Burgundern, erschla-

57) Erst neuerdings haben einzelne wahrheitsuchende Forscher, Lüning (in seiner Ausg. der Edda, Zürich 1859), Rosselet (in der Encycl. von Ersch und Gruber t. 31, Sect. 2) und Max Rieger (Germ. 3, 166) die Verschmelzung beider Gestalten erkannt und eben hier die Fugen entdeckt, wo zwei ganz verschiedene Sagenbestandtheile willkürlich zusammengeleimt sind.

gen; von seinen 10 Söhnen wird nur Sigmund durch Signi's List erhalten; die ihre zwei zur Rache untauglich befundenen Söhne von Siggeir (wie Gudrun ihre Söhne von Atli) aufopfert, und dann, in einer Verwandlung, mit ihrem Bruder Sigmund den Sinfiötli, von Vaters und Mutters Seite einen Völsungen, erzeugt, der, nachdem er eine Weile mit seinem Oheim-Vater in Wolfsgestalt die Welt durchfahren, mit diesem eine abenteuervolle Rache an Siggeir vollzieht, bei der sich Signi mit ihrem gehaßten Gatten in dem von den Rächern angezündeten Saale verbrennt. Sigmund fällt nachher, wie wir (oben S. 74) hörten, durch die Hundingen, nach einer zweiten Vermählung mit Hiördis: daß diese seine Wittwe sich nach seinem Tode mit einem König, bei dem sie Zuflucht suchte, oder mit dessen Sohne wieder vermählt, auch dieß sieht wie eine Nachahmung dessen aus, was die späteren Eddalieder von der dritten Vermählung der Wittwe Sigurds und Atli's erzählen. Es wird wohl unmöglich bleiben sicher auszumitteln, was von diesen widernatürlichen Greueln alt sein kann, was ganz neue Verwilderung sein mag: man muß sich, um sich zu der letzteren Meinung zu neigen, nur erinnern, daß die nordische Karlamagnussage, gleichzeitig mit der Völsungasaga, die einzige Quelle ist, die den Roland zur Frucht einer blutschänderischen Verbindung (von Kaiser Karl und seiner Schwester) macht, wie hier den Sinfiötli. Die Angelsachsen wußten von Sigmund Wälse's Sohn und seinen Kämpfen, Fahrten und Freveln mit Fitela, nichts von Beider Wolfsnatur; sie wußten von Sigmunds Drachentödtung und Hortgewinnung, nichts von Sigurd, auf den diese Sage gradezu von dem Vater übertragen zu sein scheint. In den Eddaliedern und Prosen wird dann diese Erlegung des Wurms Fafnir durch Sigurd an eine Göttersage geknüpft, die in der jüngeren Edda und in der Völsungensage z. Th. in vernünftelnden Deutungen ausführlicher erzählt ist: wie die drei Asen Odin Hönir und Loki einen Sohn des Jötunen Hreidmar erschlagen und, um die Eine Unthat mit dem verlangten Wehrgeld sühnen zu können, eine zweite begehen

und dem Zwerg Andvari seinen Schatz abdringen, auf den der Beraubte dann einen fortwirkenden Fluch wirft. Diesen Schatz nun erwirbt Sigurd, von Odins gefährlicher Gunst unterstützt, indem er Fafnir, den Sohn Hreidmars, der seinen Vater im Schlaf getödtet hatte und nun in Wurmgestalt des Schatzes hütet, wie er über eine verdeckte Grube kriecht, von unten ersticht, ganz ähnlich wie in Beowulf von Sigmund (vgl. oben S. 61 f.) gesagt ist. Mit dem glänzenden Goldschatz kommt er als Gast zu Giuki, da er dann in das Fluchverhängniß hineingezogen wird, das auf dem Schatze ruht. Unsere Ausleger der Nibelungen, wie sie in einer fremden Valkyrensage den Aufschluß über Brunhildens Verhältniß zu Sigurd suchten, suchen ebenso in dieser ebenso fremden Göttersage den Nachschlüssel zu dem Geheimniß von dem Nibelungenhort, wo in beiden Fällen kaum ein schwankender Schatten von Rückwirkung der alten nordischen Sagengestalt zu entdecken ist. Die Fafnirsage weiß nichts von Nibelungen und Nibelungenhort, geschweige von einer Verbindung zwischen den burgundischen Besitzern dieses Horts (unter denen der geschichtliche Gunther nach Lachmanns Deutung mit einem gleichnamigen König der Nibelungen, des Nebelreichs, verschmolzen sein soll,) mit dem Zwerg Andvari, der in der mährchenhaften jüngeren Edda zwar im Land der Schwarzelfen wohnt, in der alten Ueberlieferung aber ein Fisch im Wasser ist. Wer im Lichtreich nach der Aufhellung des Dunklen sucht, der wird sich zur nothdürftigen Erklärung des räthselhaften Namens Nibelungen an die Bezeichnung der Franci-Nebulones im Waltharius halten und sich denken müssen, daß der Personenname Nibelunc (seit dem Aufsteigen der Karolinger unter den Franken durch Jahrhunderte sehr verbreitet) auf das Volk, die Rheinfranken im Walther, die Burgunder in den Nibelungen übertragen ist. Wie denn die Dichtung überall liebte, die Völker mit den Geschlechtsnamen der Beherrscher zu belegen[58]) und die Gothen Amelungen, die Dänen Scyl-

58) Selbst in der hellen Zeit und Geschichte kann man bemerken, daß, als der Reichsantheil des Einen der Söhne Ludwigs des Frommen nach dessen Namen

dingen, die Burgunder (in der Edda Gothen) Giukungen zu nennen, mit welchen in der nordischen Sage durchweg der Name Nibelungen identisch ist [59]), ein Name, den die pragmatisirende, Alles auslegende Völsungasage nicht einmal nennt.

Denkt man sich, daß eine fränkische Sage von Siegfried, Sigmunds Sohn, ähnlichen Inhalts wie die im ersten Theile der Nibelungen, im Norden mit Sagen von einem einheimischen Sigmund dem Drachentödter und dem Bekämpfer der Hundingen zusammengestoßen wäre, so könnte man den bloßen Namen des Vaters für eine genügende Veranlassung erachten, sie mit den Helgisagen zu verknüpfen. Jene deutsche Sage von Siegfried und Kriemhilde könnte ursprünglich eine Gestalt getragen haben, in der sie, von einem natürlichsten psychischen Motive getragen, menschlicher, einfacher, von aller Bizarrerie freier erschiene, als irgend eine andere Ueberlieferung von so hohem Alter. Auf solch eine Gestalt lassen in der Edda die Weissagungen im ersten Sigurdlied, läßt die Erzählung in den wesentlich übereinstimmenden Bruchstücken des Brynhildeliedes hindurchblicken, in dessen prosaischem Schlusse sich in Bezug auf die Todesart Sigurds eine ausdrückliche Berufung auf deutsche Sage findet. In der Zeit zwischen der Erlegung Fafnirs und der Erweckung Sigurdrifa's hatte Sigurd einen gastlichen Besuch bei Giuki gemacht; nach dem letzten Abenteuer kehrte er bei Heimir ein, mit dessen Pflegekind Brynhilde, Budli's Tochter, er sich verlobt. Dann kehrt er zu Giuki zurück, wo ihm dessen zauberkundige Gattin Grimhild ihre Tochter Gudrun vermählt (die in der deutschen Sage den Namen trägt den im Norden die Mutter), worauf er Brynhilde vergißt. Die Alte bethört ihn

Lotharingien genannt wurde, dieser Name mit einer beifälligen Hast in Aufnahme gebracht wird.

59) Die jüngere Edda sagt ausdrücklich: Gunnar und Högni wurden Niflungen oder Giukungen genannt, weßhalb das Gold der Niflungenhort heißt. Ein Sohn Högni's, der in Atlamal Niflung heißt, führt in drap Niflunga den Namen Giuki.

Digitized by Google

noch weiter, um Brynhilde für ihren Sohn Gunnar zu werben, was er in dessen Gestalt treu und gewissenhaft ausführt, ohne Feuerritte, wie in den späteren nordischen Veränderungen, ohne Kämpfe, wie in den Nibelungen. Die gekränkte Brynhilde sinnt auf Rache an ihrem treulosen Verlobten. In tiefgrimmiger, von Groll und Liebe zu Sigurd, von Haß und Misgunst gegen Gudrun gemischter Eifersucht reizt sie Giuki's Söhne zum Mord des gehaßten Geliebten. Da sie dann aber Sigurd südlich vom Rheine getödtet haben, so bricht der Anstifterin das Herz, die nun weinend und bereuend von dem sprach, wozu sie die Männer erst getrieben, und den unwillkürlichen Fluch über die Mörder ausspricht: So soll, Nibelungen, all euer Geschlecht die Macht verlieren! Nimmt man zu dieser Erzählung aus dem jüngeren dritten Sigurdliede das Fügsame und Uebereinstimmende hinzu, die umständlichere Ausführung des Anschlags auf Sigurds Leben, den Selbstmord Brynhildens, ihre Anordnung mit dem Geliebten auf Einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden u. s., so erhält man in episch-lyrischer Ausführung ein Seelengemälde voll bewegender Kraft, dessen Werth noch ungemein gehoben wird durch die Anreihung der Lieder, in welchen die nordischen Sänger, die Nothwendigkeit empfindend bei so schrecklichen Thaten dem Drange der natürlichsten Gefühle eine unmittelbare mächtige Aussprache zu geben, die Frauen ihre belasteten Herzen erleichtern lassen. Das erste Gudrunlied, voll elegischer Weichheit, dichterisch vortrefflich entworfen, gleichgültig für jene die in diesen alten Ueberlieferungen nur Geschichten suchen und nicht Poesie, ist die Klage der lange thränenlosen Gudrun über der Leiche ihres Gatten; es sind Züge wie im althellenischen Heroenstile, wie die Heldenfrauen ihrer Umgebung sie zu trösten suchen durch die Erinnerung an die Leiden, die sie selber zu dulden haben. In dem zweiten Gudrunliede blickt die Verwittwete aus größerer Zeitferne auf den Mord des Gatten zurück, als sie schon von ihren Brüdern den Vergessenheitstrank empfangen und in die Vermählung mit Atli, schlimmes ahnend, gewilligt hatte. Wäre die Sage von dieser neuen Wieder-

Digitized by Google

vermählung der ursprünglichen Siegfriedsage fremd, so müßte doch die Verbindung beider, schon des ganzen Stiles dieser Lieder wegen, sicherlich in sehr alter Zeit bereits vollzogen und eine früher unabhängige Völkersage von dem Zusammenstoße der Burgunder und Hunnen, in der alles Interesse — wie fast noch in den Nibelungen — auf dem Riesenkampfe der Unterliegenden lag, in eine persönliche Gudrun- oder Kriemhildesage umgewandelt worden sein.

Die nordische Sigurdsage schreitet von den Sigurdliedern zu den Gudrunliedern, von diesen zu den Atliliedern vor. Das dritte Sigurdlied verkündet schon die ganze Folge der später ausgesponnenen Sage, nicht allein Gudruns Vermählung mit Atli, sondern auch die Geburt ihrer Tochter Swanhilde, durch die dann die Jörmunrekſage angeknüpft ward, das heimliche Spiel Gunnars mit Atli's Schwester Oddrun, und Atli's Ermordung durch Gudrun, verwilderte Auswüchse der Sage, von welchen die oberdeutsche Dichtung nichts weiß. Die beiden einander ergänzenden Atlilieder, weit jüngeren Alters als die beiden ersten Sigurd- und Gudrunlieder, sind schon der deutschen Sage in der ungefähren Gestalt entschöpft, die wir noch kennen, bald näher bald entfernter der deutschen Kunde, und, wie die Nibelungen, schon von einem christlichen Firnisse überzogen. In dem Einen ist das Reich der Giukungen von Atli's Reiche durch den Schwarzwald, in dem anderen durch die See getrennt; Gunnar wird noch als Gothenkönig bezeichnet, aber seine Verwandten zugleich als Burgunder; die Lieder kennen den Nibelungenhort unter diesem Namen hodd Niflunga, obgleich hodd in dieser Bedeutung sonst nur in Zusammensetzungen vorkommt. Nicht Högni bewahrt hier das Geheimniß des Schatzes bis Gunnar, der letzte der darum weiß, getödtet ist, sondern umgekehrt. Das Fesselndste aber in diesen Abweichungen zwischen der nordischen und deutschen Darstellung, und das Sprechendste zugleich für die starken durchgreifenden Einflüsse des nordischen Genius auf die Umgestaltung der Sage ist dieß, daß der Kern der Thatsachen, Gudruns Rache, ganz in das Gegentheil von Kriemhildens Rache verkehrt ist,

daß diese Rache nicht an den Brüdern sondern an dem Gatten, nicht für den von den Brüdern getödteten ersten Gatten, sondern für die von dem zweiten Gatten getödteten Brüder geübt wird. Atli, der hier handelnd mehr in den Vordergrund trit, kann nicht vergessen, daß die Giukungen an dem Tode seiner Schwester Brynhilde Schuld trugen. Er lädt sie, gierig nach dem asenkundigen Nibelungenhort, zu sich; Gudrun warnt sie schriftlich durch Runenzeichen, die aber gefälscht werden, und bei ihrer Ankunft persönlich; in dem „weltkundigen" Kampfe, der hier doch in ganz engen Grenzen verläuft und von all dem Völker- und Heldengedränge um den Etzel der Nibelungen nichts weiß, steht sie, selber kampfkundig, auf Seiten ihrer Brüder und erschlägt Atli's Bruder; nach dem Falle ihrer Verwandten übt sie endlich ihre grause Rache an dem stets verachteten Gatten, dessen gebotene Sühne sie verschmäht. Nun wollte sie sich den Tod geben, „doch ward ihr Leben verlängert"; damit die Sage angelängt werde. In diesen spätesten Erweiterungen ist die abenteuerliche Willkür der Anknüpfungen und Erfindungen am fadenscheinigsten. Gudrun vermählt sich zum drittenmale mit König Jonakur; ihre hier erzogene Tochter von Sigurd, Swanhilde, wird Jörmunreks Gattin. Damit noch nicht genug. Die Völsungasage, auf deren Geist und Werth hier ein besonderes Schlaglicht fällt, gibt Sigurd auch eine Tochter mit Brynhilden, Aslaug; sie vermittelt dann eine Verbindung mit der viel späteren Ragnar-Lodbrokfage, der in den Handschriften gewöhnlich die Völsungasage als eine Art Einleitung vorausgeht. In der Nornagestsage ist Sigurd sogar noch mit der Starkadrsage verknüpft.

Bei dem Hinblick auf die kostbare Sammlung der Edda darf uns wohl ein neidisches Gefühl überkommen, daß uns in Deutschland nichts ähnliches erhalten blieb. Wo doch nach dem bekannten Berichte Einharts im Leben Karls (cap. 29) eine so mächtige Hand wie die des großen Kaisers die ausdrückliche Veranstaltung traf zur Aufzeichnung der uralten Lieder von den Thaten und Kämpfen der Kö-

nige, um sie der Vergessenheit zu entreißen. Derartige Sammlungen aber scheinen allerdings in erster Ordnung die Wirkung geübt zu haben, daß sie durch die bequeme Uebersicht über große Reihen z. Th. zusammengehöriger, aber nur lose zusammenhängender Gesänge, die sie gewährten, zur Zusammensetzung größerer epischer Dichtungen anleiteten und dadurch selbst etwas beitrugen zur Beseitigung der alten und veraltenden Einzellieder, die sie erhalten sollten. Die bloße Zusammenfassung altbritischer Sagengeschichte in lateinischer Sprache rief im 12. Jh. wie mit einem Zauberschlage unter Bretonen, Normannen und Nordfranzosen epische Dichtungen nach allen Seiten hin massenhaft ins Leben, ohne daß von den rhapsodischen Unterlagen der volksmäßigen darunter etwas übrig geblieben wäre, als was in den ältesten epischen Zusammenfügungen selbst noch an den Fugen zu erkennen ist. Im Norden gewährte Saxo Grammaticus eine solche lateinische Uebersicht der Sagen; die große Belehrung die sie bietet ist die, daß hier in den zahllosen vereinzelten Orts- und Geschlechtssagen keine Anlage war zu größeren, einheitlich zusammengehaltenen epischen Compositionen. Die einzige Sigurdsage, der diese Anlage nicht mangelte, ließ er als eine fremde zur Seite; die Völsungasage setzte sich über diesen fremden Ursprung weg, nachdem die späteren Gesänge ohnehin schon den hunischen Helden bereits danisirt hatten. Es war ein Glücksfall, der nur der Entlegenheit Islands zu danken ist, daß die Edda so spät aufgezeichnet wurde, als das Interesse an schriftlichen Urkunden nicht mehr vereinzelt auf Höfe und Klöster beschränkt und den Launen der Bigotterie unterworfen war. Dieß Glück ward der karolingischen Sammlung nicht zu Theil. Wäre es denkbar, daß ihr Untergang dem geistlichen Eifer Ludwigs des Frommen zuzuschreiben wäre, daß „die heidnischen Dichtungen", die er in seiner Jugend gelernt hatte und später verschmähte [60], deutsche Volksgesänge und nicht lateinische Poesien waren, so hätte der christliche Zelotismus den lite-

60) Theganus Vita Ludovici cap. 19.

Digitized by Google

rarischen Interessen nicht viele ähnliche Schäden geschlagen. Es würde aber schwer sein, diesen Verlust auf eine so einzelne Verschuldung zu schieben; so viele andere Völker beklagen gleiche Einbuße ohne eine solche Veranlassung. Auch Alfred pflegte, wohl mit größerem Eifer noch als Karl der Große, die Lieder seines Volkes; er lehrte sie seine Kinder lesen; Niemand verbot oder verfolgte hier diese Gesänge, auch die Normannen vertilgten sie nicht, da W. von Malmesbury noch einen großen Vorrath vor sich gehabt zu haben scheint, und doch ist so weniges aus der angelsächsischen Dichtung erhalten. So ist es nicht zu verwundern, wenn auch uns in Deutschland aus dem ganzen Schatze deutscher Heldendichtung nichts übrig geblieben ist, als das Bruchstück des Hildebrandlieds[61], das zu Karls des Großen Zeit im Kloster zu Fulda (Ende des 8. Jhs.) aufgezeichnet ist, das man sich daher gerne als ein einziges und dazu verstümmeltes Trümmerstück aus jener Sagensammlung denken mag. Es behandelt den Zweikampf des alten treuen Heergesellen Dietrichs von Bern mit seinem Sohne, eine Episode der Dietrichsage, die sich der Norden in so früher Zeit nicht angeeignet hat: so daß es eine ganz unmittelbare Vergleichung nordischer und deutscher Dichtungsweise nicht an die Hand gibt. Gleichwohl ist es ein vollkommen genügender Rest, um sich an ihm zu überzeugen, daß die deutsche Heldendichtung eine andere geistige Gestalt trug und von einem anderen poetischen Hauche durchzogen war als die nordische. Wir lassen die streitigen sprachlich-antiquarischen Fragen zur Seite, ob die erhaltene Aufzeichnung unmittelbar aus dem Gedächtniß eines hessischen oder thüringischen Schreibers stammt, in dessen Mundart der Eingang niederdeutscher Einflüsse aus den Grenzlanden Westphalen und Sachsen natürlich zu erklären ist, oder ob diese Mischung daher rührt, daß wir die Abschrift einer oberdeutschen Vorlage durch einen niederdeutschen Schreiber vor uns

61) Erste Ausgabe: J. u. W. Grimm, die beiden ältesten Gedichte aus dem 8. Jh. Cassel 1812. Von den späteren begnügen wir uns, auf die von Grein, Gött. 1858. zu verweisen.

Digitized by Google

haben[62]; ob ferner der epische Vers des Hildebrandliedes nach dem strengeren metrischen Gesetze des späteren Otfried'schen Verses (zwei Halbzeilen von je vier Hebungen) oder nach der freieren Weise der alten alliterirten deutschen und angelsächsischen Dichtungen wie Heliand und Beowulf zu bemessen sei[63], in welche jenes Gesetz nur durch noch größere Willkür hineinzutragen ist, als sie zu diesem Zwecke bei dem Hildebrandliede angewandt worden ist. Uns fesselt wesentlich die poetische Gestaltung des merkwürdigen rhapsodischen Sagenrestes. Vergleicht man das Gedicht, das selbst nach den früher üblichen Zeitbestimmungen älter sein wird als die ältesten nordischen Heldenlieder, mit diesen, so lehren die poetischen Urkunden selbst dasselbe, was wir aus den sonstigen Zeugnissen von der Sagendichtung des Südens und Nordens herauszulesen meinten, daß das deutsche Gedicht neben den nordischen durch größere Wahrscheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungesuchteres menschliches Gefühl ausgezeichnet ist. Und sei die Darstellung auch an einigen Puncten so kernig und kraftvoll, die Sprache so kühn wie in der Edda, so ist doch keine Spur von jenem Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von gesuchter Dunkelheit und lyrischem Schwung: vielmehr drängt sich die epische Form hier, im Gegensatz zu der lyrisch-dramatischen Haltung der Eddalieder, ganz überraschend selbst in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe liegt über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz erhalten ist. Wenn unsere Forscher aus den spätesten Sagenüberlieferungen überall auf die frühesten zurückzuschließen pflegen, so können sie sich aus der Zusammenstellung des Volksliedes von Hildebrand und Hadubrand aus dem 15. Jh.[64] mit diesem alten Denkmale allerdings Waffen zu ihrer Rechtfertigung holen, die nur leider zu jedem Gefechte versagen: der

62) Holtzmann in der Germania 9, 289. K. Meyer ib. 15, 17.
63) Vgl. Max Rieger, Germ. 9, 295.
64) Mitgetheilt in Grimms Ausgabe.

Digitized by Google

Zweikampf zwischen Vater und Sohn und die Namen sind freilich dieselben (obwohl selbst die bloße Thatsache in dem Ausgang wahrscheinlich in ihr Gegentheil verkehrt ist); im übrigen hört jede Vergleichung vollkommen auf. In dem alten Gedichte wird man nicht gleich Anfangs so genau bekannt mit Vater und Sohn, die sich hier kriegerisch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern seinen Namen nicht sagen will, den Kampf zwischen beiden, sondern der Unglaube des leichtfertigen Jungen und die Gereiztheit des ehrlichen Alten über diesen Unglauben. Wie anders stellt dieß sogleich das Interesse des Hörers, da nun nicht allein Er, da auch der Vater weiß, er kämpfe mit dem Sohne. Hier wird nicht der Kampf ins Scherzhafte gezogen, keine überraschende Wirkung in Worten noch in Scenen ist gesucht; so konnte auch der Schluß nicht die possenhafte Wendung des Volksliedes gekannt haben, vollends dann nicht, wenn, wie man vermuthet, dem Kampfe zwischen beiden Verwandten andere Zweikämpfe vorausgegangen wären und zuletzt der Vater den Sohn in tragischer Katastrophe erschlagen hätte. Wie der Ausgang — so verschiedenartig er sei — in allen späteren Bearbeitungen behandelt ist, überall geben diese dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; sie suchen diese in sich selbst zu vollenden, sie bieten Witz und Scherz auf, um ihr einen größeren Reiz zu geben, und gerade damit geben sie ihr ein beschränkteres Interesse. Dagegen ist dieses der Wander- und Kampfsage der Gothen entwachsene Lied auf den Hintergrund eines großen Ganzen aufgezogen, in dem es nur ein einzelner fragmentarischer Theil ist: in diesem rhapsodischen Charakter liegt sein eigentlicher Werth und seine große Bedeutung. Aus dem Alterthum der neueren Welt giebt es wohl kaum eine rhapsodische Erzählung, welche das Gepräge des Zusammenhangs mit einem weiteren epischen Ganzen so deutlich an sich trägt, wie dieses Lied[65], das

---

65) Wenn Lachmann (über das Hildebrandlied 1833) glaubt, der Dichter des

gleich im Anfang bei der Andeutung von Hildebrands großer Vergangenheit das Interesse des Lesers weit über die Gegenwart hinwegführt. Die Tausende von Versen in der Ravennaschlacht oder Dietrichs Flucht geben nicht ein so passendes Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten, wie die wenigen Züge dieses kleinen Liedes, und jenes urkräftige Heldenwesen, das in späteren Gedichten so leicht durch Sonderbarkeit und Uebertreibungen in den Charakter des Eisenfresserischen übergeht, trit hier in schmuckloser Reinheit und Würde auf. Auch was die Sage selbst angeht, so ist zwar schon die Zeit Attila's mit Theodorichs zusammengerückt, und (der in der Geschichte besiegte) Odoaker der Sieger, vor dem Dietrich flieht, aber dennoch scheint in dem Auftreten Odoakers und in dem Schauplatz ein festerer geschichtlicher Boden durchzublicken. Ob in dem Liede schon Hermanrich in die Dietrichsage verwebt zu denken sei, bleibt zweifelhaft wie in den gleichzeitigen angelsächsischen Quellen; daß Odoaker darin, wie später in der Quedlinburger Chronik (s. oben S. 69), als der Neffe und treulose Rath Hermanrichs auftrete, wird unglaublich bleiben, so lange nicht bessere Zeugnisse als die jener Chronik vorliegen, die in einer krausen Verwirrung den halbgeschichtlichen Odoaker von Theodorich in Ravenna belagern läßt, denselben Namen aber nicht nur an Sibichs Stelle, sondern auch an die Stelle des Einen der drei Mörder Hermanrichs setzt, der gleichfalls Odoacer oder Adaccar heißt. .

Wir schließen unsere muthmaßenden Betrachtungen über die Natur der deutschen Heldendichtung mit einer Verantwortung des Standpuncts, auf dem wir uns dabei haben festgehalten gesehen. Die Beschaffenheit der wenigen poetischen Urkunden und der vielen historischen Zeugnisse wiesen uns überall mit großer Entschiedenheit zu der Zurückführung der deutschen Sagenwelt auf einen historischen Grund und Boden an. Die Neigung zur Herleitung aller Sage aus

---

Hildebrandliedes brauche die übrigen Theile der Sage nicht gekannt zu haben, so bemerkt W. Grimm sehr richtig dazu: Möglich! aber sehr unwahrscheinlich! so daß fast zu leugnen.

diesem Boden würde man unter allen Umständen bei dem Geschichtschreiber begreifen, ja voraussetzen müssen; sein Standpunct wird sich aber auch aus allen strengsten wissenschaftlichen Erwägungen aufs Bestimmteste rechtfertigen. In der Beurtheilung unserer germanischen Heroensagen machen sich drei Ansichten geltend. Die mythischen Deuter, seltsamerweise meist Deutsche, glauben darin überall den Niederschlag von älteren Göttermythen zu erkennen; die historischen, seltsamerweise meist Nordländer, neigen dazu umgebildete Geschichte in ihr zu sehen; gegen beide verfechten wieder andere (wie Grundtvig), daß die Sagen freie dichterische Schöpfungen seien aus ethischen Volksanschauungen hervorgegangen. Von handwerksmäßiger Befangenheit abgethan wird man anerkennen müssen, daß in aller Sagendichtung, allgemein von ihr zu reden, alle drei Factoren vereinigt zusammengewirkt haben werden; in der Deutschen glaubten wir das mythische Element kaum in Anschlag bringen zu dürfen. Es war eine Zeit, wo ein Saxo Grammaticus, und vor ihm schon der Skalde Thiodolf an dem neugetauften Hofe Harald Harfagr's, im ersten christlichen Eifer, alle Mythe auflösend, ihre alten Götter zu menschlichen Helden und Königen herabsetzten; in einem förmlichen Gegensatz hierzu stehen heute die deutschen Ausleger, die in einem wahren Heideneifer, die ganze Heroensage auflösend, jeden deutschen Helden zu einem nordischen Gotte machen. Auch in diesem Puncte, wie in meinen Urtheilen über die deutsche Götterlehre, fühle ich mich den deutschen Landesgenossen gegenüber mehr zu unseren überseeischen Stammverwandten geschoben, unter denen ein Parker, in beißender Satire, völlig in der Methode unserer mythensüchtigen Sagendeuter, die ganze Geschichte der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten nach Ort Jahr Monat Tag und Stunde in einem höchsten Grade der Mythe verdächtig bewies. Sollte ich durch unzweifelhafte wissenschaftliche Feststellungen überwiesen werden, mit diesen Vorneigungen auf Irrwegen zu sein, so muß ich mit Thorpe bedauern, daß mir Pallas Athene nicht wie dem Diomed die Nebel vom Auge genom-

Digitized by Google

men, die den Anblick der Götter verhüllen. Wenn W. Grimm meinte, die historische Erklärung der Sagen müsse nach dem ersten Schritt schon einhalten, so scheint mir dagegen den mythischen Erklärungen für jeden ersten Fußaufsatz der Boden zu fehlen. Wenn uns von dem Geschlechte der Wölfingen gesagt wird, „ihr Ahnherr sei wahrscheinlich ein dämonischer Wolf gewesen", so erstaunen wir, wie man durch die plumpen zweimaligen Versuche der Völsungasage, einen Namen im Stile der Wappensagen des 13. Jhs. durch poetische Fictionen zu erklären, zu so wundersamem Tiefsinn kann angeleitet werden, dem man noch dazu einen Sinn erst geben müßte. Wenn man, um uns die Siegfriedsage zu erschließen, Sigurds Flammenritt zu Brynhilden mit dem Mythus von Freyr und Gerdha zusammenwirft und als eine Naturmythe deutet auf die Befreiung der im Winterschlaf liegenden Sommergöttin durch einen heiteren Gott, den Bändiger der Winterstürme, der dann nach kurzer Zeit wieder dem Tode verfällt, so nimmt man unter Hingabe der allerersten Grundsätze der Kritik als den wesentlichen Kern der Sage einen Bestandtheil, der ihr ursprünglich ganz fremd war. Wenn man die Thüringer Irinc und Irminfred zu Göttern (Rigr-Heimdall und Irmin) macht, so fragen wir, was aus den festesten historischen Zeugnissen nüchterner Zuschauer werden soll, die mitten in den Tragödien der thüringischen Geschichten jener Zeiten gelebt und geschrieben haben? Und es sind noch viel leichtsinnigere Verwilderungen aller kritischen Forschungs- und Deutungskunst, wenn man auf die vagsten Vergleichungspunete hin den Sigurd, weil er leuchtende Augen hat, zu einem Sonnengott, den Hagen weil er einäugig ist zum Hödr, den Walther weil er einhändig ist zum Tyr macht, wenn man Wolfdietrich und Otnit für identisch mit Baldr oder mit Thor und Baldr zugleich erklärt, wenn man Dietrich zu Thor, Hildebrand und Wate zu Wodans Helden, Rüdiger zu einem göttlichen Wesen stempelt, im Reineke Fuchs und Isengrim Loki und Thor nachweist, und schließlich dahin gelangt, in der Sage von Karl dem Großen jeden historischen Kern in Abrede zu stellen. An den

grell gegensätzlichen Auslegungen vollends der so in die Sagen hineingelegten Mythen wollen wir lieber nur hindeutend vorübergehen: wo der Eine die Erweckung Brynhildens oder Dornröschens als einen heidnischen Naturmythus, der Andere als einen christlichen Religionsmythus von Sündenfall und Erlösung deutet; wo der Eine in Siegfried den Baldur, der Andere eine Symbolisirung des heiligen Victor erkennt, jeder seiner Behauptung in der absprechendsten Sicherheit völlig gewiß. Angesichts all dieser seltsamen Verirrungen wundert uns nicht, daß die mythische Deutung nicht selten an sich selber irre geworden ist. Ihr erster Urheber Mone[66]) trat zu anderer Zeit zur geschichtlichen Erklärungsweise über. Wenn uns in W. Grimms Erörterungen[67]) über dem Geben und Nehmen nach dem geschichtlichen und mythischen Standpunct hin ein Schaukelgefühl anwandelt, so fühlte sogar er selber sich schwindeln dabei, wenn man ihm zumuthete zu glauben, daß „Sigurd zugleich Dietrich sei und als Baldur die nordische, als Sonnengott auch die griechische Mythologie in Anspruch nehmen solle"; und er selber gestand (womit man Alles erledigt denken sollte), „er habe kein Beispiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menschen gefunden". Und Uhland, der zwar auch das Mythische in der Heldensage überall durchblicken sah, hat zuletzt selbst die ungeheuerlichsten von Dietrichs Riesen- Zwergen- und Drachenkämpfen ganz rationalistisch, wie es mit ähnlichen griechischen Sagen ganz unzweifelhaft richtig geschehen ist, auf Naturerscheinungen und historische Thatsachen zurückgeführt, da er sich in Cassiodors Amtssprache von den abzuwehrenden Greueln der Versumpfung (Var. 2, 21. 32) ganz ähnlich berührt fühlte wie von jenen volksmäßigen Bildern von Dietrichs Drachenkämpfen. So hat er im Beowulf den Grendel und seine Mutter als Verbildlichung einer versumpften und verpesteten Meeresbucht, den Feuerdrachen als ein Symbol der einfal-

66) In seiner Einleitung zum Nibelungenliede, und in der Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1822.

67) In der Abhandlung am Schlusse der „deutschen Heldensage".

Digitized by Google

lenden Sturmflut angesehen, wie Grein diese Ungethüme auf Seeräuber deutete[68]).

Dem Geschichtschreiber darf streng genommen für seine Stellung zu der Frage der mythischen oder historischen Herleitung der Sage Eine einzige Erwägung genügen: daß in den Zeiten der alten Dichtung selber kein Pfleger der Sagen von Siegfried und Gunther, von Dietrich und Etzel, sei es der späteste Schreiber der Nibelungen oder der erste Sänger des Hildebrandliedes, jemals an eine entfernteste Beziehung derselben auf die heidnische Götterwelt gedacht, daß sie vielmehr, wie alle die gläubigen oder kritischen, von den Sagen berichtenden Historiker des Mittelalters an der Identität der gleichnamigen Sagen- und Geschichtshelden nie gezweifelt haben. Die Versetzung auf diesen Standpunct schließt zugleich zweierlei Einseitigkeit und Uebertreibung der geschichtlichen Forschung oder Deutung aus: zunächst die übersichtige Ausschau nach einer urgeschichtlichen Gemeinschaft der Sagen aller indogermanischen Stämme, die auf ein anderes Gebiet der Forschung gehört als das unsrige. Wenn man uns den Kampf zwischen Vater und Sohn im Hildebrandlied auf alle ähnlichen persischen, gälischen, nordischen, russischen Geschichten von Rustem und Zohrab, von Cuchullin und Conlach, von dem Bogenschützen An, von Ilja Muromez und ihren Söhnen zurückführt, so schreckt uns an dieser Betrachtungsweise an sich schon die Voraussetzung einer ganz unglaublichen Dürftigkeit sei es des Lebens sei es der Dichtung der Völker ab. Wie sollten sich in Zeiten, deren Seele und Leben nichts als Kampf war, so ergreifende Zusammenstöße in Erfahrung oder Einbildung nicht in aller Selbständigkeit wieder und wieder erzeugt haben? Und noch beengter macht uns die weitsichtige Vorstellung, welche die nordische Sage von dem verhängnißvollen fluchbeladenen Goldhort zu einem unvordenklichen Ureigenthum der germanischen Stämme vor ihren Wanderungen und Trennungen machen

68) Die hist. Verhältnisse des Beowulfliedes. In Eberts Jahrbuch für romanische und englische Literatur. 4, 260.

Digitized by Google

will und daran eine tiefsinnige allegorisch symbolische oder ethisch mythische Deutung knüpft[69]. In den heroischen Zeiten, wo Besitz und Reichthum an fahrender Habe das Mittel ist, Kampfgenossen durch Freigebigkeit an sich zu fesseln und dadurch neue Macht und Herrschaft zu gewinnen, ist es noch ungleich natürlicher und selbstverständlicher, daß in Geschichte und Dichtung das Ringen der blinden Goldgier, die Kämpfe um wunderbare Schätze immer wieder, aber in steten Veränderungen und volksthümlicher Eigenheit wiederkehren müssen. In den nordischen Dichtungen verbildlichen die Kämpfe um drachenbehütetes Gold früh und spät in einem weithin verstandenen Bildräthsel die Freibeutereien der Seekriegsfahrer. In der einfacheren deutschen Geschichte und Sage spielen Schätze bei dem Morde des ripuarischen Sigibert, in den Schicksalen des Eunius-Mummolus, bei Rosamundens Flucht mit Helmichis, bei Walthers Flucht mit Hildegunde, bei Kriemhildens Rache, bei Hermanrichs Unthaten eine erste Rolle nur unter einfacheren Motiven und Verbildlichungen; wie denn nachgewiesen ist, daß in den Vorstellungen unserer ältesten Vorfahren, in den Darstellungen der ältesten Geschichtenschreiber (wie Gregor) Hort und Macht, Reichthum und Reich, Schatzgewinnung und Landeroberung zusammenfallende Begriffe waren[70]. So wenig aber unsere Sagensänger bei ihren Kampf- und Hortgeschichten die fernsichtige Vorstellung von verschwommenen vorzeitlichen Ueberlieferungen hatten, so wenig wären sie der entgegengesetzten Kurzsichtigkeit verfallen, in ihren Helden und Mähren eine Portraitähnlichkeit mit geschichtlichen Gestalten und Thatsachen suchen zu wollen, dem Fehler, der die ungerechtfertigten Uebergriffe der historischen Deutung charakterisirt. Wenn unter den geschichtlichen Auslegern der Siegfried-Sigurdsage E. Rückert[71] die ganze Doppelsage in allen ihren Einzel-

69) Wie P. E. Müller Sagabibliothek 2, 366 und Lachmann, Kritik der Nibelungensage im Anhang zu seinen Anmerkungen zu den Nibelungen. 1836.

70) Vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte 2, 124.

71) Oberon v. Mons und die Pipine von Nivella. 1836.

heiten in Belgien localisirt und die Jötune Fafnir und Regin auf geschichtliche Figuren zurückführt, wenn El. H. Meyer in den Gedichten von der Rabenschlacht und Dietrichs Flucht das Gedächtniß Theodat's und Vitigis' in den Gestalten von Diether und Wittich fortleben sieht; wenn es Bessell denkbar findet daß in Rüdiger von Pechlarn ein Andenken an den Gothen Rodigais (ahd. Rodogair) und in dem Ausgang der Nibelungen eine Erinnerung an die treulosen Anschläge Lupicin's auf Fridigern bei dem Gastmahle von Marcianopel (s. oben S. 32 f.) erhalten wäre; selbst wenn W. Grimm, der sonstige Leugner der historischen Bezüge, bei dem Bluttrinken der durstigen Burgunder in Etzels brennendem Saale an einen Geschichtsbericht von der Schlacht in den Catalaunischen Feldern erinnert wird, so halten wir dieß für ebenso müßige Spiele des auslegenden Scharfsinns, wie sie bei den Mythikern auf der entgegengesetzten Seite üblicher sind. So liegen selbst die oft angestellten Versuche[72], die Burgunder- und die Siegfriedsage auf die Hrothilde und Brunhilde der Merowingischen Zeiten zurückzuführen, schon an einer gefährlichen Grenze, wo neben dem Entstellen und Verrücken der Namen und dem Verfabeln der Thatsachen auch eine innere ethische Divergenz in den Ueberlieferungen dieser Geschichten und jener Sagen Bedenken erregen muß.

Das Geschichtliche einer Sage sehen wir wesentlich darin, daß sich in ihr eine historische Erscheinung im großen Ganzen nach Geist und Körper widerspiegelt, deren einzelne Züge gänzlich von einander abweichen mögen, wenn nur Gestalt und Wesen der Thatsache, welche die Geschichte verwirklicht hat, verbildlicht bewahrt sind. In der Sage von Alexander möchten die aufgenommenen historischen Züge lieber fehlen, und sie würde mit den wirklich sinnreichen unter ihren Erdichtungen,

72) Göttling, Ueber das Geschichtliche in den Nibelungen 1814. Nibelungen und Gibellinen. 1816. Leichtlen, Forschungen im Gebiete der Geschichte, 1, 2. v. Ledebur, Island und das Nibelungenland 1827. Hermes, Ueber die geschichtl. Bedeutung des Nibelungenliedes. Morgenblatt 1829. N. 244 ff. C. Rückert, in dem angeführten Werke.

Digitized by Google

weil sie rein die Idee des wirklich Geschehenen verkörpern, eine nur um so bewundernswerthere Geschichtssage sein. In der Sage von Karl dem Großen fehlen die historischen Züge so gut wie ganz, und doch blickt aus ihr, poetisch quintessenzirt, der ächte Geist des Zeitalters und der Thaten des Helden rein wie aus der Geschichte, nur idealer als aus der Geschichte heraus. In den ältesten christlichen Legenden ist die vage Thatsache der Aus- und Einsaat des Christenthums in die heidnischen Völker und Gemüther versinnlicht: die Thatsachen sind in jeder einzelnen Legende aus einem oft kaum erkennbaren geschichtlichen Saamenkorn zu wuchernden Schlingpflanzen platter Fiction geworden, der ganze Cyklus dieser Urlegenden aber bildet doch eine große historische Thatsache ab. So würden wir in der deutschen Heroensage, wenn uns bessere und mehrere alte poetische Urkunden vorlägen, deutlicher wohl als in dem Erhaltenen ein Abbild von dem Aus- und Untergang des Heldenzeitalters, von dem Absterben der großen Wanderjahre des deutschen Volkes erkennen: ein Gemälde, in dem nichts von geschichtlichen Thatsachen, wohl aber in den erdichteten Thatsachen der Charakter des Volks und der Zeit in festen und treuen Zügen bewahrt wäre, die man in den verläßigen Aufzeichnungen der Thatsachen in der dürren Geschichtschreibung jener Zeiten nur viel mühsamer herausliest. Die wahre volle Gestalt, den unversehrten Kern der Heldensage hat daher Uhland weder von Seiten des Geschichtlichen noch des Mythischen, die beide in ihr abgeschliffen sind, erschlossen gefunden, sondern in dem ethischen Sinn und Geiste, der dem Leben, dem Liede und der Geschichte gemeinsam war, eben auf der Seite des Gegenstandes, wo „gerade dasjenige liegt, was ihm nicht ein blos wissenschaftlich-antiquarisches, sondern ein allgemein menschliches, ein poetisches Interesse auf die Dauer sichern kann“[73].

73) Uhland hat in seinem Capitel über das Ethische in der germanischen Sage (Schriften 1, 211) ein ächtes Stück Literargeschichte hinterlassen, das uns schier alle Erträge unseres philologisch-mythologischen Fleißes aufzuwiegen scheint. Es spricht da ein wissenschaftlicher Forscher und ein Poet dazu.

Digitized by Google

Auf das ethische Moment in den Thatsachen der Sagen achtend gelangt man dann auch zu neuen, und an dieser innerlichsten Stelle zu den sprechendsten ethnischen Unterschieden, die uns noch einmal auf den Hauptpunct unserer Betrachtungen, die Verschiedenheit in Geist und Gestalt der nordischen und deutschen Sagen, zurückführen. Wenn uns die deutsche Heldensage wie ein Denkmal von dem Untergange des Heroenzeitalters gemahnt, so läßt sich auch in den sittlichen Gewalten, scheint es, die in ihr wirken, ein innerlicher Bruch mit der Natur einer solchen Zeit im Vergleiche zu den nordischen Sagen herausfühlen, die uns in ihren charakteristischsten Zügen ganz in die Eigenheiten eben dieser Zeit noch grundtief festbannen. In dem heroischen Zeitalter aller Völker ist nach vererbtem Begriffe die Blutrache ein verwandtschaftliches und selbst gesetzliches Recht nicht nur, sondern Pflicht. In der nordischen Mythe muß, auch in der Götterwelt, selbst dem unwillentlichen Tödter Bragurs in dem kaum geborenen Vali ein Rächer erstehen. Die Gesetze aller germanischen Stämme bestimmten ein Wehrgeld zur Sühne, die dem Fortwuchern der Blutsaat steuern sollte; in der nordischen Sage aber gilt den trotzigsten der Menschen, dem Helgi, der Gudrun die blutige Rache rühmlicher als die unblutige Sühne. Durch die sämmtlichen, von diesen Blutvergeltungen bis zur Eintönigkeit überfüllten Dichtungen der älteren Edda geht dann der unterscheidende Zug, daß die straff gezogenen Familienbande, die hier die noch mangelnden Staatsbande ersetzen, am heiligsten sind in dem gleichlebigen Geschlechte der Geschwister, daß sie schlaffer wirken in Bezug auf die untergehenden, am schlafffsten in Bezug auf die neuen aufgehenden Familien. Gattenmord und Vatermord sind nicht ungewöhnlich, aber Brudermord kommt nicht vor. Des Bruders Leben ist selbst auch der Blutrache der Geschwister entzogen. Dem sterbenden Hreidmar weigern seine Töchter die verlangte Rache an ihrem Bruder Fafnir, der den Vater getödtet, weigern auch dem Bruder Regin ihre Hülfe, der zwar, unter dem Fluch des Schatzes, Fafnir nach dem Leben stellt, aber selbst einen Anderen zu dem Morde anstiftet.

Um dagegen die Ermordung ihrer Brüder zu rächen, unterdrücken Signi und Gudrun Ehepflicht und Mutterliebe bis zum Morde von Kindern und Gatten, treten die Geschwister Signi und Sigmund in eine blutschänderische Verbindung um aus einerlei Blut einen Rachegehülfen zu zeugen. Gudrun läßt sich zur Annahme einer Sühne für den Mord ihres Gatten bewegen, nicht für den ihrer Brüder. Die Walkyre Sigrun verflucht ihren innig geliebten Gatten Helgi, weil er in der Schlacht ihren Bruder erschlagen; daß ihr zweiter Bruder dafür ihren Gatten tödtet, das zu rächen, wie Kriemhilde thut, fällt ihr nicht ein. Das Alles liegt in der erhaltenen deutschen Sage ganz umgekehrt; ein merkwürdiges Mittelglied scheinen die Merowingischen Sagen zu bilden. Der Brudermord, im Norden unerhört, ist in den Geschlechtern der Burgunder und Thüringer wie zu Hause, die dafür aber auch dem Untergange verfallen; das Merowingische Haus, dem sie zum Opfer fallen, ist von Verwandtenmord aller Art befleckt, aber von keinem Brudermord; den Sigibert († 575), der auf dem Wege dazu war, hält ein tragisches Schicksal auf. Die beiden Furien, die zwar Fremde, aber durch Heirathsbande den Merowingern einverleibt, durch zwei Geschlechter Greuel auf Greuel in den fränkischen Herrscherfamilien häufen, sind beide, Hrothilde durch einen Brudermord, der an ihrem Vater von ihrem Oheim verübt war, Brunhilde durch die Ermordung ihrer Schwester zu ihrem unvergänglichen und unersättlichen Rachedurst getrieben. In der deutschen Kriemhildensage macht uns die völlige Umkehr der Thatsachen im Gegensatz zu der nordischen Gudrunsage: daß Kriemhilde in einem Uebermaße von Liebe und Treue den Mord ihres Gatten an ihren Brüdern mit der blutigsten Hartnäckigkeit, nicht wie Gudrun den Mord ihrer Brüder an dem Gatten rächt, aufmerksam auf das verschiedene sittliche und gesellschaftliche Verhältniß, das hier zu Tage trit. In der nordischen Sage wirkt die verwandtschaftliche Treue in dem engsten Familienbande der Geschwister wie nach einem blinden unverbrüchlichen Naturgesetz, das zu einem allzwingenden Brauche gewor-

den ist; in der deutschen Sage greift die Treue, die die Grundtugend einer Heldenzeit ist, über die nächsten Naturbande der geschlossenen Familie hinaus; der sittlichen Freiheit ist ein weiterer Spielraum geöffnet; der Versöhnung mit christlicher, dem Uebergang zu ritterlicher Sitte war hier eine Handhabe geboten, die in den nordischen Sagen mangelt. Die Treue im Eheverbande, im Lehnsverbande erhält den gleichen Preis im Gesange; zu der Gattentreue Kriemhildens ist die Verlobtentreue der Kudrun ein Seitenstück; die Dietrichsage ist ganz durchzogen von den Bildern der Treue zwischen waffenverbrüderten Helden, zwischen Dienern und Herren, zwischen Pflegern und Pfleglingen. Daß der ältest ächtesten deutschen Sage von Dietrich das Thema der Blutrache ganz abseit liegt, würde uns glauben machen, daß der frappante Gegensatz der Kriemhilde gegen die Gudrunsage schon in der alten deutschen Ueberlieferung gelegen war, daß nicht christliche Einflüsse eine ursprünglich der nordischen gleichgestaltete Sage in der zeitlichen Fortpflanzung verwandelt haben, sondern daß sich die Thatsachen der deutschen Sage bei ihrer räumlichen Verpflanzung in den Norden den Gewohnheitsbegriffen dort haben beugen müssen, welche Brudermord aus Gattentreue zum Mittelpuncte einer Dichtung zu machen nicht gestattet hätten.

Die geschichtliche Betrachtungsweise, der das durchschaute Verhältniß einer Sage zu dem Boden, der sie erzeugte oder veränderte, fast wichtiger ist als der festgestellte Inhalt einer ältesten Grundlage, hat außer den mythischen Auslegern noch andere Gegner in anderen systematischen Geistern, die unsere heutige Denkweise in das Alterthum hineintragend von der Sage sprechen wie von dem Werke eines bewußten, seiner Sache ganz gewissen Geistes, die daher gern auf eine ächte reine Gestalt und einen ursprünglichen Kern derselben zurückgelangen möchten. Kern einer Sage aber könnten wir nur nennen, was in Natur oder Geschichte ihr festliegender unbezweifelbarer Grund ist. Einen solchen Kern kann man in den, schon helleren Zeiten und denkenderen Geschlechtern entsprungenen Karl- und Alexandersagen in den

greiflichen Ideen finden, welche die Erzählungen durchdringen und geistig zusammenbinden, was in den älteren, aus bildungsloseren Zeiten stammenden Heldensagen schon viel schwieriger ist. Sobald man aber in der Aufsuchung eines Kernes oder einer festen Grundlage der Sage weiter auf die inhaltliche und thatsächliche Ausgestaltung vorgehen will, ist jeder Schritt auch in jenen vergeistigteren Sagen verfänglich, weil die Sage in diesem Sinne einen festen Grund nicht hat, da wir sonst Geschichte an ihrer Stelle besäßen. Objectiv auf die Urgestalt einer Sage zu kommen, ist darum unmöglich weil sie Sage ist. Wie schwer ist dies selbst in der Geschichte, die in dem wirklich Geschehenen diese feste gegenständliche Grundlage hat, in der auf diesen genauen Sachverhalt Alles ankommt: während es bei der Sage (Legende, μῦθος), wie es in den Worten liegt, nur auf das ankommt was die Menschen berichten. Diese Ueberlieferung gestaltet sich bei der gereiftesten Beobachtungsgabe der gebildetsten und erfahrensten Menschen in jedem Munde um, wie sollte sie unter der bildenden Kraft einer wuchernden Volksphantasie je einen Augenblick stille gestanden haben? Die kritischen Forscher, die durch eine Sichtung der poetischen Urkunden und historischen Zeugnisse von einer Sage auf ihre ächte Gestalt ursprünglicher Darstellung zurückstreben, die sie durch eine Art Concordanz oder Mythenharmonie aus allen verschiedenen zeitlichen und örtlichen Umgestaltungen herzustellen hoffen, sind in demselben Falle wie jeder Volksfänger und Spielmann der alten Zeiten; sie lassen der ruhelosen Sage so wenig Ruhe wie jene; sie streifen ihr in voller Willkür ab und setzen ihr zu, was ihnen nach ihren wissenschaftlichen Vorstellungen und Geistesbedürfnissen paßt oder nicht paßt, wie es jene aus anderen poetischen, sittlichen, gesellschaftlichen Motiven gethan. Wir schweigen von den unkritischen Forschern, die über jede Stelle jeder Ueberlieferung jedes Poeten absprechen, als ob sie allein wüßten, wo den guten Alten das Verständniß der Sache oder Sage aufgegangen, wo es ihnen abhanden gekommen sei; die sich anstellen als ob sie bei Allem persönlich dabei gewesen wären, langlebiger

Digitized by Google

als der 300jährige Nornagest, der eine Brustgurtspange von Grani, Sigurds Rosse, und einen Haarbüschel aus seinem Schwanze leibhaftig aufzeigen konnte. Dergleichen Scheinvertiefung einer Scheinwissenschaft hat bei uns längst dazu geführt, daß man in der größten Unkritik dem werthlosesten Wuste zerrissener Zeugnisse und den elendesten Erfindungen aus den verderbtesten Zeiten der absinkenden Ritterdichtung — je nach Bedarf und Vorurtheil — denselben oder den größeren Werth beimaß, wie den verläßigsten historischen Berichten und den ältesten poetischen Denkmälern. Ist man nicht zuletzt dahin gekommen herauszuwittern[74]), die gemeinsamen deutsch-nordischen Sagen alle vom 6—14. Jh. seien nur Trümmer und Splitter eines einzigen großen Epos eines einzigen Dichters, das im 5. Jh. in Sachsen entstanden und im 6. nach dem Norden gelangt sei! So ist man im Gebiete der Göttermythen, auf den Stromfluten der Wagnisse der vergleichenden Mythologie dahin gerissen, bis zu jenen Untiefen grundloser Combination gelangt, wo man den Gedanken faßte: „daß alle Mythen aller civilisirten Völker Europa's sich auf eine einzige Unterlage gründen, die auf einer Uranschauung der Welt beruhe, die allen jenen Völkern und vielleicht der ganzen Menschheit gemeinsam sei"! Es fehlt nun nur, daß man uns diese urgermanischen Poeme und urmenschheitlichen Philosopheme auch noch wortgetreu herzustellen unternähme.

---

74) Raßmann, die deutsche Heldensage. Hannover 1857.

III.

Die Dichtung in den Händen der Geistlichkeit.

1. Karolingische Zeit. Christliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Völkerkämpfe der deutschen Stämme bei ihrer Ausbreitung über Europa waren das Mächtigste, was ihre epische Dichtung anregen und auf die Dauer beschäftigen konnte: der größte Mann jenes Volkes, das dem westlichen Römerreiche ein Ende gemacht, blieb der Höchstgefeierte der deutschen Sage. Zu dieser äußeren Welteroberung, die mit dem Untergange edler Stämme erkauft war, lag in einem großen Gegensatz die Ausbreitung des Christenthums unter den deutschen Siegern, das den Anfängen ihres Bildungswesens, ihrem heidnischen Religionsglauben, den Untergang bereitete, aber um den Preis einer inneren Auferstehung zu einer neuen werthvolleren Seelenbildung. Bei dieser Umwälzung mußte die Dichtung, die in so jugendlichen Zeiten alle Geistesthätigkeit in sich versammelt, nothwendig frühe auf die Quellen des neuen Glaubens hingeleitet werden. Wenn in der weltlichen Sagendichtung, in Folge der vagen Bühne und der bewegten Zeiten die ihr Stoff und Entstehung gaben, das nationale Element in den Hintergrund trat, so sollte man erwarten, daß eben dieses Element in einer geistlichen, den Stoffen einer von außen eingetragenen Glaubenslehre geweihten Dichtung ganz hätte untergehen müssen: dem steuerte aber die Naturart des Volkes, auf dessen Stämmen allein das Christenthum in seiner Reinheit ruht, dessen Geistes-

Digitized by Google

und Gemüthswesen der christlichen Religion einen ungleich stärkeren und tiefergelegten Unterbau entgegenbot, als die überreifte und welke Cultur der Völker der alten Welt. In dem Bereiche der antiken Cultur lag es den geistlichen Häuptern der jungen Christengemeinden nahe, der Literatur in den alten Sprachen den Zweig der christlichen Dichtung aufzuimpfen, der auch seit den ersten Vorgängen der Clemens Alexandrinus (2—3. Jh.) und Gregor von Nazianz (4. Jh.) in die Jahrhunderte hinein fortgrünte und blühte. Die äußere Anregung, die damit gegeben war, den Anbau der heiligen Poesie auch in den Volkssprachen der germanischen Stämme zu versuchen, schlagen wir gering an gegen den inneren Trieb, der aus dem unmittelbarsten Bedürfniß der deutschen Völker heraus auf die Entstehung einer christlichen Vulgardichtung hindrängte. Auch darf man nur irgend eine selbst der ältesten Lateindichtungen über biblische Stoffe, die Genesis und evangelische Geschichte von Juvencus (4. Jh.), die Schöpfungsgeschichte von Dracontius (5. Jh.), die Bücher Mosis von Avitus (5—6. Jh.), die Apostelgeschichte von Arator (6. Jh.) u. A. mit den christlichen Vulgardichtungen der Angelsachsen vergleichen, um den mächtigen Abstand inne zu werden zwischen einer Dichtung, die dem geistigen Luxus, und der anderen, die dem Bedürfniß einfacher, nach der Kunde des neuen Heils dürstender Seelen entwuchs. Die germanischen Völker haben das Christenthum zu seiner größten Reinheit hergestellt, als sie die Scheidung zwischen Volks- und Kirchensprache aufhoben; derselbe Drang nach volksthümlicher Aneignung der religiösen Besitzthümer arbeitete schon durch das ganze Mittelalter dieser Katastrophe vor durch das vulgare geistliche Volkslied, dessen Pflege den germanischen Stämmen im Gegensatze zu den romanischen durchaus eigenthümlich war; derselbe Hang offenbarte sich schon in der ältesten Zeit unter dem erstbekehrten deutschen Volksstamme, unter dem man von Uranfang an nicht zweifelte, daß in Haus und Kirche die Volkssprache in Schrift und Rede das natürlichste Mittel zur lebenvollen Aneignung der neuen Lehre sei.

Der Stamm der Gothen trägt überall die Kennzeichen einer großen Bildsamkeit und frühen Bildung, einer größeren Sittenmilde und Reinheit, die selbst die feindlichen römisch-griechischen Schreiber vergleichweise gegen andere Barbaren ausdrücklich an ihm auszeichneten. Die Gothen haben sich frühzeitig der Wissenschaften bemächtigt, so daß sich die Kosmographie des Anonymus von Ravenna schon auf verschiedene gothische Geographen berufen kann; sie haben früher als wir von anderen Stämmen mit Verlässigkeit wissen, ihre Sprache zur Schriftsprache ausgebildet: wie denn zu Cassiodors Zeit ein Schriftwerk, es scheint von Sprüchen über Gesetze des natürlichen Lebens, existirte schon aus so viel älterer Zeit, daß es Jordanes[75]) dem Geten Diceneus zuschreiben mochte. Sie zuerst waren unter allen deutschen Völkerschaften in größeren Massen zum Christenthum bekehrt, dessen erste Keime, schon nach ihren Verwüstungszügen in Kleinasien (267), durch kappadokische Gefangene unter den Ansiedlern in der Krim gelegt wurden, wo im Anfang des 4. Jhs. bereits eine Metropole bestand die das Concil von Nicäa (325) beschickte. Von jenen kappadokischen Christen leitet Philostorgius[76]) den ehrwürdigen Ulfila ab, dessen Name zwar ächt gothische Herkunft anzeigen sollte. Er war unter den Donaugothen 310—11 geboren, kam um 328—32 mit einer Gesandtschaft wahrscheinlich als Geisel nach Konstantinopel, wo er dem semiarianischen (Eusebianischen) Christenthum gewonnen ward. Eine Weile scheint er unter vereinzelten Gothengemeinden als Lector gewirkt zu haben, bis er 341 als Landesbischof wie ein Pro-

---

75) Cap. 11. Ethicam eos (Gothos) erudiens barbaricos mores compescuit; physicam tradens naturaliter propriis legibus vivere fecit, quas usque nunc conscriptas Belagines nuncupant. Bilagineis versteht J. Grimm als Belege, Satzungen.

76) Dessen Lebensnachrichten über Ulfila (in den Auszügen bei Photius) durch eine von Waitz gefundene Schrift von Auxentius, einem Schüler Ulfila's, willkommene Ergänzungen erhalten haben. Vgl. G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hann. 1840. W. Bessell, über das Leben des Ulfilas. Gött. 1869.

Digitized by Google

phet unter den Donaugothen auftrat, die damals noch „im Hunger und Mangel der Predigt lebten." Seine Missionserfolge riefen sieben Jahre später eine Verfolgung hervor, welche die Masse der Christen nach Mösien überführte, wo sie von Constantius wohl aufgenommen wurden; dieser nannte Ulfila, der hier unter den Kleingothen ein ganzes Menschenalter hindurch bis zu seinem Tode (380—1) eine gesegnete Wirksamkeit fortsetzte, den Moses seiner Zeit. Seine berühmte Bibelübersetzung, das erste christliche Buch in einer germanischen Volkssprache, das merkwürdigste Sprachdenkmal das wir (leider nur in Bruchstücken) besitzen, wurde wohl schon während seines Aufenthalts in Konstantinopel ausgearbeitet [77]: Nach Philostorgius hatte er die ganze Bibel übersetzt mit Ausnahme des Buches der Könige, weil er dem Kriegseifer seines Volkes, der eher des Zügels bedurfte, keinen Sporn geben wollte. Es war wie eine Vorverkündung von Luthers Werk in so alter Zeit: die Uebersetzungen schwieriger abstracter Begriffe und zusammengesetzter griechischer Worte sind nicht selten schon in Ulfila's Gothischem ganz wie bei Luther gebildet. Er predigte und schrieb in beiden alten Sprachen; im Gothischen schrieb er noch anderes als seine Uebersetzung, wahrscheinlich auch einen Commentar zum Evangelium Johannes, von dem Fragmente erhalten sind [78]. Dieß blieb nicht die vereinzelte Thätigkeit eines allein stehenden Geistes; der h. Hieronymus (ep. 106) hatte um 403—4 tief zu staunen über das unglaubliche Erlebniß, daß ihn zwei gothische Männer brieflich befragten über zwistige Stellen in den Psalmen, um von ihm die Wahrheit aus dem hebräischen Texte zu erforschen. Bei solcher Vertiefung in die christlichen Urkunden wäre

---

77) Die neueste Ausgabe: Ulfilas, oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Von F. L. Stamm. ed. 4. besorgt von Dr. Moritz Heyne. Paderb. 1869. Vgl. E. Bernhardt, Kritische Untersuchungen über die gothische Bibelübersetzung. Meiningen 1864. 2. Heft. Elberf. 1868.

78) Skeireins aivaggeljons thairh Johannen. ed. Massmann. München 1834. Vgl. Loebe, Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins. Altenburg 1839. Alex. Vollmer, die Bruchstücke der Skeireins. München (1862).

Digitized by Google

man sicherlich schon bei den Gothen, wie später unter Angelsachsen und Alemannen, zu dichterischer Behandlung der biblischen Stoffe gelangt, wenn nur dieß Volk an heimatlicher Stelle eine stetige Fortbildung erlebt hätte, statt daß es in die großen Strömungen der Kriege und Wanderungen hineingerissen, zertheilt und nach dem Süden wandernd, seine nationale Bildung und sein Dasein verlor.

Die Schicksale des gothischen Bibelwerkes sind uns so gut wie unbekannt. Die Haupthandschrift, am Ende des 30j. Krieges schwedische Beute geworden, befand sich bis zum 16. Jh. im Kloster Werden an der Ruhr, vielleicht von der Zeit des Stifters Liudger († 809) her, der nach 782 lange in Italien war und die Handschrift dorther mitgebracht haben konnte[79]. Im übrigen blieb die gothische Bibel, obwohl sie Einzelnen noch im 9. Jh. bekannt war, im inneren Deutschland ohne jede Wirkung; der Weg zu christlichem Schriftthum in der Volkssprache mußte hier ganz von vorne gemacht werden; und er war hier, unter getheilten Stämmen, ferner von den alten Heerden der Bildung, durch die furchtbaren Zerrüttungen der Kriegs- und Wanderzeiten sehr erschwert. Die arianischen Gothen hatten ihren Gottesdienst in der Volkssprache gehalten und die an der Donau Zurückgebliebenen hielten an dieser Sitte noch, wie Walafried Strabo erfuhr, im 9. Jh. fest[80]. So nahm sich auch in Deutschland das Volk selbst, oder die Geistlichen für das Volk, der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens durch die Vulgarsprache eifriger an, als unter den Völkern romanischer Zunge; und Gebete, Abschwörungs- und Taufformeln, geistliche Ermahnungen und Auslegungen in der Volkssprache mußten von Anfang an bei allem Bekehrungswerke im Brauch gewesen sein. Wie viele Mühe kostete es aber, bis

79) Man hat auch vermuthet, sein Gönner Karl der Große könne sie von den Merowingerzeiten her besessen haben, da K. Childebert 536 von den Westgothen unter A. 20 kostbare Evangelienbehälter erbeutete. Gregor 3, 10.

80) Ulfilas. Ed. de Gabelentz et Loebe (Lips. 1836—46) 2, 2, 7.

man die kirchliche Sprache, das Latein, jenen Bekehrten, die sich wieder dem Bekehrungswerke, dem geistlichen Stande widmen wollten, verständlich gemacht und ihre eigene Sprache der Wiedergabe der gottesdienstlichen Formeln, der religiösen Begriffe, der biblischen Stoffe anbequemen lernte! Denn bisher hatte man das Deutsche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauche gehabt. Jetzt sollte es geschrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als sein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchstaben, um die Aussprache zu bezeichnen; und die am wirksamsten des Weges zu der neuen Seelenbildung wiesen, waren noch dazu Fremde. Zwei große Epochen der Fremdenmission in Deutschland unterscheiden sich, die uns im Geleite einzelner heiliger Männer an einzelne Stätten führen, wo wir die ersten Pflanzschulen einer neuen heimischen Cultur und Literatur entstehen sehen werden. Wir müssen dabei von den ältesten Zeiten der noch andauernden römischen Herrschaft absehen, wo zuerst das Christenthum in Osten und Westen im Gefolge der griechischen und römischen Cultur eingetragen ward, wo schon seit dem Ende des 3. Jh. in Pannonien und Noricum sporadische Ansätze von christlicher Wissenschaft (wie unter den Gothen aus griechischer Schule), von Christengemeinden, von kirchlicher Organisation, von mönchischen Niederlassungen erscheinen, wo in den diesseitigen Rheinlanden gallische Mönche in vereinzelten Oasen den christlichen Samen ausgestreut hatten. Denn diese Anpflanzungen alle gingen unter dem Zusammensturze des römischen Westreiches und den Einbrüchen der Barbaren wieder zu Grunde: als ob das Christenthum in Deutschland aus tiefer umgerodetem Grunde durch einen triebfähigeren, auf eigenem Boden gezogenen Samen, ohne die Nachhülfe der Geistescultur der Völker der alten Welt aufsprießen sollte[81]). Die ersten Erwecker aber der eigenen Arbeit waren jene fremden Missionen, die beide ausgingen von den britischen Inseln, von wo im Mittelalter nach allen Richtungen des christlichen,

81) Vgl. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. 1848. Band I.

Digitized by Google

künstlerischen, musikalischen, poetischen, ritterlichen Lebens dem Festlande die kräftigsten Anstöße gegeben werden sollten.

Unter den Merowingern kamen zuerst die wanderlustigen „Schotten", fromme Mönche aus dem entlegenen, zum beschaulichen Leben ganz geschaffenen Irland nach Frankenland herüber. In diesem Christenreiche fanden sie den Heidencultus zumal in Austrasien noch weit verbreitet, im ganzen Lande eine Durchkreuzung von Christen- und Heidenthum bei scheußlich entarteten Sitten noch durchgehend, die Geistlichkeit selber zuchtlos verwildert, seitdem sich (im 6. Jh.) an die Stelle des früher vorzugsweise romanischen Klerus geborene Franken, erst rohe Geistliche, dann gar weltliche habgierige Beamte in die hohen kirchlichen Würden eingedrängt hatten. Daher denn der junge Columban († 615), der von einem Geiste selbstloser Aufopferung getrieben aus dem Kloster Bangor mit 12 Jüngern nach Frankreich kam, die äußerlich Bekehrten erst innerlich zu bekehren nöthig fand. Der strenge unerschrockene Mann mußte vor den Verfolgungen der fürstlichen Scheusale weichen, denen er ihre Unsitten ins Gesicht vorwarf; er trieb sich dann eine Weile am Züricher- und Bodensee um und fand zuletzt eine Zufluchtstätte und Wirksamkeit in der Lombardei. Von seinen Gefährten blieb Gallus († um 640) in Alemannien zurück, aus dessen Zelle in der Gebirgsöde das Kloster St. Gallen erwuchs, wo noch spät im 9. Jh. Iren thätig waren. Seit diesen Anfängen der Unterwerfung Alemanniens unter den Christ findet man überall die Spuren der irischen Mönche bei der weiteren Verbreitung des Christenthums in Baiern, in Ostfranken bis nach Kärnten hin; noch an dem Hofe Karls des Großen und seines Sohnes begegnen Irländer; viele der ersten Klostergründer im inneren Deutschland galten für Iren, wenn sie es auch nicht waren. Diese Apostel, meist durch Gestalt und Körper schon imponirend, waren im Landbau, in Handarbeiten, in der Heilkunde erfahren, mehr praktische als gelehrte Männer; so suchte sich Gallus auch der barbarischen Sprache zu bemächtigen, aber süß strömend wie seine lateinische Rede wird seine alemannische nicht

gewesen sein. Die ältesten Klöster, in Bergen und Wäldern versteckt, waren zu ascetischen Einsiedeleien, nicht zu Stätten der Wissenschaft bestimmt. Daher blieb St. Gallen langehin nur ein Asyl für kenntnißlose Mönche; eine Schule wurde dort erst gegen Mitte des 9. Jhs. gegründet. So kann man denn auch an dieser Stelle das neue deutsche Sprach- und Schriftthum in christlicher Schule auf der Stufe der ersten Kindheit beobachten. In Alemannien finden sich die frühesten, häufigsten und rohesten jener alten Glossenwerke, Wörterbücher und Interlinearübersetzungen, der nothdürftigsten Hülfsmittel zur Unterrichtung der heimischen Geistlichen im Latein, der lateinkundigen Fremden im Deutschen. Das Realglossar, das unter dem Namen des Vocabulars des h. Gallus geht[82], ist der Versuch eines Mannes, welcher der deutschen und lateinischen Sprache gleichmäßig nicht ganz Meister war; so sind die ältesten Reichenauer Glossen[83] die Arbeit eines im Lateinischen auffallend kenntnißlosen Lexicographen. Unter den ältesten deutschen Schriftproben zeugt eine St. Gallener Uebersetzung des Vaterunser und Credo[84] von größter Unwissenheit im Lateinischen. Ein geringes Verständniß verrathen gleicherweise die zwischenzeilige St. Gallener Uebersetzung der Benedictiner Regel, die den Namen Kero's trägt, die Murbacher Interlinearversion lateinischer Hymnen[85] und selbst noch ein Weißenburger Katechismus[86] aus dem Ende des 8. Jhs. Von dem Stande der St. Gallener Geistesbildung um diese Zeit kann man sich vielleicht am füglichsten eine Vorstellung machen aus dem nach 771 entstandenen Leben des h. Gallus[87], einem rohen Wuste von Spuk- und Wundergeschichten.

82) Hattemer, Denkmale des Mittelalters. 1, 11—14.

83) Karlsruher Hs. N. 86. Diutisca 1, 490. Germ. 8, 395—401.

84) Denkmäler N. 57.

85) Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpr. theotisca. ed. J. Grimm. Gött. 1830.

86) Denkmäler N. 56. Vgl. p. 456.

87) Monumenta SS. 2, 1.

Digitized by Google

Die irische Mission verkam unter ihrem Mangel an Geistesbildung; mehr noch durch ihren Mangel an hierarchischer Organisation. Verkünder eines nationalen, in Formen und Dogmen eigenartigen Christenthums, das von Cölibat und Fegefeuer nichts wußte, das den Sitz alles Kirchenregiments in den Klöstern sah die sich von der Unterordnung unter Pabst und Bischöfe frei hielten, kamen sie bald in den Ruf von Schismatikern bei Allen, die in Rom den Mittelpunct der Kirche sahen. Und zu diesen gehörten die angelsächsischen Missionäre, die sich seit dem Aufsteigen der Karolinger an die Stelle der Irländer einschoben. Sie gingen von einer festgeordneten heimischen Kirche aus, die seit König Oswin (664) in engster Verbindung mit Rom stand. In Rom hatte Winfried (Bonifaz) 723 seine Bischofsweihe genommen und von hier sich an Karl Martell empfehlen lassen; ihm gelang es mühsam und langsam, die zerstreuten Christencolonien in den deutsch-fränkischen Landen erst in Baiern, unter der Gunst des Herzogs Odilo, dann in Hessen und Thüringen unter Förderung des frommen Karlmann (742—45) in einheitlicher kirchlicher Organisation zusammenzubinden. Die Anlehnung an die geistliche Gewalt in Rom und die weltliche Macht der Fürsten gab den Erfolgen der angelsächsischen Mission einen stärksten Rückhalt, der den Irländern gebrach; zwei andere, den letzteren ebenso abgängige Stützen kamen hinzu, die sie an wissenschaftlicher Bedeutung weit über ihre Vorgänger hinaushoben und ihr eine geistige Wirksamkeit in dem deutschen Volke ungemein erleichterten. Sie besaß eine große wissenschaftliche Unterlage in den Werken des „ehrwürdigen" Beda († 735), dessen umfassende Gelehrsamkeit den nächsten Jahrhunderten die außerordentlichsten Impulse gab; sie besaß eine stammverwandte Sprache, deren schriftthümliche Ausbildung in Prosa und Dichtung längst begonnen und große Fortschritte gemacht hatte. Sie konnte sich daher in ihrer geistigen Thätigkeit unter den Deutschen wie in der Heimat fühlen und wie in einer Heimat eine widerstandslose Wirksamkeit entfalten. Bei der Stiftung des Klosters Fulda im buchonischen Walde 744

Digitized by Google

hatte sich Bonifaz nur eine Ruhestätte für seine Gebeine († 755) gründen wollen, bald aber erhob es sich zu dem Hochstift des neuen Bildungseifers zu dem die Regierung Karls des Großen den Anstoß gab; seit Hrabanus (822—47) und seine Schüler von hier aus eine neue Geistessaat überallhin ausstreuten, begann sich in den Klöstern eine Kette annalistischer Geschichtswerke zu schlingen, die das Volksthum und das Zeitalter wie zu einem ersten Bewußtsein ihrer selbst riefen, begann eine neue christliche Bildung, ein neuer Anbau der Wissenschaftssprache, des furchtbar verderbten Lateinischen, und, was uns zunächst angeht, eine neue gründlichere Pflege der deutschen, der fränkischen Volkssprache. Wie wesentlich sich grade diese letztere Thätigkeit auf die Angelsachsen zurückführen lasse, hat man mit gewagten Vermuthungen versucht an einem einzigen Namen deutlich zu machen. Es ist in drei Reichenauer Handschriften (in Karlsruhe) ein großes, die ganze Bibel umfassendes, viel bearbeitetes und bis ins 13. Jh. viel verbreitetes lateinisches Glossenwerk erhalten, worin die synonymen lateinischen Worterklärungen wieder von angelsächsischen Glossen begleitet sind, die dann unter vielfachen Abweichungen in den vielen Abschriften ins Althochdeutsche übergingen. Dieß Werk hat man dem Stifter von Reichenau (um 724), dem h. Pirmin, zugeschrieben[88]) und in ihm, von dem zwar bei Hrabanus (epigr. 101) nur bezeugt ist daß er kein Franke war, einen Angelsachsen vermuthet, auf den man dann zugleich (der darin enthaltenen angelsächsischen Sprachspuren wegen) verschiedene größere Denkmäler fränkischer Uebersetzungen in einer fragmentarischen Monseeer Handschrift (in Wien) zurückführte, die zuerst eine neue Meisterschaft in sicherer grundsätzlicher Handhabung der fränkischen Sprache bekunden. Es sind dieß die Uebersetzungen eines Tractats von Isidor [89]), des Evangeliums

88) Holtzmann in der Germ. 1, 465.

89) Isidori Hispalensis de nativitate Domini epistolae versio francica saec. octavi, ed. A. Holtzmann. Carolsruhae 1836.

Matthäi[90]), einer Homilie de gentium vocatione[91]), von Augustins Sermone de Petro titubante[92]) und einer anderen mangelhaft erhaltenen Predigt. Fügt man zu diesen freieren, der sclavischen Abhängigkeit von den Originalen schon erledigten Uebertragungen noch die gewandte, in Fulda um die Mitte des 9. Jhs. entstandene Uebersetzung der sog. Evangelienharmonie von Tatian, oder richtiger Ammonius von Alexandrien[93]), so haben wir alles Vorhandene beisammen, was uns die Wege kann anschaulich machen, auf welchen man durch die Pflege der Prosa hindurch allmählich bis zur poetischen Paraphrase vorging, wo wir dann im 9. Jh. die beiden Evangelienharmonien erhielten, die der nächste Gegenstand unserer Betrachtung sind.

Wie die, zwar bestreitbare, Vermuthung über Pirmin doch die Zwecke der Uebersichtlichkeit anspricht, so auch eine andere Aufstellung[94]), welche die sämmtlichen kleinen Prosadenkmäler der althochdeutschen geistlichen Literatur auf die religiösen Bildungsbestrebungen Karls des Großen zurückführt: sie veranschaulicht auf Einen Schlag die Thatsache, daß die ganze christlich nationale Schriftthätigkeit in dem Karolingischen Zeitalter durch die sorglichen Bemühungen jenes großen Mannes um die Bildung der versunkenen fränkischen Geistlichkeit veranlaßt war. In der friedlichen Periode seiner Regierung versammelte er an seinem Hofe die gelehrtesten Männer aller Welt, die schon landsmannschaftlich eine der merkwürdigsten „Universitäten" darstellten. Neben den Franken Einhard und Angilbert wirkte der Ire Dungal, der Gothe Theodulf, der Langobarde Paul, der Pisaner

---

90) Fragmenta theotisca versionis antiquae evangelii S. Matthaei, ed. Endlicher et Hoffmann. Vind. 1834. Zweite Ausg. v. Maßmann. Wien 1841.

91) Denkmäler N. 59.

92) Ibid. N. 76.

93) Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum etc. ed. J. A. Schmeller. 4. Viennae 1841.

94) W. Scherer, Ueber den Ursprung der deutschen Literatur. Berlin 1864.

Digitized by Google

Peter, der Angelsachse Alcuin in diesem akademischen Kreise, dessen Mitglieder sich mit antiken Phantasienamen nannten, dessen gehobener Geistesverkehr (wie in der Heranziehung Pauls) die nationalen Abneigungen zu überwinden, und (wie in dem schwiegersöhnlichen Verhältnisse Angilberts zu dem Kaiser) die übertriebensten Vertraulichkeiten zu berechtigen schien. Diesem freien Tone des Lebens zur Seite lag die bewundernswerthe so gelehrt-wissenschaftliche wie praktisch organisatorische Wirksamkeit Alcuins († 804), des kaiserlichen Bildungsministers und des einflußreichsten Lehrers an dieser Hof- und Hochschule, dessen Jünger über das weite Reich hin solch ein neues geistiges Leben hervorzauberten, daß das nächste Geschlecht schon von seiner Schule rühmte, sie habe die Franken den Römern und Griechen gleichgestellt. Und so nachhaltig war dieser Anstoß eines neuen Bildungslebens, dieß gegebene Beispiel der Auszeichnung und des Einflusses großer verdienstvoller Männer, daß unter Karls nächsten Nachfolgern, mitten unter dem politischen Verfalle des Frankenreichs, die gelegte geistige Saat erst recht aufging; daß trotz dem Eingehen der Hofschule einzelne Schüler und Enkelschüler Alcuins den weitgreifendsten Einfluß an den Höfen behielten und übten: Walafrid Strabo bei Ludwig dem Frommen, der Erzkanzler Grimald bei Ludwig dem Deutschen; daß der geistige Verkehr eines Hrabanus Maurus mit Ludwig dem Frommen und seinen beiden Söhnen Ludwig und Lothar, (der auch unter allen Zerwürfnissen der Söhne mit dem Vater und unter sich, selbst trotz der bestimmten Parteistellung des übrigens ganz friedfertigen Mannes andauerte,) noch in diesen Zeiten ausweist, wie selbst die leidigsten äußeren Zerrüttungen den begeisterungsvollen Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens nicht zerstören konnten. Noch zu Karls Zeiten lebte in Baiern eine neue klösterliche Bildung auf und von Fulda gingen in der nächsten Zeit die Reformatoren aus, welche die beiden alemannischen Klosterschulen St. Gallen und Reichenau in die neuen Strebungen hineinrissen, wo man nun mit Fulda wetteiferte im Anziehen bedeutender Lehrer, im Ansammeln von

Büchern (auch deutscher Sprachdenkmale,)[95] und in der gleichmäßigen Pflege des altklassischen, des christlichen und des heimisch-nationalen Schriftthums, der drei Grundelemente aller neuern Cultur, die Karls eigner universaler Bildungseifer zugleich umfaßte. Man weiß, wie er antike Kunstwerke verpflanzte und nachahmte, wie seine Gelehrten in lateinischer Dichtung und Geschichtschreibung den klassischen Mustern nachstrebten, wie sein Angilbert-Homer ihn in einem epischen Gedichte besang[96], und Einhard sein Leben schrieb wie ein Nachfolger der Biographen der altrömischen Kaiser; man weiß, wie er für die Sammlung deutscher Volksgesänge bemüht war, über den Entwurf einer fränkischen Grammatik nachsann, wie er den Monaten und Winden deutsche Namen gab und durch die Anregung von Uebersetzungen katechetischer und homiletischer Werke das Fränkische für die kirchlichen Zwecke brauchbar machte. Der stärkste Zug und Trieb erkennt sich in dieser seiner Thätigkeit im Dienste der Religion und der Kirche. Alles was seinem Leben den großen geschichtlichen Inhalt gibt, was ihn in seinem Nachleben in das Licht eines königlichen und kriegerischen Frohnboten stellt, wurzelte in diesem Kerne seines mächtigen Wirkens: die unermeßlichen Gefahren, die in den Anfängen seiner Regierung das Christenthum noch von allen Weltgegenden her bedrohten, kämpfte er nach außen und innen mit kriegerischen und geistigen Waffen, mit drakonischen Gesetzen und apostolischen Missionen mit dem Erfolge nieder, daß die Kirche Christi in Europa bei seinem Ausgange für immer gesichert erschien. Ihren Bestand noch fester zu verbürgen, mußte ihm die religiöse Weihe seiner Herrschaft, die theokratische Gewalt der alten jüdischen oder neuen islamitischen Fürsten

95) Von Reginbert ward a. 821 ein Verzeichniß der Bücher in Sindleozesouwa (Reichenau) aufgestellt, worunter in vigesimo primo libello continentur XII carmina theodiscae linguae formata — in vig. secundo: carmina diversa ad docendam theodiscam linguam. Neugart Episcop. Constant. I, 1. p. 536. 539. 550.

96) Von dem man ein Fragment zu besitzen glaubt. Mon. 2, 391.

unerläßlich geschienen haben: in dem beklagenswerthen, der Zeitlage nach kaum anklagbaren Streben nach der Herstellung der römischen Weltherrschaft gab er zu Hause die geschlossene nationale Einheit, um des Kaiserthums von Gottes Gnaden willen das fränkische Volkskönigthum und dessen unabhängige Herrscherstellung dahin. Schon vor seiner Kaiserweihe hatte er, als er 789 die römischen Kirchengesetze auf Grundlage der Dionysischen Decretalen einführte, dem päbstlichen Ansehn den Weg über die christliche Welt in einem zuvor unerhörten Umfange geöffnet; seit seiner Krönung aber erhielt Alles in dem kirchlich-staatlichen Organismus noch weit entschiedener ein religiöses Gepräge; die Reichsversammlungen beschäftigten sich fast nur noch mit Bestimmungen über kirchliche Dinge und die königlichen Missi, die sie auszuführen hatten, erschienen mehr wie päbstliche Missionäre; eine geschärfte religiöse Zucht schien den bürgerlichen Gehorsam festigen zu sollen. Schon langeher hatte sich der fromme Fürst zwölf geistliche Helden von der Höhe der Augustin und Hieronymus in seinen Dienst gewünscht; er hatte all sein Leben lang selbst unter den höchst gestellten Geistlichen die Beispiele einer unsäglichen Rohheit zu erfahren gehabt, hatte, um diesem schreckhaften Zustande der Kirche ein Ende zu machen, Alles aufgeboten eine sittlich und geistig gehobene Geistlichkeit zu erziehen und durch sie wieder die Laien zu christlichen Begriffen und Sitten heranbilden zu lassen; er hatte den Geistlichen stets eingeschärft die Sprache ihrer Heerde zu kennen, um den Glauben und das Vaterunser in der Volkssprache abnehmen und erklären zu können; noch 794 wurde verordnungsmäßig geeifert gegen die Beschränktheit Derer, die die deutsche Sprache weniger als die lateinische zum Gebete schicklich erachteten; jetzt aber ging der Romanismus so weit, daß man 801 an die Laien die (unausführbar befundene) Zumuthung stellte[97], jene katechetischen Stücke lateinisch hersagen zu lernen. Dieser gesteigerte Zelotismus stimmt wohl zu den

97) Capitular aus Achen. Mon. Leges 1, 87.

späteren Erlebnissen in des Kaisers Umgebung: daß sein Alcuin zuletzt ein Eiferer ward und das Studium der alten Poeten für verderblich erklärte, daß Einhart endete als Stifter der Abtei Seligenstadt, daß das Weltkind Angilbert ein reuiger Mönch ward, der Sage nach, die doch nach so vielen ähnlichen Vorkommnissen glaublich genug ist. Waren doch früher schon Karls Oheim Karlmann, und zwei Neffen Pippins, Adalhard und Wala, Mönche geworden! Trieb doch der ganze Zug der Zeit den geistlichen Ueberspannungen unter Ludwig dem Frommen zu, den sein Biograph mehr Priester als König nannte, der bald nach seinem Regierungsantrit das große Werk der Neugründung oder Reform der Benedictinerklöster begann, der selber gewünscht hatte in den Mönchstand zu treten! Mit dieser Zeitrichtung hing es zusammen, daß Karls Wirksamkeit in den geistlichen Sphären zugleich die unmittelbarsten und die nachhaltigsten Folgen auf die deutsche Bildung übte: gleich unter seinen nächsten Nachfolgern vollzogen sich auch jene literarischen Ereignisse, die uns zunächst interessiren. Die deutschen Geistlichen erhoben sich zu dem Gedanken, die alte heidnische Volksdichtung mit einer christlich geheiligten Poesie in der Volkssprache zu verdrängen. Der große Kaiser hatte die Welt mit der Herrlichkeit des fränkischen Namens erfüllt, so daß selbst die unterworfenen Völker von Spanien bis Baiern (nach den Worten des Mönches von St. Gallen) sich des fränkischen Namens berühmten: so hatte auch die fränkische Sprache selbst in den Ohren der latinisirten Mönche einen besseren Klang erhalten. Dazu trugen die politischen Schicksale des Frankenreiches selbst in seinem Verfalle noch ein Besonderes bei. Hätte Karls Universalreich gedauert, so wäre leicht über dem Eifer für die lateinische Weltsprache die Pflege der Volkssprache unterblieben: grade die Trennung des Reiches brachte hierin eine folgenreiche Veränderung; der Vertrag von Verdun (843) war für West- und Ostfranken der Entstehungstag einer eigenständigen Volks- und Sprachbildung. Erst seitdem unter Ludwig dem Deutschen, einem einfachen, gerechten, im Stile der alten Volkskönige prunklos herrschen-

Digitized by Google

den Manne, alle Deutsch redenden Stämme in Ein Staatsgebiet versammelt waren, konnte der nationale Gedanke und das Bewußtsein der Volksthümlichkeit erwachen und das deutsche Frankenthum auch zu einer geistigen Macht erstarken. So kam es, daß seit Ludwigs des Frommen Klosterreformen die deutschen Benedictiner in die christlich-literarischen Wettkämpfe des werkthätigen Ordens in deutscher Sprache miteinzutreten begannen und daß sie die Erstlinge dieser neuen Thätigkeit dankbar dem karolingischen Fürstenhause widmeten. Die merkwürdigen Denkmäler der ältesten deutsch-christlichen Dichtung sind daher alle an den Namen eines Karolingers angeknüpft: die niedersächsische Evangelienharmonie ist auf den Wunsch Ludwigs des Frommen gedichtet; die südfränkisch-alemannische von Otfrid ist in einem Akrostichon Ludwig dem Deutschen gewidmet, von dem es bekannt ist, daß er an der h. Schrift und an allem was ihr Verständniß förderte ein lebhaftes Interesse nahm[98]. Das Bruchstück des gelegentlich erwähnten Gedichts vom jüngsten Tage (Muspilli)[99] ist nach des Herausgebers Vermuthung von Ludwig dem Deutschen selbst auf den Rand eines ihm gewidmeten Buches aufgezeichnet worden; das Ludwigslied endlich besingt einen anderen Enkel Karls des Großen, Ludwig III.

Die beiden Evangelienharmonien, die kostbarsten Reste unsrer ältesten geistlichen Dichtung aus dem 9. Jh., können von sprachlicher Seite nicht zu hoch geschätzt werden, von poetischer Seite sind sie in einer Verwechslung des sprachlichen und poetischen Werthes zu oft ganz thöricht überschätzt worden: hat man doch noch neuerdings den Heliand als ein vollendetes Kunstwerk über das griechische Epos hinausgerückt! Wir können in dem sonoren Wohlklang unserer althochdeutschen Sprache, in der Fülle ihrer tönenden Flexionen, in dem sinnlichen Reichthum an mannichfaltigem Ausdruck vortreffliche Elemente

98) Vgl. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reichs 1, 854.

99) Muspilli ed. Schmeller; in Buchners Neuen Beiträgen zur vaterl. Geschichte. München 1832. 1, 89.

zu poetischer Rede finden, ohne darum jeder Dichtung in dieser alten Sprache eine wirkliche poetische Bedeutung zuzuschreiben. Man hat zwischen der äußeren physischen und der inneren geistigen Geschichte der Sprache unterscheidend aufmerksam gemacht, wie in Bezug auf jene vom Gothischen zum Alt- Mittel- und Neudeutschen ein stufenmäßiges Rückschreiten Statt hatte; und man hat dann behauptet, auch die Dichtung sinke mit der Sprache, als ob der dichterische Werth mit dem sprachlichen zusammenfalle. Wogegen wir in fast allen unseren Dichtungen der ältesten Zeiten die Zeugnisse vorliegen sehen, daß alle Begünstigung durch die Sprache, die schärfste Begriffssonderung, der größte Wortreichthum der Dichtung nichts nützen, wenn die geistige Bildung gering ist oder die Dichter gar gewöhnt sind in fremder Sprache zu denken. Wie gründlich aber das Deutsche, eben in jenen Zeiten seiner ersten Anwendung auf religiöse Gegenstände, in die Schule des Lateins ging, das ist ebenso offenbar, wie daß das Gothische bei Ulfila in die Schule des Griechischen gegangen war[100]. In Bezug auf die physischen Elemente konnten die fremden Sprachen allerdings die Eigenthümlichkeit der deutschen nicht füglich beeinträchtigen; wie mannichfach aber der Sprachschatz durch Aufnahme einer Menge von fremden Benennungen religiöser, gottesdienstlicher und hierarchischer Gegenstände und Begriffe, oder durch Anbequemung altheidnischer Bezeichnungen an dieselben, wie sehr der Satz- und Redebau durch syntaktische Accommodation an die alten Sprachen, durch Abschleifung der vorhandenen und Hinzufügung neuer Bindewörter verändert ward, das liegt überall auf der Hand[101]. Wenn daher die gothische Sprache ihre etymologische Reinheit und Un-

100) Wie der Herausgeber des gothischen zweiten Korintherbriefes mit Recht behauptet hat: Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae. ed. Castillionaeus. Mediol. 1829.

101) Vgl. Rud. v. Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochd. Sprache. Stuttg. 1845. und Müllenhoff in der Einleitung zu den Denkmälern.

gemischtheit bei Ulfila bewahrt hat, so würde doch ein Gothe des Adels oder des Volkes schwerlich geurtheilt haben, daß sich die aufgenommenen Fremdwörter und die abstracten Sätze des griechischen Textes ohne Zwang in die gothische Rede fügten, und manche Beispiele der wörtlichen Uebertragung im Ulfila dürften Beweise von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Bildsamkeit des Gothischen sein. So liegt es in Otfrieds ausdrücklichen Worten, daß er die Regeln der lateinischen Grammatik an seine deutsche Sprache hält; und wenn er Worte in eben der Art, wie sie sich in den Glossen aus dem Lateinischen übertragen finden, in seinem Werke gebraucht, so ist zu zweifeln, ob darum dergleichen im lebendigen Gebrauche war. Ein großer Segen war es, daß zu diesen Einflüssen der gelehrten Sprachen nicht noch conventionelle Einflüsse auf die Ausbildung des Althochdeutschen hinzutraten. Die fränkische Sprache, ihrer mittleren geographischen Lage zufolge zwischen den nieder- und oberdeutschen Mundarten nach ihrem Lautsysteme und Wortschatze vermittelnd, war in ihrer reineren, mittelrheinischen Gestalt die Sprache des Hofs gewesen und die der Edlen und Gelehrten geworden, und blieb sie selbst nachher unter den sächsischen Kaisern. Dem großen Karl aber, der den Gedanken seiner fränkischen Grammatik nicht ausführte, war glücklicherweise jede Versuchung, die Sprache an ein höfisches Schema zu binden, fern gelegen; so blieb das Fränkische den Einflüssen der Mundarten in Nord und Süden ausgesetzt, die wieder seine Einwirkungen erlitten; das Deutsche blieb seinem eigenen freien Bildungstriebe überlassen und begann damals mit der maasgebenden aber zwanglosen Vorherrschaft des mittelfränkischen die tausendjährige Fortentwicklung, die unsere Schriftsprache bis heute durchlaufen ist.

Von den beiden Evangelienharmonien ist die von Graff mit dem Titel Krist bezeichnete[102]) von dem Weissenburger Schulvorstand

102) Krist ed. Graff. Königsb. 1831. Otfrids Evangelienbuch ed. Joh. Kelle. Regensb. 1856. Ueber das Verhältniß der Handschriften muß man die

Otfried als Gegengift gegen den Gesang schmutziger weltlicher Lieder gedichtet auf Bitten einiger Brüder und zu Liebe einer ehrwürdigen Matrone Judith, vielleicht der Tochter Karls des Kahlen[103]: das Werk ist in südfränkischer mit alemannischen Elementen verquickter Mundart, stückweise, in Pausen, die mittleren Theile scheint es zuletzt geschrieben und Ludwig dem Deutschen um 865 überreicht. Seinem ganzen Geiste nach fügt es sich vortrefflich in die Zwecke der gemeinnützig praktischen Thätigkeit ein, in der dieser fromme Beschützer der Kirche sich der geistlichen Bedürfnisse der Laienwelt annahm: unter dessen Regierung auf der Synode in Mainz 847 den Bischöfen ältere Vorschriften eingeschärft wurden, ihre Predigten mit der nothwendigen Unterrichtung nach dem Begriffsvermögen ihrer Untergebenen zu halten und je nach Bedarf ins Romanische oder Deutsche zu übertragen; wie denn schon zu dieser Zeit ein Bischof Bernold von Strasburg († 840) berühmt war durch die Gabe, dem Volke in seiner Sprache die Schrift auszulegen und die Herzen aufzupflügen. Eben diesen Zwecken ordnet sich Otfrieds poetisches Evangelienbuch ein, der auch in den verschiedenen Zuschriften vor seinem Werke ganz in den Reihen der Geistlichen karolingischer Bildung erscheint, als ein Schüler des Hrabanus, als ein Mitschüler der Mönche Hartmuot und Werinbert, die zuerst den Geist der angelsächsischen Schule aus Fulda nach St. Gallen übertrugen. — Die andere altsächsische, von Schmeller Heliand getaufte Evangeliendichtung[104], für die Kenntniß des Alt-

---

Einleitung, den zweiten Band (1869), des Herausgebers nachlesen, der in der Wiener Hs. eine erste von Otfrid selber durchgesehene Reinschrift sieht. Vgl. Lachmanns Art. Otfrid in der Encycl. von Ersch und Gruber. — Fr. Rechenberg, Otfrids Evangelienbuch. Chemnitz 1862. — Uebersetzung von Kelle: Christi Leben und Lehre, besungen von Otfrid. Prag 1870.

103) Kelle l. l. p. 41.

104) Heliand ed. Schmeller, München 1830—40; ed. Köne, Münster 1855; ed. Moritz Heyne, Paderb. 1866. Die letztere Ausgabe ist auf die jüngere lückenhafte Münchner Handschrift gegründet, die nach dem Herausgeber (Zeitschrift für deutsche Philol. 1, 255) den ursprünglichen Münsterschen Dialekt bewahrt haben soll; die Ausgabe von Köne ruht auf dem älteren Codex Cottonianus im briti-

niederdeutschen eine um so unschätzbarere Quelle je vereinzelter sie ist, entstand schon um 3—4 Jahrzehnte früher unter Umständen und in Oertlichkeiten, die sie noch um vieles merkwürdiger machen. Im Norden von Deutschland, wo man noch im 12. Jh. den alten Zuständen der Germanen des Tacitus begegnen konnte, haben sich heidnische Sitten und Bräuche viel länger als im Süden erhalten. Alle Missionsversuche unter Sachsen und Friesen vor Karl dem Großen hatten nur geringe Erfolge gehabt; und auch diese wurden während der langjährigen Sachsenkriege wieder völlig zerstört. Es war damals, wo Alcuins Schüler Liudger nach Italien gesprengt, der Angelsachse Willehad 782 aus Friesland vertrieben und seine Schüler zum großen Theile getödtet wurden: bis dann Karls Siege diese Widerstände und das Heidenthum zugleich gewaltsam niederwarfen und eine blutige Gesetzgebung ihre Wiederkehr abdämmte. Erst seit der Zeit, da Karl den nachher von seinem Nachfolger ausgeführten Gedanken faßte, an den Nordmarken eine große Metropole zur christlichen Unterwerfung des Nordens zu errichten, pflanzte sich in einer Reihe neugestifteter Klöster, in Münster Werden und Korvei, weiterhin in Hersfeld und Gandersheim die neue fränkische Bildung ein; sächsische Geiseln waren noch von Karl selbst in die südlichen Klöster geschickt worden, damit eigene Landesgenossen den Sachsen die neue Lehre schmackhafter machten. Damit mag es zusammenhängen, daß die Annalen von Reichenau am Bodensee schon Ende des 8. Jhs. einen Sachsen Hatarich nennen der einen Bücherschatz einbrachte, und einen Edelfrid, der schon damals Bücher in sächsischer Sprache geschrieben haben sollte; was bei der steten Verbindung mit Angelsachsen und bei der Fruchtbarkeit, die

---

schen Museum, dessen Text nach Heyne eine in Werden entstandene Uebersetzung ins Neufränkische (?) enthalte. — Nicht weniger als 5 Uebersetzungen (die jüngste von Grein ed. 2. 1869) haben das alte Werk dem großen Publicum zugänglich gemacht; und eine ganze Literatur von Untersuchungen über seine Entstehung und Quellen hat sich angeschlossen. Man findet sie nachgewiesen und gewürdigt bei Windisch, der Heliand und seine Quellen, Leipzig 1866, eine Schrift, zu der man Grein, die Quellen des Heliand, Cassel 1869, hinzuziehen muß.

dieser sächsische Heidenboden zur Zeitigung christlicher Früchte bewies, nicht auffallend wäre: wo das plötzliche üppige Wachsthum, das die neue Religionslehre unter einer zeitweiligen, wahrhaft christlichen Aussöhnung mit dem siegreichen Frankenstamm entfaltete, ein überraschendes Ereigniß war, das man nach der vorausgegangenen Blutarbeit nicht hätte erwarten sollen. Der Heliand selbst, der in der friedlichen Zeit der Regierung Ludwigs des Frommen, vor 830, entstanden ist, kann als das sprechendste Zeugniß von dem raschen Wuchs einer reinsten christlichen Gesinnung auf diesem Boden angesehen werden. Die Münsterländer, die dieß Werk als ihr Eigenthum ansprechen, gefallen sich darin, wie schon Schmeller geneigt war, die Anregung zu demselben von dem Gründer der beiden Schwesterklöster Münster und Werden, dem angelsächsisch gebildeten Friesen Liudger († 809) ausgehen zu lassen, der vielleicht (s. oben S. 104) die gothische Bibel nach Werden gebracht hatte, in dem bei seinem Aufenthalte in England füglich der Wunsch entstehen konnte, auf deutschem Boden ein Werk wie die poetische Bibelparaphrase des Angelsachsen Kaedmon (7. Jh.) hervorzurufen, von dem Beda in seiner Kirchengeschichte erzählte, er sei, zuvor ein schlichter, sangunkundiger Laie, durch ein göttlich Gesicht zum Sänger seines heiligen Werkes berufen worden. Aus einem alten Schriftstück aus Ludwigs des Frommen Zeit, dessen Aechtheit und Beziehung auf den Heliand nicht mehr bestritten wird[105]), ersieht man, daß dieser König unsre Bibeldichtung, zur Förderung des Christenthums unter dem ungelehrten Volke, von einem zuvor schon namhaften sächsischen Sänger hat anfertigen lassen, daß aber dieser Sänger schon bei seinen Zeitgenossen mit dem Angelsachsen Kaedmon sagenhaft in Eine Person verschmolzen ward und nun, ebenso wie dieser, als ein armer Landmann durch eine wunderbare Erweckung

105) Eine alte lateinische Vorrede, der einige Verse an den sächsischen Dichter angehängt sind, ohne Quellenangabe zuerst bekannt geworden durch Flacius, Catal. testium veritatis. Basil. 1571; dann in einem kürzeren Texte bei du Chesne, hist. francorum scriptores. (Paris 1636) 2, 326.

Digitized by Google

zum Dichter berufen sein, und, wie dieser, die ganze Bibel bearbeitet haben sollte, da doch in dem Werke selbst nichts darauf hinweist, daß es je etwas anderes als die Lebensgeschichte Christi enthalten hätte[106].

Ein durchgehender Unterschied trennt nun die beiden altdeutschen Messiaden von einander, der den Verhältnissen ihrer Entstehung, der Natur ihrer Verfasser und den Oertlichkeiten denen sie angehören, entspricht.

In Bezug zunächst auf ihre poetischen Formen begnügen wir uns, um von der großen Heerstraße der Geistesgeschichte nicht zu weit abzulenken, auf wenige allgemeine Andeutungen. Die alte Verskunst unserer Vorfahren, für welche die beiden Werke die ursprünglichsten Quellen sind, kannte kein Quantitätsgesetz; der deutsche Vers war, wie schon Otfried wußte, rhythmisch nicht metrisch; der Sinn, das geistige Gewicht eines Wortes bedingte seinen Ton, der Ton seine quantitative Bevorzugung, die Hebung. Schon in ältester Zeit, wo die Verskunst unmöglich schon einem ausgefeilten Gesetze unterlag, mag der epische Vers, eine durch Cäsur in zwei Hälften zerfallende Langzeile, dem gefühligen Instincte folgend in diesen Hälften je vier Hebungen bei mehr oder weniger Senkungen oder unbetonten Silben angestrebt haben. Von den gehobenen Worten waren wenigstens zwei, (in der skaldischen Kunstpoesie des Nordens vorschriftmäßig drei) durch Stabreime, durch Alliteration, mnemonisch für das Gedächtniß, weniger musikalisch für das Ohr als geistig für die Begriffe und sinnlich-malerisch für die Vorstellung, gebunden. Schon die Wahl charakteristischer Stäbe begünstigte mehr den sinnlichen Reiz der Phantasie durch onomatopoetische Wirkungen, während der in die Vokale eingenistete Endreim durch die bloße größere

106) Der Dichter der lat. Verse, wie der Vorredner, sah in der Einleitung zum Heliand eine Inhaltsangabe (vgl. den Schluß der versus mit Heliand V. 47—53) und schloß aus der Erwähnung der 5 Weltalter vor Christ, daß auch diese von dem sächsischen Dichter behandelt worden seien.

Tondauer mehr musikalisch die Empfindung erregt; die Betonung aber der sinnvollsten Worte konnte leicht eine geistig verstandhafte Natur der Dichtung selbst bis zum Uebermaas zu verschärfen dienen: daher im Norden die spätere Kunstpoesie, die bei dem Stabreim beharrte, in der Ueberfülle von Geistesspielen mit Bildern und Räthseln erstickte, da hingegen die Strophe des italienischen Kunstepos im Uebermaas des musikalischen Reim- und Klangwesens Geist und Thatsachen verwischte. Der alliterirte Vers ward durch seine Freiheit im Gebrauche der Senkungen befähigt, sich in einer großen Mannichfaltigkeit von Rhythmen zu bewegen, aber auch verführt zu einem athemlosen Fluß ohne die natürlichen Ruhepuncte wie sie in dem epischen Verse der Alten gegeben waren; die endlosen Perioden in der angelsächsischen Dichtung stehen in dieser Beziehung in einem vollen Gegensatze zu den gereimten Versen Otfrids, der den Sinn seiner Perioden nicht leicht über 2—3 seiner zweizeiligen Strophen erstreckt. Im Heliand nun ist der ursprüngliche stabgereimte Vers noch in alt unversehrter Gestalt, während im Muspilli und im Hildebrandliede schon einzelne Reime eindrangen; der Reimstäbe sind zwei oder drei; in der Zahl der Hebungen herrscht eine Regellosigkeit, die nicht lediglich auf spätere Verderbniß sondern ebensowohl auf ursprüngliche Freiheit Willkür oder Unfähigkeit zu setzen ist. Bei Otfried dagegen ist die Alliteration, bis auf einzelne Stellen wo er vielleicht ältere Gedichte vor sich hatte, dem Endreim gewichen, der bei ihm stets einsilbig, stumpf, sehr frei, oft bloße Assonanz ist, weniger ein Schmuck als ein Band seiner langen zweihälftigen Verse von acht Hebungen und willkürlichen Senkungen, in welchen der Bau der älteren alliterirten Langverse unverändert geblieben, nur gesetzmäßig durchgeführt ist. Der Gebrauch des Reims wird in der deutschen Dichtung durch Otfrieds Werk mit Nachdruck gefördert worden sein. Ein durchaus musikalisches Element ist der Reim, langsam, eigenwüchsig, aus einem inneren Drang und Bedürfniß, in anderen Völkern zu anderen Zeiten aufgekommen, wesentlich der Dichtung der neueren Sprachen eigen die einer strengen Prosodie

entbehrten, daher auch in der lateinischen, in ihren Flexionen von Reimen überquellenden Sprache zwar zuerst, aber erst dann hervorgetreten, als sie nicht mehr metrisch gelesen wurde. In Oberdeutschland, wo die musikalische Schule in St. Gallen eben damals eine unermeßliche Wirkung zu üben begann, legte sich der Reim durch die Ueberwirkung der lateinischen Hymnen der Vulgardichtung früher als im Norden auf; in der lateinischen Zuschrift an seinen Metropolitan Liutbert von Mainz spricht Otfried von dem Reime, dessen Schmuck die fränkische Sprache (als Ersatz für das metrische Gesetz der Alten) verlange, als von etwas schon ganz Bekanntem und Volksüblichem. Vertraut mit den römischen Poeten, den Juvencus, Arator u. A. die zuerst die christlichen Stoffe lateinisch besungen hatten, angespornt von dem selbstgefühligen Stolze auf sein Frankenvolk, sich mit jenen Fremden in einem fränkischen Werke zu messen, hat er über Sprache, Vers und Reim gedacht[107]; obwohl ihm Alles sauer genug wird, da ihn die gewissenhafte Befolgung seiner Versregel und die Nachahmung lateinischer Constructionen bald zu hohlen Wortflicken und tautologischem Wiederkäuen, bald zu einem geschrobenen Redebau nöthigt. Man hört den mönchischen Gelehrten aus seinen Versen, der die Schule der Glossen und Grammatik durchgemacht hat, während der volkvertraute Sachse, der wahrscheinlich ein Laie, in diesem Falle aber schulmäßig gebildet war, doch einer schulmäßigen Vorbereitung für sein Dichtwerk wohl entbehren konnte in Folge seiner Bekanntschaft mit angelsächsischen Vorbildern, die ihm flüssig und verständlich, und nachahmbar waren ohne gelehrte Nachhülfe.

Beide Gedichte sind wesentlich aus dem Boden der biblischen

107) I, 1. V. 31.
Nu es filu manno inthibit, in sina zungun scribit,
joh ilit er gigahe thaz sinaz io gihohe:
Uuanana sculun Frankon einon thaz biuuankon,
ni sie in frenkisgon biginnen sie gotes lob singen?
Nist si so gisungan, mit regulu bithuungan,
si habet thoh thia rihti, in sconeru slihti.

Literatur erwachsen, der in der Schule der angelsächsischen Geistlichen einen so regsamen Anbau gefunden hatte: die genaue Aufdeckung ihrer Quellen hat dieß ausgewiesen. Der sächsische Dichter folgt in Wahl und Anordnung seines Stoffes der sog. Evangelienharmonie des Tatian in der lateinischen Uebersetzung des Bischofs Victor von Capua; die bereits (oben S. 110) erwähnte nordfränkische Uebersetzung dieses Werkes ist erst später entstanden. Seine Benutzung dieser Vorlage, von deren 160 Capiteln — 60 ganz, 40 weitere größtentheils in seine Arbeit eingingen, ist nicht sclavisch; er gebraucht auch die Evangelien unmittelbar, und mittelbar noch aus anderen Quellen als Tatian; nicht selten verläßt er seinen Führer in freier zweckdienlicher Umstellung und verständiger Zusammenordnung verwandten Stoffes. Neben diesem Ordner hat er dann geeignete Commentare verglichen, ob er nun die von Beda zu allen vier Evangelien oder blos zu Lucas und Marcus, ob er den Hrabanus zu Matthäus oder dessen eigne Quellen, Hieronymus, die Homilien Gregors des Großen und für die Bergpredigt den Augustin benutzt habe. In ähnlicher Weise ist von Otfried, der zwar zwischen den vier Evangelisten einherschreitend sein Werk selbständiger wie ein fünftes Evangelium zusammenstellte, nachgewiesen, daß er (um nur die nächstliegenden seiner Quellen zu nennen) den Commentar seines Lehrers Hrabanus zu Matthäus, Beda's zu Lucas, Alcuins zu Johannes benutzte, den letzten als seine Hauptquelle, da er das Ev. Johannes eben so sehr bevorzugte, wie der Sachse den Matthäus. Auf diese Vorneigungen mag man einen großen Theil der Eigenheiten beider Dichter und Werke zurückführen. Im Vergleich zu dem episch erzählenden Heliand ist Otfrieds Buch mehr ein halb lyrisches, halb didaktisches Kunstgedicht; wenn jener mehr ein Werk praktischer Religionslehre heißen kann, so bezweckt Otfried mehr ein theologisches Gebäude, das neben der christlichen Sittenlehre den Kern der dogmatischen Vorstellungen der Zeit dem Fassungsvermögen der Laienwelt angepaßt enthalten sollte. Er lehnr sich daher mit Vorliebe an das Ev. Johannes an, das den meisten Anlaß

zu Deutungen und Erklärungen bot; die Einschaltung seiner natürlichen, mystischen und sittlich-geistigen Auslegungen, in welchen er an der Hand Alcuins, nach der Unterscheidung des Origenes, die Schrift dreifach deutet, sind ihm trotz ihrer Schwierigkeit die Hauptsache in seiner Arbeit; im Heliand, dessen Dichter diese Art Weisheit aus den benutzten Commentaren eben so wohl kennen mußte, findet sich nur an Einer Stelle eine höchst plane Deutung des Wunders von den Blinden von Jericho (nach Beda zu Lucas 18, 35—37). Denn der sächsische Dichter, ganz erfüllt von der milden menschlichen Sittenweisheit des Christenthums, verweilt mit ganzer Vorliebe auf dem lehrenden Theile seines Werkes, auch da nur schlicht berichtend aus seinen schlichten Quellen, deren Inhalt er nur mit schlichten Verdeutlichungen, mit Motivirungen des minder Klaren und Durchsichtigen erläutert, in deren Angemessenheit und Gesundheit man den anspruchslos versteckten Fleiß und Verstand gleich sehr bewundern lernt. Der Kern seines Werkes liegt, während Otfrieds Dichtung in dem Schlusse gipfelt, in den mittleren Theilen, in dem Vortrag der Reden und Gleichnisse Christi, wo Otfried kürzt, wegläßt und auf die Evangelien verweist[108]); im Heliand hat man die Bergpredigt, voll Reiz durch die eindringliche Herzlichkeit des Vortrags, als den Glanz- und Höhepunct bezeichnet; der Inhalt von Matth. 5—7 umfaßt darin[109]) mehr als die doppelte Zahl von Versen als bei Otfried. In diesen Stellen der Erbaulichkeit sogar verschwindet der sächsische Dichter vor seinem Stoffe, wogegen die Persönlichkeit Otfrieds überall vortrit, der immer mit sich selbst, mit der Schwierigkeit seiner Aufgabe, mit seinem Unvermögen beschäftigt ist, so heilige Dinge in seiner Sprache auszudrücken. Er liebt es daher und versteht es, eigene Empfindungen zu schildern; wo er (I, 18) an die Abreise der Magier eine

108) Unter Andern: II, 24. V. 1. 2.
Thiz lerta Krist in uuara ioh managfalto mera,
ih sagen thir zi uuare, maht selbo iz lesan thare.

109) V. 1300—1827 ed. Heyne.

Betrachtung über die Sehnsucht des Menschen nach seinem überirdischen Vaterlande knüpft, ist der Ausdruck der Weltverachtung, verquickt mit dem Gefühle des irdischen Heimwehs, vortrefflich und innig; wie denn immer, wenn er persönlichen, häuslichen, heimatlichen Gefühlen Worte gibt, Natur und Wärme entbunden wird, wo vorher nur kalter Priesterton herrschte. Daher ist seine Dichtung neben ihrem lehrhaft erbaulichen Charakter besonders gegen den salbungsvollen Schluß hin wesentlich lyrisch musikalisch gefärbt durch refrainartig wieder und wiederkehrende Stellen, durch andere die förmlich liedartig klingen, unter welchen Eine (I, 11, 39) wie ein ältestes Marienlied in strengem Stile lautet; in den Wiener und Heidelberger Handschriften sind einzelne Stellen mit Neumen bezeichnet. Auch die deutschen Dichtungen, in denen sich Otfried Muster und Anregung gesucht haben mochte, waren wohl wesentlich lyrische; I, 7, 28 findet sich ein Vers, der in einem erhaltenen Gesang an St. Petrus, vielleicht aus gemeinsamer Quelle, steht. Der sächsische Dichter dagegen hält den epischen Ton durchgehend fest; sein Werk ist nicht wie Otfrieds aufs „Lesen und Singen", sondern auf erzählenden Vortrag berechnet [110]; er braucht stehende epische Formeln; er liebt es aus der Erzählung ohne Uebergang in gerade Anrede überzuspringen; in den dialogischen Stellen leitet die breite Ausführung zu einer ächt epischen Ausgestaltung der knappen Quellenerzählung an; bei der Schilderung von bewegten Naturerscheinungen, die für ein Geschlecht von sinnenscharfen Menschen immer von einer sicheren Wirkung ist, klingt der Ton der Volksdichtung aus seinen Worten deutlich heraus, obgleich er in unmittelbarer Benutzung oder auch nur Nachahmung weltlicher, oder gar heidnischer Volksgesänge doch nicht entfernt gewagt hat, was die Angelsachsen in ihren biblischen Dichtungen arglos übten: bei denen in allen lebenvolleren Episoden der Strom des alten Volksgesangs hoch aufschwillt,

110) Vor der Volksgemeinde, meinte der vortreffliche Rettberg, der sogar der Alliteration anhören wollte, daß die Versstäbe durch Anschlagen der Schilde begleitet wurden!

die nie von einem Kampfe reden können, ohne daß sie die wahlstattgierigen Raben und Wölfe vorkundig ihrer Beute den heiseren Gesang anheben lassen.

Man hat Ueberwirkungen nationaler heidnischer Dichtung in der Weise gesucht[111], wie beide Dichter und besonders der des Heliand ihre jüdisch christlichen Quellen der deutschen Vorstellung anbequemten, wie dieser das Schicksal als Norne, als Schicksalsgöttin (thiu wurth), die Engel wie die Valkyren im Federgewande einführt, wie beide jedem fremdartigen Zuge und Namen ausweichen, den Pilatus zum Herzog, den Hohenpriester zum Bischof, das jüngste Gericht zu einem Tageding für den Weltkreis machen; worin uns nichts anderes geschehen scheint, als was später die Ritterepen in ihrer Weise thaten, wenn sie aus dem Unvermögen sich und andern anders deutlich zu werden, den alten Ueberlieferungen das Gewand ihrer Zeit umhingen. Und diese Anbequemungen sind bei beiden Dichtern noch züchtig und furchtsam zu nennen, wenn man das Aehnliche bei den Angelsachsen vergleicht. Man wollte finden, daß Christus im Heliand zu einem Nationalgotte geworden, bei Otfried nach den Vorstellungen eines Weltkönigs dargestellt sei: der doch gerade (III, 26) in glänzenden Gegensatz stellte, wie der Fall eines Königs die Flucht seines Gesindes zur Folge hat, während Christ durch seinen Fall uns zu seinen Füßen sammelte und erlöste. Wahr ist, daß beide in naiver Weise den Christ und seine Jünger lieber als tapfere Helden, denn als blos leidende Dulder schildern, aber wie fern ist das von der Art, wie in dem angelsächsischen St. Andreas, wenn die Jünger als Kriegshelden dargestellt werden, das Bild von ihren geistlichen Kämpfen vollaus zu der sinnlichen weltlichen Sache wird! Die Deutschen betonen mit Wohlgefallen den Schwerthieb Petri, und sein tapferes Versprechen ausdauernder Treue; der Sachse vertheidigt in der Oelbergscene die Jünger gegen die Vorwürfe der Feigheit, die ihnen Hrabanus hier gerade macht; so trit

111) Vgl. Vilmar, die deutschen Alterthümer im Heliand. ed. 2. 1862.

Digitized by Google

auch die Rücksicht auf das kriegerische Zeitalter sehr fein an den Stellen zu Tage, wo im Heliand die Worte Christi, Wer das Schwert ziehe solle durch das Schwert umkommen, charakteristisch (V. 4898) gemildert, im Krist einfach weggelassen sind. Diese kleinen Schonungen des Volkswesens aber hören bei beiden sogleich auf, wo sie mit christlichen Anschauungen in Berührung oder in offenen Streit kommen. Wenn im Heliand (V. 5025 ff.), bei der Verleugnung Petri, der angelegentlichen Entschuldigung: Gott habe diesen Fels der Kirche erkennen lassen wollen, wie nichtig die Menschenkraft ohne die Stütze der göttlichen Macht sei, noch besonders eine Lehre gegen alle Ueberhebung und über die Wohlthat des Sündenablasses angeknüpft wird, so waltet hier sichtlich mehr Rücksicht auf Rom ob, als auf das deutsche Volksthum. So haben die beiden Poeten, wo immer sie an einen Kern der christlichen Lehre rühren, diese in ihrer ganzen Strenge, ohne jede Schonung der Zeit und Welt, geschweige der heidnischen Sitte gepredigt. Gegen die Sitte der Blutrache konnte nichts schroffer verstoßen als die christliche Lehre von der Feindesliebe, die doch beide in gerader Unverhohlenheit lehren. Wenn im Heliand bei dem Spruch von dem Ausreißen des ärgerlichen Auges die Anwendung gemacht wird, man solle Freunde und Mage verlassen, die zum Bösen verleiten wollen, so ist in dieser Lehre von Verleugnung der Sippe gewiß mehr ein Beugen d e s Herkommens als v o r d e m Herkommen zu erkennen. Ihr rein christlicher Eifer, ihre Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte das sie lehrten schrieb ihnen gerade die Unversöhnlichkeit mit jeder Spur von Heidenthum vor. Wenn sich das in ihrem Schweigen, in ihrer Abkehr von aller Erinnerung an das Heidnische schonend ausspricht, so spricht es sich doch in der Gegenkehr gegen alle Ungläubigkeit ebenso schonungs l o s aus. Mit dieser Gegenkehr hängt die Vorliebe zusammen, mit welcher beide Dichter die Stellen behandeln, ja suchen oder erfinden, wo der Satan eine Rolle zu spielen hat; jeder wußte, daß die Christenwelt des Teufels Spiel in allem heidnischen Götterglauben sah. Und am stärksten spricht sich dieser heidenfeind-

liche Eifer in den mit aller Geflissentlichkeit ausgemalten Stellen vom jüngsten Gericht, von der Herrlichkeit des Paradieses, von den Schrecken der Hölle aus. Zwar im Heliand ist auch hier die einfache Weise bewahrt, die mit Sparsamkeit weit reicht; Otfried aber, der hier nach allen auffindbaren Quellen greift, ist nirgends reicher an eindringlicher Schilderei, an pathetischer Salbung und frommen Mahnungen und Betrachtungen. Man vermuthete, daß an eben diesen Stellen auch das bruchstückweise erhaltene deutsche Gedicht (Muspilli) vom jüngsten Gerichte zu seinen Quellen gehörte und daß daher das germanische Kleid stamme, das diese Darstellung mehr als andere bei Otfried trage. Allein die geistlich lyrische Salbung in dem hier wie überall ganz persönlich gefärbten Vortrage ist von der Vorrede (V, 19) bis zu der Nachrede (V, 23) von jeder Aehnlichkeit mit jenem Gedichte völlig entfernt, mit dem die ganze Behandlung nichts gemein hat als was in der Sache unerläßlich ist. Das ältere Gedicht[112] (Anf. 9. Jh.) ist eine fromme Rede von der Zukunft nach dem Tode, von dem Streite der guten und bösen Geister um die Seele des Gestorbenen und von dem Weltgerichte; darin ist (V. 36—63) eine Schilderung eingeschaltet von dem Kampfe des Antichrist mit Elias, bei dessen Verwundung das fallende Blut den Weltbrand (muspille) erregt, wo man dann über den Abweichungen von der biblischen Quelle (Apoc. cap. 11) an die nordischen Vorstellungen von dem Weltbrande und an Thors Kampf mit der Midgardschlange erinnert werden mag, nicht eben muß. Dieß aber wäre dann das einzige, worin wir, unsicher genug, in den christlichen Dichtungen jener Zeiten eine heidnische Reminiscenz entdecken könnten: wie anders ist das bei den Angelsachsen, in jener Legende vom h. Andreas, in die der Ton der alten Heidendichtung ohne alle Scheu übertragen ist, wo Gott selbst als Fährmann und Steuerer dem Helden nahe trit wie Odin seinen Begünstigten, sich mit ihm über seine, Christs, Reden und Thaten unterhält wie

112) Denkmäler N. III.

Odin so oft über die Runen der nordischen Götterweisheit, und dabei unerhörte Legenden von sich selber hören muß. Nichts Entferntes dieser Art ist in beiden Evangelienbüchern zu finden, man müßte denn auf ein Paar Ausdrücke (mutspelli, mitilgart, ufhimil u. A.) Werth legen, die allen germanischen Stämmen gemein waren [113]. Vielmehr erstaunen wir gerade über die Reinheit, in der hier das Christenthum gepredigt wird, mehr als über jede andere Eigenschaft dieser Dichtungen, und besonders im Heliand. Die lautere Evangelienlehre ist hier in großartiger Einfachheit gepredigt, nicht allein ohne jede unpassende nationale oder gar heidnische Anbequemung, sondern auch ohne mystische Gleichungen, ohne jeden ascetischen oder pfäffischen Anflug, in naiver Innigkeit, in junger Gläubigkeit und frischblühender Zuversicht widerscheinend in dem Spiegel gesunder deutscher Gemüthseinfalt; und dieß giebt diesem Werke einen größeren Werth, als den blendenderen angelsächsischen Bibelparaphrasen, unter denen Kynewulfs Christ strotzt von gespanntem lyrischen Schwung, der aber dem religiösen Gefühle so vielen Eintrag als dem poetischen Genusse Vorschub thut. Kaum wird eine Urkunde aus den Jahrhunderten vor Luther zu nennen sein, die so begreiflich wie der Heliand macht, daß die Reformation von dem deutschen Norden ausging.

So mag man auch Otfrieds Werk von dem religiösen Gesichtspunct aus mit allem Fuge bewundern; es wird immer in Ehren bleiben als ein merkwürdiges Zeugniß von jener Zeit der Blüte klösterlicher Gelehrsamkeit und poetischer Begeisterung in Alemannien, die die Poeten und Philosophen der Alten, die geistlich christliche und bald auch die weltlich vaterländische Dichtung umfaßte; man darf in diesem Schriftwerk dieselbe Ausdauer, den guten Willen und das Gleichmaas bestaunen, mit dem die Mönche jener Zeit auch in ihren Malereien die Arbeit eines Lebens an Ein solches Denkmal ihres Flei-

113) Ein Vers „da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finstre" begegnet im Krist I, 18, 9 wie im Muspilli V. 14; diese Bilder sind aber christliches Gemeingut, sie begegnen bei Otfried noch sonst und ebenso in Kynewulfs Christ.

ßes setzten; von dichterischer Seite aber hätte man dergleichen nie bewundern sollen. Die eifrigsten Lobredner der Mönchsbildung können nicht behaupten wollen, daß die Klöster gedeihliche Pflanzstätten der Kunst und Dichtung gewesen seien, die des Lichtes bedarf und nur in der Frische und Fülle des Lebens gedeiht. Wer uns glauben machen will, daß in Otfrieds Evangelienbuch ein großer poetischer Werth zu finden sei, der muß in seinen Ansprüchen an die Dichtkunst zu einer unbeneidenswerthen Genügsamkeit gekommen sein: wer die Stellen gerade heraussuchen will, die Otfrieds Eigenthum sind, seine verkünstelten Doppelakrostichen, seine Einleitungen, Uebergänge, Gebete und Schlußbetrachtungen, der wird von seinen dichterischen Gaben die kleinsten Begriffe fassen. Es ist Ruhmes genug, daß in diesen Gesängen von der Erlösung ein Stoff aufgegriffen wurde, der noch nach 900 Jahren von begabteren Dichtern einer gebildeteren Zeit wieder angefaßt ward, und daß man den Schluß in Otfried nicht lesen kann, ohne an das oratorienmäßige Ausströmen der Messiade Klopstocks in ein musikalisches Finale erinnert zu werden. Es kann aber nicht bestritten werden, daß, wenn man die ähnlichen Dichtungen der Angelsachsen, wenn man im Kädmon die Stellen von Schöpfung und Sündenfall liest, oder die hochdramatische Ausgestaltung der Sage von dem Falle der Widersacher Gottes die den Weltkönig aus seiner Himmelburg stoßen wollen, der geistige Zusammenhang zwischen diesen ältesten Manifestationen des germanisch christlichen Dichtergeistes mit dem Gesang des berühmten puritanischen Sängers des 17. Jahrhunderts in dem Maaße noch schlagender auffällt, als die poetische Kraft da und dort die der parallelen deutschen Dichtungen bei weitem überragt.

Otfrieds Werk entstand in der Absicht, dem weltlichen Volksgesange, den Spott- und Liebesliedern, den Resten heidnischer Gewohnheiten bei Tänzen und Begräbnissen zu begegnen; derselben Absicht dienten auch die kleineren Stücke einer sangbaren geistlichen Dichtung, die an der Seite von Otfrieds Werke von den benachbarten alemannischen Klöstern aus verbreitet wurden. Dies hing mit der Pflege der kirch-

lichen Tonkunst in St. Gallen zusammen, die sich damals wie aus dem Nichts zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung emporarbeitete. Der römische Kirchengesang hatte sich von der durch Gregor den Großen in Rom gegründeten Schule aus über das Abendland auszubreiten begonnen und war seit der angelsächsischen Mission, besonders aber seit Karls des Großen eifrigem Interesse an der Sache auch nach Deutschland gelangt, wo zwar die Römer in den rauhen vertrunkenen Kehlen wenig Anlage zu der heiligen Sangkunst entdecken wollten. Hadrian I schickte dem Kaiser zu wiederholten Malen römische Sänger zu, zwei unter Andern im Jahre 790, von welchen der Eine, Petrus, eine Schule in Metz gründete, der Andere, Roman, unterwegs erkrankt, in St. Gallen mit einer Abschrift von Gregors Antiphonar zurückblieb. Die von ihm hier gegründete Schule entfaltete von da an durch eine Reihe von Jahrhunderten eine denkwürdige Wirksamkeit, daß ein Geschichtschreiber des Klosters, Ekkehard IV, von ihr rühmte, sie habe durch ihre Lehre und Erzeugnisse der Kirche Gottes in aller Welt, bis an die Grenzen des Erdkreises Glanz und Freude verliehen[114]. Beide Schulgründer machten sich einen Namen durch ihre Jubilen oder Sequenzen (d. h. Melismen auf die letzte Silbe des Halleluja im Graduale,) Compositionen, an welche sich alsbald eine folgenreiche Neuerung knüpfte, als sich unter den nächsten Vorstehern der St. Gallener Schule, Iso und Marcellus (um 840—70), große Dichter Gelehrte und Componisten zugleich ausbildeten: Ratpert († 902), der Urheber der werthvollen St. Gallener Klostergeschichte; der riesige Tutilo, eine geniale, reiselüsterne Künstlernatur, der in aller Wissenschaft wie in allen Künsten ausgezeichnet, durch seine Elfenbeinschnitzereien in aller Welt bekannt, musikalisch berühmt ward als Erfinder der sog. Tropen, Erweiterungen der Meßgesänge für alle Feste, die sich über die ganze Kirche verbreitet bis ins 17. Jh. fortpflanzten; und der musikalisch bedeutendste von Allen, Notker der Stammler

114) Vgl. A. Schubiger, die Sängerschule St. Gallens vom 8—11. Jh. Einsiedeln 1858.

(† 912), der den melismatischen Sequenzen, um sie dem Gedächtniß faßbar zu machen, Texte unterlegte, die zwischen Prosa und metrischen Versen eine Mitte haltend ihren rythmischen Bau allein durch die Melodie erhielten: sie stellten den heiligen Mann bei den Zeitgenossen in das Licht eines Inspirirten und drangen mit einer Masse von Nachahmungen wie eine Sündflut in die Kirche ein, die man später abdämmen mußte [114a]. Von Seiten der Texte athmen Notkers Sequenzen denselben frommen Geist, wie die Werke der gleichzeitigen geistlichen Vulgarpoeten unter Deutschen und Angelsachsen; die Bedeutung ihrer musikalischen Compositionen war bei den Italienern schon im 11. Jh. anerkannt und imponirte noch dem Glarean in der Zeit der klassischen Polyphonie im 16. Jh.; einzelne darunter wie sein media vita in morte sumus, das sich unter Luthers Worten bis heute erhalten hat, wurden bald zu volksthümlichen Gelegenheitsgesängen. Nichts ist denn begreiflicher, als daß diese musikalische Thätigkeit in das Bildungswesen der Zeit in verschiedenster Weise eingriff. Diese Männer waren Gelehrte; sie dichteten lateinisch; ihre Vorbilder waren wie für Otfried die lateinisch christlichen Poeten Prudentius u. A.; sie hätten gern die altrömischen Classiker verdrängt, aber sie schulten sich doch an ihnen und waren in ihnen bewandert bis in die Einzelheiten der heidnischen Mythologie hinein. Diese Männer waren Geistliche und verherrlichten zunächst ihre Schutzheiligen; aber sie wurden doch sei es durch innere Natur oder äußere Ereignisse in das weltliche Leben hineingezogen; wenn fürstliche Gäste die Klöster besuchten, wurden sie mit Gesängen und eigens gedichteten Liedern empfangen; von einer Reihe der ostfränkischen Karolinger sind solche Besuche in St. Gallen bezeugt und die lateinischen Empfangsgedichte erhalten [115]; ebenso andere aus der Zeit der Ottonen, wo die Waldram,

114a) Bartsch, die lat. Sequenzen des Mittelalters in musik. und rhythmischer Beziehung. Rost. 1868.

115) S. bei Schubiger; und bei Dümmler, St. Gallische Denkmale aus der karol. Zeit in den Mittheilungen der antiqu. Ges. in Zürich. XII, 216—22.

Hartmann, Ekkehard I und II und Notker der Arzt († 981) die musikalische Schule fortpflanzten, deren ersten Glanz noch Notker Labeo († 1022) und sein Schüler Ekkehard IV wieder aufzufrischen strebten. Diese Männer waren Lateiner; aber die Beliebtheit einzelner ihrer Gesänge rückte sie dem Volke nahe und so war nichts natürlicher, als daß einzelne anfingen sich wie Otfried der Volkssprache zu bedienen. Von Tutilo wird erwähnt, daß er in lateinischer und deutscher Sprache componirte; Ratpert hatte ein deutsches Lied auf den h. Gallus gedichtet, so lieblich von Melodie, daß Ekkehard IV um sie fortleben zu machen eine lateinische Uebersetzung des Liedes verfertigte, die in drei Ueberarbeitungen von seiner eigenen bessernden Hand erhalten ist[116]. Von deutschen Dichtungen dieser Art und dieser Zeiten ist nur weniges auf uns gekommen: Bruchstücke einer alemannischen Bearbeitung des 138. Psalms; ein strophischer in Otfrieds Weise gereimter Bittgesang an St. Petrus; ein episch gehaltener ungleichstrophiger Lobgesang auf St. Georg; ein gleichartiges Bruchstück von einem, wahrscheinlich dem Otfried bekannten Gesang von Christus und der Samariterin, von sehr alterthümlichem Tone, dialogisch ohne Namennennung, wie so oft in altnordischen Dichtungen[117]. Diese ungleichstrophigen Gedichte nannte man bisher, wie die späteren in ungleichen Strophen und Versen gedichteten Gesänge der Minnesänger, Leiche, und glaubte sie jenen St. Gallischen Sequenzen oder Prosen nachgebildet, deren Texte von der Melodie beherrscht waren[118]; nach neueren Ausführungen musikkundiger Beurtheiler[119] ist weder der Name für diese althochdeutschen Dichtungen überliefert, noch können sie, ihrem Bau in 2—3 zeiligen (später durch Zusammenrückung und Vermehrung 4—9 zeiligen) Strophen nach, weder den ungegliederten Sequenzen noch auch den gleichstrophigen

116) Denkmäler N. XII.
117) Ibid. N. XIII. IX. XVII. X.
118) Lachmann, über die Leiche. 1819. F. Wolf, über die lais. 1841.
119) W. Scherer, in den Denkmälern.

Digitized by Google

Kirchenhymnen nachgebildet sein. Das merkwürdigste aller aus jenen Zeiten stammenden gereimten, ungleichstrophigen Lieder ist das Ludwigslied[120]), ein Siegeslied auf die Normannenschlacht (3. Aug. 881) bei Sathulcurtis (Saucourt zwischen Abbeville und Eu) im Gau Witmau (Vimeux), ein einziges uns erhaltenes Beispiel jener historischen Gesänge, die wir von Anfang an in Deutschland heimisch fanden. Der Held des Liedes ist der junge Ludwig III, Sohn Ludwigs des Stammlers († 879), der 18jährig jene Schlacht schlug, die er nur Ein Jahr überlebte; da das Lied ihn lebend kennt, muß es gleich nach der Schlacht gedichtet sein. In bestimmten Hindeutungen auf die frühe Verwaisung Ludwigs und auf die Theilung des Reichs (zwischen ihm und seinem Bruder Karlmann 880) enthält es ganz treue historische Züge; selbst zu dem pfäffischen Anstrich des Liedes lag ein bestimmter Anlaß in dem Ereigniß. Der junge Fürst war mit den beutebeladenen Normannen, die über die Somme bis Beauvais vorgedrungen waren, siegreich zusammengetroffen[121]), dann aber waren die sorglosen Sieger, die sich ihrer Tapferkeit Gottes uneingedenk überhoben, von den Normannen wieder überfallen worden, wo dann der König vom Pferde steigend die Flüchtigen zum Stehen brachte und einen entscheidenden Sieg erfocht. Diese Umstände gaben dem Liede seine ganz geistliche Färbung. Man vergleiche es mit dem angelsächsischen Liede über Athelstans Sieg bei Brunaburg, welch ein Unterschied heraustrit! Hier versetzt der Dichter unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespaltete Schilde und gestürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutschen Gesange, von den Ahnen angeboren ist, des Vaterlands tapfrer Schutz und Schirm zu sein. In dem deutschen Liede aber führt der Dichter

120) Ed. Docen. München 1813. Lachmann, specim. ling. franc. 1825. Hoffmanns Elnonensia. Gand 1837. 1845. Denkmäler N. XI. Uebersetzt von Lucä bei Dümmler l. l. 2, 154.

121) Nach der einzigen ausführlichen Angabe über diese Schlacht in den Annal. Vedastin. Mon. 1, 516.

den Sieger als einen Gottesvasallen auf dem Frankenthrone ein, dem der Himmel Unglück zur Prüfung sendet, den Einfall der Normannen, der Heiden, um das Frankenvolk seiner Sünden zu mahnen. Christus war erzürnt über die Verwirrung im Reiche; der Herr beruft seinen Auserwählten der die Heerfahne erhebt, seine Notstallen tröstet mit Gottes Rath und Hülfe, und den Siegern Lohn und Sorge für der Gefallenen Familien verspricht. Er zieht aus, er sieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er sieht, was er begehrte; er reitet kühn, er singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrie eleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst, die das ganze angelsächsische Lied füllt; wo der Deutsche am Schlusse fromm ein Siegestedeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, daß Raben, Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei; wo der Deutsche ein Stoßgebet zum Schluß gibt, blickt jener stolz auf die Thaten der Ahnen zurück. Es fällt aus diesen Gegensätzen in die Augen, daß das deutsche Lied das Werk eines Geistlichen ist; was seiner Volksmäßigkeit übrigens nichts benimmt. Es gibt, wie es vorliegt, eine vortreffliche Erläuterung zu dem Hergang bei jenen Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Birthen, wo ganz dieselben christlichen Vorbereitungen erschienen, Abendmahl, frommer Gesang, Kreuztragung, Litanei und Tedeum, wie sie unser Lied ungefähr schildert. Den Verfasser desselben hat man in dem berühmten Erfinder des diaphonen mehrstimmigen Gesangs, dem Mönch Hucbald († 930) vermuthet, der mit dem besungenen Könige in Beziehungen stand, Legenden schrieb und Lieder (cantilenas) dichtete, und um die Zeit der Schlacht in dem Kloster St. Amand sur l'Elnon lebte, woher die von seiner Hand geschriebene Handschrift des Liedes stammt [122]. Spätere Picardische Localsagen [123] knüpften an diese

122) Vgl. Willems in Hoffmanns Elnonensia p. 16. Daß die Handschrift eine Urschrift sei, wird allerdings bestritten

123) Hariulf, Chron. Centul. bei d'Achéry specil. Tom. II. Das Fragment einer Chanson von Gormon und Ysembart ist erhalten. Bei de Reiffenberg, Chronique de Phil. Mouskes. 2, 10.

Digitized by Google

Schlacht den Verrath eines verbannten Isambart, der aus Rachsucht den Normannenkönig Garimund in das Land gezogen hätte.

---

2. Ottonische Zeit. Volksdichtungen in lateinischer Bearbeitung.

Das engere Verhältniß, in das wir unter den Karolingern die Geistlichkeit zu dem Volke treten sahen, verstärkte sich um vieles unter der Herrschaft der Ottonen und der ersten Salier. Der Name Deutschlands ward in diesem Zeitalter, das man unter Otto I und unter Heinrich III als das goldene pries, erst geboren und seine Macht in den höchsten Glanz gerückt. Die Ludolfinger, mit den Geschlechtern Karl's und Widukind's verwandt, waren von Haus aus wie bestimmt, die vordem so verfeindeten Stämme der Franken und Sachsen zu versöhnen: in christlicher Gesinnung, so lange die Vorherrschaft bei den Franken war; in politischer Weisheit, seit deren Uebergang auf die Sachsen, als dessen Symbol die Uebertragung der Gebeine St. Veits aus Westfranken nach Korvei (836) galt. Durch Achtung der Selbständigkeit der einzelnen Stämme, durch Verleugnung des Bestrebens nach einer förmlichen Stammesobherrschaft verstand der erste Heinrich, diesen Wandel in den Reichsverhältnissen zu einem Segen zu machen, durch Zuführung frischer gesunder Kräfte die inneren Schäden der letzten karolingischen Zeiten zu heilen und den äußeren Gefahren vorzubeugen zugleich. In dem Jahrhundert von dem ersten bis zu dem dritten Heinrich herrschte und lebte unter sieben Kaisern keiner bis zu einem hinfälligen Alter; drei davon und die zwei thatkräftigen, mitregierenden Brüder Otto's I überlebten das Alter kräftiger Mannesjugend nicht; dieß allein giebt der Zeit einen reizenden Firniß von Jugendlichkeit und Frische. Die Machtherrschaft des ersten Otto, seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem griechischen Kaiserhaus, seine diplomatischen Beziehungen zu dem Chalifat in Cordova, seine

kriegerischen und friedlichen Berührungen mit den Barbaren im Norden und Osten, das Alles warf einen Glanz auf das Haus, der über alle Welt leuchtete, von dem die sächsischen Schreiber der Zeit wie verzückt und geblendet sind. Das Kaiserthum Karl's des Großen wurde durch Otto I hergestellt und dauernder begründet; und wenn in dem schwärmerischen Otto III die christlich universelle Kaiseridee zu dem Bestreben überspannt ward, das Weltreich der Cäsaren mit dem Mittelpuncte Rom zu erneuen, so trat doch sein Nachfolger Heinrich II in die deutsche, gut sächsische Haltung zurück, in der auch die ersten Salier verharrten. Bei diesen Fürsten allen war von dem Beispiele des nüchternen ersten Heinrich her, der die Gefahren des klerikalen Ehrgeizes genau durchschaute, das reale Bestreben nach Befestigung ihrer selbständigen Herschergewalt durch keine schwächliche Nachgiebigkeit gegen die geistliche Macht beeinträchtigt, nicht unter dem bußfertigen Otto III, nicht unter dem „Mönchsvater" Heinrich II, noch unter dem demüthig religiösen Heinrich III. Kirche und Geistlichkeit schien sich um so williger unter den weltlichen Arm der Kaiser zu fügen, je unbezweifelter und ächter deren kirchliche Denkart und fromme Gesinnung war. Wie kirchlich das weltliche Regiment gefärbt erschien und wie sehr es seine Antriebe von der Kirche empfing, mehr doch war das kirchliche Regiment weltlich gefärbt und erhielt seine Bestimmungen durch die kaiserliche Macht. Die Kaiser sahen sich als die Häupter der Kirche an und galten unbestritten damals als die Häupter der Christenheit; bei dem äußersten Verfalle des Pabstthums unter dem Uebermuth und der Uebermacht der römischen Factionen setzte Heinrich III fünf Deutsche nach einander auf den päbstlichen Stuhl. Nie war der äußere Bund zwischen Kirche und Reichsgewalt so innig, nie aber auch die innere Durchdringung der geistlichen und weltlichen, der religiösen und praktischen Kräfte in den Menschen selbst. Zwischen der fränkischen Zeit, wo die heidnische Wildheit in den Massen, die geistige Rohheit selbst in den höchsten Gesellschaftsklassen noch wenig gebrochen war, und den späteren Zeiten des mönchischen Ascetismus,

Digitized by Google

des kreuzritterlichen und theokratischen Fanatismus, bildete das Jahrhundert der Ottonen eine köstliche Zwischenzeit, da das Christenthum erst eindrang in das Seelenleben der Deutschen, da auf dem Grunde ihrer geistigen Unmündigkeit ein frommer Glaube alle die Tugenden der Einfalt, Unschuld, Selbstverleugnung erzeugte, die der ächten Religiosität segenvollste Früchte sind. Noch hätte damals Rom's Ehrgeiz keine welterschütternden Spaltungen zwischen Kirche und Staat zu werfen vermocht. Im Schooße einer klerikalen Partei, die den Untergang des theokratischen Kaiserthums Karl's beklagte, entstanden damals schon (847—53) die berüchtigten pseudoisidorischen Decretalen [124]), die in einem fingirten ältesten Kirchenrechte die Ideen ausstreuten, welche den römischen Absolutismus in der Kirche begründen und die päbstliche Weltmonarchie an die Stelle der kaiserlichen rücken sollten; doch waren die ersten Versuche des kühnen Nikolaus (seit 863), diese gefälschten Rechte thatsächlich geltend zu machen, nur vorübergehend und konnten der erstarkten Kaisermacht Otto's gegenüber keine systematische Fortsetzung finden. Noch gab es damals keine abenteuernden Kreuzzüge, die diesen theokratischen Entwürfen in die Hände arbeiteten; wohl gab es an der Grenze die steten Kriege mit den heidnischen Nordländern Ungarn und Slaven, die alle Stände und Klassen des Volkes zur Eintracht riefen, wo es dem Abt und dem Burgherren, dem Bischof und Fürsten gleich galt um die Vertheidigung von Besitz, von Vaterland und Glauben. Auf dieser Unterlage eines großen Gemeinbedürfnisses wurzelte jene innige Verkettung der geistlichen und weltlichen Kräfte unter den Ottonen, wo sich die Stände wie durchkreuzten, der Ritter zum Mönch, der Mönch zum Ritter ward, wo der Kriegsmann in den strengsten Andachtsübungen mit dem Geistlichen wetteiferte und dieser mit jenem in Jagd und Baitze und fröhlichem Leben. Das trauliche Zusammenwirken Otto's I mit seinem Bruder Erzbischof Brun von Köln ist wie ein großes Bild und Symbol dieser Zeiteigenthüm-

124) Nach der Zeitbestimmung des neuesten Herausgebers Hinschius.

lichkeit. Beide sah Bruns Biograph Ruotger als Einen gemeinsamen Herrscher an; der Kirchenfürst war zugleich ein Reichsverwalter, der Mann des Friedens auch ein Krieger in Waffen, ein „Samuel" zugleich Priester und Soldat, der aber im Lager seine Bücher „wie die Bundeslade" mit sich führte. Von seiner Thätigkeit in Otto's Hofschule und Kanzlei ging ein ganz neues Geschlecht weltkundiger, in nationalem Geiste wirkender Bischöfe aus, die durch drei Menschenalter hin die Stützen des inneren Friedens zwischen Kirche und Reich waren, wahrhafte Geistes- und Seelenfürsten in Schule und Kirche, und zugleich Landpfleger in ihren Sprengeln, im Nothfalle Kriegsgenossen der Fürsten. Kaiser Otto, keinen Verlaß findend bei den weltlichen Vasallen selbst seines eigenen Hauses, hatte begonnen seinen Halt an den Kirchenfürsten zu suchen; er hatte die Erzstifter Köln, Mainz, Trier mit Verwandten besetzt; dieß Verfahren, die Bisthümer mit verlässigen Verwandten oder mit treuen Zöglingen der kaiserlichen Kanzlei und Kapelle zu besetzen, blieb die unverrückte Politik der Kaiser bis zu Heinrich III. So schob Konrad II alle seine Verwandten in den geistlichen Stand und in die bischöflichen Stellen; der Bischof Gebhard gehörte darunter, der unter Heinrich III Pabst (Victor II) war, und dessen Vorgänger, der fromme mönchische Leo IX (Brun), war ein Verwandter des salischen Hauses, kriegskundig in seiner Jugend und kriegslustig zu seinem Schaden noch als Pabst. So ward der Episcopat reich an praktischer Erfahrung; die Kaiser suchten und fanden ihre Diplomaten, Gesandten, Schatzmeister und Verwalter erledigter Reichslehen unter den Bischöfen, die sich der Gewalt der Herzoge mehr und mehr entzogen und in ihren Sprengeln dagegen ihre weltliche Herrschaft auszudehnen begannen. In Ostfranken war unter den Saliern ein Herzogthum in den Händen des Bischofs von Würzburg, und in dem Erzstift Bremen-Hamburg sann der ehrgeizige Adalbert an der Grenze dieser Zeiten (1045—72) auf eine weltliche Machtausdehnung und auf die Gründung eines nordischen Patriarchats, dessen Besitz er selbst mit dem Pabststuhl nicht tauschen wollte. Denn diese

Digitized by Google

Gefahr freilich war mit dieser Gestaltung der Dinge verbunden, daß die deutschen Kirchenfürsten verweltlichten in einer blinden Besitzgier, oder in der Kriegsluft der eisernen Zeit ganz aufgingen oder verbauerten und die natürliche Sitte und Bildung des Standes aus den Augen verloren. Unter den Verwandten des streng kirchlichen Heinrich II waren die Bischöfe von Eichstädt und Paderborn, Megingaud und Meinwerk, zwei grobschrötige Gesellen, die den physischen Gewalten der derbsten Weltkinder unterworfen waren; in dem Verkehre des Kaisers mit dem letzteren sieht man auf die seltsamste Mischung von Asceticismus und Sittenrohheit, von Kirchlichkeit und grober Neckerei durch, die selbst das Heiligste nicht schonte und das Profanste nicht scheute.[125] Außerhalb Deutschlands machte die Verweltlichung des deutschen Klerus einen so befremdlichen Eindruck, daß die Herzensmeinung der französischen Geistlichen war — wie ihrer Einer dem Cäsarius von Heisterbach sagte —, daß alle deutschen Bischöfe, der Verbindung des weltlichen und geistlichen Schwertes wegen, der Hölle verfallen wären.

Die Rohheit einzelner Geistlichen dieser Zeit schloß nicht aus, daß in weiten Kreisen des so gehobenen Standes, in Folge eines neuen Aufschwungs der Dom- und Klosterschulen, seine praktische und kirchliche Wirksamkeit von einem ganz neuen Triebe nach Bildung und Gelehrsamkeit begleitet war. Das sächsische Fürstenhaus übte auch darauf im Großen und im Besondersten den außerordentlichsten Einfluß. Wenn die Wiederaufnahme der Kaiseridee durch Otto den Großen die stetige nationale Fortbildung des deutschen Volkskörpers wieder untergrub, für die Geistesbildung der Nation bot dieß Eintreten in weitere Weltverbindungen doch die großen Vorzüge und Vortheile, die Deutschland zu allen Zeiten an sich riß, wo es sich in ernsteren Wettkämpfen mit der Fremde um die allgemeineren Interessen der Menschheit regte. Seit Otto I, der nur zum Kriegs- und Jagd- und

125) S. Vita Meinwerci. Mon. XI, 104. cap. 186 f.

Digitized by Google

Reiterspiele erzogen war, wurden fast alle nachfolgenden Kaiser einer wissenschaftlichen Bildung theilhaft. Otto II wurde von Ekkehard II von St. Gallen unterrichtet; Otto III wurde als ein Wunder von Wissen bestaunt und von Hroswitha als ein zweiter Salomo gepriesen; er war von dem gelehrten und kunstreichen Sachsen Bernward erzogen und stand in enger Verbindung mit dem, seiner Gelehrsamkeit wegen sagenberühmten Auverner Gerbert (999 Pabst Sylvester II), durch dessen Einfluß er, der Sohn der griechischen Mutter, der griechisch-römischen Bildung bis zur Abwendung von deutschem Wesen zugekehrt war; Heinrich II wurde in seiner Jugend für den geistlichen Stand vorgebildet; der erste Salier Konrad II, ein Verwandter der Ottonen, war bildungslos; desto besser sorgte er für die Unterrichtung seines Sohnes Heinrich (III), den sein Erzieher Wipo zu einem „gelehrten Könige" machte. Der Sporn zu dem allen war auch in dieser Richtung der Vorgang des glänzenden Brüderpaares Otto und Brun gewesen. Die Hofschule Karls des Großen war durch sie wieder hergestellt worden. War der große Kaiser nicht zu stolz, noch im Alter lateinisch lesen zu lernen, so war Brun († 965) herablassend genug, an der Hofschule selber zu lehren; so einfach im Leben wie glänzend von Geburt, so kirchlich fromm wie weltlich und menschenkundig, den Demüthigen gegenüber sanft und gegen die Pflichtvergessenen heftig wie Keiner, so bewundernswerth durch seine glaubensstarke Heiligkeit wie durch seinen Drang nach Geistesbildung, bot dieser Mann den Zeitgenossen ein Lebensbild dar, das selbst den Neidern unanfechtbar war. Von ihm unmittelbar gingen die Anregungen einer völligen Erneuerung und Läuterung des geistig sittlichen Lebens in Oberlothringen aus, die dann nach Niederlothringen, dem austrasischen Belgien, überrückte, wo die Lütticher Schule eine Vermittlerin zwischen französischer und deutscher Bildung wurde. Wie hierhin so machte sich durch alle Klöster über ganz Deutschland hin der Aufschwung eines erhöhten geistigen Lebens bemerkbar. In den alemannischen Klöstern trieb der kräftig aufgewachsene Stamm der Gelehrsamkeit einen neuen

Digitized by Google

üppigen Schutz; in Baiern reihten sich unter Heinrich II die Klöster Altaich und St. Emmeram in die Reihe der wissenschaftlichen Pflanzstätten ein; das Bisthum Bamberg, die Stiftung dieses kinderlosen Kaisers 1007, ward ein neuer Vorposten für Verbreitung deutscher Cultur im Osten. In Sachsen eiferten die Klöster den vorausgegangenen Anfängen der annalistischen Geschichtschreibung nach und die ersten zeitgenössischen Geschichtschreiber tauchten aus dem neugeschulten Stamme auf: der Wituchind, der so stolz erfüllt war von Otto's Größe ohne von seiner Kaiserei etwas wissen zu wollen; der mit dem Fürstenhause verwandte Thietmar († 1019), dessen Chronik ein Abbild von der Weltbedeutung des Ottonischen Reiches dadurch geworden ist, daß er von seinem Merseburg aus den Blick nach allen Horizonten hin über die ganze Welt ausbreitete. Neben die Mönchsklöster stellten sich dann hier die Frauenklöster Gandersheim und Quedlinburg, die lebendigsten Zeugnisse von einer der köstlichsten Eigenthümlichkeiten dieser merkwürdigen Zeit: die nicht nur in den Laienkreisen das wüste Wohlgefallen an Bildungslosigkeit, in dem sich der deutsche Adel zu seiner Schande auszeichnete, in einzelnen Männern überwand, sondern selbst die Frauen in das neue Streben, mit frommer Sitte Geistesbildung und Weltklugheit zu vereinigen, hineinzog. Auch dazu ging das Beispiel ganz von dem Fürstenhause aus. Heinrich's I Gemahlin Mathilde, durch Gatten, Kinder und Enkel groß, eine Heilige im Leben, versenkte sich in ihren späteren Jahren immer tiefer in Wissenschaft und Kunst; Otto's I zweite Gemahlin Adelheid war eine Frau von großer Bildung Klugheit und Geschäftskunde: Beide wurden in ihrem Wittwenstande die Stifterinnen und Pflegerinnen von Klöstern, der Frauenklöster besonders, in welchen eine Reihe von Frauen aus dem kaiserlichen Hause thätig waren. In Quedlinburg war Mathildens Enkelin, Otto's I gleichnamige Tochter Mathilde, Aebtissin, und von Emmilde, einer Nichte Mathildens, erhielt hier der junge Thiemar seinen ersten Unterricht. Auch Otto's II Töchter Adelheid und Sophie waren Aebtissinnen, so auch Otto's I

Digitized by Google

Nichte Gerberge, von der die Nonne Hroswhita in Gandersheim ihren ersten Unterricht in den Klassikern erhielt. Gerberge's Schwester Hedwig, Gemahlin Herzog Burchards von Schwaben, seit 973 verwittwet, hatte neben ihren Regentschaftspflichten noch Zeit mit Ekkehard II von St. Gallen lateinische Poeten zu lesen und war, früher dem griechischen Kaiser bestimmt, des Griechischen kundig. So begreift man, daß Deutschland in der Zeit der Ottonen das zerrüttete Westfranken und Italien und die verfallenden Angelsachsen an wissenschaftlicher Bildung weit überholte.

Die gelehrte Bildung der fränkischen Geistlichen und ihrer fremden Lehrer hatte zu Karl's Zeit mit der Aufnahme der römischen Bildung und Sprache begonnen; um die Heranziehung des Volkes hatte man sich damals wenig gekümmert; einen so einflußreichen Mann wie Alkuin schien die Volkssprache nicht im geringsten interessirt zu haben. Seit der Scheidung der west- und ostfränkischen Völker war diese Rücksicht auf das Volk zugleich möglicher und dringlicher geworden. Von da an entstanden jene Vulgardichtungen, die dem religiösen Bedürfnisse des Volkes zu dienen bestimmt waren. Aber von einer selbständigen Geistesthätigkeit war dabei wenig zu Tag gekommen. Die Poeten nahmen ihre Stoffe aus den christlichen Urkunden, ihre Formen von der Volksdichtung, aber ohne sie, wie die angelsächsischen Poeten bestrebt waren, mit einem eigenen dichterischen Geiste auszufüllen. Was von klassischer Bildung in Otfrid und seinen Zeitgenossen gewesen war, amalgamirte sich noch wenig mit dem heimisch nationalen Geiste. Dieß änderte sich in den Zeiten der Ottonen. Diese Fürsten zeigten in ihren häuslichen und politischen Beziehungen zu Rom und Byzanz den Weg zu einer lebenvolleren Verschmelzung der antiken und neuen, deutschen Bildungselemente. Diese Verbindung ist am anschaulichsten vielleicht an den Werken der höheren Baukunst zu machen. Karl der Große hatte kirchliche und weltliche Bauten nach römischen Vorbildern mechanisch nachahmen und zu dem Ende alte Säulen und Baustücke aus Italien wegschleppen lassen; in den Domen

Digitized by Google

aber, die seit dem Ausgang der sächsischen Kaiser in Bamberg, Speier, Worms und Mainz entstanden, ist in die beibehaltenen römischen Formen durchaus die Idee eines deutsch christlichen Tempels eingedrungen, der nach Geschlossenheit und Erhebung verlangte und wesentlich von dem Bedürfnisse der Musik bestimmt war. Die ähnliche, oft noch ungeschickte und rohe, bald aber geschmeidige und flüssige Mischung der alten und neuen, fremden und heimischen Elemente ist in den historischen und poetischen Werken des Zeitalters überall zu erkennen. Die Beschäftigung mit der altklassischen Literatur hatte unter den Ottonen, schon durch die eifrige Zufuhr alter Handschriften aus Italien, einen großen Aufschwung genommen. Erzbischof Brun war in den römischen Autoren weit bewandert und selbst des Griechischen kundig; die Bekanntschaft jener fürstlichen Frauen mit Virgil und Horaz, die Nachahmung des Terenz in der Feder der Hroswitha bezeugt, wie die alte Sprache und Literatur selbst in die Laienkreise der höheren Gesellschaft eindrang. Eine Ursache sowohl wie eine Bewirkung dieser neuen Erscheinung war eben jene merkwürdige Durchdringung der nationalen und fremden Bildungselemente, heimischer Stoffe mit fremder Sprache und Form. In den Geschichtswerken jener Franken Einhard und Nithard war in der Materie nichts zu finden, was nicht auch in einem Sueton hätte stehen können; den Widuchind aber hielt die Nachahmung des Sallust und der Bibel nicht ab, die abenteuerlichsten sächsischen Volkssagen in seine Geschichte aufzunehmen. In die prosaische Geschichtschreibung schlingt sich hier die poetische Materie hinein, ja selbst die poetische Erfindung und Form. Die Geschichtschreiber dieser Zeiten legen ihren Helden erfundene Reden in den Mund; sie kleiden diese Reden wohl selbst in Verse; sie lieben es ihre Prosa mit poetischen Citaten zu überfüllen, ihr einen höheren Schwung zu geben, ihre Perioden in rhythmischen und gereimten Cadenzen abfallen zu lassen. Wie es in aller natürlichen Entwicklung jeder Volkssprache geschieht, so geschah es hier bei dieser innigeren Aneignung der Fremdsprache, daß die poetische Rede früher

ausgebildet ward als die prosaische. Während in der Prosa der St. Gallener Mönche der Verfall des Lateins unter den letzten Karolingern noch lange bemerklich bleibt, die Sachsen noch langehin den Schulschweiß nicht verbergen können bevor im 11. Jh. Gewöhnung und Uebung nachhalf, so herrscht in den gleichzeitigen poetischen Versuchen eine ungleich größere Freiheit und Frische. Die Verknüpfung der poetischen Form und der alten Sprache mit volksthümlichen Stoffen, mit heimischen Dingen und Personen, mit alten Volkssagen und neuzeitlichen Ereignissen gab den Schwingen der Fremddichtung dieser Zeiten nothwendig eine noch stärkere Flugkraft. In dieser innerlichen Durchdringung der volksthümlich deutschen und weltbürgerlich antiken Culturelemente haben diese Ottonischen Zeiten die schlagendsten Aehnlichkeiten mit dem Zeitalter der Reformation: beidemal ist sie ein Zeichen und Zeugniß von der Abhängigkeit unserer ganzen neueren Bildung von der altklassischen, aber auch von der selbständigen Aneignung und Verarbeitung des Fremden zum volksthümlichen Eigenthum. In der voraufgegangenen Periode unserer Literatur erscheint die fränkische Vulgardichtung, der Sprache wegen, unabhängiger national, die Lateindichtung dieser Ottonischen Periode, ihre Kehrseite, ist dem Geiste nach weit volksthümlicher und selbständiger. Jene Evangeliendichter behandelten in heimischer Sprache und Dichtungsform fremde Stoffe in römisch christlichem Geiste; die lateinischen Poeten des 10. Jhs. behandelten heimische Stoffe in fremder Sprache und Form, aber in ganz deutscher Gesinnung. Die deutsche Sprache schien vergessen zu werden in dem Maaße wie man deutsche Materien hervorzog. Wie zur Reformationszeit wandten sich die besten deutschen Herzen von der, in dieser Zeit noch ungebildeten, in jener wieder bildungslos gewordenen, im 10. Jh. noch bäurischen, im 16. Jh. verbauerten deutschen Sprache ab und dichteten lateinisch. Jene fränkischen Dichter wollten mit ihren christlichen Stoffen die deutsche Volkspoesie beseitigen und austilgen, diese Lateiner zogen sie hervor und kleideten sie, unschädlich für das Volk, eine Lust für die Gebil-

deten, in römische Verse und Rhythmen. Dort hatte man vom Volke die Sprache und Form seiner Dichtung entlehnt, deren Inhalt man verschmähte. Hier griff man gerade diese Stoffe der gegenwärtigen Volksgeschichte oder alten Volkssage auf und verschmähte das heimische Gewand.

Wir gehen rasch an einer geringen Anzahl kleinerer lateinischer Dichtungen vorüber, die uns aus der Zeit von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 11. Jhs. erhalten sind [126]; verglichen mit der Kirchen- und Gelegenheitspoesie der alemannischen Mönche des 9. Jhs. fallen sie auf durch die Vielseitigkeit, in der sie schon nach allen Richtungen hin die Wege beschreiten, auf denen wir 150 J. später die Lateindichtung der Vaganten und die Vulgardichtung der ritterlichen Lyriker bewandert finden werden. Es sind außer geistlichen Stücken, festlichen Gelegenheitsrhythmen und Lehrgedichten ernst moralischen Inhalts, worin die geistlichen Poeten also mit ihres Standes würdigen Gegenständen beschäftigt sind, andere durch die man auf die Manier und den Geschmack der vulgaren Spielleute durchblickt: Schnurren (modus Liebinc: wie ein Schwäblein ein Kind, das seine Frau während seiner Abwesenheit in Folge eines Schluckes Alpenschnees geboren haben will, an der Sonne zerschmelzen läßt), Teufelsspukgeschichten (de Proterii filia), Lügenschwänke, (modus florum: wie ein Schwabe einen König wider dessen Willen reizt ihn Lügen zu strafen; oder wie Erzb. Hariger von Mainz einen Gaukler, der in Himmel und Hölle verzückt gewesen sein will, durchprügeln läßt;) und dann wieder Anderes, was schon ganz auf die spätere Minnedichtung vorbereitet: ein Lied von der Nachtigall (das sich unter Fulbert von Chartres' Werken wiederfindet), ein Sommerlied, verliebte Frauenseufzer beim Erwachen des Frühlings. Dieser Gruppe von privaten Dichtungen liegt dann eine stärkere von anderen über öffentliche Dinge zur Seite. Es gab Dichtungen über größere

126) Hauptsächlich in einer Wolfenbüttler und einer Cambridger Hs. Vgl. Denkmäler. N. XVIII—XXII. Fröhner, zur mittellat. Hofdichtung in Haupts Zeitschrift 11, 1 und das von Jaffé Mitgetheilte ibid. 14, 449.

historische Zeitereignisse, die fast alle verloren sind: darunter mehrere von Wipo, dem Kaplan und Biographen Konrads II [127], der fast alle Töne der damaligen Lateindichtung, der lyrisch-kirchlichen, panegyrischen, satirischen, didaktischen angegeben hat; und ein Epos Lamberts von Hersfeld über die Geschichte seiner Zeit: Werke, die wenn sie erhalten wären, der Form nach mehr metrischen, dem Inhalte nach mehr geschichtlichen als poetischen Werth ausweisen würden, wie der Panegyricus auf Otto I von Hroswitha, auf deren dramatische Dichtungen wir an anderer Stelle zurückkommen. Eine Anzahl höfischer Gelegenheitsgedichte beziehen sich auf besondere Anlässe an den kaiserlichen oder verschiedenen kirchenfürstlichen Höfen; es sind meist zu kirchlichem Gesange bestimmte Rhythmen z. Th. aus fremden Federn, die wir uns begnügen in der Note [128] zu verzeichnen. In formeller Beziehung sind sie theilweise merkwürdig dadurch, daß in ihnen End- und Stabreime im Kampfe liegen, wo doch schon in Otfried's Zeit der Reim selbst in der Vulgardichtung eingebürgert war: ein auffallendes Symptom, wie in dieser Zeit selbst im Technischen das Neue und Heimische mit dem Antiken und Fremden verschmilzt. Unter diese Hofdichtungen hat man auch eine andere Reihe eingerechnet, die doch eines mehr geschichtlichen Inhalts sind. Darunter ist das älteste ein

127) Vgl. Pertz, über Wipo's Leben und Schriften. In den Abhh. der Berliner Akad. 1851. p. 215. Wattenbach p. 278 ff.

128) Ein Rhythmus zum Preise Gregor's V und Otto's III in Dümmler's Auxilius und Vulgarius. 1866. p. 57. Ein Rhythmus de obitu Ottonis III in Höfler's deutschen Päbsten 1, 331. Ein Hymnus auf den Tod Heriberts von Köln († 1021), ein Heiligenlob anderen Stils noch als das spätere Annolied. Zwei Klaggesänge auf den Tod Heinrichs II († 1024), der Eine in Grimm's und Schmellers lat. Gedd. des 10. u. 11. Jhs. p. 333., der andere in Haupts Zeitschrift 11, 10., wo auch ein Gesang auf die Kaiserwahl Konrads II 1027, (nach Otto von Freising von Hermann dem Lahmen) und ein Lied auf die Königskrönung Heinrichs III 1028. Ein Klaggesang auf Konrads II Tod 1039 von Wipo, dem W. Arndt (die Wahl Konrads II 1861) auch den alliterationsreichen Krönungsleich auf Heinrich III zuschreiben wollte: da er doch von den reimschallenden Dichtungen Wipo's sehr verschieden ist, der von der St. Galler Schule musikalisch angeregt war. Er ist Verfasser der ältesten in der Meßfeier noch üblichen Ostersequenz Victimae paschalis laudes.

Digitized by Google

Mischgedicht in halb deutschen halb lateinischen Versen (de Heinrico), das die zweite Versöhnung Otto's I mit seinem rebellischen Bruder Heinrich (Weihnachten 941) man könnte sagen in höfischer, d. h. mildernder, versöhnender Darstellung behandelt, wenn es nicht vielmehr die Hand eines Parteigängers Heinrich's verriethe. Recht eigentlich unhöfisch aber ist es, wie auf den sieglosen Otto II ein schielender Blick in dem Modus Ottinc geworfen wird, einer reimlosen Sequenz (zw. 986—96), über den Sieg am Lech. In den Anfangsversen blickt man auf einen älteren, zu Otto's Ehren bei einer Feuersgefahr entstandenen Gesang zurück, nach dessen Weise die Sequenz gebildet war; ebenso wie man in dem Schwanke, der die Ueberschrift Modus Liebinc führt, auf ein älteres Gedicht über einen Helden Liebo zurück sieht,[129] und in dem modus Carelmannine auf ein Gedicht über Karlmann, von dem sich noch eine zweite lateinische Nachbildung erhalten hat. Stücke dieser Art würden uns eine Brücke schlagen zu der sagengeschichtlichen Vulgardichtung, in die auch damals wie immer nicht wenige historische Gestalten Eingang gefunden haben: nur daß uns leider nichts von Allem, nur Zeugnisse darüber erhalten sind. Wir erinnern an die sagenhaften Geschichten von dem vollzogenen Verrath des Erzbischofs Hatto von Mainz an Adalbert von Babenberg (905), worüber noch zu Otto's von Freising Zeiten Lieder auf den Straßen gesungen wurden, und an seinen fehlgeschlagenen Verrath an Heinrich von Sachsen[130]; an die Fehden zwischen Konrad I und den schwäbischen Brüdern Erchanger und Berchtold und die darüber neu ausbrechenden Händel mit Heinrich von Sachsen; an Otto's I Kämpfe mit Eberhard von Franken und den darin verwickelten Grafen Konrad Kurzbold von Niederlahngau († 948), der bei Ekkehard IV[131] als ein

129) Den die Herausgeber der Denkmäler scharfsinnig in dem Ritter Liupo entdeckt haben, der nach der verderblichen Sarazenenschlacht Otto's II (982) den Kaiser aus den Händen griechischer Schiffer rettete. Thietmar 3, 12.

130) Widuchind 1, 22 erzählt die letztere Geschichte, die frühere findet sich nur in der Steinvelder Hs. Vgl. Giesebrecht, Gesch. der d. Kaiserzeit. ed. 3. 1, 179. 194.

131) Mon. 2, 104 ff.

Digitized by Google

Riesen- und Löwenschläger, ein Weiberfeind und Raufbold erscheint; an die sagenhaften Ueberlieferungen von Herzog Ernst von Schwaben.[132] Auch diese Dinge gingen damals in lateinische Bearbeitungen über. Das aus späterer Zeit uns erhaltene Gedicht von Herzog Ernst floß aus einer älteren lateinischen Quelle; Konrad von Würzburg dichtete seinen Otto den Rothen nach einer lateinischen Vorlage. Wie denn selbst die satirisch-scherzhaften Dichtungen der Spielleute, wie Salomon und Morolf, auf lateinische Quellen aus dieser Zeit zurückweisen, von welchen wir einiges Erhaltene aus der Thiersage später noch zu nennen haben.

Was uns aber bei weitem mehr als alle diese mannichfaltige Thätigkeit der gelehrten Lateindichter jener Zeiten fesselt, das ist ihre Beschäftigung mit der epischen Volksdichtung: die Uebersetzung des Gedichtes von Walther von Aquitanien[133] ist nächst dem Hildebrandliede der interessanteste Rest den wir aus ihr besitzen. Die ursprüngliche Arbeit von Ekkehard I von St. Gallen († 978) ist nicht erhalten,[134] der die Uebersetzung sei es nach einem gelesenen oder gehörten deutschen Gedichte, in seiner Jugend (920—40) nach der hergebrachten Sitte metrischer Exercitien als Schulübung schrieb, was nicht mit einem Seitenblicke auf den Werth des Gedichtes nachgesprochen werden muß. Denn obzwar in der Schule ist es mit offenbarer Liebe an der Sache gedichtet, und Jacob Grimm hat dieser Arbeit ihre Ehre gegeben. Ein Jahrhundert später wurde der gelehrte Ekkehard IV († um 1060), der Uebersetzer auch jenes Lobgesanges auf

132) Giesebrecht 2, 162. 236—38. 252—55. 264—66.

133) F. C. Fischer, de prima expeditione Attilae etc. Lips. 1780. Besser in J. Grimms und Schmellers lat. Gedd. des 10.—11. Jhs. Deutsch von Klemm und von San Marte. 1853.

134) In einem Prologe der Pariser und Brüsseler Hs. nennt sich ein Geraldus als Verfasser. S. J. Grimm a. a. O. p. 59 sqq. und v. Reiffenberg in den Bulletins de l'acad. royale de Bruxelles. t. V. p. 612 f. Die beiden zeitgenössischen St. Gallischen Mönche werden das Gedicht wohl in Gemeinschaft verfaßt, Geraldus vielleicht schon vor Eckehard IV daran gebessert haben. Vgl. A. Geyder, in Haupts Z. 9, 150 ff.

St. Gallus von Ratpert (oben S. 134), von Erzbischof Aribo von Mainz (1020—31) angegangen, das allzu Teutonisirende in der ursprünglichen Uebersetzung zu verbessern; ein Geschäft, zu dem der Mann — nach seinen eigenen Dichtereien zu schließen — sehr wenig geeignet war. Ob der uns erhaltene Text diese durch seine Hände gegangene Arbeit sei, ist ungewiß. Das Gedicht besingt, wie Walther, gleich Hagen als Geisel bei Attila gestellt, nachdem sich Hagen schon früher durch die Flucht entzogen, auch seinerseits mit seiner Jugendverlobten Hiltegund, als ihm Attila ein hunnisches Weib geben will, entflieht und auf seiner Flucht seine Braut und seine Schätze gegen die Anfälle Gunther's und zwölf seiner Mannen auf dem Wasgensteine (Framont in den Vogesen) behauptet. Es ist uns durch die Erhaltung dieser Dichtung gestattet, in einem klaren Beispiele die belehrendsten Blicke in das Verhältniß der alten Heroensage zu den Veränderungen zu werfen, die sie jetzt unter den Händen des mönchischen Lateiners, schon früher wohl unter den Händen deutscher Spielleute, und später durch die Zuthaten der kreuzritterlichen Zeiten erlitt. Die deutsche Heldenzeit ungetrübter noch von dem Ritterlichen als in den Nibelungen, rohe Kriegssitten, heidnische Anklänge, grausige Darstellung ohne viele Milderung durch christliche Sanftheit, ein ächtes Heroenzeitalter, in dem noch der Edle, wenn auch nicht eben mit Freude, sein Landgut baut sobald er Hausvater ist (V. 153), trit hier so bestimmt und so ganz entfernt von dem Anstrich der späteren Epen heraus, daß dies den ersten Herausgeber verführte, das Gedicht noch viel älter zu machen, als es ist. Aechte alte Züge der Dichtung nicht nur, sondern selbst der Geschichte versetzen uns in die Luft, die unsere ältesten Sagen durchweht haben muß. Die Geiselschaften edler Fürsten, wie sie hier begegnen, gehören während der ganzen Dauer der hunnisch-gothischen Bewegungen ganz allgemein zu den gewöhnlichsten physiognomischen Zügen der Zeit; ächt geschichtlich ist so auch der Attila als ruhender Tartarfürst. Aecht alt ist die zweideutige Rolle, die der schon zum Franken gewordene Gunther spielt, und das Verhältniß Walthers zu Hiltegunden, die er

entführt ohne eine Spur noch von dem romantisch Minniglichen der späteren Epen, aus angelobter Treue, dem Grundzuge der heroischen Ethik; ächt und alt auch die Entfernung von allen Wundern Zaubereien und Ungeheuern in der einfachen Handlung, die in einer Reihe von Zweikämpfen nur den Kriegsgeist der Heldenzeit athmet. Was dagegen die Züge der Bänkelsängerei schon zu verrathen scheint, das sind die riesenhaft übertriebenen Späße, die diese Kämpfe begleiten: als Walther von Randolf durch einen Schwerthieb um einige Haare gebracht wird und dafür den Gegner tödtet, ruft er ihm nach, für die Glatze nehme er ihm den Kopf (V. 979); als er am Ende mit Hagen und Gunther fertig geworden ist, so daß Er seine rechte Hand, Gunther einen Fuß und Hagen ein Auge eingebüßt hat, trinken sie einen Versöhnungstrank unter Scherzen über ihre Wunden: Hagen räth unter anderm dem Walther, einen ausgestopften Handschuh an der Rechten zu tragen. Dergleichen wäre in dem alten Hildebrandliede, auch wenn es von heiterstem Ausgange gewesen wäre, schwerlich vorgekommen. Was ferner dem Zeitalter des Uebersetzers schon näher liegt und spätere geistliche Zuthat ist, das ist jene naive Christlichkeit, die den fromm biederen Geist der Ottonenzeit und der in ihr entstandenen Geschichtswerke abspiegelt. Für eine mäßige Prahlerei, die ihm entfuhr, sinkt hier Walther sogleich von seinem Gewissen getroffen zu Boden und bittet in Demuth um Vergebung; nach glücklich bestandenem Kampfe betet er in frommem Danke. Zu diesem Allem bildet nun die formale Behandlung, das Eigenthum des Uebersetzers, den bestimmtesten Gegensatz. Sie ist ganz antik und nachgeahmt; der Dichter kennt und benutzt den Virgil und erinnert an Homer; er kennt den siebenhäutigen Stierschild, und den Pandarus und die alte Mythologie. Er weiß aus Homer den Hauch eines ächten heroischen Gedichts über sein unbeholfenes Latein zu gießen. In der Beschreibung seiner Einzelkämpfe, die weit vor denen im Rosengarten an Mannichfaltigkeit und Besonderheit vorausgehen, ist Alles voll Leben, voll Wechsel, voll Farbe aus den Alten, so wenig sie sklavisch benutzt sind.

So ist's auch mit seinen Bildern, die ausgeführt sind in Homers Weise, wie sie die spätern deutschen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er sich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären gesehen. Ganz überraschend ist nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walther gerathen, der Dichter, ohne auf den Traum zurückzuweisen, den angefallenen Walther in ausgemaltem Bilde mit einem numidischen von Hunden gehetzten Bären vergleicht. Wie sehr steht gegen diese anspruchlose reine Erzählung die gleiche Sage in jeder späteren Gestaltung zurück! Für uns ein stärkster Beweis, daß das Aeltere in der deutschen Volksdichtung nicht das formell Vollkommenere, aber dem Stoff nach das Einfachere und Gesundere gewesen ist. Nur die Bruchstücke des angelsächsischen Waldere aus dem 8. Jh.[135]) und die Gestalt, in der die Sage in den Nibelungen und im Biterolf durchblickt, ruhen auf derselben wahrscheinlich alemannischen Grundlage unseres lateinischen Gedichts. In der Thidrekfage ist Walther ein Schwestersohn Ermanrichs, und seine Verfolger sind Hunnen; diese wohl fränkische Veränderung der Sage liegt auch einem im ritterlichen Stile breitgetretenen österreichischen Gedichte von Walther und Hiltegunt aus dem 13. Jh. zu Grunde[136]); eine polnische Behandlung in Boguphals Chronik macht den Helden zu einem Polen und trägt in einem zweiten Theile auf die Heldin eine ganz fremde Schmutzgeschichte von frecher Untreue über[137]). In lateinischen Bearbeitungen nur wenig späterer Zeit ist die Atmosphäre, in die man versetzt wird, schon eine ganz veränderte. In der um Ein Jahrhundert spä-

135) Two leaves of king Waldere's lay. ed. G. Stephens. Lond. 1860. Haupts Zeitschrift 12, 265.

136) In der Frühlingsgabe (1839, Neue Titelausgabe: Schatzgräber 1842) von v. Karajan, und in Haupts Zeitschrift 2, 216. Neuere von Weinhold gefundene Bruchstücke in Haupts Z. S. 12, 281.

137) Zu der Liebrecht in Benfey's Orient und Occident 1, 125 eine indische Quelle nachgewiesen hat.

Digitized by Google

teren Chronik von Novalese[138]) spuken schon alle Geschichten von solchen frommen Eisenfressern, wie der Ilsan der spätern Dichtung, und der Held stirbt da als Mönch; ein Zug, der wohl aus der Sage von Guillaume d'Orange auf Walther übertragen ward. In einer noch älteren lateinischen Bearbeitung der Sage in Distichen, welche das Chronicon von Novalese anführt, ist er am Indus gewesen und hat den Westen und Osten berührt und erschreckt.

Ein Gegenstück von dem höchsten literarischen Interesse hat sich zu Waltharius gefunden in den Bruchstücken des lateinischen Ruodlieb[139]), der von den Mönchen am Tegernsee im Anfang des 11. Jahrhunderts ausgegangen ist. Wenn der Herausgeber auf den Verfasser dieser merkwürdigen Dichtung richtig gerathen hat[140]), so fesselt uns die Persönlichkeit dieses Poeten von Gewerbe, der sich spät die priesterlichen Weihen halb hat aufdrängen lassen, eine Mischung von Weltkind und Mönch, von gelehrtem Schulmann und fahrendem Spielmann, durch einen ähnlichen, für die eben jetzt sich ändernden Zustände im Bereiche der Dichtung und ihrer Pfleger höchst charakteristischen Zwiespalt in seinem Leben, wie in seinem Gedichte; das in der kunstvollen Schlingung einer reichen Kette von spannenden, auf verständige Welterfahrungen gegründeten Abenteuern einen bildungsreicheren Poeten ausweist als der Waltharius, obwohl Sprache Vers und Manier verderbter ist und zwischen Verkünstelung und ansetzender Rohheit inne steht; das höfische Verfeinerung mit einem köstlichen Na-

138) Muratori SS. rer. ital. 2, 2.

139) In Grimms und Schmellers latein. Gedd. des 10.—11. Jahrh. und weitere Bruchstücke in Haupts Zeitschr. f. d. Alt. I. p. 401 ff. Vgl. Holland, Gesch. der altd. Dichtkunst in Bayern. p. 51 ff.

140) Schmeller nimmt Froumund als Verfasser an, von dem ein Büchlein existirt (cod. Teg. 1008), worin 40 kleinere Gedichte und verschiedene Briefe, die meist gedruckt sind in Mabillon analecta; Petz thes. anecd. u. s. Die Vermuthung bestärkte Giesebrecht 2, 614 durch Hinweisung auf die Aehnlichkeiten zwischen der fürstlichen Zusammenkunft im dritten Bruchstück des Ruodlieb und der Begegnung Heinrichs II mit König Robert von Frankreich 1023 an der Maas nach der Schilderung bei Radulfus Glaber. Hist. 3, 2.

Digitized by Google

turhauch frischer anschaulicher Darstellung, überall da wenigstens wo es sich um Gegenstände heimischer Sitten und Bräuche handelt, wundersam mischt. Der Inhalt ist dieser: Ein Edler (Ruodlieb) hat sich im treuen Dienst großer Herren nichts als Versprechungen und Feindschaften verdienen können, und begibt sich in die Fremde. Er kommt in ein Königreich, Africa!, wo ihn ein Waidmann an den Hof des Königs führt, den er anfangs durch seine Fischer- und Jägerkünste erstaunt, in dessen Dienst er sich dann kriegerisch auszeichnet. Das dritte Bruchstück erzählt uns eine Friedenstiftung zwischen diesem Könige und seinem Gegner. Nach der Rückreise erhält Ruodlieb einen Brief von Hause, der ihn zur Heimkehr bestimmt. Für seinen Abschied werden von dem König kostbare, genau wie von einem erfahrenen Goldkünstler geschilderte Geschenke vorbereitet, die der Scheidende auch, nichts ahnend, in zwei Brode eingebacken mit sich nimmt, obgleich er auf die Frage des Königs, ob er lieber Gold oder Weisheit wolle, wie Salomo entschieden hatte. Der König gibt ihm denn auch 12 Lehren mit, die nun im Verlaufe des Gedichts an dem Helden durch Erfahrung sollen geprüft werden. Unsere lückenhaften Reste lassen uns diese Abenteuer nur theilweise verfolgen, die wie das ganze Gedicht sehr ins Breite gegangen sein müssen. Nachdem der Held heimgekehrt ist, hören die Bruchstücke leider gerade da auf, wo die Erzählung eine neue unerwartete Wendung nimmt. Die Mutter träumt einen jener vorbedeutenden Träume, die der deutschen Sage eigenthümlich sind und Zeugniß von ihrer mythischen Einfachheit geben; er verheißt ihrem Sohn hohe Ehren. Im 17. Fragmente hat es Ruodlieb mit einem Zwerge zu thun, der ihm den Schatz zweier Könige, Vaters und und Sohns, Immunch und Hartunch verspricht. Hier scheint sich das Gedicht an die deutsche Heldensage anlehnen zu wollen, die auch (im Eggenlied) einen König Ruotlieb kennt. Im ganzen Inhalte erkennen wir den Charakter jener freier behandelten deutschen Sagen, wie wir sie demnächst im Herzog Ernst, König Ruother und ähnlichen Dichtungen werden kennen lernen, und die Kluft zwischen diesen und unserem

Digitized by Google

lateinischen Werke ist weit nicht so groß, als zwischen dem Walther und den Nibelungen. Dies erklärt sich aus dem Charakter der eigentlichen Heroensage, die sich den Geschlechtern weiterhin mehr entrückte, während sich diese, eine neuere Färbung tragenden Dichtungen weiterbildeten und dem romantischen Geschmack, der nun mehr und mehr hereinbrach, besser entsprachen. Schon der kleine Zeitraum, der die Entstehung des Walther und Ruodlieb trennt, mag erstaunlich viel zu der Veränderung der zeitigen Geschmacksrichtung in Deutschland beigetragen haben, weil eben in diese Jahrzehnte der Haupteifer für die alte Literatur und der Hauptglanz der byzantisirenden Ottonen fällt. Dies aber ist ja das Hauptgepräge all dieser Dichtungen, wie Ruother, Ernst und unseres Ruodlieb, die wechselnd gelehrte und volksmäßige Behandlung erfahren haben, aus Erzählungen fahrender Leute lateinische Gedichte wurden und in der Mischung alter und neuer Formen und vornehmer und niederer Dichtermanieren in die Hände von Spielmännern und Vorlesern zurückfielen: daß sie Heimisches und Fremdes, Altes und Neues, Gelehrtes und Volksthümliches, Mährchen und Züge der griechischen Romane, Erdichtung, Mythe und Geschichte kraus mit einander vermischen. So hätten wir im Ruodlieb gegen den Schluß augenscheinlich deutsche Sage vorgefunden, alles übrige aber könnte unmöglich je in dieser Weise im Volke gewesen sein, ja zum Theil schwerlich vor den Ottonenzeiten überhaupt bestanden haben. Die ganze Redseligkeit im Ruodlieb, die Bühne ohne bestimmte Oertlichkeiten, sogar fast ohne alle Namen der handelnden Personen sieht einer Erfindung und einem Erfinder ähnlich, wie denn auch in dem Gedichte keinerlei Quelle genannt wird. Die Beschreibungen von Geschenken, die Freude an Festlichkeiten, Mahlen, kostbaren Gegenständen, Dienstverhältnissen, Gesandtschaften, Reden verrathen uns einen Geistlichen, dem der Hof und höfische Umgebungen nicht fremd waren, wie sie erst seit den Ottonen in Deutschland aufkamen. So scheinen wir am Ruodlieb ein kostbares Denkmal zu haben, das uns errathen läßt, wie sich eine gebildete höfische Dichtung nach dem Heraustrit

aus der heroischen Zeit aus sich selbst gestaltet haben möchte, wenn nicht die französischen Einwirkungen zugetreten wären. Hier haben wir in dem leoninischen Herameter gegen den reinen im Walther ungefähr das Verhältniß der höfischen kurzen Reimpaare zu dem langen epischen Verse der älteren Zeit; wir haben prunkende Hofverhältnisse gegen die einfachen und rohen im Walther; wir haben einen Helden, der die Harfe spielt und ritterlicher Künste voll ist gegen den Kriegsmann dort; gegen jenes nüchterne Liebesverhältniß haben wir hier eine Episode zwischen einem verliebten Paare, die vollkommen als ein Vorläufer jener naiv schalkhaften Scenen bei Heinrich von Veldeke erscheint, tändelnde Liebesspiele, sehr einschmeichelnd vorgetragen, den Charakter eines zierlichen, schnippischen, gewandten Mädchens, in dessen Munde die derben Späße bei der Verlobung noch etwas fremd und unpassend stehen; wir haben jene gelehrten Ostentationen, die später die ritterlichen Sänger von den geistlichen dieser Zeit überkamen. Jene Freude an fremden Sagen von Naturwundern, von denen später das Gedicht von Herzog Ernst voll ist, trit hier besonders stark heraus. Die Befreundung mit der Thierwelt, die Erzählung von ihren wunderbaren Eigenschaften und Kunstfähigkeiten, die uns hier begegnet, liegt auf Einer Linie mit den ersten Gestaltungen der Thiersage, die wir in diesen Zeiten von Belgien werden ausgehen sehen. Ein langes Fischverzeichniß, eine Vorschrift, wie der Luchsstein, wovon die Alten fabelten, von dem neidischen Thiere zu erhalten sei, die Beschreibung zweier abgerichteter Tanzbären, das vergnügte Verweilen unsers Dichters bei einem Staar, der das Vaterunser drollig nachspricht und bei einer Dohle, die den heimkehrenden Ruodlieb mit einem Willkomm begrüßt, dies Alles sind Dinge, die dem Stoffe nach fremden Beischmack haben, und die ihre Analogien am reichsten in jenen Spielmannsdichtungen wie St. Oswald und Herzog Ernst finden, zu welchen uns die erzählende Dichtung der nächstfolgenden Zeiten überführen wird.

Unser Interesse an diesen Latinisirungen deutscher Sagendichtung gipfelt in den Nachrichten, die uns vermuthen lassen, es sei in jenen Zeiten auch eine lateinische Aufzeichnung unserer Nibelungen gemacht worden: kaum würde etwas Aufschlußreicheres über die dunkele Geschichte dieser Dichtung gedacht werden können, als der Auffund eines solchen Werkes. Das Gedicht der Klage erzählt am Schlusse: der Bischof Pilgrin von Passau habe die Märe von den Nibelungen nach den Mittheilungen Swemmels des Fiedlers „mit lateinischen Buchstaben" aufschreiben lassen; ein Schreiber Meister Konrad habe sie „zu briefen" begonnen; seitdem habe man sie oft „in deutscher Zunge" gedichtet. Ein leichtfertiger Schreiber des 16. Jhs., der diese Stelle in einer — von ihm nicht verstandenen — Nibelungenhandschrift gelesen hatte, deutete sie dahin: Pilgrin habe ein deutsches Gedicht über die Thaten der Avaren und Hunnen und ihre Besiegung durch Otto anfertigen lassen[141]; das wieder ein Anderer sogar gefunden haben wollte[142]. Auf den Spuren dieser werthlosen Notizen ist noch neuerdings die Existenz eines solchen umfassenden Dichtungswerkes angenommen worden[143], dessen Stoff durch Pilgrin dem Meister Konrad beschafft wäre, der ihn dann deutsch, nicht lateinisch, besungen hätte, und der kein anderer wäre als der Kürenberger, von dem wir einige Minnelieder besitzen, die nur später, wie sein Nibelungenlied auch, in die Sprache des 12. Jh. wären umgesetzt worden. Bei diesen Conjecturen spielte der polemische Eifer mit, den 20 Nibelungenliedern und dem Ordner Lachmanns einen einzigen Dichter eines großen cyclischen Werkes gegenüberzustellen; so wie die angenommene Analogie zwischen dem deutschen und dem indischen Epos, welches letztere gleichfalls aus

141) Bruschius, de Laureaco veteri et de Patavio Germanico. Basil. 1553.

142) Wiguleus Hund (Metropol. Salisburg. 1, 201); der von dem Buch in Bruschius' Worten spricht, das er 1575 in die Bibliothek des Herzogs Albert von Baiern als ein Geschenk des Grafen Joachim von Ortenburg niedergelegt habe.

143) Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied. 1854.

Digitized by Google

einem umfassenden Werke in Theile zerfallen wäre. Der ganze Bau dieser Vermuthungen ist schon dadurch hinfällig geworden seit es so gut wie erwiesen ist [144], daß das Buch von den Hunnenthaten, das jene Antiquare des 16. Jhs. in der Hand gehabt haben wollten, nichts anderes war als die sog. zweite Münchner Nibelungenhandschrift Nr. 31. — Im Gegensatz zu diesen Ausspinnungen der Schlußstelle der Klage haben sie W. Grimm und Lachmann einfach für eine Erdichtung erklärt, wiewohl sich der erstere doch geneigt bekennen mußte, das Dasein eines lateinischen Nibelungengedichtes anzunehmen: was doch auch allzugut zu der ganzen literarischen Thätigkeit dieses Jahrhunderts stimmte. Nichts wäre natürlicher, als daß, so warm sich die St. Galler Mönche mehr als einmal der deutschen Walthersage annahmen, so auch in der österreichischen Grenzmark, wo die alte Hunnensage localisirt war, die Geistlichen sich schon um jene Zeit der Volksdichtung in der Art angenommen hätten, daß ein Mann in der Stellung Pilgrins die umlaufenden Sagen und Sänge des Volks, der Spielleute und Fiedler hätte zusammenstellen lassen, und daß diese lateinische Dichtung, aus zerstreuten deutschen Liedern gesammelt, wieder der Ausgangspunct neuer deutscher Dichtungen geworden sei. Daß die Zeit der Ottonen für das deutsche Epos eine Periode der Wiederaufnahme und Umgestaltung war, wird man aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht allein, weil der Durchgang der Sagendichtung durch eine lateinische Umformung in weitem Umfange eben in diesen Zeiten bezeugt und beurkundet vorliegt: nicht allein weil eine Reihe von geschichtlichen Figuren dieser Zeiten, wie der Bischof Pilgrin von Passau selbst (971—91), wie der Markgraf Gero von Sachsen († 965), vielleicht auch Markgraf Eccard von Meißen († 1002) in die Nibelungen eingeflochten sind; sondern weit mehr als aus allen diesen unterstützenden Gründen, weil die Einbrüche der Ungarn damals das Andenken an die alte Hunnensage auffrischten. Uralte Ver-

144) Zarncke in der Germania 1, 202.

hältnisse schienen sich zu erneuen, als an der Scheide des 9. bis 10. Jahrhunderts ein ungarisches (hunnisches) Reich im Osten, und im Westen das burgundische hergestellt ward, das in engere Verhältnisse zu Deutschland kam; als König Rudolf II (✝ 937) seinen Ruhm ausbreitete und mit den Ungarn zusammenstieß, die 924 tief in Burgund einbrachen, um an dem ermordeten König Berengar Rache zu nehmen. Solche Zeiten aber nehmen alte Sagen in besondere Pflege, die von irgend etwas Entsprechendem in ihnen selbst bestimmter darauf hingewiesen werden. Mit jenen Heinrich I und Otto ferner, die die berühmten Hunnenschlachten schlugen, fing die alte Heldenzeit Deutschlands ganz an zu verschwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen; solche Zeiten aber, die einen früheren Zustand vollenden, pflegen diesen Zuständen alsdann in der Dichtkunst Denkmale zu setzen. Zu dem Allem treten noch weitere, nicht Beweise, aber doch Hinweise von einer großen Evidenz hinzu. Es ist nachgewiesen [145], daß Bischof Pilgrin von Passau, zur Zeit als sich die Ungarn vor Otto's Waffen beugten, sein Bisthum von dem Erzstift Salzburg abzulösen und zur Metropole über die bekehrten oder noch zu bekehrenden Ungarn zu erheben strebte; daß er zu dem Ende in Rom seine Verdienste um die ungarische Mission übertrieb und, wie schon andere seiner Amtsvorgänger thaten, sein Passau mit dem alten Bisthum Lorch identificirte, das nach geschmiedeten Urkunden von denselben Aposteln wie Rom gegründet sein sollte und dem man uralte Metropolitanrechte beilegte, deren Uebertragung auf Passau dann beansprucht ward. Wie wohl fügte es sich nun einem solchen Bestreben solch eines Mannes ein, daß er die alten Hunnengesänge habe sammeln und für die gelehrte Welt zurichten lassen durch einen ergebenen Schreiber, der ihn geradezu in die Sage verwebte, ihn zum Oheim der burgundischen Könige machte, von ihm der Nichte Kriemhilde die Bekehrung des Apostaten Etzel ans Herz legen ließ. Neben dieser Erdichtung verliert dann auch

145) Dümmler, Piligrim von Passau. Leipzig 1854.

die weitere Erfindung von einem Markgrafen Rüdiger von Pechlarn alles Auffallende: das damals noch neue Verdienst der ersten Babenberger, die seit Markgraf Liutpold (unter Otto II) die Schützer der Ostmark gegen die Ungarn wurden, ward in diesem erdichteten österreichischen Nationalhelden verherrlicht, der später geradezu in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Babenbergern gebracht wurde. Gegen einen solchen Eingriff in die Sage sträubt sich die eigensinnige Theorie, die alle Sagenüberlieferung wie gefeit und geheiligt in den alten Zeiten ansieht. Und doch beginnt gerade mit jenen Jahrhunderten die Epoche der keckſten und ruchbarsten Fictionen, die am frechsten sind, wo es am gründlichsten aufgedeckt ist, auf dem Gebiete der geistlichen Dinge, die am gesichertsten davor scheinen sollten: und gerade auf dem eigentlichen Gebiete der berechtigten Fiction will man die freie Erfindung, die Fälschung der Sage die eine reale Wahrheit nirgends beansprucht, nicht gelten lassen! Die vermuthbaren Einflüsse Pilgrins auf die Nibelungen erhalten noch eine besondere Glaublichkeit dadurch, daß ein Jahrhundert später in dem lateinischen Turpin eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht ward, in welchem in ganz ähnlichen Zwecken geistlichen Ehrgeizes, zur Erhöhung der Kirche von St. Jago de Compostela, die älteste und berühmteste westfränkische Volkssage in die gelehrte Sprache gekleidet wurde; wie wieder ähnlich der steigende Glanz der Arthursage in dem nachfolgenden 12. Jahrhundert mit der Politik wälscher Häuptlinge zusammenhing.

---

3. Die Zeiten der salischen Kaiser. Geistliche Dichtung in Oesterreich.

Noch während der ganzen Zeit der fränkischen Kaiser blieb Wissenschaft, Kunst und alle Bildung der ausschließliche Besitz des geistlichen Standes. Und dies dauert bis zu der Zeit des epischen Rittergesangs fort, wo wir selbst dann noch unter den namhaften Poeten anfangs jenen Lambrecht und Konrad begegnen, die uns als

Pfaffen bezeichnet werden. In den dichterischen Werken dieser letzteren schlägt schon der Geist des Ritterthums durch, während in den lateinischen Dichtern unter den Ottonen noch der Rückblick auf die Heldendichtung unsers Volks gestattet war, während die karolingischen deutschdichtenden Geistlichen nur christliche Lehre und Mythe behandelt hatten. Nicht unwesentlich verschieden von den Richtungen dieser drei Gruppen ist die schriftthümliche Thätigkeit, die wir in der dazwischengelegenen Zeit der salischen Kaiser unter den Geistlichen vorherrschend finden. Auf das angeregte Jahrhundert der Ottonen folgte eine Zeit der Erschlaffung, da sich die geistigen Kräfte erst wieder sammelten, die nachher den glänzenden Aufschwung der staufischen Zeiten tragen sollten. In der Dichtung feierte, bis auf wenige merkwürdige Ausnahmen auf die wir zurückkommen, das 11. Jh., eine Zeit des Ungeschmacks und der Nüchternheit, zuletzt der politischen Zerrüttung, beinahe gänzlich. Schien doch selbst der Volksgesang damals wie verstummt. Einst, sagt die Quedlinburger Chronik im Anfang dieses Jhs., sangen die Bauern von Dietrich. Für die geschichtliche und skoptische Tagesdichtung im Volke finden sich im 11. Jh. nur geringe Zeugnisse. Auch die Lateindichtung der Geistlichen erlitt sehr charakteristische Veränderungen. Sie verkünstelte oder vernüchterte, wo sie nicht ganz verstummte. Es war schon auffallend genug, daß ein Musiker wie Wipo sie auf die Prosa der Zeitgeschichte anwandte; selbst diese Verwendung begegnet nachher in den Wirrnissen des Investiturstreits nur in Einer poetischen Erzählung des Sachsenkrieges wieder. Ueberall ist der Fleiß in den Klöstern, wo er noch ausdauert, auf Werke der Prosa, der Schule, der trocknen Gelehrsamkeit gerichtet; wo noch ausgezeichnete Männer schriftstellerisch thätig sind, sind sie dem Praktischen und Verstandesmäßigen zugekehrt, der Geschichte, der Zeitrechnung und Astronomie, der Mathematik und Mechanik. Es ist eine bewundernswürdige Thätigkeit, die der Neffe und Schüler des uns bekannten Ekkehard I, Notker III Labeo († 1022), im Anf. des 11. Jhs. in St. Gallen entfaltete, der, aller Wissenschaften der Zeit kundig und in vier Sprachen

bewandert, nach seinem eignen Zeugnisse (in einem Briefe an den Bischof Hugo II von Sitten) auch eine Anzahl altklassischer, biblischer und anderer Werke [146]) ins Deutsche übersetzte oder übersetzend erklärte. Er hieß dieser Thätigkeit wegen unter seinen Genossen der Deutsche; aber er brauchte die Sprache nicht mehr zu jenen volks- und kunstfreundlichen Zwecken, wie die Ratpert und Ekkehard, sondern hauptsächlich zum Unterricht: so seine deutsche Schulschrift über Musik und seine umschreibende Uebersetzung der Psalmen, um deren Besitz sich die Kaiserin Gisela, Konrads II Gattin, bemühte. Man kehrt hier zu den volkssprachlichen Schulbeschäftigungen der karolingischen Geistlichen mit der Bibel zurück. Von einer alemannischen Uebersetzung der Evangelien, die wahrscheinlich in St. Gallen in diesen Zeiten der Nachblüte des Klosters entstand, sind Bruchstücke erhalten [147]); nächst diesem Hauptinhalte der h. Schrift zogen am meisten die Psalmen an, mit denen sich die St. Galler schon lang vor Notker beschäftigten. Ein poetisches Bruchstück aus dem 9. Jh. haben wir schon (oben S. 134) erwähnt; so sind auch Bruchstücke einer Interlinearübersetzung erhalten [148]), wohl ein Jahrhundert älter als Notker, zu dessen Zeit sich auch im Kloster Weißenburg ein deutscher Psalter befand [149]). Notkers Schüler, der vielgenannte Ekkehard IV († um 1060) schließt sich eng an den Lehrer an in aller Weise seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, der man es ansieht, wie die Zeit dem Verbande der Geistesbildung der Mönche mit dem Volksleben abgünstiger zu werden beginnt: seine lateinischen Gedichte sind Schulübungen in einem anderen Sinne als Ekkehards I Walther, seine Gelegenheitsgedichte [150]) eitel

146) Das Nähere über Notker, der unsern Gegenstand nicht angeht, muß man bei Schubiger l. l. und bei Hattemer (Denkmale des Mittelalters 2, 1 ff.) nachsehen.

147) Germania 14, 440.

148) Ibid. 2, 102.

149) Kelle, Otfrid. 1, 21. Note.

150) In die uns die von Dümmler in Haupts Z. S. 14, 1 ff. mitgetheilten Proben einen Einblick gestatten.

Kunststücke und Formspielereien. Wie sich dieser Verfall der Lateindichtung ausbreitete, kann man sporadisch da und dort verfolgen. In Reichenau lebte der liebenswürdige Hermann der Lahme († 1054) aus einem schwäbischen Grafenhause, ein weltkundiger Mann, obgleich ein an den Tisch gebannter Gelehrter, der neben dem gleich gelehrten Abte Berno († 1048) wirkend sein Wissen über die eracten und moralischen Wissenschaften erstreckte; was unter den ihm zugeschriebenen Poesien sicherlich ächt ist, sein Gedicht von den acht Hauptlastern[151], führt tändelnd in den ernsten Gegenstand ein, den es formspielend fortsetzt, als ob es ein Schatzkästlein antiker Versmaaße darstellen sollte. In diese Reihe fügt sich auch die Thätigkeit des Franken Williram, der seine Schule noch in Fulda auf klassischer Grundlage gemacht hatte, dann aber nach dem Vorgange Lanfrancs diese Studien und Kenntnisse in den Dienst der kirchlichen Schriftstellerei gab, da er dann als Schulvorstand in Bamberg lateinische Gedichte über biblische Terte verfaßte, zuletzt als Abt in Ebersberg in Baiern (1048—85) eine symbolische Auslegung des hohen Liedes (um 1065) schrieb[152], die er etwas später dem jungen König Heinrich IV widmete. Der Arbeit liegt eine lateinische Auslegung des Liedes von Remigius, einem Schüler des gelehrten Heinrich von Aurerre[153], zu Grunde, die Williram in genauestem Anschlusse umschreibt, ohne allen Sinn für den poetischen Hauch der Dichtung. In dem Terte hielt er gleichsam die Reinsprache der Predigt fest, während er in der Auslegung eine barbarische Mischung lateinischer und deutscher Worte und Sätze, nicht wie die früheren St. Galler zu Zwecken des Unterrichts, sondern um des Schmucks und gelehrten Prunks willen verwandte. Diese Sprachmengerei liegt in Notkers Prosa, in dieser Auslegung Willirams, dann wieder in geistlichen Hymnen dieser Zeit in so verschiedenen Ge-

151) Ed. Dümmler in Haupts Z. S. 13, 1 ff.

152) Ed. Hoffmann. Breslau 1827.

153) Ihm vindicirte die hist. lit. de la France 6, 99 ff. den Commentar, als dessen Autor früher Bischof Haimo von Halberstadt galt.

Digitized by Google

genständen so verschiedenartig angewandt vor, daß sie wie eine Zersetzung jener geistigen Bindung fremder und nationaler Elemente in der Ottonenzeit in ihre materiellen Bestandtheile gemahnt; man hat sie mit den Sprachmischungen des 17. Jhs. verglichen[154], an denen die höhere Gesellschaft dasselbe Vergnügen, wie damals die vornehme Welt der Geistlichkeit an diesen Verkünstelungen in Willirams Werke fand, dessen Erfolg für den Geschmack der Zeit noch bezeichnender ist als seine Entstehung: es ist unter allen althochdeutschen Werken in den meisten Abschriften erhalten; nach mehr als 100 Jahren wurde es, im Elsaß scheint es, mit einer neuen Erklärung ausgestattet, worin die Deutung des auf Christ und die Kirche mystisch bezogenen Verhältnisses Salomos zu seiner Liebsten schon enger auf die Mutter Gottes und die reine Seele übertragen ward[155]. Eine andere Seite der poetischen Unberathenheit dieser Zeiten ist die Anwendung der dichterischen Form auf wissenschaftliche Gegenstände, wie sie uns in den Bruchstücken einer oberdeutschen gereimten Weltbeschreibung nach einem Capitel der Encyclopädie des Isidor, den Etymologien, vorliegt, die mitten in der Zeit der wüthenden Kämpfe zwischen Kaiser- und Pabstthum entstanden scheint[156]. So wurde später (12. Jh.) auch eine christlich symbolisirte Naturbeschreibung der Thiere (Physiologus) nach der jüngeren von zwei Prosen, die wir in Handschriften des 11. und 12. Jhs. besitzen (Fundgruben 1, 16), in Verse gebracht. (In Karajans Sprachdenkmalen S. 73 ff.)

154) So W. Scherer in seinem Leben Willirams. Sitzungsberichte der k. k. Akad. 53, 197.

155) Das hohe Lied. Uebersetzt von Williram u. s. ed. Josef Haupt. Wien 1864. Wozu man vergleichen muß: Lit. Centralblatt 1864. N. 5. Germania 9, 352.

156) Unter dem Titel Merigarto in Hoffmanns Fundgruben 2, 1. 1837. Denkmäler N. XXXII. Der Dichter war (V. 49) nach Utrecht gekommen in urliuge fluhte, uuant wir zwêne piskoffe hêlan; was man wohl richtig auf den Bischofswechsel in Würzburg 1077—86 bezogen hat. In Utrecht lernte er einen Pfaffen Reginpert kennen, den man früher auf den gleichnamigen Bischof von Oldenburg in Wagrien † 1014 bezog; der Sprache nach weist das Gedicht aber mehr auf das Ende des Jahrhunderts.

Die Abziehung der Klostergeistlichen von der dreieinigen Bildung in der Ottonenzeit, dem Einleben in das klassische Alterthum, dem praktischen Weltleben und der Theilnahme an dem Treiben und Dichten des Volks, war durch eine große Revolution innerhalb des Mönchthums selber langeher vorbereitet. Im Jahre 910 war durch den Herzog Wilhelm den Frommen von Aquitanien die Benedictinerabtei Cluny gegründet und darin die strenge Regel des ersten Ordensstifters in einem ascetischen Gegensatze gegen die Weltgeistlichkeit, gegen die Entsittlichung in den Klöstern, gegen die klassischen Studien auf der Mönchsschule, zum Zwecke einer fundamentalen Reform hergestellt worden. Die Verweltlichung im schlimmen Sinne hatte auch das Klosterleben erreicht, wo Sittenzucht und Religiosität in dem Maaße verfallen waren, wie Habgier, Reichthum und Wohlleben zugenommen hatten; dagegen ging nun ein gewaltsamer Rückschlag von Cluny und seinen zahlreichen Filialklöstern aus, die an das Mutterkloster in einer strengen Unterordnung gekettet waren, wie sie die Gesammtkirche, die bis dahin, in Frankreich zumal, nur in einem lockeren Verbande zu Rom stand, entbehrte. Diese Hierarchie ihres Ordens auf die gesammte Christenheit zu übertragen, alle Kirchen unter die absolute Gewalt des Pabstes zu stellen, die Ideen der Isidorischen Decretalen zu verwirklichen, der Priesterehe, der Simonie, dem Verkauf geistlicher Stellen, ihrer Verweltlichung durch Pfründenhandel zu steuern, die Bischofswahlen, die Investitur, von dem Einfluß und der Verfügung der Laien, der Fürsten, zu befreien, das waren die großen Reformen, die die Cluniacenser durchzuführen rangen; unter deren erfolgreicher Propaganda eine fromme Schwärmerei die Menschen ergriff, die den ganzen Körper des 11. Jhs. mönchisch, wie den des folgenden kreuzritterlich färbte; das Volk sah diese stolzen Verächter aller weltlichen Dinge, die sich als einen erwählten und höheren Theil an dem Körper Christi gebährdeten, mehr als Engel denn als Menschen an. Die verhältnißmäßige Gesundheit der deutschen Zustände hielt hier die Geistlichen der guten alten Zeit und Regel diesen tumul-

tuarischen Weltverbesserern lange entfremdet; der St. Galler Ekkehard IV nannte sie geradezu Schismatiker und teufelsbesessene Neuerer; der gichtbrüchige Hermann in Reichenau erwehrte sich dieses neuen Geistes; und noch in der Zeit Heinrichs IV war Lambert von Hersfeld mächtig gepackt zwar durch die strenge Zucht der Cluniſchen Ordensleute, aber doch mismuthiger gegen die Unthaten der alten Mönche gestimmt, die diesen Neuerern gewonnenes Spiel gaben, als für die Thaten der Eiferer, die statt Verbesserung Umsturz predigten. Gleichwohl hatte unter Heinrich III die neue Schwärmerei auch in Deutschland Wurzel gefaßt; er hatte sich den Cluniacensern schon in Folge seiner aquitanischen Heirath mit Agnes von Poitiers genähert; es war ganz in ihrem mönchischen Geiste, daß er bei seiner Hochzeit alle Spielleute und Possenreißer wegjagte und daß er hernach bei der Taufe seines Sohnes den Abt Hugo von Cluny demüthig zum Pathen bat. Er meinte im Bunde mit der reformirten Kirche seine Kaiserstellung am wirksamsten zu befestigen, ohne die Macht einer gewaltigen Zeitströmung und die Gebrechlichkeit der einzelnen Menschenkraft richtig zu wägen. Nach drei Seiten hin fügten sich die Dinge so, daß dem starken Manne, Heinrich dem Schwarzen, wenn er länger gelebt hätte, selbst das Steuer zertrümmert wäre, das er so kräftig zu führen strebte. Der römische Stuhl, lange ein Spielzeug der Factionen, war durch Heinrich III selbst aus der tiefsten Erniedrigung herausgerissen worden. Seit es Leo IX (1049—54) auf der Synode von Reims (1050) gelungen war, das päbstliche Ansehen in Frankreich zu einer vorher unbekannten Geltung zu bringen, wurden die nachfolgenden Päbste alle von den kühnen Machtbestrebungen im Geiste jener Isidorischen Decretalen erfaßt, die sie nun in derselben Consequenz, wie seit einem Jahrhundert die deutschen Kaiser ihre Herrschergrundsätze, verfolgten. Mit dem Tode Heinrichs III (1056) mußte ein Mann wie Hildebrand, der, in der Schule von Cluny erwachsen, am deutschen und römischen Hofe in alle Geschäfte eingeweiht war und nach Leo IX, der noch sein Meister war, der Lenker von dessen fünf Nach-

folgern wurde, die Zeit gekommen sehen, wo die großen Entwürfe Nikolaus' I hinauszuführen waren. Denn in Deutschland selber arbeiteten jetzt die Verhältnisse dem römischen Ehrgeize in die Hände durch die Verschuldung der Kaiser selbst: die den Prachtbau ihrer Macht fundamentlos gelassen, seit sie von den weisen Wegen des ersten Heinrich abgewichen waren, und bei ihrem Ringen nach einer starken Hausmacht, in dem Ankampf gegen die mächtig empor- und widerstrebenden Herzoge, in dem steten Gegensatze nur von Fürst zu Fürst, von Person zu Person, jede Rücksicht auf die Volksstämme, ihre Selbständigkeit, ihre Eigenheiten und Interessen, einen uralten Blut- und Naturbestand in dem deutschen Volkskörper, aus den Augen gesetzt hatten. So hatte zuletzt noch Heinrich III durch seine straffe Spannung der Zügel alle deutschen Fürsten an dem kaiserlichen Regimente verekelt und in einen Widerstand getrieben, dem selbst Er nicht mehr gewachsen war. Im Augenblick seines Todes strebten die Fürsten, in gleich umsichtsloser und eigensüchtiger Weise freilich, nach ihrer alten Freiheit zurück: sie warfen zuerst (wie Adam von Bremen die Ereignisse summirte), unter dem Wettstreit, wer unter den Mächtigen der Mächtigste wäre, die Weiber- und Kinderherrschaft ab, dann traten sie in Waffen gegen den Kaiser selbst, dessen Widersacher, die Päbste, ihnen nun als die Schützer der Freiheit galten. Diese Auflehnung der Fürsten hätte an sich vielleicht wenig verfangen, wenn nicht die Völker selber wären ins Spiel gezogen worden. Der junge Heinrich IV aber regte einen längst entschlafenen Stammeshader ganz neu auf, als er das alte Landrecht der Sachsen gewaltsam zu unterdrücken begann: das warf das Volk selbst in die Arme der Aufrührer und der Reichsfeinde und vergiftete den alten Wettkampf zwischen Wahl- und Erbkaiserthum, zwischen Reichseinheit und Bundesreich, der noch heute neue Bürgerkriege schuf und neue erschaffen wird. Diese Wendung der Dinge ergriff man in Rom (und dieß ist die dritte der Zeitfügungen auf die wir hindeuteten,) mit der ganzen Entschiedenheit einer gewissen- und rücksichtslosen Staatskunst. Die Zeit war jetzt gekommen, wo über

Digitized by Google

ganz Frankreich und Italien hin das Volk mehr und mehr fanatisirt war für die Vorfechter der neuen Ideen, wo auch Deutschland in Hirschau sein eigenes Cluny erhalten hatte, von wo aus die Reform zunächst in die Schwarzwälder Klöster, und von da über Schwaben, Baiern, Franken bis Steiermark und Kärnten vordrang. Je weiter sich aber die Klöster der neuen Ordnung ausbreiteten, desto stärker wurde ihr Einfluß auf die Volksmassen. In diesem organisirten Körper von Agitatoren war eine furchtbare demokratische Macht gelegen, deren sich damals kein Fürst zu rühmen, um die sich keiner je bemüht hatte: wogegen der Mann, der 1072 den Pabststuhl als Gregor VII bestiegen hatte, alle Welt entsetzte durch die revolutionäre Weise, wie er in dem großen Kampfe um die Suprematie der Kirche die Völker aufwiegelte und von dem Treueid der Unterthanen entband. Als der Gegensatz zwischen Kaiser und Pabst (1076) aufs höchste getrieben war, zerbrach in Deutschland die stärkste Stütze, die sich die sächsischen Kaiser innerhalb der Kirche und gegen die weltlichen Rivalitäten im Reiche geschaffen hatten: die Bischöfe bewährten sich nicht mehr als die treukaiserlichen und ritterlichen Kirchenfürsten wie unter den Ottonen. Der Sieg blieb dem Pabstthum, obwohl die überschärfte Spitze bald wieder abbrach. Das päbstliche Universalreich war der Welt so wenig genehm wie das kaiserliche. Bei der Wiederholung des Bannstrahls gegen Heinrich IV schaarte sich ein Theil der Bischöfe wieder um den Kaiser, den sie doch nicht zu des Pabstes Dienstmann wollten herabsinken sehen; eine neue Opposition wurzelte ein, die unter den Staufen noch einmal eine neue Kraft gewann als die Kaisermacht wieder in dem Maaße erstarkte, wie die jüngste Unterlage des päbstlichen Einflusses inzwischen verwitterte. Als im 12. Jh. die Abtei Cluny dahin gedieh, daß der Bruder Salimbeni mit Entzücken rühmte, man hätte dort Pabst und Kaiser mit allem Gefolge herbergen können ohne nur Einen Mönch aus seiner Zelle zu nöthigen, hatte das menschliche Schicksal auch diese Congregation bereits erreicht: dasselbe Wohlleben, über dessen Anfechtung sie emporgekommen

waren, hatte sie selbst ergriffen, und das Volk wandte sich nun, von ihr ab, den armen Mönchen von Citeaux zu, die durch das Ansehen des h. Bernhard zu einer raschen Verbreitung gelangten.

In dem allgemeinen Schiffbruch aller Dinge während des Investiturstreites verwilderte in Deutschland das mühsam geschaffene Geistesleben plötzlich und all der Bildungsantrieb erstarb, der zuvor von den Dom- und Klosterschulen ausgegangen war. Innerhalb des weltlichen Adels war schon vor diesen Zerrüttungen die Schule, welche die großen Karl und Otto den Söhnen desselben aufgedrungen hatten, bereits wieder abgeschüttelt worden; daher jener Wipo den jungen Heinrich III in einer berühmten Stelle seines Tetralogus (1041) aufforderte seine Großen dazu anzuhalten, ihre Söhne in Wissenschaft und Gesetz unterrichten zu lassen, der Sitte folgend die Rom groß gemacht und welche die Italiener darum aufrecht erhalten hätten.[157] In der nachfolgenden Verwirrung aber ging auch in dem geistlichen Stande der frühere Bildungseifer aus. Von der Drangsal des Kriegs, von der erbitterten Unduldsamkeit der Parteiwuth blieb kein Sprengel verschont. Bei dem Ausbruch des furchtbaren inneren Haders nach der zweiten Bannung Heinrichs IV schürten die Mönche von Hirschau und seiner Colonien das Feuer des Aufruhrs in einem fanatischen Eifer. Diese Klöster wurden für die Empörer wie zu Werkstätten des Kriegs: im Elsaß, in Ebersheimmünster soll sich der Gegenkönig Rudolph seine Krone haben schmieden lassen. Hirschau war ein Asyl der geschlagenen Gregorianer, der gefährdeten Legaten, der vertriebenen Bischöfe der päbstlichen Seite. Von der Parteizerrissenheit der Welt- und Klostergeistlichkeit unter sich in den einzelnen Sprengeln sind die Klosterannalen voll; wo die Kriegsfurie selber hin drang, unterlagen ganze Landstriche der Verwüstung durch Feuer und Schwert. Mit Recht hat Stenzel[158] zur Vergegenwärtigung dieser Zustände

---

157) Mon. SS. 9, 251.

158) Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern 1, 755.

nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rodulf von St. Trond von den Schicksalen seines Klosters. Mit nichts anderem kann man diese Scenen des brutalen Soldaten- und Raubwesens und der Auflösung aller geselligen Bande vergleichen, als mit den ähnlichen Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege. Zahllose Klöster kamen so in äußeren und inneren Verfall; gerade wo die Blüte der Bildung am glänzendsten gewesen war, in Alemannien, Baiern, Franken und Sachsen, raste die Zwietracht am ärgsten. Aller wissenschaftliche Betrieb ging unter diesem Elend nothwendig zurück, außer in zwei Richtungen, deren ausnahmsweise Pflege sich aus eben den besonderen Zeitverhältnissen erklärt, denen die Regel der allgemeinen Störung alles Bildungswesens zuzuschreiben ist. Der mönchische Zeitgeist war den Studien abgeneigt und daher ein Hemmniß; die innere Erweckung aber, die sittliche Strenge, das priesterliche Selbstgefühl, die Berührungen mit dem Volke, die in der Cluniacenser Bewegung lagen, waren lauter natürliche Anregungen zur Ausbildung der Vulgarpredigt, die sich im 11. Jh. über ganz Deutschland selbst noch mitten unter den Kriegswirren ausbreitete, deren Pflege auch nicht nothwendig eine tiefe wissenschaftliche Bildung bedingte. Hier und da hatte sich der Misbrauch öffentlicher Gemeindebeichte und Absolution, eine Art deutschen Gottesdienstes eingeschlichen; ganz allgemein aber läßt sich bemerken, daß, was in der Karolinger Zeit noch als vereinzelte Ausnahme steht, in diesem Jahrhundert eine charakteristische Zeiterscheinung wird: daß fast jedes bedeutende Kirchenhaupt, die Erzbischöfe Erchenbald und Bardo von Mainz (1031—51), Udo von Trier, Adalbert von Bremen, Godehard von Hildesheim als Volksprediger gerühmt, am nachdrücklichsten noch später Bischof Otto von Bamberg (seit 1102) seiner natürlichen volksverständlichen Beredsamkeit wegen ausgezeichnet wird, der zwar ein wissenschaftlich wenig gebildeter Mann war. Glaubten wir schon bei Otfrieds Dichtung die Anregung der Vulgarpredigt nicht ohne Einwirkung, so werden wir in dieser Zeit deutlich nachweisen können,

Digitized by Google

daß von ihr aus ganz unmittelbar ein neuer triebkräftiger Zweig geistlicher Dichtung aufschoß.[159] Was wir an zweiter Stelle von dem allgemeinen Verfalle ausnehmen müssen, ist die Geschichtschreibung[160], die eben in der Zeit jener verbitterten, alle Herzen und Köpfe bewegenden Kämpfe mit Gewalt aus der klösterlichen Befangenheit herausgerissen und in den Vorschritt zu beurtheilender Behandlung und zu einem universalen Ueberblick der Geschichte getrieben wurde. Die ruhigen Zellenbewohner, die sich mit der Geschichte befaßten, wurden zum erstenmale genöthigt, den Gründen und Antrieben der Ereignisse nachzuspüren: da sie dann in den Aufruhr der Geister hineingerissen, in die schroffsten Parteigegensätze auseinanderfielen. Die früher farblosen Chroniken werden nun wie zu Denkwürdigkeiten, die z. Th. von einem feurigen Fanatismus durchzogen sind: man sieht dann die Mönche von Hirschau den grundsätzlichen Vertheidigern der kaiserlichen Rechte, man sieht den sächsischen Stammgeist dem fränkischen in gerader Fehde gegen einander über liegen. Die ruhig parteilose Haltung eines ausgezeichneten Mannes wie Adam von Bremen trit dann in ein um so glänzenderes Licht, je schwerer es den gewissenhaften Seelen und wahrheitsuchenden Geistern, wie den Lambert v. Hersfeld und Hugo von Flavigny ward, sich in dem Ringkampf zweier nicht überall und geradehin berechtigter und unberechtigter Potenzen zu entscheiden. In allen anderen Richtungen aber war die Wissenschaft der Geistlichen, wie wir oben andeuteten, selbst schon vor dem Ausbruch der großen inneren Unruhen im Rückgang begriffen. Ueber den Verfall der theologischen Studien hatte schon Williram laute Klage zu erheben; schon zu seiner Zeit strömten eine Menge Deutscher zu Lanfranc nach dem

---

159) Die wenigen uns erhaltenen Predigtreste aus dieser Zeit (Denkmäler N. 85—87) weisen auf eine Wessobrunner Sammlung des 11. Jhs. hin; dieß Kloster würde sich also als eine der Ausnahmsstätten geistlich lit. Thätigkeit zu Ebersberg und Bamberg reihen. S. Fr. Keinz in den Sitzungsberichten der bair. Akad. der Wiss. 1. Mai 1869.

160) S. Wattenbach l. l. p. 296 ff.

Digitized by Google

Kloster Bec. Die deutschen Schulen fielen in Misachtung; die rheinischen ließ man noch etwa gelten und die lothringischen, deren Lehrer meist in Frankreich gebildet waren; ein Verwandter Willirams, der Bischof Heribert von Eichstädt (1021—42) verachtete seinen Scholasticus Guntram, weil er nicht in Frankreich oder am Rhein seine Schule gemacht; seit dem 12. Jh. wimmeln die Beispiele von angesehenen deutschen Geistlichen, die ihre Studien in Frankreich betrieben. Es war ein Rückschlag gegen die bildungslose Ascetik der Cluniacenser gewesen, als im Laufe des 11. Jhs. Frankreich der Sitz aller theologischen Wissenschaft und scholastischen Philosophie ward. Zwei Italiener, die sich auf der Höhe ihres Lebens und Ruhmes auf dem Stuhle von Canterbury folgten, Lanfranc von Pavia und Anselm von Aosta († 1109) hatten durch ihr Bestreben nach einer wissenschaftlichen Begründung der Kirchenlehre eine kampfreiche Bewegung in die Theologie gebracht, die — zunächst durch die schon langeher eingeleiteten Streitigkeiten über die Abendmahlslehre, dann durch die Spaltung der neuen theologischen Scholastik in die Zweige des Nominalismus und Realismus, weiterhin durch den Gegensatz Abälards, des schwärmerisch verehrten Lehrers, zu dem h. Bernhard, der in der Zeit wie ein Prophet wirkte und galt, — in einer dauernden tiefwühlenden Gährung erhalten ward: diese neue französische Wissenschaft zog den ganzen Welttheil in ihre aufgeregten Strudel und drang alsbald nach Deutschland ein und bis nach Oesterreich vor. Der praktisch gerichteten Mystik des h. Bernhard zur Seite wuchs in dem Augustinerstifte S. Victor bei Paris eine Schule wissenschaftlicher Mystik empor, die auf den Neuplatonismus der Werke des Pseudo-Dionysius Areopagita (5/6. Jh.) zurückgreifend dem Geiste der mönchischen Beschaulichkeit durch wissenschaftliche Vertiefung neuen Anstoß und Nahrung gab. Die Hauptstütze dieser neuen mystischen Theologie, Hugo von St. Victor, aus dem gräflichen Hause Blankenburg, († 1140) fand in Deutschland, wohl schon als Landsmann eine besondere Beachtung: die Vorliebe für die mystischen Deutungen der

biblischen und aller möglichen Thatsachen werden wir sofort alle geistliche Dichtung in Deutschland durchdringen sehen. Ein ganz unmittelbarer Ausbreiter aber der französischen Theologie war Honorius, Schulvorstand in Autun, († um 1140) von ungewisser Herkunft, ein kecker Verfechter der überspanntesten päpstlichen Prärogative, der (um 1115) nach Oesterreich, nach dem Donauthale übergewandert war.[161] Seine Schriftstellerei, wesentlich encyclopädistischer Art, war ganz auf gemeinverständliche Vermittlung der neuen theologischen Weisheit für die Ungelehrten gestellt, daher von großer Brauchbarkeit für die ungebildeten Geistlichen, von unmittelbarem Einfluß auf die Laienwelt. In einer Büchersammlung, die in der ersten Hälfte des 12. Jhs. nach Göttweig geschenkt ward, befand sich eine Reihe von Werken französischer Theologen und insbesondere von Honorius. Seine allverbreitete Predigtantholgie, speculum ecclesiae, fand noch im 12. Jh. im Kloster Benedictbeuren Nachahmung in einer ähnlichen deutschen Sammlung.[162] Was uns unmittelbar angeht: die Bekanntschaft mit seinen und verwandten Werken französischer Schule spricht aus einer ganzen Reihe von geistlichen Dichtungen, die wir seit dem 12. Jh. in Oesterreich vorfinden, wohin wir uns demnächst zu wenden haben.

In der allgemeinen Zerrüttung der deutschen Verhältnisse waren nur zwei abgelegene Gegenden als Zufluchtsstätten übrig geblieben, in welchen sich eine, nicht zufällige oder sporadische, sondern eine gesammelte Regsamkeit auf dem Gebiete der Dichtung offenbarte, die uns gradaus auf die großen bewegenden Gegensätze in den Zeitereignissen zurückführt. Die eine derselben war in Oesterreich im Donauthal und in Kärnten, wo sich eine Gruppe verwandter Seelen in einer verdich-

161) Vgl. über ihn Diemer's kleine Beiträge 4, 30. W. Scherer in der Zeitschrift für östr. Gymnas. 1868. p. 567 ff.

162) Speculum ecclesiae. Altdeutsch. ed. J. Kelle. München 1858. Bruchstücke noch einer zweiten Sammlung aus dem 12. Jh. in dem Münchner Cgm. 5248. N. 5.

teten Frömmigkeit auf biblische und religiöse Dichtung warf, von der zerrütteten Außenwelt zurückgeschreckt auf ein inneres Leben. Die andere Stelle ist im Nordwesten, wo damals die Schulen von Lüttich, Lobbe und Gemblours die Ausländer durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer anzogen. Der Gegensatz der Gesinnung und der aus ihr geflossenen Dichtung der Mönche dieser entgegengesetzten Lande könnte nicht schärfer und interessanter sein. Während sich in den südlichen Klöstern Deutschlands die Anhänger des Pabstes sammelten, waren dort in Belgien und am Niederrhein die beredtesten Vertheidiger des kaiserlichen Ansehens. In Köln und Lüttich fand Heinrich IV noch vor seinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12. Jahrh. jene lateinischen Dichter der Fuchs- und Wolfsage auf, deren Einer mit einer so ungeheuren Heftigkeit gegen den römischen Stuhl eifert.

Wir betrachten zuerst die Erscheinungen im Südosten, die sich an den bisherigen Verlauf und Zustand unserer Literatur am engsten anschließen.

Wir haben schon bisher beobachten können, wie die Beschäftigung der Klostergeistlichen mit der Sprache und Dichtung des Volkes sich in den obern Landen von Westen nach Osten allmählich ausbreitete. Wir können einen neuen Schritt dieser großen Bewegung, die Ueberwirkungen der geistlichen Dichtungen fränkischer Zeit und Heimat nach Oesterreich, an Einem folgenreichen Ereignisse ganz greiflich versinnlichen. Die Schule in Bamberg, der noch jungen Lieblingstiftung Heinrichs II, hatte sich bis zum Ausbruch der Bürgerkriege hin in tüchtigem Stande erhalten; nach der Lebensbeschreibung des h. Anno, der hier gebildet war und hier lehrte, ging sie um die Mitte des 11. Jhs. an religiöser Zucht und wissenschaftlichem Eifer allen andern in Deutschland voraus. An dieser Stätte finden wir nun eben um diese Zeit den Bischof Gunther (1056—65) in der Rolle eines Pflegers deutscher Dichtung, aber der Dichtung eines neuen zeitdienenden Geistes, in der man ganz lebendig auf die fromm fanatisirte Epoche

der nahenden Kreuzzüge vorbereitet, mitten in die Zeit der Vorläufer der Kreuzzüge, der stets massenhafter anschwellenden Pilgerfahrten nach dem heiligen Grabe versetzt wird. Im Herbste 1064 führte Gunther einen solchen Pilgerzug von angeblich 7000 Menschen nach dem gelobten Lande, dem sich viele Kirchenhäupter Deutschlands und Frankreichs, viele Edle aus Baiern und Franken, selbst aus England anschlossen. Der Bischof war ein glänzender ritterlicher Herr nach der Sinnes- und Lebensweise der Kirchenfürsten Ottonischer Zeit; Lambert von Hersfeld zeichnet ihn an Körper- Geist- und Charaktereigenschaften aus; ein Brief des Probstes Hermann von Bamberg dagegen, (dessen Adresse und Gegenstand zwar nicht sicher sind, der aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit auf Gunther bezogen wird)[163], klagt über die bejammernswerthen Sitten des Bischofs, der sich um Augustin und Gregor nichts kümmere, nur von Attila und dem Amelungen und dergl. Wunderfabeln hören wolle; wie er sich denn auch in einem verderblichen Abenteuer des Zuges als ein Kernmann bewies, der durch einen Kraftschlag die Rettung aus einer dringenden Gefahr veranlaßte. Unter den Pilgern war ein Scholasticus Ezzo, der auf der Reise „ein Lied von den Wundern Christi in deutscher Sprache schrieb,“[164] das uns in einer (leider nicht zeitgenössischen) Aufzeichnung erhalten ist.[165] Nach der Einleitungsstrophe dieses Textes, die dem fertigen Gedichte von anderer Hand vorgesetzt wurde, hatte Bischof Gunther ein gut Lied durch seine Pfaffen verfertigen lassen, als dessen Schreiber auch hier Ezzo, ein Willo aber als Erfinder der Melodie genannt wird, welche die Wirkung übte, daß alle Hörer „sich zu mönchen“ eilten. Das letztere Zeugniß glaubte der erste

---

163) In Sudendorfs Registrum (Berlin 1851) 2, 10. N. 6. Vgl. die Emendationen in Haupts Z. S. 12, 311.

164) Nach der Vita Altmanni, ed. Wattenbach. Mon. t. XII.

165) Diemer, deutsche Gedichte des 11. und 12. Jhs. Wien 1849. p. 319 unter dem Titel: „die vier Evangelien“. In späterer Ausgabe nannte er das Lied: Ezzo's — Rede von dem rehten anegenge. Wien 1867. Denkmäler N. 31.

Digitized by Google

Herausgeber des Liedes, gewiß mit Unrecht,[166]) nicht auf das Ezzolied selbst, sondern auf eine andere gleichfalls erhaltene Dichtung beziehen zu müssen, die er erst „die Schöpfung", nachher lieber ein „Loblied auf die h. Dreieinigkeit" benannte.[167]) Wir mischen uns nicht in den Zwist, weder über das Zeitverhältniß beider, in unvollkommenen Reimen durchgeführten Gedichte von einfachster Sprache und Satzbildung, noch über ihre Form, ob beide ungleichstrophige Leiche sind, oder ob das Lied Ezzo's (mit Diemer) in 12zeilige oder (mit Schade) in 6zeilige Strophen abzutheilen sei: uns ist das Wesentliche der innere Zusammenhang der zwei in demselben Geiste empfangenen Dichtungen. Von beiden ist die namenlose sprachlich rein, ohne Beimischung lateinischer Worte wie in Ezzo's Lied, aber schwieriger, dunkler, ringend mit dem gedrungenen Ausdruck gedrängter und überall mit mystischen Beziehungen getränkter Gedanken, die Arbeit eines gelehrt-vertieften, ernsten, gehobenen Geistes, die in der sinnvoll umrissenen Sittenlehre der zweiten Hälfte gipfelt: Christi Kreuz auf uns zu nehmen, an dem wir Selbstbeherrschung, Gehorsam, Pflichterfüllung und Demuth lernen sollen; den Kern aller Tugenden aber in der Liebe zu Gott zu sehen, welche die Furcht (vor seiner Macht) und die Zuversicht (zu seiner Gnade) vor sein Angesicht geleiten sollen. Vorragender aber ist das Lied von Ezzo, das von einer weitgreifenden geschichtlichen Bedeutung ward: wie ein vereinzeltes aus der untergehenden Dichtung im innern Deutschland verwehtes Samenkorn, aus dem in dem benachbarten Oesterreich eine ganze Saat für unbestellte Felder gewonnen ward. Beide Gesänge stellen die Schöpfung und Erlösung, Geburt und Wiedergeburt der Menschheit, den ersten und zweiten Adam in jenen tiefsinnigen Gegensatz, der das Band um das alte und neue Testament schlingt: durch die Vereinigung einer

166) Vgl. W. Scherer, in der Zeitschrift für öster. Gymnas. 1868. p. 735.
167) Diemer's deutsche Gedichte. p. 93. Denkmäler N.34., wo sie als eine summa theologiae angesehen und betitelt ist.

gewissen ursprünglichen Frische in Erfassung und Deutung dieser Mysterien mit einer vorstechenden Fertigkeit in abgezogener Betrachtung schlagen beide Gedichte eine Brücke zwischen der geistig-religiösen Tiefe der Kirchenväter und unserer spätern Mystiker, von Augustin zu Eckard. Die symbolische Auslegung jener Thatsachen des alten und neuen Bundes, auch einzelne Gedanken, Bilder und Gleichnisse, wie die Vorstellungen von der Ausstattung des Menschen mit den verschiedenen Eigenschaften der Elemente, der Geschöpfe und des Schöpfers selbst, sind nicht Eigenthum der Dichter;[168] die letzteren begegnen vielfältig bei den theologischen Schreibern der Zeit, insbesondere bei Honorius von Autun, mit dem beide Lieder in den verwandten Stellen wohl aus einerlei älteren Quellen schöpfen; die ersteren gehen weit in die Zeiten über Augustin und Gregor, auf die älteren griechischen Kirchenväter Irenäus und Origenes zurück. Man muß aber vergleichen, was Williram mit dergleichen Sinnbildereien anfing, um seiner Gelehrsamkeit froh zu werden, und wie sie hier benutzt sind, um den Kern der christlichen Glaubens- und Sittenlehre daran zu knüpfen: dies scheint uns an selbstvergessenem religiösem Ernste selbst den Otfried so weit zu übertreffen, wie Otfried den Williram an Geschmack übertrifft. Beide zum Gesang bestimmte Lieder, wie schwerfällig ihre Sprache, wie gering von technischer Seite ihr Dichtungswerth sei, sind von einer durchaus neuen, in dem Zeitgeiste unmittelbar geborenen, von einer ganz ächten Empfindungsandacht durchdrungen. Es sind Reden, Predigten, aus der Prosa in Poesie emporgerückt: ein Uebergang, den man in Bamberg unmittelbar vor Ezzo wie unter der Loupe beobachten kann. Aus dem Dominicanerkloster in Bamberg stammt eine (Münchner) Handschrift des 11. Jhs., worin sich eine Rede findet,[169] welche die Herrlichkeit der

168) Wir verweisen darüber auf Diemer l. l. und Müllenhoff in den Denkmälern.

169) Himmel und Hölle. Zuerst in Haupts Z. S. 3, 443. Denkmäler N. 30.

Digitized by Google

himmlischen Gottesburg und den Jammer des Höllenreichs schildert; den obwaltenden Streit zu schlichten, ob sie schwunghafte Prosa oder reimlose Poesie sei, wäre Schade: da das Stück eben wie es ist jene Grenzberührung, jenen Uebergang nicht anschaulicher, nicht greiflicher bezeichnen könnte. Wogegen Ezzo's Rede zum Liede, zur Dichtung, und zwar durch seinen epischen Kern, dem sich Gebet, Erbauung und Lehre nur anfügt, zu einer Hymne in ächt altem Stile geworden ist. Der Dichter will die rechte, eigentliche Schöpfung besprechen, d. h. die Gnade (der geistigen Neuschaffung), die uns in dem alten Bunde verkündet ist, das geistige Verhältniß zwischen Schöpfung und Erlösung. Er beginnt daher mit der Schöpfung und Ausstattung des Menschen, wie auch das andere Gedicht, mit dem Sündenfall und der Nacht, in die er die Menschheit warf; er führt dann an den einzelnen Sternen vorüber, die zur Zeit des alten Bundes Licht warfen, zu dem Morgenstern (Johannes dem Täufer) und der Sonne, die den Tag wiederbrachte. Christi Leben und Wunder werden kurz berührt: was Alles verkündet war in den Propheten und geistlich vorbedeutet in Abels Lamm, in Abrahams Opfer u. s. f.; die Erfüllung trat ein, als das hehre Osterlamm geopfert ward, dessen Tod das geistige Israel von Pharao's Joch erlöste. Der Schluß geht dann bildreicher und kürzer als in dem andern Liede zu der Lehre über: im Vertrauen auf den guten Führer den Kampf mit dem Bösen um unser Erbtheil zu kämpfen; auf dem Meere dieser Welt zum Himmel, unserer Heimat, zu steuern, das Kreuz zur Segelstange, den Glauben zum Segel, die guten Werke zu Segeltauen, den heiligen Geist zum Fahrwind. Will man auch hier vergleichend den Werth des Gedichtes sich anschaulich machen, so muß man daneben eine spätere Behandlung desselben Gegenstandes, ein Anegenge aus der Mitte des 12. Jhs. lesen:[170]) wo an die Stelle des Hymnenschwungs wieder Predigtton trit, Controversen an die Stelle der Erbauung, wobei dann die Beziehungen

170) In Hahn's Gedichten des 12. und 13. Jhs. Quedl. 1840.

zwischen Schöpfung und Erlösung kritisch erwogen werden um Zweifel und Irrungen zu schlichten.

Wir deuteten an, daß Ezzo's Lied seine Hauptwirkungen in der Ostmark gemacht, wo es in einer Gruppe österreichischer, dem Donauthale angehöriger Dichtungen, die sich durch fränkische Sprachfärbung und eine ähnliche Sprachmischung kennzeichnen, viel gekannt und benutzt erscheint. Diese Ueberwirkungen zu erklären, liegen äußerliche Anlässe ganz nahe, wiewohl es an einer selbständigen Aufpflügung des Bodens für dergleichen Ansaat damals nirgends, und so auch hier im Osten nicht fehlte. Man hat vermuthet, Ezzo selbst sei nach Melk gezogen worden; gewiß ist, daß zwei seiner Pilgergenossen, ein Canonicus Konrad nach Göttweig kam, Kaplan Altmann zum Bischof von Passau (1065—91) ernannt ward, wo er mit anderen Gesinnungsgenossen in dem Geiste der exaltirten Frömmigkeit jener Zeit wirkte, die auch jene fränkischen Lieder athmen. Als der furchtbare Kampf zwischen Pabst und Kaiser auch diese Gegenden verwirrte, arbeiteten Altmann in Oesterreich und Erzbischof Gebhard von Salzburg (1060—88) in Steiermark und Kärnten mitten in den Stürmen des Bürgerkriegs als unbeugsame Satelliten des Pabstes auf eine Neubildung des kirchlichen und klösterlichen Lebens hin; Stifte und Klöster und darunter solche, die sich sofort durch einen regen Antheil an dem geistigen Aufschwung hier betheiligten, wurden, (wie St. Lamprecht und Admont) neu gegründet[171]) oder in dem ascetischen Geiste der Zeit reformirt und von Gebhard im Jahre der Pabstwahl Gregor's VII in Gurk ein besonderes Bisthum für Kärnten 1072 gestiftet. In diesen Gegenden blühte nun die geistliche Dichtung auf, als sie im Südwesten mehr erlosch. Die größere Ruhe, die dann seit dem Tode Gregor's (1085) hier im Osten einzog, die Unterstützung der

171) Ich zähle in der Uebersicht im Anhang zu A. v. Müller's Regesten (Wien 1850) neun solcher Stiftungen während Altmanns und Gebhards Amtsführung.

Digitized by Google

Babenberger und der Traungauer Ottokare in Steiermark förderten dies gehobene Leben; wie früher in dem sächsischen Kaiserhause, so begegnet man in diesen Fürstenfamilien nicht wenigen Personen beider Geschlechter, die in den geistlichen Stand traten. Bis tief ins 12. Jh. dauerten die Reformen und Gründungen der Klöster hier fort, in welchen die Handschriften entstanden, die uns diese literarische Periode erst neuerdings erhellt haben. In der Vorauer Handschrift, aus der allein wir die beiden letztbesprochenen geistlichen Lieder kennen, stehen, aus einer Sammlung mitteldeutscher Stücke stammend, neben der Schöpfung drei weitere Dichtungen, das Lob Salomon's, die drei Jünglinge im Feuerofen, und Judith.[172] Im Salomo ist am Schlusse in ähnlicher Deutung wie in jenen Liedern, aber weit äußerlicher, Salomo und die Königin von Saba auf Gott und die Kirche bezogen; das Vorschmeckende ist die Einflechtung einer apokryphen Geschichte (rabbinischen Ursprungs) von einem Drachen, der alle Brunnen austrank, bis er von Salomo berauscht ihm die Mittel zur Förderung seines Tempelbaues angibt. In diesem Auswuchs, wie in anderen Eigenheiten auch der beiden andern Gedichte, erkennt man, wie die Manier der Spielleute in die geistliche Dichtung eindringt; die Judith besonders, die ohne „Bezeichnungen" ist, klingt in der kurzen lebhaften, von der Bibel in Thatsachen und Namen frei abweichenden Erzählung ganz so, als ob sie geradezu aus den Händen eines Spielmannes komme. Ganz unabhängig aber von allen diesen in Oesterreich eingetragenen Dichtungen ist[173] eine ganz autochthone geistlich literarische Bewegung in Kärnten, deren Erzeugnisse sich frei halten von den sprachlichen Einwirkungen des Ezzoliedes, welchen man die ober- und niederösterreichische Gruppe von Dichtungen ausgesetzt findet. Das älteste und weitaus bedeutsamste der kärntnischen

172) Diemer d. Gedd. p. 107. Denkmäler N. 35—37.

173) Nach W. Scherer, der dieser Periode österreichischer Dichtung eine eindringende Forschung gewidmet hat, und dem ich mich für seine freundlichen privaten Wegweisungen in diesem Abschnitt dankbar verpflichtet bekenne.

Dichtwerke dieser Zeit, eine poetische Paraphrase der Genesis und Exodus, ist in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der sie nicht um vieles jünger als das Ezzolied sein wird, nicht erhalten[174]. Ob sie als ein Sammelwerk von mehreren einander fortsetzenden Verfassern anzusehen sei, oder ob sich die unverkennbaren Verschiedenheiten der Theile (unter welchen der Anfang der Genesis, Schöpfung und Sündenfall, in der freieren Weise der Aneignung und Behandlung des Stoffes dem letzten Theile, der Exodus, am nächsten steht,) aus der großen Verschiedenartigkeit des biblischen Textes erklären, müssen wir der besonderen Untersuchung zu entscheiden überlassen. Uns fesselt an dieser Arbeit, wie sie vorliegt, vor Allem dieß, daß sie ganz unmittelbar, völlig wie Krist und Heliand, an die ähnlichen Dichtungen der Angelsachsen erinnert: Kädmons Genesis und Exodus, in Aufnahme und Auslassung einzelner Theile zwar abweichend, bewegen sich im Ganzen in demselben Umfang (bis zu Pharao's Fall), und beginnen gleicherweise mit der Hierarchie der Engel, die auf Dionysius Areopagita zurückleitet. Die biblischen Erzählungen sind für das Verständniß des Volkes, wie wir für die Jugend zu thun pflegen, ausgehoben und behandelt, daher im Costume den Zeitvorstellungen anbequemt wie in Krist und Heliand, auf mündlichen Vortrag berechnet, in den sittlichen Nutzanwendungen der Geschichte von Adam und Kain ganz von dem Tone der Predigt gefärbt. Mit Vorliebe ausgeführt ist Alles was den kriegerischen Sinn der Zeit anmuthete wie Pharao's Zug; was in sich anziehend war wie die Geschichte Josephs, die alle späteren Umschriften und Umarbeitungen wie unangetastet ließen; oder was eine Anlage zu humoristischer Behandlung bot, wie in den Plagen Aegyptens der Einbruch der Frösche, der wie eine Landeseroberung durch einen Heerzug von Helden ohne alles Kriegszeug dargestellt wird: die Manier

---

174) Von den erhaltenen Umschriften ist die der Wiener Handschrift (in Hoffmanns Fundgruben 2, 9.) die ältere; auch die jüngere aber in der Millstädter Hs. (Genesis und Exodus. ed. Diemer. Wien 1862) fällt noch vor oder bald nach 1125.

der fahrenden Sänger spielt hier herein, wie in der Schilderung der Nachkommen Kains die altorientalische Wunderethnographie hereinbricht wie etwas später im Herzog Ernst. Der Paraphrast prunkt gern mit Gelehrsamkeit, wie gleich im Anfang bei der naturhistorischen Schilderung der Menschenschöpfung (nach Avitus de origine mundi); doch schreibt ihm dann die Rücksicht auf das Begriffsvermögen der Hörer die Weglassung aller der langen Geschlechtsregister (im ersten Buche Moses') vor, wie ihn die Rücksicht auf die Sittlichkeit bestimmt, alle anzüglichen Geschichten, wie die von Lot, von Juda und Thamar zu „überhüpfen." Was die Arbeit an die charakteristischen Zeittendenzen anknüpft, sind die gelegentlich eingestreuten symbolischen Beziehungen, von welchen Kädmon nichts weiß: der Segen Jacobs (1 Mos. 49) ist wesentlich in diesen Zwecken nach Isidors Commentar zur Genesis behandelt. — Der außerordentliche Erfolg dieses Werkes ist schon durch die frühen Umschriften angedeutet, die wir davon besitzen; eine in der Vorauer Handschrift (unvollständig) erhaltene, auf Reim- und Versbesserung gestellte Umarbeitung [175], die die Erzählung kürzt aber bis zur Eroberung von Kanaan fortgeführt zu haben scheint, zeigt sie schon in den ersten Decennien des 12. Jhs. in die Donaulande vorgedrungen. In den letzten dem Originale fremden Theilen, den Geschichten von Moses (Diemer S. 32—69, 6.) und Bileam (ib. S. 72, 8—85, 3.) fröhnt ein neuer theologisch sehr gelehrter Fortsetzer dem Zuge nach mystischen Bezeichnungen mit übermäßiger Vorliebe. — Noch ist in der Vorauer Handschrift eine dem 12. Jh. angehörige, ausführliche Erzählung von Judith, ungewisser Herkunft, erhalten, die, ganz verschieden von dem älteren kürzeren Gedichte, der Bibel treu folgt mit vorschlagender Freude an den weiten Heereszügen der Nebukadnezar und Holofernes, die schon den Einfluß der Kreuzfahrerzeit und des weltlichen Epos verräth.

---

175) Unter dem Titel „die Bücher Mosis" in Diemers d. Gedd. p. 1. Die Geschichte Josephs, die der Herausgeber hier wegließ, trug er nach in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. 1867. p. 636.

Digitized by Google

Dieser ganze Kreis alttestamentlicher Dichtungen ergänzt die neutestamentlichen des 9. Jhs. Auch die Stoffe dieser Evangelienpoesien aber, die Leben Jesu, kehren jetzt in Oesterreich wieder; nicht unvermittelt vielleicht, da wir auf ein Zwischenglied im außerösterreichischen Deutschland zurückblicken können, aber freilich nur in dürftigen Bruchstücken [176]. Ein Leben Jesu, aus der gleichen Zeit und Gegend wie die Vorauer Genesis,[177] erzählt einfach nach den Evangelien, ohne Predigtsalbung, ohne lyrischen Schwung, nur in den gemüthvollen Scenen (beim Nachtmahl, am Oelberg, bei der Kreuzigung) von einer wohlthuenden Innigkeit durchzogen, ohne sittliche oder sinnbildliche Beziehungen, nur daß mit Sorglichkeit auf die weissagenden Worte und Ereignisse im alten Testamente hingewiesen wird; Ezzo und der Kärntner Joseph ist von dem Dichter benutzt; der erstere auch in einem kleinen Bruchstück eines nicht viel jüngeren, aber weit geistiger behandelten Jesulebens in einer Baumgartenberger (jetzt Linzer) Handschrift [178]. Denn in dem trocknen Erzählltone duldeten diese Zeiten diese Stoffe nicht mehr, wo die kurzen philosophisch-symbolischen Jesuleben, die anegenge, die Dichtungen über das Verhältniß von Sündenfall und Erlösung am beliebtesten waren: im Laufe des 12. Jhs. dichtete ein Meister Heinrich solch ein anegenge, auf das Konrad von Fussesbrunnen Bezug nimmt; ein etwas früher fallendes, dessen Verfasser im Honorius von Autun wohl bewandert, auch wohl mit dem Prototyp dieser Dichtungen, dem Ezzoliede, bekannt war,

176) Friedberger Christ und Antichrist. Denkmäler N. 33. Der Zeit nach nahe zu Ezzo's Lied hinaufrückend.

177) Diemer d. Gedd. p. 229—276, 4. Aus einer jüngeren Görlitzer Hs. in den Fundgruben I, 140, 13—190, 28. W. Scherer möchte zwei Gedichte, doch wohl von Einem Verfasser, unterscheiden, das Eine schließend mit Fundgruben p. 152, 6, wo in der Vorauer Hs. ein Blatt ausgefallen ist.

178) Fundgruben 2, 139, unter dem Titel Joh. Baptista. — Noch spät im 13. Jh. dichtete in Obersteiermark ein Gundacher von Judenburg ein Leben Jesu ohne besonderen Werth. S. Weinhold, über den Antheil Steiermarks an d. d. Dichtkunst. Im Almanach der Wiener Akad. 1860.

Digitized by Google

haben wir schon oben (S. 179) erwähnt und kurz charakterisirt; mit dem dann wieder ein weiteres Leben Jesu verwandt ist, in dem die geschichtliche Erzählung wieder in anderer Weise durch Lehre, Predigt und Deutung breit gemacht wird.[179] Wie man in den Ueberarbeitungen der Kärntner alttestamentlichen Dichtungen den Drang nach innerer Erklärung und äußerer Erweiterung des Stoffes bemerken kann, so ähnlich in den Fortpflanzungen dieser neutestamentlichen. Der Ueberarbeitung des Vorauer Lebens Jesu in der Görlitzer Handschrift sind am Schlusse drei Gedichte einer Frau Ava, am Anfang ein Gedicht von Johannes dem Täufer[180]) angefügt; ein Gegenstand, den wir etwas später — in der Staufischen Zeit — noch einmal, in einem lebhaften volksthümlichen Tone von einem Kärntner Priester Adelbrecht behandelt finden, der sich mit denselben Worten einführt[181]), die ein Priester Arnold in seinem Loblied auf den h. Geist gebraucht[182]). Die sieben Gaben, die wir dem h. Geiste verdanken, werden aber diesem Dichter ein Anlaß, mit Auslegung von allerhand, auch astronomischer, Gehrsamkeit vielmehr ein Gedicht zum Preise der heiligen Siebenzahl zu schreiben, von deren mystischer Deutung die Lateinschreiber dieser Zeiten voll sind: das Ganze sieht aus wie eine Compilation zusammengereihter, interpolirter, überarbeiteter Stücke, aus denen man einen Lobpsalm[183]) ausgehoben hat; wie denn ähnliche uns erhaltene, wohl auch kärntnische Poesiestücke, die sich in derselben Spielerei gefallen, ein Paternosterleich und ein Gedicht von der Siebenzahl[184]) darin benutzt sind. Derselbe apokalyptische Zug findet

179) Ed. Pfeiffer in Haupts Z. S. 5, 17. — Ein kleines Bruchstück eines mit lateinischen Bibelstellen durchschossenen Jesulebens theilte Bartsch mit in der Germania 4, 245.

180) Fundgruben I, 130—140, 10.

181) S. Mone's Anzeiger 8, 53, wo die Bruchstücke gesammelt sind.

182) Diemer l. l. p. 333.

183) Denkmäler N. 45.

184) Ib. N. 43. 44.

Digitized by Google

sich auch in einem Gedichte vom himmlischen Jerusalem. (Diemer p. 361) das eine Stelle der Offenbarung Johannes frei bearbeitet und dabei mit Vorliebe auf der Auslegung der Kräfte und mystischen Bedeutung der Grundsteine des himmlischen Jerusalems (nach einer Prosaschrift von Marobodus † 1123) verweilt. Von demselben Hange sind auch die vorerwähnten drei Gedichte der Frau Ava nicht frei[185], die als Klausnerin in Göttweig lebte († 1127) wo sie sich mit den französischen Theologen bekannt gemacht hatte; wie denn auch unter den (uns erhaltenen) Gebeten einer anderen Frau dieser Gegenden das erste eine freie Uebersetzung aus den Orationen Anselms ist (Diemer p. 379). Zwei jener Gedichte vom Antichrist und vom jüngsten Gerichte leiten uns zu einer besonderen Gruppe eschatologischer Dichtungen über, zu zwei Stoffen, deren poetische Gestaltungen im 12. Jh. über alle Welt gehen: die Vorliebe für sie hing mit der sündbewußten Zerknirschung jener Geschlechter zusammen, die von der Erwartung des Weltunterganges aufgeschreckt waren. In dem Antichrist der Frau Ava ist die Weissagung nach der Offenbarung Johannis noch sehr allgemein und ohne apokryphe Zuthaten ausgeführt; ein etwas jüngerer fränkischer Dichter, der arme Hartmann, hatte nach einigen Versen (1626 ff.) seines Credo, auf das wir zurückkommen, vom Antichrist geschrieben: schwerlich ist dieß der Entchrist, der uns in einer Handschrift des von Bamberg aus gestifteten Klosters Gleink erhalten ist[186]. In ihm sieht man schon, wie sich die

185) Von den Gaben des h. Geistes (Diemer p. 276, 4.), vom Antichrist (ib. p. 280 ff.) und vom jüngsten Gericht (ib. p. 283 ff.). Ihr schrieb man bisher auch das Vorauer Leben Jesu zu, dem diese 3 Gedichte in der Vorauer wie in der Görlitzer Hs. unmittelbar angehängt sind, indem man die Schlußworte (Diemer p. 292) dizze buoch dihtôte zweier chinde muoter mit auf das Jesuleben zurückbezog. Das feine Gewebe von Vermuthungen, mit dem Diemer erst in seiner Ausgabe der Vorauer Hs., und noch später in seinen kleinen Beiträgen zur älteren d. Spr. u. Lit. Wien 1856—58. Heft 3. 4. diese beiden Kinder Ava's auszumitteln suchte, wollen wir dem Leser selbst zu prüfen überlassen.

186) Fundgruben 2, 104.

einfachen Quellen der Offenbarung und der Kirchenväter (Lactanz und Augustin) mehr und mehr episch formten: es wird hier dem Gegenchrist oder Endchrist schon eine Gegengeschichte, 30 Jahre Stillleben und drei Jahre seiner pseudomessianischen Laufbahn gegeben. Ueber die Zeichen vor dem jüngsten Gerichte giebt es mehrere Gedichte des 12. Jhs.[187]; mehr vereinzelt steht das Bruchstück einer Rede[188], die im Gegensatz zu der üblichen schreckhaften Behandlung der letzten Dinge von der Burg des **Himmelreichs** eine glänzende, von gelehrten Abschweifungen nicht freie Darstellung entwirft. Im 13. Jh. traten diese Stoffe mehr zur Seite; sie wurden dem weicheren Geschlechte zu düster und hart; im 14. Jh. kehrten sie mit der Verwilderung der Zeiten wieder zurück.[189]

Dem milderen 13. Jahrhundert empfahl sich mehr die fromme Beschäftigung mit Maria, die gegen das strenge letzte Gericht ein Schirm und Schutz war. Ihre Verehrung hatte schon unter Justinian begonnen und als ihr im 7. Jh. Bonifaz IV das Pantheon weihte, galt sie bereits allgemein als die Fürsprecherin der Menschen und stand ihnen als solche näher als Gott selbst. Für ihren poetischen Cultus finden sich mit die frühesten Belege wieder in Oesterreich, obwohl er schon im Anfang des 12. Jhs. gleichmäßig über ganz Deutschland ausgebreitet erscheint. Ein Marienleich (aus Arnstein an der Lahn) von einer „armen sündigen", aber belesenen und

---

187) Das älteste darunter aus einer Hamburger Hs. Fundgruben 2, 135. Ein anderes in Haupts Z. S. 1, 117. Vgl. E. Sommer, ib. 3, 325. O. Schade, Crescentia p. 42 ff. C. Michaelis in Herrigs Archiv 46, 33—60. (1870.)

188) Mitgetheilt in Haupts Z. S. 8, 145 von Schmeller, der den Verfasser oder Schreiber des Gedichts für einerlei Person hält mit dem Verf. der Windberger Psalmenübersetzung (1178), die Graff 1839 herausgab und zu der Schmeller (ib. p. 120.) einen Anhang lieferte.

189) Ein Antichrist aus dieser Zeit in Haupts Z. S. 6, 369. zu dem sich die lat. Quelle aus dem 10. Jh. von Abt Adso (in Alcuini opp. ed. Forban 2, 527.) gefunden, die sich etwas später (vgl. Haupts Z. 10, 265) ein Albwinus angeeignet hat; aus ihr wird auch der Gleinker Entchrist geschöpft haben.

gebildeten Frau gedichtet[190], beginnt mit einer Verherrlichung der Jungfrau z. Th. nach den Verkündungen Jesaias, besingt dann ihre Ehren im himmlischen Hof und schließt mit Anrufungen ihrer Hülfe. In Melk ist um die Scheide des 11—12. Jhs. ein schönes, von Gleichnissen auf die Jungfrau blühendes, aber einfaches Lied geschrieben worden[191]; ihm reihen sich ein (dem Moses der Vorauer Hs. angefügtes) Marienlob und zwei Mariensequenzen aus S. Lambrecht und Muri an[192]: aus allen sieht man, wie den Poeten der Zeit die bilderreiche Beredsamkeit zuströmte, die sie aus den nun schon hochangehäuften lateinischen Mariendichtungen aus dem Vollen schöpfen konnten. In diesen und ähnlichen (uns nicht erhaltenen) Liedern und Leichen, für Einzel- und Volksgesang bestimmt, schien nun in diesen Zeiten vollbracht zu werden, was einst die idealen Zwecke Otfrieds waren: der Probst Gerhoch von Reichersberg wenigstens rühmt um 1147: es sei jetzt ein neuer Frühling in dem Weinberg des Herrn angebrochen; neue Lieder zu Christi Lob erschallten selbst im Munde der Laien, in der Volkssprache, in der deutschen besonders, die für solche Gesänge vorzüglich geeignet sei; so daß nun Niemand mehr schmutzige Lieder öffentlich zu singen wage[193]. Nicht alles freilich hielt sich in dieser Lyrik auf gleicher Höhe. Von einem niederrheinischen Priester, der das Lob der Maria „auch noch anders" geschrieben, besitzen wir eine Reihe von Marienliedern aus dem Ende des 12. Jhs., deren poetischen Werth der Herausgeber selbst[194] ihres engen Gedankenkreises und ihrer Eintönigkeit wegen nicht hoch anschlagen

190) Denkmäler N. 38.

191) Ib. N. 39. Aus Pfeiffers Nachlaß in photographischer Nachbildung herausg. von J. Strobl. Wien 1870. 4°.

192) Denkmäler N. 40—42.

193) De corrupto ecclesiae statu. Pez, thesaur. 5, 794.

194) W. Grimm in Haupts Z. S. 10, 1. Aus derselben Hannover'schen Hs., aus der diese Lieder bekannt sind, ist auch eine kleine Dichtung „Unserer Frauen-Klage" (ib. 1, 34. und in O. Schade's Niederrhein. Gedd. p. 200.), die wir uns begnügen erwähnt zu haben.

mag. — Diesen lyrischen Marialiedern reihen sich dann größere epische oder hymnische Gedichte an über ihr Leben und ihre Himmelfahrt, an sie wieder die verwandten Erzählungen von Christi Kindheit u. a.: sie erweitern den Kreis der neutestamentlichen Dichtungen; sie ergänzen den biblischen mit apokryphem Stoff und bereiten uns dadurch auf den Uebergang in die Legende vor, auf deren poetische Gestaltung wir zurückkommen müssen. Die Krone der uns erhaltenen Dichtungen dieser Gruppe ist das Marienleben von einem Priester Wernher (1172), das der Dichter selbst[195] bald eine Rede bald ein Lied, oder (nach der Vertheilung des Stoffes) drei Lieder von der Jungfrau nennt: es ist in seiner alten ächten Fassung nur in Bruchstücken[196], vollständig nur in zwei verschiedenen noch dem 12. Jh. angehörigen Ueberarbeitungen erhalten, die das vorwiegend noch in Assonanzen und oft ungeregelten Versen verfaßte Gedichte den späteren verfeinerten Kunstanforderungen anzunähern suchen[197]. Seine Quelle, das apokryphe Ev. Matthäi de nativitate Mariae, gibt der Dichter selber (V. 83 ff.) an; was nicht ausschließt, daß er auch schon Verarbeitungen der betreffenden Ueberlieferungen vor sich hatte, da er auch Züge aus dem sog. Protevangelium Jacobi[198] anführt; an der Aechtheit dieser Quellen hat der Dichter nicht den geringsten Zweifel. Und diese naive Gläubigkeit durchzieht die ganze poetische Atmosphäre der kindlichen Wunderwelt in der er uns athmen macht. Was die besten der priesterlichen Poeten dieser Zeiten auszeichnet, Kenntniß,

---

195) Den man früher in einem Mönche Wernher von Tegernsee suchte, jetzt in einer Augsburger Urkunde von 1180 als Presbyter der Domkirche unserer l. Frau in Augsburg ausgefunden zu haben glaubt. Vgl. Bartsch, Germ. 6, 117.

196) Docen Misc. 2, 104. (Vgl. Fr. Keinz in den Sitz. Ber. der Münchner Akad. vom 6. Nov. 1869. p. 295 ff.) Mone's Anz. IV, 156. Germ. 7, 305. Anzeiger des Germ. Museums 9, 112.

197) Die Eine jüngere (aus einer Berliner Hs.) in den Fundgr. 2, 145.; die andere der ursprünglichen Fassung nähere (aus einer Wiener Hs.) in Feifalik, des Priesters Wernher driu liet von der maget. Wien 1860.

198) Schade, liber de infantia Mariae et Christi salvatoris. Halis 1869.

Digitized by Google

schlichte Einfalt in Ton und Sprache, in der Gesinnung patriarchalischer Geist, in der poetischen Ausführung behagliche Fülle und ausgemalte Bilder wie sie die späteren Dichter nicht kennen, in der gesammten Behandlung jene Würde und Wärme, bei gesunder Verständigkeit jener kräftige gemüthvolle Ton der aus dem Herzen quillt, das kennzeichnet mehr als Jeden diesen liebenswürdigen Sänger; ihm hatte noch die schale Lectüre der fremden Romane den Geschmack nicht verdorben[199]. Noch bleiben hier die später so geläufigen, z. Th. so seltsamen Vorstellungen von Maria's Verhältniß zur jungfräulichen Erde, der Menschenerlösung u. dgl. im Hintergrunde, wie es in einer epischen Dichtung billig ist; die Ansicht von ihrer Fürsprache im Himmel trägt noch nichts so Misbräuchliches in sich, wie später; die lyrischen Erhebungen stehen am rechten Orte; die Gleichnisse sind weder so wunderlich noch so schwülstig überladen, wie in den meisten späteren Mariagedichten, nicht selten eigenthümlich und nicht einmal in den Wiederholungen der Folgezeit zu finden. Wir würden in dem Gedichte einen ächten Hymnus besitzen, wenn nur mehr Maas gehalten und der Eindruck nicht durch gedehnte Breite und durch die langen Reden und geistlichen Bezeichnungen geschwächt wäre, die das Werk an die geistliche Literatur der jüngstvergangenen Zeit anknüpfen. Ein älteres österreichisches Lied von unserer Frauen, von einem Meister Heinrich, ist verloren, das Konrad von Fussesbrunnen (in Niederösterreich) in seinem Gedichte von unseres Herren Kindheit[200]) erwähnt. Dieß Werkchen nennen wir hier nur um des gleichartigen Inhalts aus gleichartigen Quellen willen[201]), da uns

199) Mit dem franzöſ. Marienleben von Wace (ed. Luzarche. Tours 1859) hat Wernhers Gedicht nichts zu thun. Wogegen Feifalik ein altböhmisches Marienleben nach Wernher gearbeitet glaubt. Sitz. Berichte der Wiener Akad. 32, 300.

200) Herausgeg. in Hahns Gedd. des 12. u. 13. Jhs. p. 67. und von J. Feifalik. Wien 1859. Vgl. Bartsch, Germ. 5, 247. und A. Gompert, de tribus carminibus theotiscis Comment. inaugur. Halis Sax. 1861.

201) Die apokryphen lat. Evangelien de infantia Christi. Ein griechisches

der Dichter (der in Urkunden von 1182—6 nachgewiesen ist und seine Bekanntschaft mit Hartmann von der Aue verräth, wie ihn wieder Rud. von Ems gekannt nnd selbst nachgeahmt hat,) nach seiner Lebenszeit in den Anfang des 13. Jhs. vorrückt, wie nach der ganzen gefälligen, gewandten Darstellung, die sich in der Reimweise, in der Breite der Erzählung, in der Manier des Dialogs, der Beschreibungen, der sittlich kritischen Betrachtungen der höfischen Poesie einreiht, obwohl sie noch mehr von dem Geiste der frommen älteren Zeit durchzogen ist. Demselben Dichter glaubte Wackernagel auch eine farblose Erzählung von Christi Tod und Auferstehung, die Urstende[202], zuschreiben zu sollen, die Pfeiffer dagegen dem Konrad von Heimesfurt (im Rieß in Schwaben) zuwies, dem Verfasser eines trockenen und leeren Gedichtes von unserer Frauen Hinfahrt[203], das seinen apokryphen Gewährsmann selber nennt, den vom Evangelisten Johannes eingesetzten Bischof „Milto von Sardonia" (Melito von Sardes[204]). Auch die Urstende, die wie die Himmelfahrt in ihren Anklängen an Gottfr. von Straßburg eine noch etwas spätere Entstehung als die Kindheit Jesu verräth, nimmt ihren Stoff aus dem apokryphen Evangelium Nicodemi, das die ächten Evangelien mit legendarischen Erzählungen von der Höllenfahrt und von Pilatus und Veronica ergänzt. Von diesem Pseudoevangelium Nicodemus selbst,

---

Bruchstück unter dem Namen des Apostels Thomas und ein reichhaltigeres lat. aus dem Arabischen übersetztes Stück bei Fabricius, l. l. Bekanntlich finden sich schon im Koran einige der naiven Christkindsagen, die nachher im Abendlande verbreitet waren.

202) Ed. Hahn l. l. p. 103. Daß Heimesfurt ihr Verfasser ist, ist jetzt durch das ihn nennende Akrostichon nachgewiesen. Germ. 15, 157.

203) In Haupts Z. S. 8, 156.

204) Die lateinische Quelle (S. Melitonis episc. Sardensis de transitu virginis Mariae liber) ist erhalten in zwei abweichenden Recensionen, die beide (wie verschiedene orientalische Bearbeitungen) auf ein altes griechisches Original (4. Jh. oder noch älter) zurückgehen. Alle drei in Tischendorf, Apocalypses apocr. Lips. 1866. p. 95—136. Welchem der lat. Texte Heimesfurt, welchem später das deutsche Passional folgt s. ib. p. XXVIII.

Digitized by Google

aus dem auch in Frankreich André de Coutances in dieser Zeit einen roman de la résurrection du Sauveur machte, hat ein mitteldeutscher Dichter, wahrscheinlich Heinrich Hesler[204a]), gegen Ende des 13. Jhs. eine poetische Bearbeitung gemacht, die in drei Handschriften (in Görlitz, Stuttgart und Schwerin) und mehreren Bruchstücken in verschiedenartiger Behandlung erhalten ist. Auch von der Pilatuslegende ist das Bruchstück von einer mitteldeutschen Dichtung vom J. 1187 erhalten[205]): den Inhalt muß uns die lateinische Quelle des Dichters ergänzen, wohl das von Mone bekannt gemachte lateinische Werkchen, das wie auch eine ähnliche Legende von Judas kurz gefaßt und leichtfertig behandelt ist, etwa wie die lateinischen Thiergedichte, von einem romfeindlichen Geistlichen, der auch von der Glaubwürdigkeit der Legende nicht sehr gläubig zu denken scheint[206]). Der Form nach ist dies Gedicht eines der ersten, wo nicht das erste, das die Gesetze der Verskunst des 13. Jhs. anwendet und die Reime in voller Reinheit durchführt: der Dichter bekämpft den, der die Ungefügigkeit der deutschen Sprache behauptet, die sich biegsam zeigen werde sobald man sie wie den Stahl auf dem Amboß bearbeiten wolle. — Mit dem Inhalte dieser Dichtung aber streifen wir in ein Gebiet über, das wir erst später durchwandern wollen.

Was wir bisher betrachtet haben, beschließt noch lange nicht die Gruppe der frommen Dichtungen, die durch den eigenthümlichen Geist der religiösen Erweckung des 11. und 12. Jhs. zusammengehalten sind. Es lag nahe, daß neben den erzählenden und sangbaren religiösen Dichtungen auch lehrhafte Stücke entstanden, daß sich Beichte, Litanei, Bekenntniß und Predigt ebensowohl wie die biblische Geschichte in dichterisches Gewand kleiden würden. Die Handlungen der religiösen Sage sind gerecht und fromm, die Helden sind Heilige, die

204a) S. Pfeiffers Altdeutsches Uebungsbuch. Wien 1866. S. 1.
205) Maßmanns Gedichte des 12. Jhs. 1, 145.
206) Mone's Anzeiger 4, 425. Die Legende von Judas ebenda 7, 532.

Digitized by Google

Erzählung von ihrem Beispiele führte graden Weges in die Lehre hinüber. In dieser Richtung bewegt sich eine weitere Gruppe geistlicher Dichter und Dichtungen dieser Zeiten. Der fränkische Dichter, den wir schon gelegentlich nannten, der „arme Hartmann", gibt uns in seiner Rede „vom Glauben"[207], die schon in die staufische Zeit herabreicht, eine umschreibende Predigt voll Latein und Gelehrsamkeit über die Glaubensformel, wo er die Legende zur Einschärfung seiner Lehren benutzt, die überall im Geiste der vorher besprochenen Dichtungen von Uebermuth, Reichthum, Gewaltthat und weltlicher Ehre hinweg der Gottesfurcht und Rettung der Seele zuleiten. Diese gereimten „Reden" oder Predigten bilden durch die ganze Zeit des 12. Jhs. eine ganz förmliche poetische Gattung, in der man auch über den biblischen Stoff hinübergreift. Dieser Art sind einige Niederrheinische Stücke (einer schlechten Hannoverschen Handschrift), die man früher einem Pfaffen Wernher vom Niederrhein zuschrieb[208], der sich aber nur als den Verfasser Eines Gedichtes (von den vier Scheiben) nennt; in vier anderen, darunter die zwei Legenden von Veronica und Vespasianus, heißt der Dichter, wohl mit seinem wirklichen Bei- oder Geschlechtsnamen[209], „der wilde Mann." Unter seinen consonantisch genau gereimten Stücken ist eine Rede von der „Girheide", die ganz in dem Sinne des armen Hartmann das weltliche Treiben bekämpft und selbst die geistliche Buße, die Vermönchung am Ende eines habgierigen Lebens verwirft. Dieser Art ist ferner die am Schlusse der Bücher Mosis (Diemer p. 85, 4—90) angehängte „Wahrheit" (vor 1175), ein „Lied," in Wahrheit aber eine Warnungspredigt die den Himmel loben und den Teufel verleiden will. In einem vollen Gegensatze zu diesen mehr oder minder mönchisch gefärbten Stücken liegt eine Reihe anderer, die mehr rein sittliche Grundsätze welterfahrener Männer aussprechen. So die Rede vom Recht

207) Maßmann l. l. p. 1 ff.

208) Wernher vom Niederrhein, ed. W. Grimm. Gött. 1839.

209) Vgl. Pfeiffer Germ. 1, 223.

und ein allegorisches Gedicht, die Hochzeit, von einem kärntischen Weltgeistlichen[210], der von der Ehe gesunde Begriffe hat und gegen die gebührlichen Freuden der Weltkinder nachsichtig ist. So eine oberdeutsche Rede von der Mâze[211], aus der staufischen Zeit, die ohne pfäffischen und gelehrten Anstrich Männern und Frauen die Vorzüge dieser Mutter aller Tugenden aus ganz weltlichen Gesichtspuncten ans Herz legt. So die Rede des Thüringers Werner von Elmendorf (aus dem letzten Viertel des 12. Jhs.)[212], die in der wiederholt ausgesprochenen Absicht, den Menschen zu lehren was er zu seinen Ehren bedarf, eine Reihe nicht geistlicher sondern weltlicher Vorschriften enthält, die nicht aus der Bibel, sondern aus einer Anzahl römischer Schriftsteller gezogen sind, mit denen die Bibliothek des Probstes von Heiligenstadt, Dietrich von Elmendorf, wohl besetzt gewesen sein muß, welche der Dichter zu seiner Rede benutzte.

Nicht allein aber bei diesen weltlich-gerichteten, auch bei unseren geistlichen Dichtern ist das Lehrgedicht sogleich disciplinarisch, und hier und da satirisch bitter, wie wir es später immer finden werden. Hartmann wendet seinen moralischen Eifer gegen die Ritterschaft; er ist ein Mann des geistlichen Standes, den er preist und rühmt; der „arme Knecht Heinrich" dagegen, von dem die Gedichte vom Pfaffenleben und „von des Todes Gehügede" sind[213], eifert mit erklärter Bitterkeit gegen die Geistlichen, wiewohl er Ritter und Frauen ebenso wenig schont. Er nennt sich selbst einen Laien, dessen anschaulicher Lebendigkeit man ansieht daß er die Welt gekannt hat,

---

210) In Karajans d. Sprachdenkmalen.

211) Ed. Bartsch. Germ. 8, 97.

212) In Haupts Z. S. 4, 284.

213) Heinrich von Melk, ed. Rich. Heinzel. Berlin 1867. Vgl. W. Scherer in der Z. S. für österr. Gymnas. 1868. p. 564 ff. Einen in dem Gedichte erwähnten Erchenfried bezog Diemer (Kl. Beiträge Heft 3.) auf einen Priester dieses Namens (1090—1120) in Göttweig; Heinzel nach Maßmanns u. Lachmanns Vorgang auf den Abt Erchenfried von Melk (1121—63.).

dessen Kenntniß von dem Leben und den Freuden der Ritterschaft, dessen schonender Rücksicht gegen die Ritterfrauen, dessen Rücksichtslosigkeit gegen die Bürgerfrauen man absehen will, daß er ein Mann des Adels war, der aber aus Weltverachtung oder aus bitteren Erfahrungen das geistliche Gelübde ablegte und dann als Laienbruder sich seine theologische Bildung aneignete, die ihn mit einer Reihe von französischen Theologen, besonders aber mit Honorius von Autun bekannt ausweist. Der Dichter, der, in den Versen noch ohne strenge Regel, in den Reimen dagegen schon ein Streben nach größerer Reinheit zeigt, verbindet alte Kraft und neue Gewandtheit in den beiden Gedichten, die uns in socialem Sinne vortrefflich die Uebergangszeit bezeichnen, wo sich die aufkommende ritterliche Bildung und Sitte mit der geistlichen kreuzt: in der Zeit, wo die ritterlich epische Dichtung eben erst ihre Entwicklung recht beginnt, leiten sie bereits die didaktische Satire und Sittendichtung ein, deren weitere Ausbildung nachher die Epik gleich in der Zeit ihrer höchsten Verfeinerung untergrub. Ein Mann von energischem Gefühlsstande, dem es um Frömmigkeit Wahrheit und Zucht ein herber Ernst ist, zürnt der Dichter in der ungekünstelten, oft ungestümen, von Entrüstung beflügelten Beredsamkeit seiner geharnischten Bußpredigt über den Frauenumgang der Pfaffen, über ihr üppiges Leben aus dem die Laien Argwohn nehmen. Wenn man das Himmelreich mit herrlicher Speise, mit wohlgesträhltem Barte und hochgeschornem Haare erwerben könnte, so wären sie alle heilig. Durch ihr böses Beispiel verleiteten sie die Laien, der Blinde führe den Blinden in die Grube. Nächstdem bezüchtigt er die Frauen der herrschenden Laster, die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hoffärtigen Gange desto besser stehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand hinausstreben. Unter den Rittern herrschen die bösen Sitten, daß sie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nichts als buhlerische Reden führen und sich des Bösen rühmen, das sie thun. Der

Digitized by Google

Dichter besinnt sich plötzlich, daß ihm diese Schilderung des „gemeinen Lebens“ zu breit gerathen ist; er hält nun die Schrecken des Todes, der die Eitelkeiten dieser Welt zerstört, gegen die Herrlichkeiten des ritterlichen Lebens und Frauenverkehrs: überall blickt der Gedanke vanitatum vanitas hervor, der auch dem Pfaffen Lambrecht, dem Dichter des Alexanderliedes, die Hand führte. Strenger noch eifert Heinrich in dem (nur fragmentarisch erhaltenen) „Pfaffenleben“, auf das er in der Todeserinnerung V. 395 Bezug nimmt, empört von dem Mangel an Uebereinstimmung zwischen Priesterleben und Lehre, gegen die weltlichen Laster der Geistlichkeit: fast in dem Stile der bittersten mönchischen Zeloten der Zeit, eines Peter Damiani oder Gerhoch von Reichersberg. Wegweisend zu Weltentsagung und Abtödtung im strengen Klosterleben bekämpft er die Simonie und Habgier der Geistlichen, denen er selbst Handarbeit und Gartenbau, wie die Goliarden es nannten: die Gesellschaft von Ochs und Esel, verargt. Besonders heftig aber kehrt er sich gegen die Unzucht der Männer, die mit verunreinigten Händen den Körper Christi im Meßopfer berühren, die sich in höfischem Gebaren in den Frauendienst der Ritter eindrängen und in deren Weise Becher reichen, auf weichen Polstern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon sie viel schreiben hören, und in dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gern die Laien verdrängten, da sie doch keine um sich dulden sollten als Mutter oder Schwester. Der Priester ist nach dem Propheten ein Engel und soll auch englisch lieben, ihm gebührt nicht die „Gemeinheit und Höfischkeit“ der Ritterschaft, sondern Keuschheit, Wohlthun, Gastlichkeit, Schirm der Wittwen und Waisen. An dem neuen Elemente der geselligen Bildung, dem beginnenden Minnedienste der Zeit, stößt sich hier, sieht man, die Sinnesart der Cluniacensischen Asceten, die nicht nur aufs strengste den Cölibat predigten, sondern wohl selbst auf die Ehe überhaupt finster blickten. Man lasse nicht unbeachtet, daß der Eindrang des Frauenverkehrs und der Minne in Dichtung und Leben eben in die Zeit fiel, wo der Cölibat in der Geist-

lichkeit durchdrang. Sollte der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte unter dem schlimmen Beispiele, das die Geistlichkeit hier zu geben gezwungen ward, nicht ganz ins Gemeine versinken, so war es wohl ein Segen, daß gerade jetzt die Ritterschaft den Frauen eine übertriebene Huldigung brachte und die Marienverehrung dem Geschlechte eine neue Heiligkeit lieh. Und sobald dieß geschah, so sieht man auch leicht, warum die Geistlichen dann nicht länger die Dichtung in Händen behalten konnten: Minnelieder und britische Liebesromane von Geistlichen bearbeitet zu lesen, wäre doch ein allzugroßes Aergerniß gewesen. Noch im 13. Jh. begegnet man einer längeren „Rede", der Warnung[214]), von einem Dichter, der sich seines früheren Weltsinnes abgethan, der in ähnlich entschlossener Weltverachtung wie Heinrich v. Melk von den Freuden dieses Lebens wegweist zu dem Glück dort oben, wo tausend Jahre wie Ein Tag sind, und gelegentlich einen strafenden Blick auf den Minnegesang von Sonnenschein, Sommerfreude, Blumen und Nachtigallen wirft, in denen man das Werk lobt, aber des Werkmeisters nicht gedenkt. — Wenn die zuletzt erwähnten Dichtungen alle ihre Spitzen gegen die lasterhafte Welt richten, so gibt es andere, in welchen sich die Dichter voll Sündergrimm und Selbstverachtung gegen sich selber kehren: der Art ist die Litanei[215]), von einem Heinrich, dem Diemer noch ein anderes Gedicht (fränkischen Ursprungs) zuschreibt, dem er in seiner Sammlung (p. 295) den Titel „Loblied auf Maria" gegeben. Der Verfasser dieses Stücks ruft aber nur im Anfang die Jungfrau um Hülfe und Fürsprache an, das Ganze ist wesentlich eines Laien offene Beichte vor Gott, in der er sich von der Wiege auf aller ärgsten Sünden beschuldigt. Dem Geist und Inhalt nach stimmt dies allerdings sehr

214) Haupts Z. S. 1, 438.

215) Fundgruben 2, 215. Eine erweiterte Recension bei Maßmann l. l. p. 43. Das Original gehört wohl nach Kärnten, die Umarbeitung nach Oesterreich. Für Columban ist darin, wie mich W. Scherer aufmerksam macht, Coloman zu setzen, auf den allein die legendarischen Züge passen.

gut zu der Litanei, dieß muß aber bei der offen getriebenen Freibeuterei in diesen Dichterkreisen nicht zur Annahme von einerlei Verfasser führen. So berührt sich diese Beichte mit dem „verlorenen Sohn" der Millstädter Handschrift[216], ein Gedicht das man (wie das Loblied auf Maria) besser als Bußgebet oder Sündenklage bezeichnet[217]. Diese Sündenklagen, aus der Büßerangst dieser Zeiten der Mönchsascese entstanden, berühren sich genau mit dem Cultus der Jungfrau und der Mariendichtung.

In der Hauptmasse der bisher besprochenen Dichtungen befanden wir uns auf österreichischem Boden; nur gelegentlich wurden wir durch einige analoge Erscheinungen in den Westen Deutschlands zurückgeführt. Manches aber von den österreichischen Erzeugnissen hatte sehr bald den Weg über die Grenze gefunden. Einzelne Theile der Vorauer und Lambrechter Handschriften, Heinrichs Litanei u. A. erscheinen noch im 12. Jh. am Rhein überarbeitet wieder; andere weltliche Dichtungen werden wir gleich nachher in Oesterreich und am Rhein zugleich auftauchen sehen. Am Niederrheine besonders, am entgegengesetzten nordwestlichen Ende Deutschlands, schien im Geistlichen und Weltlichen ein ähnlicher Dichtungstrieb in ganz gleicher Regsamkeit lebendig seit dem 12. Jh.: zu den österreichischen Mariendichtungen und poetischen Reden haben wir niederrheinische Seitenstücke bemerkt; den oberdeutschen Legenden werden wir sofort eine selbständige niederrheinische Literatur zur Seite stellen können; den ersten österreichischen Minnesängern und Epikern folgen andere am Mittel- und Niederrhein auf dem Fuße; eine ganze Reihe der in jenen österreichischen Klöstern erhaltenen Poesien hat man sogar versucht, ihrer dialektischen Beschaffenheit wegen gradezu dem Nieder-

---

216) In Karajans d. Sprachdenkmalen p. 45. Vgl. Bartsch, Germ. 7, 278. Diemer, Kl. Beiträge 5, 116.

217) Das in Haupts Z. S. 3, 518 gedruckte Fragment eines Gedichtes von St. Paul ist ein Stück aus diesem Bußgebet. Germ. 7, 280.

rheine zu vindiciren[218]. In einzelnen dieser Werke ist auch die dialektische Mischung der Art, daß die Entscheidung, ob Geburt oder Wohnort eines Schreibers mehr in seiner Schrift vorschlägt, ohne besondere Anhaltpuncte kaum zu treffen ist. In dieser Beziehung erscheint das Schriftthum dieser Zeit als ein genaues Abbild dessen, was sich im Leben selber gestaltet haben mußte: die Menschen selber mischten sich in einer vorher unbekannten Weise durch die massenhaften Wanderungen und Versetzungen der Mönche seit den tumultuarischen Bewegungen der Cluniacenser, durch die gewaltsamen Vertreibungen und Umsiedlungen während der Bürgerkriege, durch die Ansammlungen und den Verkehr der Kreuzfahrer. Auf dieß Durcheinanderrütteln aller deutschen Stämme läßt sich zurückführen, was der ganzen Literatur der salischen und der anfänglichen staufischen Periode den Stempel einer merkwürdigen Uebergangszeit aufdrückt. Das ideale Moment in dieser Bewegung ist das in den Dichtungsurkunden nun zuerst auftauchende Bewußtsein des gemeinsamen nationalen Verbandes der Deutschen: die Dichtung ist und heißt nun nicht mehr eine sächsische oder fränkische, sondern der Dichter der Genesis dankt dem h. Geiste für die Gunst, daß er die Freude seines Volkes „mit deutschem Munde" verkünden dürfe. In der althochdeutschen Periode gab es nur Dialekte, wie sie sich im Krist und Heliand so scharf geschieden gegenüber liegen; in diesen Zeiten aber begann sich unter der Mischung, Reibung und Abschleifung der Mundarten eine allgemeine Schriftsprache auszubilden, welche die mundartlichen Verschiedenheiten zurückdrängend Schriftwerke erzeugte, die sich mehr und mehr eigneten aus provinziellen Besitzthümern deutsche Gemeingüter zu werden. Bei diesem Prozesse erhielten die Dialekte der mitteldeutschen Stämme (das „mittelste Deutsch", wie sie in einer Uebersetzung der Evangelien im 14. Jh. heißen,) im Geleite des Neufränkischen, des Mittelfränkischen, die überherrschende Wirkung und entscheidende Bedeutung.

218) O. Schade, Niederrheinische Gedichte des 14. u. 15. Jhs. 1854.

Diese Mundarten, im Lautsysteme untereinander übereinstimmend, vom Ober- und Niederdeutschen gleichmäßig abweichend aber mehr zum Oberdeutschen geneigt, waren naturgemäß bestimmt und geeignet, zwischen dem Hoch- und Plattdeutschen ein vermittelndes Bindeglied abzugeben: der binnendeutsche Vocalismus drängte sich daher in der sich umgestaltenden Sprache vor unter allmählicher Einführung des Umlauts, unter Zusammenziehung älterer Doppellaute in lange Vocale oder Erweiterung langer Vocale in Diphthonge; die volltönigen, mannichfaltigen und dialektisch verschiedenen Flerionsvocale schwächten sich in gleichmäßige tonlose i und e ab. Diese Umwandlung vollzog sich aus einleuchtenden Gründen langsamer in Alemannien, wo die Geistesbildung in diesen Zeiten stockte; sie vollzog sich selbstgewachsen, ohne Absicht oder künstliche Pflege, am frühesten in Oesterreich, wo die neu aufblühenden Klöster sich aus allen Theilen Deutschlands bevölkerten, über das sich lange Zeiten hindurch die Pilger- und Kreuzzüge hinüber wälzten: so wurde dieß Land, und diese eben durchwanderte Literatur die Esse, in der das Metall der deutschen Sprache so vorgeglüht wurde, daß dann in der staufischen Periode ihre Ausschmiedung zu der gemeinsamen, überraschend reinen Schriftsprache des Mittelhochdeutschen leicht war, in der das Mundartliche auf den landläufigen Vocalismus, auf die Wurzellaute, zurückgeschränkt ward, in den abgeschliffenen Beugungs- und Ableitungssilben aber volle Gleichmäßigkeit eintrat. Daß diese Schriftsprache wesentlich auf mittelbinnendeutscher Grundlage ruht, ist eben so in der Natur der Dinge gegeben, wie daß es mitteldeutsche Stämme gibt, die in Temperament und Naturart die Gegensätze der Flach- und Bergländer ausgleichen. Wie es denn eben so naturgemäß erscheint, daß diese Gemeinsprache an den salischen und staufischen Höfen vorzügliche Aufnahme und Förderung fand und so die Norm der höfischen Kunst der nächsten Zeit ward, wie daß unsere heutige Schriftsprache bei ihrer spätern Neuumwandlung in den Reichstagen und kaiserlichen Kanzleien einen besonderen Anhalt fand. — Mit den angedeuteten

Veränderungen der Sprache hing dann die durchgreifende Umbildung der poetischen Technik, der Reim- und Verskunst zusammen. Im Althochdeutschen besaßen die Flexionssilben den vollen Tongehalt um Reime tragen zu können; in den Dichtungen des letzten Viertels des 11. und des ersten Viertels des 12. Jhs. finden sich nur noch ausnahmsweise solche volltönende Flexionen in den Reimen, um dann seit der Mitte des 12. Jhs. so gut wie ganz zu verschwinden. Dem früher ausschließlichen stumpfen Reime konnte nun erst der klingende zur Seite treten, die Assonanz nun erst dem regelrechten, zunächst vocalisch dann auch consonantisch gereinigten Reime mehr und mehr weichen, die poetische Sprache nun erst, gegen den Verlust kostbarer Eigenschaften freilich, den Gewinn geschmeidiger weicherer Formen eintauschen, die zu einer größeren Beweglichkeit für Erzählung und Lehre zu verwerthen waren. Indem sich, der strophischen Lyrik zur Seite, die kurzen reimgepaarten Verse zum Erzählen und Vorlesen ausbildeten, war bei diesem Uebergange lange Zeit hin das Abweichen von den strengen Versgesetzen, wie sie sich Otfried in seiner z. Th. dem Gesang bestimmten Dichtung auferlegte, um so natürlicher, je weniger grade den geistlichen, ganz auf ihre Stoffe gerichteten Poeten die Form in Betracht kam: bis dann auch in dieser Beziehung das Singen und Sagen der klassischen staufischen Zeit zu einer hohen Vollendung der formalen Schönheit und Gesetzlichkeit hinführte. — Wie in diesen technischen Dingen so stellt sich auch in allen anderen Beziehungen, gegenständlich in den Stoffen und persönlich in dem Stand und der Natur der Poeten, in der Dichtung dieser Uebergangszeit eine innere Umwälzung dar, die von der althochdeutschen zur mittelhochdeutschen Periode unserer poetischen Literatur hinüberführt. Die religiöse Dichtung in Franken und Oesterreich rückte uns in die biblische Sphäre der Vulgardichtung der karolingischen Zeiten zurück und hielt uns in dem trocknen Stile aller anfänglichen heiligen Kunst fest, die des Schmucks entbehren kann um ihres Inhalts willen. Die meisten dieser frommen Dichter sind selber ihres Ungeschickes geständig,

Digitized by Google

sie vertrauen aber alle auf die Hülfe des h. Geistes, den sie meist in einerlei Sinn oder Spruch (aperi labia mea) anrufen, ihren Geist zu berichten und ihren ungelehrten Mund zu füllen. So lehnen sich auch alle an fremde Stoffe und sind gleich abhängig von fremder Weisheit, wie es Otfried und der Dichter des Heliand waren. Aber eben so entschieden, wie uns dieß Alles in jene Vergangenheit zurückweist, rücken uns ganz verschiedene Züge, veränderte Verhältnisse, gekreuzte Richtungen in die Zukunft vor. Die Poeten des 9. Jhs. hatten ihren biblischen Stoff noch in aller Reinheit erhalten; jetzt sahen wir apokryphe Legenden bereits entstellend hineindrängen. In Manieren und Materien setzt sich jene Mischung des Heterogensten, die wir in der Lateindichtung der Ottonenzeit beginnen sahen, jetzt in der Vulgardichtung fort: die Mischung spielmännischer Vortragsweise mit der heiligen Erzählung, die Verbindung willkürlicher Zusätze aus den Büchern und Köpfen der Mönche mit der biblischen Ueberlieferung nicht nur, sondern auch das Eingreifen der Vorstellungen und Sittenbegriffe gebildeter Laien in die religiöse Sittenlehre. Wenn zwar die Dichter auch jetzt noch meist nur die Dollmetscher fremder Schreiber sind, wir sahen doch auch nun Andere zum erstenmale aus persönlichen oder zeitbewegenden Antrieben mit eignen Schöpfungen auftreten in Sittenpredigten voll eigener aus selbsterlebter Erfahrung entsprossener Gedanken und Grundsätze. Während bisher alle poetischen Denkmale an das Volksleben wie festgewachsen schienen und außer Otfried kein Name laut ward, wagen sich jetzt schon einzelne Poeten, und selbst Frauen darunter, mit ihren Namen hervor. Da und dort trit man schon aus den blos religiösen Vorstellungen heraus in Lehrdichtungen, die aus den Gesichtspuncten ganz weltlicher Sittenlehre entworfen sind. Zum erstenmale sehen wir auch Laien der höhern Stände, nicht blos wandernde Spielleute neben den Geistlichen in die Dichtung eintreten, die uns die Thore öffnen zu der Zeit, da sich die ritterlichen Kreise der ganzen Dichtungswelt bemächtigen sollten. Die Ausbreitung der Dichtungen über das ganze deutsche Gebiet

Digitized by Google

hin schien uns dann weit der bedeutsamste unter all den Charakterzügen dieser Uebergangszeit zu sein: Otfried wußte noch nach Jahrzehnten nichts von dem Heliand, der ihn so nahe hätte berühren müssen; als der Minnegesang angestimmt ward, wurde der Sang der lyrischen Nachtigallen über ganz Deutschland hin vernommen, und noch rascher verbreiteten sich die epischen Dichtungen fremder Herkunft, die seit den mächtigen Einflüssen der Kreuzzüge, der gewaltigsten Triebfeder in der politischen und literarischen Geschichte des Mittelalters, in Masse aus den romanischen Ländern, aus Flandern Frankreich und England nach Deutschland herüber kamen.

Ehe wir aber zu diesen neuen Erscheinungen übergehen, müssen wir noch auf jene andere Richtung poetischer Thätigkeit in dem Nordwesten Deutschlands zurückblicken, von der wir oben (S. 175) vorandeuteten, daß sie in einem scharfen Gegensatze zu der frommen Dichtung im Südosten gelegen war. Wir haben dort angeführt, daß in dem Haber des Investiturstreits Heinrich IV am Niederrhein noch in seinen letzten Tagen den treuesten Anhang hatte. Bischof Otbert von Lüttich stand zu ihm bis zuletzt; die niederlothringischen Herren, die Städte waren ihm günstig und ergeben, die Lüttiсher Kirche und Schule hielt fest bei der Sache der kaiserlichen Autorität gegen die hierarchischen Tendenzen der Päbste aus. Im Kloster Gemblour war der Chronist Sigebert († 1112) mitten im entbranntesten Kampf unerschrocken gegen die römischen Unthaten der Bannflüche, der Eidentbindung, der Volksaufwiegelung aufgetreten, wie im Süden Frankreichs gleichzeitig im Kloster Fleury Hugo von S. Maria that. Selbst ein Legendenschmied, wie der Franzose Jocundus, der den Maestrichtern (1088) die Geschichte vom h. Servatius erzählte, sprach wie ein Anhänger von den Saliern Heinrich III und IV, obwohl Er freilich in Hyperbeln von jedem Kaiser sprach, von dem er Sagen oder Sachen zum Vortheile seines Heiligen oder seiner Kirche zu berichten wußte. Wenn in den historischen Werken dieser Mönche Männer reden, denen es ein heiliger Ernst um Religion und Kirche

war, so wandlen neben ihnen oder folgen ihnen auf dem Fuße, jenseits der deutschen Reichsgrenzen aber in benachbarten und verwandten Stämmen, eine Reihe lateinischer in Flandern heimischer Poeten, die in einer leidenschaflich parteisüchtigen Feindseligkeit gegen die Vermönchung des Zeitalters und die Ueberhebung des geistlichen Lebens zu Felde liegen. Dieß geschah in einer ganz tendentiären Behandlung einzelner Stoffe der Thiersage, mit denen wir auf einen noch unbetretenen Boden mittelalterlicher Kunstübung übergehen.

---

4. Reinhart Fuchs.

Diese Dichter der Thiersage gehen uns eigentlich nichts an, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten. Wir müssen aber bei diesem ersten Anlasse in aller Ausführlichkeit auf sie eingehen, weil dieser Dichtungszweig, in dem sich einige der trefflichsten Dichtungen des Mittelalters bewegen, unter den niederdeutschen Stämmen seine innerlichste Pflege und größte Vollendung erhalten hat: was wir minder gründlich erkennen würden, wenn wir nicht auch die verwandten lateinischen, die nachbarlichen französischen Bearbeitungen der Thiersage mit in den Kreis unserer Betrachtung zögen. Die geschichtliche Betrachtung des Thierepos ist erst in unseren Zeiten möglich geworden, nachdem die älteren lateinischen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die französischen durch Méon, die altholländische durch Grimm und Willems bekannt gemacht wurden[219], und Jacob Grimm durch seine Abhandlung über das

---

219) Reinardus Vulpes, ed. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Méon. Paris 1826. Dazu das Supplément von P. Chabaille. 1835. Jonckbloet, van den Vos Reinaerde. Groningen. 1856. Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834. Reinaert de Vos. ed. J. F. Willems. 1836. 1850. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niedersächsischen Reineke von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834,

geschichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Ursprung und das Wesen der Thiersage ein Feld ganz neuer Betrachtung geöffnet hat. Da der Fleiß der Forscher um diese Gegenstände fortwährend beschäftigt ist, und, wie Willems sagte, die Fuchsjagd noch lange nicht zu Ende scheint, so werden wir hier stellenweise die Form des geschichtlichen Vortrags mit einem kritischen tauschen müssen, indem wir den Ansichten jener Männer folgend unsere eigenen zu entwickeln suchen.

Die Quelle der Thierfabel, so zeigte J. Grimm, liegt in der Betrachtung der mannichfaltigen menschenähnlichen Triebe und Fähigkeiten, Eigenschaften und Leidenschaften der Thiere, die dem Menschen der ursprünglichen Gesellschaft bedeutend genug sein mußten, um ein engeres und vertraulicheres Band zwischen Mensch und Thier zu schlingen. „Wie ein Kind, die Kluft des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders, als die spätere Zeit“: es glaubt an Verwandlungen der Thiere in Menschen, der Menschen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenschliches Wissen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schicksals der Menschen, und eigene oder menschliche Sprache. „Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird er gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.“ Demnach gründet sich die Thierfabel „auf den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung;“ sie steht, wie alles Epos, in stetem Wachsthum und schmiegt sich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln

---

1852, und die neueste von Lübben (Oldenb. 1867) nehmen, so hat man alles Material zusammen.

zu erfinnen, hielt Grimm daher für widerstrebend; alle Versuche scheiterten, „weil das Gelingen gebunden sei an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen."

Bei dieser Zusammenfassung von Thierepos und Thierfabel aber müssen wir sogleich stille stehen. Die Brüder Grimm haben in Deutschland zuerst mit einem ganz neuen Nachdruck auf den Unterschied von Volks- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht; sie haben die volksmäßige Entstehung unserer großen Epen zu einem Dogma erhoben, das der Geschichte der Dichtung bei uns eine Gestalt gegeben, welche sie bei den romanischen Völkern aus deutlich nachweisbaren Ursachen niemals annehmen wird. Die Volksmäßigkeit der Dichtung der verschiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geschichte, der Bildung und Stellung namentlich der untern Volksclassen in den Völkern; die aristokratischere Natur aller romanischen Poesie wird auch die Geschichtschreiber derselben allezeit in eine entsprechende Haltung nöthigen. Bei unseren deutschen Forschern aber ward die Vorliebe für alle Volksdichtung, ward die Voraussetzung volksthümlicher Unterlagen bei aller möglichen Dichtung allzu einseitig übertrieben. Sie haben Volkslieder und Epen für sehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; sie haben oft auch Volksdichtung genannt, was doch nur sehr uneigentlich so genannt werden kann. So hat Jacob Grimm auch in der Thierfabel volksmäßige Dichtung gesehen, schon weil er Thierfabel, Thiersage, Thierepos, Thiermärchen auf einerlei Stamm gewurzelt denkt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der sein, der vorhin bezeichnet wurde. Wenn aber Thierepos und Thierfabel in Einer Folge als Blüte und Frucht eines einzigen ungeimpften Zweiges dieses Stammes angesehen werden soll, so wissen wir dieser Ansicht nicht zu folgen. Die Thierfabel ist von dem Charakter des Thierepos, da wo dieses am reinsten ist, ganz

verschieden; und nichts ist vielleicht hier beweisender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem beim ersten Lesen unseres Reineke die äsopischen Fabeln, die dort in den zweiten Theil Eingang fanden, als etwas Fremdes auffallen und beschwerlich fallen werden. Die Thierfabel ist naturgemäß das ursprüngliche Erzeugniß des alten Orients, der Wiege der Menschheit; nirgends sonst ist sie wieder original erschienen, und was in Deutschland original in der Thiersage ist, ist keine Thierfabel. Die Wurzeln ihrer Anfänge schlug sie von den Zeiten an, da die Menschen zuerst sich der Kluft zwischen Thier und Mensch bewußt wurden. Der erste Eindruck, den ein solches Besinnen in dem Menschen hervorrufen mußte, konnte kein anderer sein, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleistung und Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte, denn in diesen Beziehungen lernte er die Thiere (die sich an ihn anschloßen, und die anderen, welche jene befeindeten,) zuerst kennen, er lernte Kriegs- und Hausstand, Geselligkeit und Regeln der Geselligkeit von dem Thiere. Es gibt kein denkbares älteres Verhältniß zwischen Thier und Mensch als dieses. Daher sind überall die ältesten Sprichwörter jene, welche Zustände und Eigenschaften der Thiere auf menschliche anwenden, wo dann sogleich sichtbar ist, wie natürlich sich das Lehrhafte an die Beobachtung der Thierwelt anknüpft. Auch scheint das eigentlich und wahrhaft Volksthümliche in der Fabel gerade das abgelöste Sprichwort, der Sittenspruch zu sein, der sich aus ihrer Erzählung ergab, der sich auf zahllosen Zungen fortpflanzte, denen die belehrende Erzählung je fremd geblieben. Selbst in den verkünstelten Branchen des französischen Renart läuft das Sprichwort der Erzählung stets wie ein Doppelgänger zur Seite. Durch jederlei Gestalt der Thierdichtung geht daher dieser Grundzug, ganz wie durch alle Volkssprichwörter, hindurch, daß die geselligen Verhältnisse und Tugenden oder Laster ihren Mittelpunct bilden; daß die gemeine Weltklugheit, ohne jede Beziehung auf höhere sittliche Grundsätze oder gar religiöse Begriffe, die Seele ihrer Lehre ist: daher ein Versuch, wie er in den gesta Ro-

Digitized by Google

manorum gemacht ward, christliche Moral aus der Fabel zu ziehen, nothwendig scheitern mußte. So scheint es sich aus der bloßen Erfassung der ersten Beziehungen zwischen Mensch und Thier höchst einfach und natürlich zu ergeben, daß die Lehre, und zwar eben diese Art Lehre das Ursprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Ursprüngliche in der Thiersage ward. Die friedliche Fabel des Orients blickt auf den friedlichen Urstand der Menschheit, der in der Entwickelung des Menschengeschlechts als das Ursprüngliche gilt, zurück; die feindlichsten Thiere treffen sich friedlich, die verschiedensten machen Bündnisse miteinander; es ist der Zustand da alles Gethier geduldig in Eine Arche ging; der Kriegsstand spielt nur gelegentlich hinein; es handelt sich daher nirgends in der Fabel um die Verhältnisse von Klassen und Ständen im entwickelteren Staatsleben, sondern nur um die von einzelnen zu einzelnen. Das Alles weist die Fabel in ihrer ersten Entstehung in ursprüngliche Zeiten des Orients zurück, der eine bewegte Geschichte öffentlichen Lebens nicht kannte, zur scharfen Beobachtung aller nahe liegenden Verhältnisse aber und zu scharfsinniger Einkleidung, zu parabolischer Versinnlichung derselben von jeher hochbefähigt war. Zu ihrer letzten Ausbildung scheint es gleichwohl müsse man eine Gegend und eine Zeit vermuthen, welcher schon höhere Begriffe von Menschlichkeit eigen waren, als sie der Orient im Alterthume besaß; und die Heimat und das Zeitalter, das die Ueberlieferung dem Aesop gibt, scheint hierzu gleich gut passend. In irgend einer volksmäßigeren Gestalt mag sie viel früher dagewesen sein, und eine unmittelbarere Form und Entstehung scheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeigen. Wer ihr aber die Gestalt der äsopischen Fabel, in welcher der Lehrspruch ihre Seele ward, gegeben, den darf man keck für den ersten klassischen Bildner derselben ausgeben. Seit sie diese Gestalt annahm, erhielt diese kleine Schöpfung in sich einen Werth, eine Dauer und Festigkeit, der fast keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte. Es mußte daher Anstoß erregen, daß Grimm von einer geschwächten Form, von

Digitized by Google

Verdünnung der äsopischen Fabel sprach, und damit gerade jenen strengen inneren Zusammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre meinte. Er nannte dies die Fabel nach den Epimythien zuschneiden; die Kürze nannte er den Tod der Fabel, in die Lessing ihre Seele setzte; in diesem Sinne verwarf er die Lokmanschen Fabeln, wie die Aesopischen; da doch alle Entfernung der Fabel von der Kürze dieser alten Muster zu erzählender Breite, von Phädrus bis auf Lafontaine und Gellert, stets als eine Entartung und das Rückschreiten zu der alten Einfalt als ein Zurückgehen auf das Alte und Aechte angesehen worden ist. Der strenge und trockene Vortrag ist überall ein Kennzeichen der Ursprünglichkeit und des Alters künstlerischer Formen. Die Ursprünglichkeit der Fabel als Gattung aber ist eben so natürlich und erweislich. Die Thierdichtung (das breiter erzählende Thiermährchen so wenig wie die Fabel) gibt nicht wie das eigentliche Epos das reine Bild einer bloßen Anschauung: zu dieser höheren reinsten Gattung der Poesie gehörten größere und edlere Gegenstände; sie gibt das allegorische Bild einer abgezogenen Betrachtung; sie muß daher in ihrem Entstehen lehrhaft gedacht werden, als Anfang einer niedern Kunst, einer Genredichtung, die sich dann im Thierepos in freierer Lebendigkeit ausbildete. Zeiten der ersten, aufkeimenden Theilnahme des unteren Volks an der Poesie, Zeiten der herrschenden Lehrdichtung haben denn auch immer die Fabel wieder gesucht, und in Deutschland ist dieß nicht allein im 12. und 13. Jh. sichtbar, wo dieselbe, nachdem sie lange schon in der gebildeten Welt und im Volke mündlichen Umlauf gehabt, nun auch ihre schriftthümliche Entwickelung beginnt und dieß im Geleite der didaktischen Poesie, welche die epische Ritterdichtung gleichsam verabschiedet; sondern es zeigte sich ebenso deutlich im 18. Jh., wo die Fabel wieder im engsten Verband mit der Lehrdichtung stand. Wie sie damals in einer Zeit der schöngeistigen Vielseitigkeit (die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu einer alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren,) in den Wirrwarr einer von Fremdem überflutheten Literatur aus moderner Entstellung zu ihrer

Digitized by Google

alten schmucklosen Reinheit zurückstrebte, erprobte sich noch einmal die alte inwohnende Kraft der Fabel in der Weise, daß sie unter einer Masse von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle dastand, daß sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungsart genannt ward. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine Erfindung hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am meisten immer die, welche in der Dichtung ein verständiges Princip nicht vermissen wollen. Größere Dichter, wie Göthe und Schiller, hat sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historische Erscheinung angezogen. Nur solche Zeiten, welche die Dichtkunst zur Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel begünstigt. Wäre das Epische in der Fabel ihr Ursprüngliches, so würde das gerade umgekehrt sein; das Epos seinerseits hat sich mit solchen Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, daß dies Lehrhafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeichen von Ausartung sei. Wenn bei den Fabeldichtern neuerer Zeiten das lehrhafte wie das erzählende Element matt und flau ward, so lag das einfach in der widersprechenden Natur eines urzeitlichen Stoffes und der neuzeitlichen Poeten, die ihn wieder aufgriffen; ihre Versuche mußten unausbleiblich hinter der naiven Fabel Aesops so weit zurückbleiben, wie sie selbst von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne im Vergleiche zu dem Alterthum überhaupt zurückstanden.

Es gibt einen zweiten, selbstwüchsigen Zweig der Thierdichtung, das Thiermährchen, in Form und Haltung verschieden, in seinen Tendenzen doch wesentlich mit der Fabel verwandt. Die Freude an Thatsachen und Erzählung ist in ihm so vorschlagend, wie in der Fabel das Wohlgefallen an der Nutzanwendung, ohne daß es die lehrhafte Absicht darum ausschlösse; es will aber früher als durch sie durch Stoff und Vortrag wirken und bewegt sich daher in einer behaglichen epischen Breite. Es hat in Indien und Griechenland neben der Fabel bestanden, wenn es auch im Hintergrunde stand; in den

Anfängen der neueren Zeiten und der nordeuropäischen Völker war das Mährchen die vorherrschende Gattung, obgleich man daneben (unter allen Zweigen des slavischen Volksstammes z. B.) auch Fabeln aufgefunden hat. Diese Völkerschaften können wir über die Zeiten des Kriegsstandes, der den ursprünglichen Friedensstand der Menschheit verdrängte, nicht zurückverfolgen: daher hier in den Gestaltungen der Thiersage alles Krieg und Kampf ist; daher hier Alles in die Form der breiteren Erzählung vorschiebt, denn mit Kampf und Krieg beginnt erst Begebenheit und Geschichte. Nicht zufrieden mit der Form erweiterter Erzählung strebt das Thiermährchen auch aus der Vereinzelung heraus nach Zusammenschluß und weiterem Umfang. Die Fabel ist ihrem Zwecke entsprechend allezeit einzeln geblieben; selbst wo in den indischen Beispielsammlungen Thiergeschichten von sittlichen Bezweckungen zusammengerückt sind, traten sie nicht in einen inneren Zusammenhang; die Mährchen der germanischen Stämme aber rangen nach epischer Zusammenfassung und Erweiterung. Wo dergleichen unter Griechen und Romanen der alten und neuen Zeiten auftauchte, geschah es erst spät, mehr in einem ästhetischen Gegensatz zu Erscheinungen der literarischen Welt; unter den Germanen geschah es frühe in sittlich-politischen Tendenzen: daher hier in dem Thierepos der Durchblick auf eine staatliche Existenz und die inneren Kämpfe der Gesellschaft geöffnet ist. Für die Fabel und ihre Zwecke genügte eine geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Thiere; die verwickelteren Gegenstände des Thierepos dagegen erforderten eine weit genauere naturgeschichtliche Kenntniß des Thieres, eine Beobachtung „der Heimlichkeit der Thierwelt“, die den alten Völkern und Zeiten überhaupt nicht eigen war. Das ganze Alterthum kennt keine so innige Freude an der Natur, wie sie aus den Thierdichtungen der mittleren Zeiten herausspricht. Es ist ein kecker Ausspruch von Grimm, daß ihn aus diesen Dichtungen „Waldgeruch anwehe“, aber es ist ein Ausspruch, dessen Wahrheit Jeder nachempfinden wird, der diese Poesien mit unverdorbenem Sinne aufnimmt. Von diesem

Digitized by Google

Dufte ist nichts in der Aesopischen Fabel; aus ihr spricht vielmehr eine Kindlichkeit, welche die deutsche Thiersage nicht mehr erreicht, in der schon eine größere Kluft zwischen Thier und Mensch liegt, in der sich der Mensch zu dem Thiere herabläßt, was nirgends fühlbarer ist, als da wo in den französischen Thierfabliaur den Thieren das entwickeltste menschliche Bewußtsein geliehen ist. In den Fabeln ist der Mensch noch gleichsam das lernende Kind, und für das lernende Kind sind sie fortwährend im Gebrauche. Wogegen die Thierepen über verwickeltere Probleme zu schon entwickelteren Geistessinnen sprechen; daher sie noch dem reifen Alter eine tiefsinnige Weisheit entgegen bringen. Denn die lehrhafte Absicht durchdringt alle Thierdichtung, ob Fabel oder Mährchen, wenn nicht in gleicher Weise so doch in gleichem Geiste. Wo in die Geschichtserzählungen der mittelaltrigen Chronisten eine Thiergeschichte, Fabel oder Mährchen, eingeflochten wird, geschieht es immer, im Zwecke praktischer Nutzanwendung, im Hinweise auf die parabolische Bedeutung quid possit fabula; die Weltklugheit wendet in einem gegebenen Falle an, was die Weltklugheit aus anderen Fällen gelernt und für andere Fälle gelehrt hatte.

Man hat die germanische Thiersage ganz aus den Apologen der Alten herleiten wollen, die durch die lateinischen Verarbeitungen gelehrter Mönche durchgegangen in dem Mährchen der Neueren nur in veränderter Gestalt wieder aufgetaucht seien[220]. Dieser Ansicht muß man zugeben, daß die ältesten Thierbeispiele, die wir bei den germanischen Stämmen (schon bei Gregor, Fredegar, Aimoin und Fromund) erzählt, die wir in Lateindichtungen gelehrter Geistlicher[221] zuerst nachgebildet finden, äsopische Fabeln sind; daß epische Züge aus ihnen, wie die Krankheit des Löwen und ihre vortheilsüchtige Hei-

---

220) Ch. Potvin, le Roman du Renard, mis en vers. 1861, in der Einleitung. — P. Paris, les aventures de Maître Renart, mis en nouveau langage; suivies de nouvelles recherches sur le Roman du Renart. 1861.

221) Wie bei Paul Diaconus oder einem Zeitgenossen desselben. S. Haupts Z. S. 12, 459. 13, 319.

lung durch den Fuchs, in aller Breite in das deutsche Thierepos eingegangen sind; man muß dann aber auch einwenden: daß die meisten äsopischen Fabeln, die je später je zahlreicher in dasselbe eingetragen wurden, um so fremdartiger darin stehen, je weniger sie umgeschaffen und anbequemt wurden; und daß zu dem großen Hauptcyclus von den Kriegen zwischen Wolf und Fuchs, von dem Ringen roher Körperstärke mit kluger Geisteskraft, in Alterthum und Fremde sich keine Quellen finden. Andere haben einen uralten Zusammenhang des Ostens und Westens ausgewittert, haben eine Abhängigkeit wie der griechischen Fabel so auch des germanischen Thiermährchens von indischen Ueberlieferungen behauptet, weil man in einzelnen Zügen[222] da und dort Aehnlichkeiten entdeckte. Ein allgemeiner Zusammenhang zwischen indischer deutscher und griechischer Thiersage kann sicherlich nicht geleugnet, unmittelbare Rückbeziehungen können nur da angenommen werden, wo die allerbestimmtesten Handhaben gegeben sind. Nachdem man bei Afrikanern und amerikanischen Indianern eigenständige Fabeln aufgefunden hat, ist an keinem Gegenstande so handgreiflich zu machen, was welterfahrene Männer allezeit verfechten werden, daß dergleichen ähnliche Erfindungen der menschlichen Einbildungskraft, wie die gleichartigen Ziergebilde der plastischen Phantasie unter den verschiedensten ursprünglichen Völkern, nicht auf der Gemeinsamkeit der Abstammung oder uralten Verkehres, sondern auf der gleichen Natur und Entwicklung des menschlichen Geistes beruhen. Wenn man so allgemein ähnliche Dinge wie den (im Hitopadesa) in eine Kufe mit blauer Farbe gefallenen Schakal und den (im Renart) gelbgefärbten Fuchs auf Eine Ursage zurückführen will, so sträubt sich aller gesunde Sinn dagegen, eben weil man dabei von geschichtwidrigen Voraussetzungen ausgeht, die alle Gesetze einer gleichartigen Ausbildung und Entwickelung der Völker und Menschen ausschließen

222) Z. B. Hitopadesa cap. 3. fab. 7. mit dem französischen Renart br. 21. 22.

Digitized by Google

würden. Es ist derselbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengestalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieser Gedanke war doch ein sehr unverdauter.

Es kann nicht füglich bestritten werden, daß der Kern des mittelaltrigen Epos, die Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs, sehr alten deutschen Ursprungs ist; selbst die, auf den deutschen Geist gar leicht eifersüchtigen französischen Forscher haben, wie die Originalität des Stoffes so auch das ganze deutsche Gepräge dieser Sage nicht ableugnen mögen. Die bloßen Namen der beiden Haupthelden führen auf ferne Zeiten des Ursprungs und der Ueberlieferung dieser Erzählungen zurück[223]. Die Art, wie das salische Gesetz die Benennung Fuchs als ein strafbares Schimpfwort verfolgt, (wie später bei Guibert von Nogent[224]) zu Anfang des 12. Jhs., der Name Isengrim als Scheltwort gebraucht wird,) scheint auf frühe volksthümliche Verbreitung zu deuten; als der lateinische Isengrimus (Anf. 12. Jh.) geschrieben wurde, konnte der mönchische Poet die ganze Einkleidung seines Gedichtes nur aus den Volksvorstellungen schöpfen. Diese Vorstellungen mögen die Franken schon auf gallischen Boden mitgebracht haben; in ihren ältesten Sitzen dort, auf belgischem Boden, hat dieser Sagenzweig seine beste Zucht und Ausbildung erhalten. Daß in dem niederländischen Reinaert (V. 2247) der Fuchs sein Leben erkauft durch Anzeige des Schatzes König Hermanrichs scheint eine frühe Localisirung der Sage in Flandern zu verrathen: auf diesen machtsüchtigen König führen die Miracula S. Bavonis schon im 10. Jh. das castrum Gandavum als seine Reichsburg zurück. Ob die ersten Sänger der Kämpfe zwischen Wolf und Fuchs Deutsche Flämingen oder Franzosen waren, scheint uns des Streites wenig werth; welche Sprache sie schrieben, sie gehörten wie die ältesten lateinischen Dichter

223) J. Grimm l. l. Einl. p. CCXCIV. obgleich die Deutung des Namens Reginhart (aus dem Gothischen ragin = Rath) bestritten ist.

224) De vita sua 3, 8. Opp. ed. d'Achéry. Paris 1651.

Digitized by Google

der Thiersage dem dort heimischen, fränkisch niederländischen Volksstamme an, auf den die ganze Natur und Eigenheit dieser Dichtungen, wie ihre Geschichte zurückweist. Diese Dichtungsart konnte zu solcher Entfaltung nur in einem Volke gelangen, in dem ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und ein Sinn für die Dinge des niederen Menschenlebens obwaltete. Das Alterthum kannte in seinen Dichtungen, wie in seiner bildenden Kunst langehin nur den Bezug auf Heroen und Götter; sein Blick war stets aufwärts gerichtet. Das niedere Gebiet der Thierdichtung, der Fabel, überließ die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebte sich mit ihr zu beschäftigen, der die Griechen zuerst lehrte auf Geringere als auf ihres Gleichen zu blicken. Dagegen jene niederländischen Stämme haben diese niedere Poesie mit derselben Vorliebe gepflegt, wie sie später die niedere Malerei, Landschaft und Viehstücke, bevorzugt haben: beides liegt nebeneinander in einer engsten Parallele, und man darf im Reineke nur die Scenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Diese Art Malerei und Dichtung liegt dann, der Natur der Sache nach, wo sie dem Geiste treu bleibt dem sie entsprossen ist, in einem genauesten Bezuge zu der Bildung, dem praktischen und nüchternen Sinne der bürgerlichen Stände, zu politischem und religiösem Freiheitssinne, zu einer Gegenkehr wider alle einseitige Ueberhebung der Ansprüche und der Vorstellungsweisen einzelner, und zwar der höheren Stände und Lebensrichtungen. Es ist daher von einer überraschenden Aufklärung, daß diese Gedichte bei ihrem ersten Heraustreten aus dem Dunkel der Volksüberlieferung, bei ihrer ersten kunsthaften Bearbeitung durch gelehrte Dichter, in dem heftigsten Gegensatze gegen die ersten Ueberspannungen des Standes der Geistlichen und Mönche zu Felde liegen, der sich seit dem 10. Jh. über die anderen Schichten der Gesellschaft zu jener anmaßenden Zeitbeherrschung emporhob von der wir Kenntniß nahmen, und daß sie sich aus dem

schlichten Sinne des Volkes der ascetischen Verzerrung der menschlichen Natur widersetzen. Gleich durch diese erste Bestimmtheit ihrer Tendenzen erscheinen diese Dichtungen schon in die entferntesten Anfänge der deutschen Reformation verwebt, wie denn auch ihre literarischen Schicksale, ihre Verbreitung in Land und Volk, auf einerlei Linie mit den Geschicken der Kirchenverbesserung liegen: man achte nur, wie diese Dichtung in Deutschland allein ein gesichertes Fortleben erhielt, wogegen man in Frankreich trotz der ungeheuren Anstrengungen, die dort für diesen Dichtungszweig wie für die Reformation gemacht wurden, beides fallen ließ und die Früchte verscherzte[225].

Es ist in die Augen fallend, daß in dem Kreise dieser Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptfigur ist, und daß er später erst von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine schlechte Rolle, sehr oft die des Bevortheilten spielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich gesagt, so würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für sich auftrit und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Berührung kommt, sodann aus seinem erst später schärfer gezeichneten besonderen Verhältnisse zu dem Fuchse und aus dem letzten Vortreten des Reinhart nicht zu verkennen sein, daß hier wie in einer zufälligen Personification erst die Geistlichkeit und weiterhin die große bewaffnete Ritterschaft und die späteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten erscheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als großer Vasall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftrit. Nicht, daß ursprünglich in den Thiersagen diese Bezüge sogleich gelegen hätten. Allein die erste Gestaltung eines Thierstaates konnte doch nicht anders, als sie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so mag es wohl sein, was Grimm aus anderen Ursachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß (p. LI.) behauptet,

225) Was Grimm p. XVI. über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, trifft hiergegen nicht den rechten Punct, und ist überhaupt unbestimmt.

Digitized by Google

daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum die Vorstellungen zu beherrschen anfing, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht. Sobald sich nun die Sage weiter ausbildete, sobald man Ereignisse in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, so war es natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal erkannte Abbild desselben im Gedicht stets mehr aufhellte und bestimmter zeichnete. So bemerkte Willems, daß man in den inneren Händeln von Flandern im 13. Jh. unter den Parteinamen der Blaufüße (einem Namen, den der Fuchs noch im Norden trägt) und der Isengrimer die Stände der Bauern und des Adels verstand. Da ferner diese Sagen sehr frühe in die Hände von Geistlichen geriethen, die die lateinischen Fabeln kannten und mit alten Dichtern bekannt waren, so erhielten sie gleich hier eine Gestalt, in der es thöricht ist, den Stoff für die Hauptsache gelten lassen zu wollen. Wir sagten bereits, daß das Aelteste, was wir von erzählten oder geschriebenen Thiergedichten in Deutschland wissen, angewandte Fabeln waren. Noch aus der Zeit vor dem Ausbruch der großen Kämpfe zwischen Kirche und Reich besitzen wir einen lateinischen Dialog in elegischen Versen, einen Streit zwischen Schaf und Flachs, aus der Mitte des 11. Jhs., der wie die nächst zu erwähnenden lateinischen Thiergedichte nach Flandern hinweist[226]; das Gedicht, nicht Fabel noch Mährchen, ist eine eigene mönchische Erfindung, in der die Streitenden sich im Selbstlob ihrer eigenen Vorzüge, im Tadel der Gebrechen des Anderen ergehen in einem Wettkampfe, der von diesen äußerlichen Dingen bis in die sublimsten christlichen Mysterien emporsteigt, zu dem Opfertode des Lammes, mit welcher Anführung das

226) Conflictus ovis et lini. In Haupts Z. S. 11, 215. Der Anonymus Mellicensis (cap. 91) schreibt das Gedicht ohne Grund dem Herrmann von Reichenau zu.

Schaf den Flachs verblüfft, der sich jedoch faßt und in einer bestimmten Parteinahme gegen die rohe sinnliche Transsubstantiationslehre die Bedeutung betont, die bei der steten Erneuerung jenes Opfertodes in der Messe das Linnentuch hat, das in frommer Scheu die Heiligthümer verdeckt. Das Schaf will den Streit, den Mönchen zur Entscheidung geben, der Flachs dem Hofe; sie vereinen sich die Priester anzurufen, das Schaf mit der Clausel, daß man zuvor die Metropolitane berathe. Das Merkwürdigste ist für uns in diesem ganz originellen Thiergedichte die Anwendung auf kirchliche Dinge; das zeitlich Charakteristische die noch harmlose Mischung der heiteren Scherzform mit den heiligsten Dingen. Plumper als hier liegt sie in einem noch älteren lateinischen Gedichte eines lothringischen Verfassers, vielleicht noch aus dem 10. Jh., vor, der Ecbasis[227]), das schon die Thierfabel zu einer unbeholfenen Satire gegen den Mönchstand benutzt. Es behandelt dieselbe äsopische Erzählung, die auch unter den drei Fabeln des Paul Diaconus begegnet, von dem Arzt Fuchs, der den Löwen durch des Wolfes (bei Paul: des Bären) Haut rettet, den Grund der Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs; die Hauptsache aber ist dem geistlichen Dichter die schlecht erfundene Einkleidung, in der er wahrscheinlich seine eigene Flucht aus dem Kloster unter der Fabel eines aus dem Stall entrinnenden Kalbes „per tropologiam" erzählt. Den Wolf als Mönch darzustellen, ist, scheint es, diesen Zeiten schon ganz geläufig; schon in der Ecbasis erscheint er so, und auch im Luparius[228]), der ins 11. Jh. gesetzt wird, wird ihm die Krone geschoren. Diese Vorstellung mag damals unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt worden sein; dazu aber gehört noch eine Zeit wie die der Ottonen gewesen war, wo wir bei Weltlichen und Geistlichen Frömmigkeit und groben Muthwillen einträchtig Hand in Hand gehen sahen; wie dergleichen denn nach den großen Ringkämpfen der päbstlichen und kaiserlichen Gewalt im späte-

227) In den oft citirten lat. Ged. des 10. und 11. Jhs.

228) Grimm. p. 410. Von Marbodus? Endlicher codd. Vindob. I, 171.

ren Mittelalter wieder kehrte, in den Zeiten welche die tollsten und ausgelassensten Späße und Verspottung des Heiligen wieder gestatteten. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht verlor diese Travestie nothwendig ihre Unschuld. Die lateinischen Thiergedichte des 12. Jhs., der Isengrimus und der aus ihm entflossene Reinardus konnten daher diesen arglosen Scherzton nicht mehr festhalten. Ob schon in dem Bruchstück Isengrimus eine solche Schärfe der Satire gegen das Mönchthum gelegen war, wie im Reinardus, läßt sich nicht sagen, so lange man das Ganze nicht besitzt; es läßt sich indeß bezweifeln. Der Isengrimus fällt in das erste Jahrzehnt des 12. Jhs.; sein Verfasser scheint ebensowohl ein Geistlicher als der des Reinardus, jener aus Süd- dieser aus Nordflandern. Er enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel größerer Kürze; das erste Abenteuer dort ist hier von 528 auf 1200 Verse angewachsen. So wenig schon im Isengrim die Sprache einfach, so redselig, so mönchwitzig er schon ist, so ist doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptsache als dort, und einzelne Züge stechen gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die wenigen Verse (53 ff.), die den pulsfühlenden Arzt ganz vortrefflich schildern.

Dagegen ist der Reinardus, aus der Mitte des 12. Jhs., wie jener in elegischen lateinischen Versen, als Gedicht betrachtet ein unleidliches Machwerk. Der Titel ist willkürlich und es sollte billig wie jenes Isengrimus heißen, denn dieser ist der alleinige Mittelpunct. Ueberall erscheint er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchischer Dummheit, Unwissenheit und Gefräßigkeit[229]). Die Handlung, die Erzählung wird zur Nebensache; überall sucht der geistliche Verfasser die ältere Quelle, auf die er in

229) Reinardus Vulpes ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203. Nach Grimm lat. Ged. p. XIX. hat Lachmann den Namen des Verfassers, Magister Nivardus, entdeckt. Vgl. Willems im belgischen Museum 1842. 4. Lieferung. p. 426 f.

einigen Stellen (wie 3, 1879) hinweist, zu benutzen zu Ausfällen auf die Habsucht der Geistlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Klosterleben, auf Rom und seine geistliche Obergewalt (praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes Defuerunt testes, est data Roma Petro) und seine Geldgier. „Ein bitterer Spott" sagt Grimm, „ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen und weder das Oberhaupt der Kirche, (persönlich wird Eugen III in seinen Verhältnissen zu Konrad und Roger mit feindseligen Entstellungen angegriffen) noch anderer hervorragender Bischöfe, namentlich des Mannes, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geschont;" besondere Rücksichten, meint Grimm, nähere Verhältnisse seines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten dem Dichter den Mund geöffnet haben. Die Zeit aber, die Gegenden, welchen das Gedicht angehört, erklären uns die heftige Parteinahme gegen den päbstlichen Stuhl und gegen die übereinander gehäuften ascetischen Tendenzen von Cluny und Citeaux hinreichend. „Der Dichter war kein gottloser Spötter, sondern ein Mann, der fromme Geistliche ehrte, wie seine Lobpreisung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins (von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er sich darstellt. Auch dieses spricht für seinen geistlichen Stand. Und denkt man sich ihn (die Aebte, die er lobt, sind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Cistercienser zuwider war, so scheint seine Heftigkeit gegen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich." So sehr man übrigens in den allgemeinen Puncten seiner Satire mit dem Dichter übereinstimmen, und wie gern man seine allzu eifrige Derbheit und die Parteisucht seiner Personalsatiren und Panegyriken der Natur der Zeiten zu gut halten möchte, so scheint doch ein unschöner Charakter in dem Poeten vorzublicken. Seine Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen gut angewandt sein; aber die Freiheit der Spottsucht geht doch stellen-

weise gar zu weit, wenn z. B. die Apostel einfältig gescholten werden, weil sie die Grundsätze einer frivolen Predigt (p. 190) nicht theilten; nirgends ist Maaß und Schonung; in dem Ausmalen schlüpfriger Stellen ist wo möglich noch weiter gegangen als in den französischen Thierschwänken. Es steigt eine Stufe zu tief, wenn hier, wie im Renart und im deutschen Reinhart, alle Streiche, die von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßsucht fließen. Man sollte meinen, es leuchtet aus dieser Beredtsamkeit eine gewisse Schadenfreude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Isengrim zu plagen und zu schinden. Wenn scholastische Philosophie, wenn Bekanntschaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Lateln und einzelne Beschreibungen einen Dichter machen, dann mag man den Verfasser des Reinardus loben. Allein diese breite Redseligkeit, dieses Haschen nach Phrasen und Antithesen, diese Sophistik, Wortspielerei und schale Witzelei, diese Vernichtung jedes guten Gedankens durch stete Wiederholung, diese gedehnten Reden zwischen Zwölf und Mittag die jeden Gang der Handlung stören, diese gerade Ironie, welche ermüdend das Laster preist und erhebt, das Alles zu bewältigen, durch den ungeheuersten Wortschwall die dünnsten Thatsachen festzuhalten und an ihnen sich zu vergnügen, dies ist mehr als man selbst einem Zeitgenossen des flandrischen Geistlichen zumuthen könnte. Wenn Grimm meinte, die beißende Satire habe die lange Unterdrückung und Vergessenheit des Gedichtes verschuldet, so könnte dieß eben so wohl durch die ganze Weise der Ausführung veranlaßt sein. Mone hatte bei Herausgabe des Reinardus eine ältere Quelle mehr erzählender Natur vermuthet; sie hat sich im Isengrimus gefunden. Geschichtliche Anspielungen auf frühere Begebenheiten leiteten dabei; und Mone hat mit dem Reinardus die Vermuthungen weiter verfolgt, die Gerard vorlängst[230]) über die historischen Beziehungen der Fuchssage aus-

230) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800. Mone's Entgegnungen gegen Grimm, Raynouard und einige Stellen unserer ersten Ausgabe s. Anzeiger VI, 28.

gesprochen. Diese geschichtliche Deutung hat bei J. Grimm und Raynouard Widersprüche, bei Andern wie bei Willems Beifall gefunden. Anspielungen auf geschichtliche Personen und Begebenheiten sind in der Thiersage immer als wahrscheinlich angenommen worden; den bestimmten Deutungen im Einzelnen beizutreten, kann man in der Geschichtschreibung, wo das Sichere und Gewisse gesucht wird, nicht wagen, ehe entscheidende Zeugnisse gefunden werden. Doch wird man der historischen Deutung des Kerns unserer Fuchssage geneigter werden, wenn man die Anwendung der Allegorie in den Poesien aller rohen Zeiten genauer beachtet, und in dem erneuten historischen Volksliede im 14.—15., ja selbst im 17. Jh. die durchweg entschiedene Neigung bemerkt, geschichtliche Verhältnisse und Personen in Thierallegorien zu kleiden; wozu nun das freilich geringe Beispiel in der Ecbasis hinzukommt, die dieser Tropologie ausdrücklich geständig ist.

Schon im 12. Jh. war eine alemannische Bearbeitung des Reinhart Fuchs von dem Elsasser Heinrich dem Glicheser (Gleisner) bekannt, die wir vollständig nur in einer Bearbeitung des 13. Jhs. kennen[231]. Vor nicht langen Jahren fand sich ein Bruchstück des alten Gedichtes[232], das ungefähr ein Drittel der Dichtung umfaßt, und aus dessen Vergleichung sich ergab, daß der Ueberarbeiter dem Originale, das man um 1170 setzt, treu blieb und nur einige veraltete Ausdrücke tilgte. Das deutsche Gedicht, das der erste Dichter in einer Travestie des Titels der Nibelungen, die er auch sonst kennt, das Buch von Isengrims Noth nannte, ist aus dem Französischen übersetzt, nach einem verlorenen Originale, das (älter als das älteste in dem Roman du Renart) in den Anfang des 12. Jhs. zurückweisen würde. Es ist eine Zusammenreihung von 16 ursprünglich getrennten Erzählungen, darunter die fünf ersten Fabeln sind, in welchen der Fuchs durch andere Thiere geprellt wird; dann erst

231) Im Koloczaer Codex altd. Ged. Pesth 1817. Hergestellt von J. Grimm a. a. O.

232) J. Grimm, Sendschreiben an K. Lachmann. 1840.

Digitized by Google

beginnen die Kämpfe zwischen Fuchs und Wolf, in welchen der List die rohe Kraft des Letzteren zum Opfer fällt, der anfangs als ein großer Herr eingeführt wird und dann um Küchenmeister zu werden sich mönchen zu lassen einwilligt. Die Erzählungen des Reinhart sind einfacher, naiver, conciser als die des erhaltenen Renart; Züge der Armuth und Albernheit entstellen doch auch ihn schon, wie die französischen Thierschwänke überhaupt. Es ist widrig, wie zu den Abenteuern der beiden Helden stets der Hunger den Anstoß geben muß, wie in Beider Händeln die Unzucht des Fuchses mit Dame Hersent den Mittelpunct bildet, wie die Schandthaten des Fuchses, der Feinde und Wohlthäter verdirbt und zuletzt den König Löwen selber vergiftet, nutzlos vermehrt sind, wie die Heiligen und ihre Legenden herein und herabgezogen werden: da wo die Mönche den todgeglaubten Wolf, den sie nach der alten Regel geschoren finden, als einen Heiligen betrachten oder wo die selige Henne als eine Heilige vor dem Angesicht des Herrn erkannt wird, da der Hase auf ihrem Grabe schlafend vom Fieber genest. Man sieht wohl: wie alle die erhaltenen Branchen des französischen Renart, so ist auch diese älteste, nur in deutscher Uebersetzung erhaltene, in der Manier des Fabliau's, des Schwanks behandelt.

Die Verbreitung und Ausdehnung des Renart in Frankreich ist außerordentlich groß. Außer den beinahe 42,000 Versen, welche der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat man noch den Renart couronné (um 1252), den Renart bestourné von Rutebeuf, den neuen Renart von Jaquemars Giélén (um 1290), und den schmutzigen Renart contrefait aus dem 14. Jh., der, von fast ebenso großem Umfang wie der von Méon edirte Roman, noch elender sein muß als das elendeste was gedruckt ist[233]). Eine solche Masse hat freilich Deutschland nicht entgegenzusetzen; wo dagegen der an-

233) Auszüge bei Legrand d'Aussy, und in Tarbès poètes du, Champagne antér. au siècle de François I. Reims 1851.

fangs nur in einem Dialekte erschienene Reineke eine Verbreitung erhielt, die es beweist, daß der Deutschen größeres Interesse nur später kam aber länger ausdauerte als das der Franzosen, und daß es sich auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbeitung beschränkte, während diese ewig nach Neuem trachtend schale Wiederholungen schufen und so zu einer ästhetischen Vollendung dieser Dichtung nicht gelangten. So charakteristisch ist diese Richtung der Franzosen, daß sie auch für die Ausgabe von Méon ein ganz entsprechendes unkritisches Verfahren an die Hand gab: aus zwölf Handschriften hat er seine 32 Branchen in willkürlicher Ordnung zusammengestellt, so daß ein einziger Faden die verschiedenen Zweige verbindet, die aus verschiedenen Zeiten und von sehr verschiedenem Werthe sind. Wenn Grimm (p. CXVI.) die nordfranzösischen Gedichte der Thiersage ergiebigste Ader nennt, so mag das gelten; er nannte sie aber auch ihre lauterste Quelle: die wir nur in dem niederländischen Reinaert finden können, obgleich er nach neueren Untersuchungen aus den trüben französischen Quellen abgeleitet ist. Wenn Paulin Paris die niederländischen und niederdeutschen Gestaltungen der Sage, weil sie das Gepräge des französischen Geistes nicht tragen, verächtlich in Schatten wirft, so giebt er selbst zugleich den Maasstab für seine Urtheils-Weise und Fähigkeit; daß sich Renart das Leben rettet durch die Kreuznahme, das dünkt ihn ein ächterer (weil französischer) dichterischer Zug, als daß Reinaert durch den Verrath des Schatzes König Hermanrichs entkommt, was er aegri somnia nennt!

Die neueren Untersuchungen, auf die wir uns berufen[233]), haben in dem Wirrsal der Ausgabe Méon eine Ordnung herzustellen gesucht: in dem Prologe und in den Branchen 5—7. 15. 1 (4—5) und 19, und wieder in 2—4. und 24. hat man zwei ursprünglich zusammengehörige Ganze gefunden. Von Verfassern nennt nur die

233) Jonckbloet, Étude sur le roman de Renart. Groningue 1863. Vgl. J. Grimm in den Gött. Gel. Anz. 1863. St. 35, die letzte Arbeit des unvergeßlichen Mannes.

Branche 28 einen Normannen Richard de Lison (eine andere Hſ. Robert Grinan;) und in den Eingängen der Br. 1. 11. 20 ist Pierre aus St. Cloud als der Dichter angegeben; nur daß sich nach eben jenen neuesten Forschungen die „literarische Bagage" dieses Mannes innerhalb des Renart bedeutend über diese ihm namentlich zugeschriebenen Stücke hinaus erweitert[235]. Sie würde sich hiernach über vier in dem Roman bei Méon bunt zerstreute Thierdichtungen erstrecken, deren beide erst verfaßten und kürzeren, (Br. 25 und 29ᵃ), in welchen der Poet seiner in Wahrheit platten und unfeinen Erfindungen am meisten froh ist, sich am weitesten von den alten Ueberlieferungen entfernen; das dritte größere Werk vom Fuchse würde sich aus den Branchen 11. 9. 10. 30. 26. 20ᵇ. 19 und wahrscheinlich einem Theile der 8. zusammensetzen; höchst bezeichnend und alles sagend ist dann, daß Pierre nach seinem eignen Geständnisse[236] das Beste des ganzen Stoffes, eben das was sich der niederländische Dichter des Reinaert allein aushob, erst zuletzt ausarbeitete, den Prozeß des Fuchses, dessen Inhalt jetzt in Br. 20ᵃ. 21—23 und 32 zerstreut liegt[237]. Eine Reihe der Branchen, auch der Pierre'schen, berufen sich auf ältere Schriften und Bücher, wie sie z. Th. in den Quellen des deutschen Reinhart nachgewiesen sind; lägen sie zur Vergleichung vor, so würde sich in Pierre's Bearbeitungen im Einzelnen das Bestreben zeigen, in Nachahmung der Ritterromane, in der virtuosen Manier eines Crestien von Troies, durch geschmeidige Erzählkunst dem aristokra-

235) Jonckbloet a. a. O. p. 338 f.

236) Ed. Méon. V. 9649.

Perroz, qui son engin et s'art
mist en vers fere de Renart
et d'Isengrin son chier conpere,
lessa le micz de sa matère,
quant il entr' oblia les plez
et le jugement qui fu fez
en la cort Noble le Lion.

237) Wir verhalten uns hier blos berichtend, da uns nicht obliegt, die Unordnung in dem franz. Renart in Ordnung zu verwandeln. W. Knorr (die 20. Branche des Roman du Renart etc. Eutin 1864) kommt zu dem Ergebniß, daß Br. 19. 20ᵇ—26. 29. 24. 32 unter Benutzung anderer Branchen wesentlich nach 20ᵃ gearbeitet sind.

tischen Geschmack der vornehmen Leser der Ritterepen auch in dieser Genredichtung zu genügen, die ihrem Stoffe und ihren Zwecken nach jenen Kreisen fern lagen; wie denn in Deutschland bei keinem der höfischen Dichter der Thiersage Erwähnung geschieht, sogleich aber bei Thomasin, der sich aus den höfischen Aventiuren so viel nicht macht. In der Ausbildung der Manier des Fabliau, des Schwanks, in gewandter Sprache, in lebendiger Auffassung der kleinlebigen Welt der Thiere bewährt Pierre das natürliche Talent der Franzosen in leichter freier frivoler Darstellungskunst. Dann aber verführt auch die redselige, weitläufige Schreibweise dazu, daß dem Dichter Schwank und Schnurre um der bloßen Unterhaltung willen zur Hauptsache wird[238], daß er den innern Sinn den die ganze Gattung in sich barg und den Ton einer größeren eposartigen Dichtung gleichmäßig verfehlt. Er verfiel nicht gerade dem Fehler des anderen Poeten, der (im Eingang des großen Romans bei Méon) sich glaubt über seinen Gegenstand stellen und seine eigene Weisheit auslegen zu sollen, indem er auf die Thorheit der Annahme einer vernünftigen Thierwelt hinweisend den Hauptcharakteren eine sittlich-sinnbildliche Bedeutung gibt und damit der poetischen Täuschung sogleich ein Ende macht; wohl aber hat es jener Protagonist unter den französischen Thierdichtern darin durchweg versehen, daß er um der flachsten Späße willen seine Thiere äußerlich und innerlich weit zu sehr vermenschlicht, sie als Herren und Barone in Kleidern und Waffen, besport und beritten, aufführt und Schlachten liefern und Festungen belagern, dicht daneben aber sie wieder in ihren kleinsten thierischen Eigenthümlichkeiten, den Hahn singend mit Einem geschlossenen Auge, die Katze mit ihrem Schwanze spielend erscheinen läßt. Aus diesem Verfahren, die Thiere in Werk und Weise den Menschen gleichzu-

---

238) Br. 11 im Prolog:
Pierres, qui de Saint-Clotz fu nez,
s'est tant traveillez et penez
par proière de ses amis,
que il nos a en rime mis
une risée et un gabet
de Renart —

rücken, sie in steten Verkehr mit Menschen zu bringen, Menschen betrügen und mishandlen zu machen, ergiebt sich eine Häufung thörichter Erfindungen: äußerlich, wie in der breiten Schilderung der Belagerung von Maupertuis (Br. 20[b]); innerlich, in der durchgehenden Weise, wie hier, um den ritterlichen Lesern zu gefallen, bei jenen Berührungen der Thiere mit Menschen, mit Bauern vorzugsweise, diese letzteren allein und immer übel mitgenommen (houcepigniez = houspillés) und der Schadenfreude Preis gegeben werden. Die Gegenkehr gegen das ascetische Treiben der Mönche und die Anmaßungen der Kirche sahen wir in den ursprünglichsten Tendenzen des Thiergedichtes gelegen; die übertriebene Lästerlichkeit aber, wie bei Pierre und in dem ganzen Renart das Heilige verhöhnt, alles Religionswesen überhaupt entwürdigt, Schwören und Fluchen unter allen Heiligennamen übertrieben wird, wie man nicht scheut jedes Heiligthum profaniren, die Hostien (Br. 9) von dem Fuchse auffressen zu lassen u. s., dieß geht weit über die Grenzen einer selbst laren Sittlichkeit, eines selbst groben Geschmackes hinaus. Von dieser Seite her haben übrigens die Thiergedichte Pierre's von St. Cloud neuerdings eine ganz unerwartete Aufklärung erhalten, die für die geschichtliche Bedeutung dieses Dichtungszweiges, die wir hauptsächlich betonen, voller Aufschluß ist. Was den Ergebnissen dieser Forschungen noch von Unsicherheit und Vermuthung anhängt, möchte man gern in Gewißheit erhoben sehen; aber auch jetzt schon ist der Kern derselben so sicher gestellt, daß auf den Dichter, von dem man früher nichts als den Namen wußte, ein merkwürdiges biographisches Licht gefallen ist. Seine Dichtungen liegen nach mancherlei Anspielungen in der Zeit Philipp Augusts an der Scheide des 12. und 13. Jhs. Wenn (wie Jonckbloet will) die Br. 25 von ihm ist, so war er Priester in la Croix en Brie, einer Gegend, auf die auch einige örtliche Anführungen in seinen Dichtungen hinweisen. Um 1190 vertrieb der König die Prälaten seines Reiches aus ihren Sitzen und Einkünften, weil sie sich dem Interdicte des päbstlichen Legaten ge-

fügt hatten: eine Maasregel, bei der möglicherweise sein Rath, der Bruder Bernard, früher Prior von Grandmont, betheiligt war, von dem man glaubt, daß ihn Pierre unter dem Namen des Erzpriesters Bernard verspottet habe, mit dem er zuletzt den Esel belegte, der in seinen früheren Dichtungen einen anderen Namen führte. Denn Pierre war wahrscheinlich von jener Maasregel mitbetroffen und mag dann eine Weile in Artois, Flandern und der Normandie gelebt haben, den Gegenden, in welchen sich vorzugsweise die Oertlichkeiten finden, die er gelegentlich erwähnt. Dorther mögen sich auch die mancherlei deutschen und angelsächsischen Worte erklären, die in seinen Thierschwänken begegnen, welche er dort „auf Bitten seiner Freunde" (s. Note 238) verfaßte. Man fragt unwillkürlich, wer diese Freunde waren? Der Kaplan Philipp Augusts, Wilhelm von Bretagne[239], erzählt von den Ketzereien der Anhänger Amalrichs von Chartres, welche die Sacramente des neuen Bundes für beendet in jenen Tagen erklärten, da die Zeit des h. Geistes begonnen habe, durch dessen Gaben Jeder innerlich ohne äußere Handlungen selig werden könne. Die Tugend der Liebe hätten sie in einem so weiten Sinne gefaßt, daß Wollust und Buhlerei in ihrem Namen gut geheißen wurde. Die freche Verspottung der Sacramente bei Pierre, seine unverhüllte Sittenlehre in geschlechtlichen Beziehungen, seine Vorliebe für die behaglichste Behandlung der unzüchtigsten Scenen würde allein glaublich machen, daß Pierre einer solchen Secte angepaßt habe; man weiß zum Ueberfluß[240], daß der 60jährige Priester Petrus de Sancto Clodovaldo unter der Anzahl der eingefangenen Ketzer war, deren ein Theil 1209 in Paris verbrannt wurden, während Petrus der Todesstrafe dadurch entging, daß er sich schon vor seiner Verhaftung zum Mönche gemacht hatte: Jonckbloet vermuthet, daß die Br. 24 des Renart, wo Bernard von Grandmont für das Leben des Fuchses

239) Guillelmus Armoricus, de gestis Phil. Augusti. Im Recueil des hist. des Gaules et de la France. 17, 83.

240) Aus Cäsarius von Heisterbach Dial. mirac. 5, 22.

bittet, der sich mönchen werde, einen Stich auf dieses Fuchsstück Peters enthalte. So würde die Ketzerei jener Zeiten, die mit der steigenden Bigotterie und Unbildung in dem Körper der Geistlichkeit auftrat und Schritt hielt, und sich damals weit über England und Frankreich, über Deutschland und Böhmen ausbreitete, in einem Dichtungszweige der von Haus aus dazu angelegt war, es würde die Ketzerverfolgung in einem Dichter, der die gefährliche Seite dieses Dichtungszweiges aufs äußerste überspannte, eine eigenthümliche Vertretung erhalten.

Wie ganz anders ist dagegen, sei es in sittlicher oder religiöser oder ästhetischer Beziehung Maas gehalten in dem niederländischen Reinaert[241])! Den ersten Theil dieses Gedichtes (den Text der Comburger, jetzt Stuttgarter Hs.) hielt Willems für ein Werk des 12. Jhs. und für original flämisch. Beide Annahmen haben sich unhaltbar erwiesen[242]): der Reinaert ist nur eine allerdings sehr freie und selbständige, stellenweise doch wörtliche Uebersetzung der 20a. Branche des französischen Renart und nicht vor 1200—20 geschrieben. Was gleichwohl an diesem Werke original flämisch ist und bleibt, das ist die Reinheit und der Geschmack, die Freiheit und zugleich die Beschränkung in der Behandlung des Stoffes, das Eigenartige in den Modificirungen und Motivirungen der Ueberlieferung, wodurch der Umarbeiter sein Werk weit über die französischen Thierschwänke emporgehoben hat. Denn diese Arbeit hängt in sich so fest zusammen, giebt eine so vollkommene Befriedigung, hat einen so entschiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre deutlicher hervortretenden Werth, erschöpft so sehr den Grundgedanken der sämmtlichen Thierdichtung, daß nur Ein nicht geistloser Nachahmer um die Scheide des 13. u. 14. Jhs. auf den Gedanken kam, dies ursprüngliche Gedicht, das schon vor 1280 von einem Balduinus in eine moralisirende Para-

241) Uebersetzt von Geyder. Breslau 1844.

242) Jonckbloet, Van den Vos Reinaerde Cap. VI. p. CXVII ff.

phrase (in lateinischen Versen) umgearbeitet war,[243] mehr zu wiederholen als weiter zu führen in einer Fortsetzung, deren Stoff gleichfalls aus französischen Quellen entnommen ist.[244] Aus diesem vereinten Werke, das man nach Grimms Bemerkung bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erwuchs, nach dem Durchgang durch noch ein Mittelglied, der niedersächsische Reineke, dessen Verschiedenheiten, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen sind, und der dann der Schlußstein des Ganzen geblieben ist. In Deutschland erlebte er bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen; hochdeutsche Uebertragungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, aus dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willem ausgegangene Gedicht! Der kühnste poetische Schöpfer der neuern Zeit hat es nicht unwerth seiner Muse geachtet, ihm neuhochdeutsche Sprache und klassische Form zu geben und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen! An diesem alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeschmack überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte!

Aber welch ein Werk ist auch dieser episch streng abgerundete Reinaert gegen die willkürliche Schwänkekette des Renart! Der niederländische Dichter kannte die wälschen und lateinischen Bücher und die

---

243) Reinardus vulpes. ed. Campbell. Hague 1859. ed. Guill. Knorr. Utini 1860.

244) Sein Werk ist der Text der von Willems sog. holländischen (brüsseler) Handschrift. Es wird wohl immer zweifelhaft bleiben, ob der Willem, der in dem verderbten Prologe als Verfasser, zugleich als Dichter eines „Madoc", eines wälschen Sagenstoffes scheint es, genannt wird, der Dichter des Originals oder der Umdichter sei. Willems suchte den Umarbeiter Willem in Willem Utenhove, einem Geistlichen von Aerdenburg in Flandern, der vor 1280 schrieb; in einem Wilhelmus physicus vermuthet ihn Serrure, Vaderlandsch museum 2, 251.

im Volke umgehenden Sagen, aber er wählte die Masse beherrschend aus ihr aus, was seine Dichtung zu einer poetisch abgeschlossenen Welt machte, in die sich vor Allem keine Thierfabeln einmischen, von denen die französischen Branchen überladen sind. Ueberall wo dies geschah, da ist der innere Gang gestört, weil diese vereinzelten Stücke in sich zu wenig epische Anlage haben, um sich ohne Zwang einzufügen; dazu trugen sie überall in den Dichter einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier in diesen ächten Thiermährchen. Indem der Dichter streng den Kreis der äußeren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere verfolgen; sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, daß sie in den Vordergrund träten oder mit den Thieren sich unterhielten und Händel mit ihnen abschlössen wie im Renart. Der Takt des ältesten Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punctes auch seinen Nachfolger und Fortsetzer entschieden bestimmt. Noch scheint uns aber diese Reinigung des Bodens bei weitem nicht das größte Verdienst des Dichters. In der Fabel und Parabel braucht auf Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten aller Art beilegt. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaf mag sich voll christlicher Selbstverleugnung zum Opfer darbieten. Aber in einer handelnden Welt konnte dies nicht geschehen; hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didaktischen Gedichtes. Auch fiel in der That keinem Poeten in dieser Gattung ein, die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrebungen heraustreten zu lassen; selbst die französischen und lateinischen haben keinem ihrer Geschöpfe edlere Handlungen geliehen oder höhere Beweggründe untergelegt. Nicht so, was das Intellectuelle angeht. Wie sollte man es auch einem Fabliauerzähler zumuthen, daß er, wo er

einmal einen theuren Witz hatte, ihn nicht ausbieten solle? wie konnte man also erwarten, daß er seine Thiere nicht jederlei Gedanken solle aussprechen lassen, die sein eigenes Hirn erzeugte? Der Dichter des Reinaert dagegen hat es über sich vermocht, sich aus der Erzählung zu entfernen. Indem er uns allein mit dem Gange seiner Begebenheiten und dem Treiben seiner Thiere fesselt, verschmäht er mit sinnbildernder, moralischer oder gelehrter Weisheit seine Leser zu behelligen; mit dieser verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Wesen der Thiersage in sich aufnehmen und so die rechte Form mit dem rechten Geiste beleben. Er gab seinen Thieren all die menschliche Einsicht, die zu jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden sollte; eine Einsicht, welche Ueberlieferung, Gewohnheit und angeborner Instict von selbst an die Hand geben. Er hütete sich, seinen Thieren zu ihren Handlungen bestimmte Beweggründe zu leihen. Gab er ihnen die viehischen, welche der Verfasser des Reinardus ihnen beilegte, so fiel er ins Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, so fiel er in das Willkürliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzosen; gab er ihnen grundsätzlich bewußte Schlechtigkeit, so war die milde Ironie kaum festzuhalten. Er ließ ihnen daher die thierischen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menschen die Quelle des Schlechten und Guten sind. Der Fuchs geht hier nicht aus Feindschaft gegen den Wolf auf dessen Unglück, sondern ohne andere Ursache als den Drang seiner schadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umständen ist er ein beichtender Sünder, unter Umständen ein sündiger Beichtender; er scheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann ist er ein leichtsinniger Gatte und Sohn, der unter Umständen sein Weib vergißt und die Gebeine seines Vaters lästert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber übt seine losen Streiche nicht nur des Vortheils willen, sondern aus Leichtsinn, selbst wo sie seine Gefahr vermehren. Dies scheint das wahre Bild des gemeinen Menschen, der keine inneren Grundsätze kennt, und nicht einmal des gemeinen schlechten Men-

schen, sondern des Menschen, wie er gemeinhin sein würde, wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firniß der Welt, was die Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen ließ, abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueberlegenheit seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und ist das thätige Princip in diesem Kreise, der Wolf und die Anderen erscheinen dann mit ihrer Beschränktheit und Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der Welt der Menschen leider nicht anders, und wenn gefühlvolle Leser dies auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen, so mögen sie beachten, ob sie sich nicht von Folgendem irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil das Christenthum die Kunst allzugut verstehen machte, die Blößen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung eine Oeffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich macht wie im Alterthum; und dann empört alles Schlechte, das wir von Menschen an Menschen verübt sehen, uns als Menschen stärker, selbst wenn wir gerne fähig wären unter Umständen das Nämliche zu thun, und in unserer Leidenschaft dünken wir uns dann besser als wir sind. Allein hier in dieser Thierwelt wird, wie Lessing in Bezug auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar nicht oder wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins Spiel, unser Abscheu auch nicht, denn Jeder wird sich ertappen, daß er für den Bösewicht Reinhart Partei nimmt: wie es uns auch leicht in der Geschichte so ergeht, daß uns überlegene kräftige Charaktere fesseln, die wir in der Gegenwart, wenn uns ihre Grausamkeit näher treffen könnte, verabscheuen würden. Wir finden also in unserem Inneren den Grund, auf den dieses ganze Gemälde gezogen ist; wir nehmen den Eindruck, den es macht oder zu machen fähig ist, darum ganz, und ganz ungetrübt auf. Hier trit wieder von einer anderen Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von Menschen als mithandelnden Personen in die Thiersage liegt. Indem nun der Reinaert überall

mit unvergleichlichem Maße und Takte seine grundsatzlosen Geschöpfe immer nur so handeln läßt, wie sie nach ihren Trieben handeln können, indem er sie nur in solche Lagen bringt, die dem angemessen sind, so mußte er nothwendig auch ihre Intelligenz begrenzen und dem Ausdrucke und der Sprache einen passenden Charakter geben. Natürlich also fiel alles Vernünfteln, aller Witz, all das subtile, sophistische Geschwätz bei Lateinern und Franzosen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen, aller größere Ueberblick, alle Grundsätzlichkeit konnte nicht dienen. Es ist daher ganz vortrefflich, daß die Thiere hier blos im Tone der täglichen Unterhaltung reden, aber stets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialste legen, welche auch der Spießbürger nie abstreift. Wo sie sich über Hunger und Durst erheben, da sind es Gemeinplätze, die sie reden; und die Bedeutung derselben hat man immer gefühlt, wenn auch nicht verstanden, man hat sie ausgezogen, mit gesperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches gesucht. Während jene Thiere der französischen Gedichte häufig in ihrer Thierheit tölpelhaft sich anstellen, mehr als es die ihnen verliehene Weisheit gestattet, so reden sie hier — und so ist es bei neun Zehnteln der gewöhnlichen Menschen — immer viel gescheidter, als sie sind und wissen. Es liegt über dem Richtigsten und Wahrsten, was sie sagen ein — ich weiß nicht was von dummtreuer Philisterei, die nicht feiner geschildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität seiner Geschöpfe ziehen mußte, waren gefährlich; leicht konnte die unerträglichste Langeweile daraus folgen, allein er wußte sich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen eben jene Altklugheit lieh, die sich so gut mit diesen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren versehen. Der Dichter des Reinaert würde seinem Helden nicht leicht die Beichte in den Mund gegeben haben, in der Art wie sie der zweite Theil im Reineke enthält, so vortrefflich sie an und für sich ist, weil sie viel zu sehr auf völlige Bewußtheit im Handeln und Denken deutet. Auch ist diese Beichte noch in Willem's Fortsetzung weit verschieden von der Bearbeitung im Reineke. Göthe hat es darin versehen, daß er diesen

Fehler im Reineke noch weiter trieb; eben in jener Beichte redet zuweilen aus seinem Fuchs eine vornehme, achselzuckende Weisheit, die immer noch auf etwas Tieferes und Geheimgehaltenes schließen läßt; obwohl man zugeben muß, daß der ursprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe bewahrt ward, was in seiner Zeit und Sprache gewiß sehr schwer war. Denn das darf man nicht vergessen, daß die platte Volkssprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Unterhaltung hervorzubringen; so wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angesehen werden darf, daß sich die niederdeutsche sonst in aller Dichtkunst wenig hervorgetretene Mundart dieses Gegenstandes gerade mit so vieler Ueberlegenheit bemächtigte[245]. Diese bloße Besonderheit des Dialektischen stellt, schon der äußeren Form nach, diese Genredichtung zu dem vornehmen Rittergedichte der Zeit in den größtmöglichen Gegensatz, in dem uns dann die kleine und ausführende Manier der Darstellung (das natürliche Ergebniß des Stoffes), gegen den prunkenden oder gleißenden Stil und Inhalt des ritterlichen Epos gehalten, überall festbannt. Gegen die weite und unbestimmte Bühne in diesen Erzählungen menschlicher Thaten, wo man bestimmte Sitze erwarten sollte, steht hier, wo man jede Unbestimmtheit gelten lassen würde, oft die festeste Oertlichkeit; gegen die schale Flachheit jener Helden diese scharfgezeichneten Thierindividuen; dem pomphaften Wesen jener Ritterwelt gegenüber diese alltägliche Gemeinheit; statt des hohen Kothurns der niedrige Soccus; statt der träumerischen Sehnsucht dort das ver-

245) So daß man von allen späteren Umarbeitungen nichts Besseres sagen kann, als was Lauremberg vor langen Zeiten darüber gesagt hat:

Man hefft sich twar thomartert dat boek tho bringen
in hochdütsche spraek, men ydt wil gantz nicht klingen.
Idt klappet yegen dat original tho recken,
als wenn man plecht ein stücke vul holt tho brecken,
edder schmitt einen olden pott gigen de wand;
det maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke eigenschop dersülven rede,
welcke de angebahrne zierlichkeit bringt mede etc.

gnüglichste Behagen hier. Wo dort Alles Wunder und Ueberraschung ist, fließt hier Alles in der ebensten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbstruhm dort, desto mehr Schlechtigkeit und Selbstruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge gesteigert ward, desto unverschämter verspottet man sie hier; dort kennt man das gemeine Bedürfniß nicht, hier dreht sich Alles um dies Eine; dort ist die Liebe erhaben und ätherisch, hier ist sie viehische Unzucht; und als ob sich Alles vereinigen wolle, gegen jenes so oft mühselige Stammeln der ritterlichen Poeten, hier diese gelöste Zunge, diese Kraft der Darstellung, diese reizende Leichtigkeit, diese stets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweiligen Materie die Frische ausgeht, die Sprache stockt und der Reim lahmt und Lücken füllt. In dem innersten Puncte, der Zeichnung der Charaktere und der Begründung ihrer Handlungen steht dieser durchgehende Gegensatz auf der feinsten Spitze. In nicht wenigen der ritterlichen Romane werden wir, ganz entsprechend den geschichtlichen Zügen jener Zeiten, die Unterlage einer völligen Grundsatzlosigkeit im Handeln finden. Wo dies in den Poesien vorherrscht, da bedingt es die völlige Werthlosigkeit derselben. In den besseren epischen Gedichten ringt der ritterliche Dichter oder sein Held allerdings zuweilen nach Grundsätzen und kann sich dabei meist nicht zurechtfinden; es muß schon ein Gottfried von Strasburg sein, der zu der Einsicht kommt, daß er, dem Charakter jener Stoffe nach, seinem Helden geradezu allen Grundsatz am besten wegnimmt und ihn als Spielball von Geschick, Zufall und Leidenschaft schildert. Jene Gedichte zeigen also ein mühsames, meist fruchtloses Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale; das Thierepos aber vergräbt sich recht in den Mangel aller leitenden Grundsätze und weiß und ahnt deren keine. Dort ist ewiger Wechsel von Lieb und Leid, und in das schönste Glück ist Bitterkeit von der Natur schon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs lustigste her, und selbst das Unglück wird nicht so ernst empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das höhere Streben im Menschen immer mit sich führt, hier

Digitized by Google

nur auf die ungestörtere Lust, die den niederen Ständen trotz ihrer äußeren Geplagtheit weit mehr eigen ist. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen wir uns innerlichst erquickt und befriedigt. Der Reinaert steht gegen die ritterlichen Epen und Romane in demselben graden Gegensatze, wie Aristophanes gegen die griechischen Tragiker. Wie dieser dem ernsten Drama und seinen heroischen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihrer Gesunkenheit im schneidendsten Widerspiele entgegenstellt, so dieses Gedicht ein gemein menschliches Treiben dem sublimen der epischen Helden. Die Erhabenheit des alten Drama's zwang Alles, was sich ihr entgegensetzen wollte, ins Komische; anders war es hier, wo in den Epen keinerlei Erhabenheit zu finden ist, weil immer die Gegenwart selbst ihr Boden war, die sie nur in einen übermenschlichen Glanz stellen. Das Thierepos entzog daher dieser nämlichen Gegenwart selbst noch das Menschliche, um sie eben so eine große Stufe herabzusetzen, wie sie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit so außerordentlichem Glück gewonnener Boden, ein darauf so fest und sicher gegründetes Gebäude mußte sich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweisen, wie die unsterblichen Werke des atheuischen Komöden.

Digitized by Google

IV.

Uebergang zu der ritterlichen Poesie der staufischen Zeit.

1. Kreuzzüge.

Wir sind in der Besprechung einer Reihe von literarischen Erscheinungen bereits dem Zeitpuncte voraus geeilt, da die Kreuzzüge begannen den Mittelpunct der Weltereignisse zu bilden; es ist Zeit, daß wir unsere Aufmerksamkeit ihren Einwirkungen auf die Geistesbildung des Westens zuwenden, die das Eigenthümlichste und Zeiteigenste in dem Charakter der mittelaltrigen Dichtung erst hervorgerufen haben. Den Deutschen lagen die mächtigeren Impulse zu den Kriegsfahrten ins heilige Land am fernsten. Die Kriege mit dem Islam im Südwesten und im Süden hatten seit Karl Martell für sie die dringende Gefahr verloren; dazu waren sie in ihren Kämpfen mit den Heiden an ihren östlichen Grenzmarken in eigenen Kreuzzügen zu Hause beschäftigt. Sie theilten daher weder anfangs noch später die Schwärmerei der Franzosen für die Kriegszüge ins heilige Land. Schon dem Einfluß des mönchischen Fanatismus, welcher der kriegerischen Kreuzwuth vorausging, hatte man in Deutschland, sahen wir, nur langsam und widerstrebend nachgegeben; so zündeten auch die beispiellosen Wirkungen der Predigt des Glaubenskrieges in Clermont (1095) in Deutschland nicht; ja selbst der ungeheure Eindruck, den die Eroberung Jerusalems (1099) in der Welt machte, war in Deutschland von keinen Folgen, wo erst spät Konrad III von dem

h. Bernhard wie durch einen Ueberfall zum Kreuzzuge bewogen werden mußte. Nach ihm ließen sich seine großen Nachfolger bei ihren Kriegswallfahrten von ganz weltlichen Absichten leiten und die ganze Christenheit scandalisirte sich über die Art, wie Friedrich II diese heilige Sache behandelte. Am spätesten begannen, am frühesten endeten die Kreuzzüge in das gelobte Land bei den Deutschen. Sie waren wie ein Eindrang fremder Einflüsse, da zu der begeisternden Gemeinsamkeit der religiösen Ideen hier der Nachdruck der Interessen mangelte. So war auch der weitaus größte Theil der neuen Geisteserzeugnisse, die in dem Zeitalter der Kreuzzüge, getränkt von deren Einflüssen, Deutschland überschwemmten, fremde Zufuhr, Uebersetzungen lateinischer oder französischer Dichtungen. Aber eben dieß massige Uebergewicht der fremden Einwirkungen nöthigt uns um so mehr, einen Blick auf jene Erschütterungen dreier Welttheile zu werfen, um uns zunächst die allgemeine Natur ihrer Einflüsse auf die gesammte Literatur des Mittelalters zu erklären.

Bei diesem Versuche fühlen wir aufs neue, wie schwer es ist, selbst in so entfernten Zeiten so ungeheure Bewegungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darstellung die Hauptpuncte so zu treffen, daß sich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im Einzelnen berührt werden kann, von selbst darum anlegt und jede Beziehung und jedes Verhältniß sogleich verständlich werde. Die trefflichen Männer in Frankreich und Deutschland, die der Geschichte der Kreuzzüge neuerer Zeit die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet haben, suchten in verschiedener Weise die Wirkungen jener Welterschütterung auf das staatliche, gesellige und geistige Leben in Europa nachzuweisen; sie scheinen es aber darin versehen zu haben, daß sie in Raum und Zeit sich zu sehr beschränkten. Wenn die Geschichte der Kreuzfahrten nach ihren Ursachen und Folgen völlig übersehen werden soll, so muß nothwendig der ganze Kampf des Christen- und Heidenthums eingeschlossen werden; die Angriffe der Sarazenen auf den Süden Europa's halfen durch die nähere

Digitized by Google

Gefahr den Angriffskampf der Christenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Christen in Jerusalem, woraus man die ganze Erscheinung gewöhnlich herleitete. Erst mußte das, was in Spanien und in Sicilien gegen die Mauren geschah, die französische Ritterschaft erregt und gespannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs so ungeheure Begeisterung erregen konnten. Von Spanien gehen diese Kämpfe zwischen Islam und Christenthum aus und dort endigen sie; dort schließen sie sich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien an, die eine natürliche Folge von dem gestörten Handel in dem verlornen Osten war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu furchtsam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit diesen geographischen Entdeckungen und den industriellen Verhältnissen der neueren Zeit nachweist, ist man im Stande, ihre Wirkungen und ihre Bedeutung im größeren Maße zu überschlagen; gar wenn man sich scheut, diese entfernteren Fortwirkungen überhaupt gelten zu lassen, so muß der eigentliche Kern dieser endlosen Bewegung unseren Blicken ganz entgehen. Denn in der neueren Zeit hat nichts eine unmittelbare Wirkung. Der Raum und die Masse, die sich im Raume dreht, ist in dem neueren Europa zu groß, als daß selbst die Geschichte und das Schicksal sie leicht bewegte und gestaltete. So traten die eigentlichen Segnungen der Reformation, wie groß zwar ihre unmittelbaren Folgen für den Augenblick waren, erst Jahrhunderte später hervor; und so würden wir die Vorsehung anklagen, wenn wir denken wollten, die furchtbaren Erschütterungen der französischen Revolution seien nichts als eine gräßliche Tragödie der Geschichte gewesen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhalb der Begebenheiten selbst beobachten konnten. So ists mit den Kreuzzügen. Was sie in dem Zustand der Gesellschaft im Einzelnen, in der nächsten Zeit änderten, war für einen Augenblick überraschend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; wenn man daher, beispielweise, die Vortheile und Nachtheile aufzählte, die sie den einzelnen Ständen brachten, so machte man eine lange Rechnung, in der sich Schaden und Nutzen vollkommen einander aufwogen. Auch wäre es wunder-

Digitized by Google

lich, wenn sich die Geschichte der Stände nicht überall auch da, wohin die Kreuzzüge wenig oder nicht drangen, im Wesentlichen ebenso hätte gestalten sollen. Die Kreuzzüge sind eine Revolution von so großem und allgemeinem Charakter, daß man in Nachweisung besonderer, einzelner Einflüsse äußerst vorsichtig sein muß, um nicht mit Kleinlichkeiten ihre großen Züge zu entstellen. Die Art, wie man ihre Einflüsse auf die geistige Bildung zu berechnen pflegte, ist hier bezeichnend genug: wenn man früher z. B. in der Dichtung der Troubadours und Minnesänger arabischen Einwirkungen nachspähte, so hat man davon längst zurückkommen müssen; denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältnissen Christen und Mauren in Spanien standen und wie hier trotz den Jahrhunderten der nächsten Berührungen der maurische Einfluß in aller Hinsicht unbedeutend blieb, dem mußte aller Zweifel schnell gelöst sein. Wir halten uns daher in unserer Aufgabe durchweg von dem Festhaften auf Einzelnheiten und Kleinigkeiten fern. Wir suchen die Quelle der Dichtung überall im Innern der Nationen, folgen ihren Veränderungen und forschen äußerlich nach den Ereignissen, die zu der Anregung, Richtung und Entfaltung dieser Veränderungen beitrugen. Auf diesem Wege fanden wir, daß sich die deutsche Dichtung bis dahin nach zwei Seiten, der nationalen und christlichen, auseinander legte, welchen durch einzelne Männer, die der Geschichte und Literatur des Alterthums kundig waren, — wie es in den großen Staatsverhältnissen ähnlich geschah — eine antike Wendung gegeben werden sollte, die der volksthümlichen Entwickelung Eintrag that und Gefahr drohte. Diese Gefahr ward in Deutschland zuerst durch die fränkische Kaiserzeit, welche die Bildung überhaupt störte, unschädlicher gemacht, durch die Kreuzzüge aber dergestalt aufgehoben, daß seitdem das antike Moment in der Geschichte der Geistesbildung ganz beseitigt wurde und erst dann wieder Aufnahme fand, nachdem der volksthümliche Charakter gegründet und gesichert war. Die Kreuzzüge trugen das Wesentliche und Durchschlagende dazu bei,

Digitized by Google

die Ideen der alten Welt abzuwerfen und den neuen christlichen völlig weichen zu machen; sie bilden das letzte und stärkste Glied in den Uebergängen von der alten zur neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische und mit ihm ein gewisses Maas von nüchterner Weltbetrachtung, das eine Frucht der vereint zusammenwirkenden Geisteskräfte der Menschen war, nicht ganz aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose und einseitigere Herrschaft der Phantasie, des Gemüths und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen das Alterthum bildet. Die Art, wie durch sie dieser Uebergang vermittelt wird, ist durchaus dem Zwecke selbst entsprechend. Die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit liegt in dem weiter geöffneten Gesichtskreise, in gesteigerten Bedürfnissen des Körpers und des Geistes. Eine strengere geschichtliche Ansicht würde daher die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters schon in Alexanders Zeit suchen, wo die Räume der Welt, der innern und äußern, anfingen geöffnet zu werden; die entschiedenere Vollendung des Charakters der neuern Welt aber würde man von der Zeit an herleiten, wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen Erdräume die Aussicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und der geistigen Welt geöffnet war. Alle größeren Geschichtsmomente zwischen beiden Zeitpuncten, die römische Weltherrschaft, die germanische Völkerwanderung führten wie nun die Kreuzzüge stufenweise diesem Ziele immer näher zu. Je mehr die Kreuzzüge den anfänglichen fanatisch-religiösen Charakter ablegten; je mehr sie der Leitung der römischen Hierarchie in dem Maaße entwuchsen, wie die absolute Königsgewalt sich an die Stelle der Hierarchie schob und ihr unter anderen Sorgen auch die für den Kampf gegen die Heidenschaft abnahm, was in Friedrich II, Ludwig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlicher wird; je mehr sie zu einem großen Kampfe für die individuelle Bildung des Westens gegen die generelle des Ostens arteten, vollends seit der Wendung, welche die Kreuzpredigt in den Planen Marino Sanuti's erhielt, der auf neue Han-

delswege und auf die Sperre des Ostens seine Eroberungsentwürfe baute, trit ihre Bedeutung innerhalb der Strebungen für die Eröffnung der Welt immer stärker hervor. Auch ihre Bedeutung für die Erweiterung des seelischen Lebens, für die Erweckung und Erschließung eines reizbareren Phantasie- und Gemüthslebens, das von da an seine merkwürdige Zeitigung und Reife beginnt, liegt in derselben Richtung. In zwei ganz allgemeinen Puncten würden wir daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtung suchen, und zwar nicht äußerlich in den gegenständlichen Neuerungen, die mit den poetischen Stoffen vor sich gingen, sondern innerlich in den Veränderungen des Geistes in den dichtenden Persönlichkeiten.

Zuerst in der Erweiterung des Verkehrs und dadurch auch aller Geistesbildung. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Bildung durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die man nicht oft genug zurückweisen kann, weil sie allein für tausend trostlose Erscheinungen in der neueren Geschichte Beruhigung, für tausend Dunkelheiten Aufklärung und Belehrung gibt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jede erweiterte Berührung von Völkern und Völkern von dem bedeutendsten Einfluß auf die geistige Bildung und Thätigkeit. Darum schlug in der Völkerwanderung die volksthümliche epische Heldendichtung ihre Wurzel; darum entwickelte sich die Epik der romanischen Völker zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamländern, Franzosen, Angelsachsen und Briten, dann auch mit Griechen, Sarazenen und Deutschen (in Italien), am frühesten und mächtigsten unter den lateinischen oder halb lateinischen Völkern geistig erregt waren; darum ward im Gefolge der säcularen Mischungen aller Nationalitäten das erschöpfte Italien seit dem 12. und 13. Jh., vollends aber nach der Zerstörung von Konstantinopel unter dem Zusammenfluß gebildeter Fremder von neuem der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neuesten Zeit in ungeheueren Verhältnissen die Weite der Cultur unter dem Zusammensturz der geistigen und räumlichen Scheidewände zwischen den Völkern.

Digitized by Google

Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieser Art großartig wirken mußten! In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich, nach Fulcher, Franzosen, Flamländer, Friesen, Waliser, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen! Die Schriftsteller bezeugen, daß unter der Masse dieses Kreuzheeres, ganz im Gegensatz zu den Führern, gutes Verständniß geherrscht habe; die fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Zeichen und Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Was dann Großes durch diese vereinten Kräfte geschah, fesselte zu Hause alle Klassen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die bloßen lateinischen Nachrichten nicht mehr genügen; die Kreuzzüge regten den Gebrauch der Volkssprache an. Noch fürchtete jener limosinische Guillem von Bechada (Grégoire des Tours), daß sein (nicht erhaltenes) historisches Gedicht von der Eroberung Jerusalems (um 1120) wegen der Volkssprache, die er gebrauchte, verachtet werden würde, doch überwog der Wunsch, dem Volke sein Werk verständlich zu machen. Je mehr die Theilnahme an den Thaten der Ritterschaft wuchs, desto schneller vollzog sich die Ausbreitung der Volkssprache; je näher und höher plötzlich durch die Werke der Dichtung — denn nur in solchen versuchte sich vorerst die Volkssprache — dem Ritterstande seine eignen Thaten gerückt wurden, desto näher auch die Bücher und alle Bildung überhaupt; denn in dem Wesen des Ritterthums selbst waren die ganz innerlichen Momente wirksam, die den Stand unausbleiblich in die geistige Thätigkeit hinein drängten. Man hat gesagt, die Kreuzzüge seien die Heroenzeit der christlichen Völker; und dem würde so sein, wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptete, der Geist des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhmes: denn das Eigenthümliche der Heroenzeit ist das Wettringen um den Preis der Kraft und des Ruhmes. Das Ritterthum aber charakterisirt vielmehr das Handeln nach Grundsätzen; Ideen schließen seinen Orden zusammen. Der Bezug des Ruhmes auf ein Etwas

außerhalb der That, die Wahl des Gegenstandes an welchem der Ruhm erstrebt wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, für welche der Ruhm erstrebt wird, darin erst vollendet sich das Ritterthum. Daher ist die Verbannung der heldenmäßigen Selbstsucht durch höfische feinere Sitte oder durch christliche Uneigennützigkeit an dem ächtesten Rittersmann am erkennbarsten und die Beschränkung der Rohheit und Zügellosigkeit unterscheidet das Ritterthum von dem Heroengeschlechte durch und durch. So nun drängten in den Thaten und durch die Thaten der kreuzritterlichen Welt neue geistige Ideen neben die christlichen, welche bisher die Menschen allein bewegt hatten, in die höheren Kreise der Gesellschaft ein; die geistige Bildung wurde zunächst aus einer kirchlichen zu einer poetischen Bildung, die dann durch die Vermittlung der Volkssprache rasch zu einem Gemeingute ward. Die Pflege dieses neuen Bildungszweiges ward im Anfang zwischen Geistlichen und Laien getheilt, bald fiel sie ganz in die Hände des Ritterstandes herüber. Glänzende Helden der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Laute geführt; nun drängte die Ritterschaft rasch die Geistlichkeit aus dem Alleinbesitz der Geistesbildung hinweg. Der Verkehr erleichterte auch den Laien die Erlernung der französischen, lateinischen und aller möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzungen aus einer in die andere erscheinen, sondern auch Italiener und Deutsche in zwei Sprachen dichten konnten.

Durch den außerordentlichen Zusammenfluß von Menschen während der Kreuzzüge wurde aber nicht allein der äußere Verkehr befördert, die Kenntniß von Welt und Menschen erweitert, das Bildungsinteresse verbreitet, sondern auch neue Seiten der inneren Welt des Geistes und Gemüthes aufgedeckt. Je tiefere Wurzel das Christenthum schlug, desto mehr schliff sich die alte Rohheit der Geschlechter ab, früher schon durch den Geist der sinnigen Frömmigkeit in dem Ottonischen Zeitalter, dann noch eindringlicher seit der Ausbreitung des mönchischen Geistes im 11. Jahrhundert. Durch den eindrucks-

vollen Gottesdienst, durch Kirchenmusik und Gesang in großartig emporstrebenden Kirchen wurden in den Seelen neue ahnungsvolle, sehnsüchtige, innere Regungen geweckt, die den Blick des sinnigeren Menschen von den äußeren Werken und Thaten auf sein Inneres riefen. Seitdem in Folge jener Ueberspannung des ascetischen Fanatismus der Cluniſchen Mönche dies Rückziehen auf das Innere, die Absagung der Welt, die sündbewußte Zerknirschung die Gemüther zu erschüttern und zu beherrschen begonnen, war es eine verbreitete Sitte geworden, daß namentlich in Frankreich viele Rittersleute nach einem Leben voll Kampf im Kloster Abbuße thaten, und wie manchem jungen und lebenskräftigen Waffenmanne mochte nicht die Betrachtung eines solchen endlichen Ausgangs auch schon sein früheres Leben verleidet und ihn von roher Wildheit entwöhnt haben. Dies half hinzu, die Ordensregeln des Ritterwesens so zu gestalten, daß dem Waffenruhme ein höheres Ziel gesteckt wurde. Die bewaffneten Wallfahrten stellten gleich bei ihrer ersten Erscheinung den Gegensatz, der sich im Stillen seit lange vorbereitet, zwischen der alten Waffenrohheit und einer neuen Frömmigkeit und religiösen Demuth mit Einemmale aufs grellste der Welt zur Schau. Der Abt Guibert bemerkt es ausdrücklich, Gott habe es durch die Kreuzzüge wohlmeinend für die Ritterschaft so gefügt, daß die Kriegsleute, statt bei ihrem Lebensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauschen, nun in diesen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhielten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte und Ungebundenheit zu verharren. Es war das Mittel gefunden, jene widersprechenden Züge auf lange Zeiten hin friedlich zu vereinigen. Das Kriegshandwerk empfing eine adelnde Weihe durch das Christenthum, das seinen Thaten eine bestimmte Richtung gab; im Blute zu baden und sich des Blutbads zu freuen, ward wieder wie in der Heroenzeit verdienstlich[246]), wenn es

246) Tôte unt sêre frumten si williclichen,
sie vâchten nâch dem gotes riche, daz in dar umbe geheizen was.

nur Sarazenenblut war, das von dem Christenschwert vergossen ward. Daher war Niemand dieser Ausweg so willkommen, als den Normannen, die noch ihren alten Sinn für See- und Raubfahrten dem Christenthume nicht geopfert hatten. Nun bietet die ganze Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Zeit die sonderbarsten Gegensätze dicht nebeneinander. Bei der ersten Begeisterung in Frankreich hörte Weglagerung und Brandstiftung auf und machte der Versöhnung und dem Frieden Platz; allein was hier geendet hatte, begann schon auf dem Wege nach Jerusalem wieder. In den Heeren drängten sich unter Einem Titel Mörder, Schuldner, von Druck und Hungersnoth Leidende neben fanatische Mönche und die frömmsten Seelen zusammen. Das eintönigste, oft so lange von keiner großen Erscheinung unterbrochene Leben ward plötzlich von einer heiligen Leidenschaft aufgestört, die jede kleinere und engere Neigung und Empfindung verschlang. Wurde nicht der Nationalhaß aufgegeben, die Vaterlandsliebe geopfert, die Bande zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Gatte, zwischen Vasall und Herr gelöst? Räuber, Einsiedler, Weiber traten aus ihrer Verborgenheit, die Kinder aus ihrer Unmündigkeit; man sah diese Wunder auf der Erde und andere am Himmel und in den Wolken, und die Gräber öffneten sich und Karls des Großen Geist mahnte die Völker zum Kampf gegen die Ungläubigen. Ob man die Begeisterung und den Zudrang zu den Zügen mehr der alten Frömmigkeit zuschreiben soll, welche seit Jahrhunderten zu Pilgerfahrten nach Jerusalem trieb, oder dem Geist der Wanderung und der Abenteuer, der von Einzelnen sich gerade so auf größere Massen ausdehnte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unschlüssig nach der besonnensten Forschung. Aehnlich sind wir bei den Eindrücken, die uns diese Geschichten machen, stets getheilt: wir wissen nicht, sollen

wa gesach imen in dirre werlt baz? want siu ellu laster an in erslûgen,
unt Christes ioch ûf in trûgen unz an ir ende etc.

Pfaffe Konrad.

wir bewundern oder schaudern, sollen wir die Grausamkeit verabscheuen oder die uneigennützige Aufopferung für einen frommen Gedanken preisen, sollen wir über jener Wütherei und Schlächterei bei der Eroberung von Jerusalem die Buße und das Tedeum, oder über diesem jene vergessen, sollen wir in jenen Eroberern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes bestaunen oder lächeln wenn sie sich die Knie wund beten; und vergebens suchen wir mit unseren Begriffen und Gefühlen den Eigennutz und den Edelmuth in einem Tancred zu vereinigen. Die christliche Vorliebe kann uns nicht blenden über die Aehnlichkeit in dem Fanatismus der streitenden Glaubensbekenner. Wir erkennen in den ersten christlichen Heeren die fromme Wuth der Muselmänner und in Gottfried den gottberufenen Kämpfer, den Helden im Bußkleide, den König im Gewand demüthiger Knechtschaft, wie in einem Omar. Daher bietet der erste Kreuzzug und das Reich Jerusalem so vielfältige Erinnerungen an die erste Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet begann die gleiche neue Zeit für den Orient, wie durch die Kreuzzüge im Westen; und dort wie hier äußert sie sich sogleich im Umspannen ungeheuerer Räume und in der Bekämpfung der Religionsfeinde die sie darin hemmen, wodurch dann in den Karolingern der gleiche christliche Glaubensmuth und Eifer hervorgerufen ward, der sich von diesem Stamme aus über Europa breitete und den kaiserlichen Vorkämpfer Karl mit einer kreuzritterlichen und biblischen Heiligkeit umgab. So lange nun im Osten und Westen diese Kämpfe wirkliche Religionskämpfe waren, so lange war die Tapferkeit und der innere Drang heilig und vom Irdischen weggewandt. Allein die anfängliche Begeisterung war zu groß, als daß sie hätte dauern können; die Weltlichkeit schon zu vorgerückt, als daß sich nicht der Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte mischen sollen; die Hierarchie war schon in zu gefährlichem Kampfe mit dem Absolutismus, der sich im Anfange ins Heiligengewand zu kleiden wußte, als daß die religiösen Beweggründe fortwährend hätten die leitenden bleiben sollen. Nun glitt allmählich die

Google

Ritterwelt in das Irdische herüber. Die Könige wollten, wie Friedrich II, bald das heilige Land besitzen, nicht blos befreien; sie wollten ritterlichen Ruhm erwerben, wie Richard, nicht christlichen. Bald kam es den Kreuzfahrern auf die Gunst ihrer Dame mehr an, als auf die der heiligen Jungfrau; sie zogen geputzt und geschmückt in das Morgenland, und vergebens hatte der heilige Bernhard gegen den Luxus der Ritterschaft geeifert. Bereits waren die Frauen in den Turnieren zur Theilnahme an den Waffenthaten der Männer gekommen; so fromme Kriegszüge erregten ihre Begeisterung; die Gräfin Adele von Blois schickte ihren Gatten, der vor der Eroberung Jerusalems unter Gottfried nach Hause zurückkehrte, zurück und der Beschämte fand nachher im tapferen Kampfe einen rühmlichen Tod. Der Cultus der Jungfrau Maria war unter den ersten Pilgerzügen zur Blüte gekommen, sie galt als die Schützerin derselben, und wo Kirchen entstanden, entstanden sie ihr zu Ehren. Dies wirkte mit zu dem romantischen Frauendienste, der nun den Gottesdienst in den Hintergrund zu schieben begann, in den man sich mit demselben Feuer, mit derselben Verschwendung der Empfindung hineinstürzte, wie zuvor in die religiösen Bewegungen des Gemüths. Jenes christliche Ritterthum zog sich dann mehr und mehr aus dem Leben weg in die Wünsche und Ideale einzelner Frommer, und die schöne Innigkeit, welche der erste Anflug der Begeisterung im Ganzen, und nachher in den Ursprüngen der Johanniter- und Tempelorden zeigte, fand in der Dichtung Zuflucht, als sie aus dem Leben verbannt ward.

Wie sich nun unter diesen Einflüssen die Dichtung gestalten mußte, werden wir im Einzelnen näher erfahren. Wir werden sehen, daß das Altvolksthümliche, wie das rein Christliche im einfach biblischen Geiste, alsbald unter dem Eindrang neuer fremder Vorstellungen Mühe hat sich zu erhalten, auch das Antike werden wir seine reinere Gestalt einer modernisirten aufopfern sehen. Den allgemeinen Wechsel und Uebergang werden wir, wie er in allen Lebensverhältnissen Statt hatte, so auch in der Kunst zum Theil sehr überraschend finden; nicht

Digitized by Google

allein von einem Charakter der Dichtung zum andern überhaupt, sondern auch von einem Theil eines und desselben Gedichtes zum andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende und biblisch-christliche Helden in dem Epos herrschen und dann beide dem höfischen Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben sehen. Jeder Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Dichtung entsprechen, und die letzte nur im Anfange der ersteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen sehen, ein Beweis, daß die Dichter sich des Zeitgeistes mit Bewußtsein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten sich dieser selbst bemeistern will, daran werden wir sie noch entschiedener scheitern sehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maß wiederholt sich jetzt in Europa, was wir in Deutschland bei unserem Nationalepos gesehen haben. Erst als man aus der Ferne die geschlossene Reihe der Ereignisse überblickte, gelang es, sie in ein dichterisches Bild zu bringen. Michaud klagte, daß uns das Mittelalter keine Ilias oder Odyssee geschaffen habe, weil sonst die Musen sich eine neue den Alten unbekannte Bahn gebrochen haben würden. Man mag an diesem Ausspruch des geistreichen Kenners als an einem neuen Beispiele lernen, wie die große ausgedehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrte, nicht allein die dichterischen Beobachter blendete, nein auch wie sie noch nach Jahrhunderten den forschenden Geschichtschreiber überwältigt. So weitläufig und viel sich Michaud mit Tasso beschäftigt, so fällt ihm Ariost nicht einmal ein! Und was fehlt Ariost zu einem mittelalterlichen Homer und seiner Muse zu einer vollkommenen Eigenthümlichkeit? Nichts, als was die neue Welt ihm und ihr so wenig bieten konnte, wie Griechenland dem Homer das, was im Ariost original ist, die plastische Sicherheit und Einfachheit. Wie sich die Homerischen Gedichte erst in Jahrhunderten vollendeten, so war es mit dem Epos Ariosts, das dem Geiste nach die ganze Welt der mittelalterlichen Dichtung in sich schließt. Die erzählende ritterliche Dichtung des romanischen Mittel-

Digitized by Google

alters bildet einen einzigen ungeheuren Cyclus, der sich in den Epikern der Spanier und Italiener kunstgemäß abschließt. Sie ging von der Arthur- und Karlssage aus, und kehrte im Ariost dahin zurück; sie begann mit Reiseabenteuern und hörte in Camoens und Ercilla damit auf; sie ergriff in der Zeit des Geschehens die historischen Begebenheiten der Kreuzzüge und Tasso nahm sie wieder auf. Jedes große Ereigniß erhielt seine näheren volksmäßigen Gesänge und sein entfernteres Kunstgedicht: die Wegwendung von den Ideen der alten Welt und der Uebergang in die der neuen (denn selbst dieser rein geistigen Gegenstände bemächtigte sich die Dichtung des Mittelalters), die Rettung des Westens von den Sarazenen, der Angriff auf den Osten, die Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika. Wenn Michaud fand, die Dichter des Mittelalters seien mittelmäßig, sie hätten nicht das Ansehen des Genius gehabt, welches die Meinungen eines Jahrhunderts und selbst späterer Zeiten mit sich reißt, so urtheilt er selbst über seine französischen Epen zu hart, obgleich es da am wahrsten sein mag. Allein wie sehr bewegte ein Wolfram seine Nation! und vollends die italienischen Klassiker! Wären nur die Verbindungen im Mittelalter so von den Umständen begünstigt gewesen, wie einst in Griechenland! hätte sich nur die dichterische Form fort- und ausgebildet, wie sich die Ideen wenigstens mittheilten und entwickelten! Wir werden sehen, daß sich italische, französische und deutsche Gedichte im Fortspinnen eines und desselben Gedankens wie verabredet die Hände reichen, ohne sich im geringsten anders bekannt oder verwandt zu sein, als durch die Allgemeinheit der bewegenden Ideen, und ohne in der poetischen Verkörperung derselben auch nur im geringsten sich einander zu nähern oder zu unterstützen.

---

2. Legenden. Kaiserchronik.

Der Geist, der die Kreuzzüge hervorrief und vor ihnen zahllose Wanderer zu der friedlichen Pilgerfahrt nach Jerusalem antrieb, spricht sich in der Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts am vollsten und unmittelbarsten in der Legende aus. Ehe die Kreuzfahrten zu feindlichen Eroberungszügen wurden, war von Tausenden friedfertiger Pilger die gefahrvolle Reise, den Tod vor Augen, nur in der Absicht gemacht worden, am heiligen Grabe zu beten; Unzählige hatten auf dem frommen Gange das Leben eingebüßt und rückten in die Reihen der heiligen Märtyrer in Massen ein; die von der abenteuerlichen, gewagten Unternehmung zurückkamen, standen in doppelter Bewunderung und schwelgten im Reize zwei- und dreifach merkwürdiger Erinnerungen. Sie brachten die Kunde von dem Gesehenen und Erfahrenen zurück, auch die von mancherlei gehörten und gelesenen Dingen; sie hatten ihre eigenen und die Reiseabenteuer Anderer erlebt; andere Geschichten aus anderen Zeiten, die ältesten Sagen von den Seltsamkeiten und Wundern der Fremde wurden aufgefrischt, die Erzählungen der griechischen Dichtung und Geschichte, Welt- und Naturkunde lebten auf zu neuer Verbreitung. Aber am nächsten lag doch jenen vereinzelten und friedlichen Pilgern die fromme Sage von den christlichen Heiligen und Märtyrern der Vergangenheit, denen sie sich an Hingebung und Schicksalen am nächsten fühlen durften. Es waren darunter Priester, Gelehrte und belesene Leute in großer Zahl gewesen; wohin sie kamen, mochten sie mit den geistlichen Hirten und Brüdern in den fremden Landen die christliche Geschichte der Heimat, die Legenden von den heiligen Thaten ihrer Landesgenossen am begierigsten austauschen. Sie beschafften und verbreiteten daher aus und nach aller Welt Enden den massenhaften Stoff der heiligen Sage, in der kein nationaler Unterschied trennte, die in dem weltbürgerlichen Christenreiche bald ein Allgemeingut ward. In der Legende berühren sich daher

die entferntesten Völker, die alten und neuen Sprachen, der Osten und Westen in ihren Ueberlieferungen in der mannichfaltigsten Weise. So finden sich schon unter den frühesten in Deutschland eingebürgerten Legenden die Ueberwirkungen griechischer Heiligensagen; in der (bis ins 5. Jh. zurückreichenden) Legende von Mauritius und der thebäischen Legion ist eine Uebertragung der Geschichte eines griechischen h. Moritz, in der Sage von der Ortsheiligen Afra von Augsburg die Verwandlung eines h. Afer von Augusta am Eufrat im Spiele. Die Sage von Josaphat ging vom äußersten Osten durch alle Völker hindurch in alle Sprachen bis nach Norwegen über; so machten von dem äußersten Westen aus die Sagen von wälschen und irischen Heiligen die Runde durch alle Länder des Festlands. Die Legenden breiteten sich zuerst unter den Geistlichen in lateinischer Prosa aus; Einzelne fanden dann frühe den Weg in die Volkssprache, die sie zugleich in poetisches Gewand kleidete. In dem ersten Jahrhundert der Kreuzzüge (im 12.), wo sich die ganze Welt zu christlichen Heldenthaten und zur Krone der Märtyrer drängte, geschah dies in Masse, und die Legende ward allgemein und so auch in Deutschland der Mittelpunct der dichterischen Literatur und Unterhaltung. Wenn Hartmann in dem Gedichte vom Glauben eine Reihe legendarischer Erzählungen kurz berührt, so sieht man, in welchem Maaße er die Bekanntschaft damit in seinem Leserkreise voraussetzen darf. Bis in die Masse des Volkes und in seinen lebendigen Gesang drang die Heiligensage herab, wie einst die Heldensage. Schon Ende des 7. Jhs. wissen die miracula S. Vulframni (Bischofs von Sens) von einem Canonicus Thetbald von Vernon, der lateinische Gesten der Heiligen zu Liedern in der Volkssprache umwandelte[247]. Im 9. Jh. hörten wir (oben S 134) daß Ratpert von dem Ortsheiligen von St. Gallen ein deutsches Lied dichtete. So sang man im 12. Jahrh. am Rheine Lieder vom heiligen Anno und noch in der Mitte des 14. Jahrhs. bezeugt Hermann von

247) Historiens de la France. XI, 477.

Digitized by Google

Fritzlar, daß die Blinden auf den Straßen von St. Nicolas' Zeichen und Wundern sangen.

Indem auf diese Weise in den poetischen Bearbeitungen der heiligen Geschichte, von Christus, seiner Familie und seinen Jüngern an bis auf den letzten Heiligen des Tages herab, ihre zerstreuten und einzelnen Stoffe einander näher gebracht wurden, rückten diese von selbst in einen einzigen Kreis von epischer, christlicher Sage zusammen. Für das Verständniß der Entwicklung aller epischen, auf Geschichte ruhenden Sagendichtung des Mittelalters ist der Ueberblick dieses Legendenkreises, der uns in seinem ganzen Umfange bekannt ist, außerordentlich lehrreich. Denn diese christliche Sage, wenn man ihre geschichtlichen Grundlagen und ihre dichterischen Umbildungen verfolgt, entwickelt sich, ganz wie die weltlichen Sagenkreise des mittelaltrigen Epos, von dem Wirklichen und Geschichtlichen aus zum Wunderbaren und Erdichteten, vom Einfachen zum Mannichfaltigen, vom Beschränkten zum Universellen; die Oertlichkeit und das Personal erweitert sich in derselben Weise, wie in aller heroischen und ritterlichen Sage auch, und es ist von dem Bekannteren und Vollständigeren hier auf den oft nur lückenhaft bekannten Gang der weltlichen Sagen ungezwungen überzuschließen. Wir haben hier in Christus den Mittelpunct, den Helden einer Ueberlieferung, an der man wenig innerlich zu ändern, der man nur äußerlich zuzusetzen wagte, ungefähr wie es mit Dietrich und Karl der Fall ist. Sobald dieser erste und ursprüngliche Stoff in der dichterischen Bearbeitung erschöpft war, ging man auf den verwandten des alten Testaments über, mit dem er Zusammenhang hatte oder erhielt. Dies würde sich der Zusammenfügung getrennter oder verwandter Sagen in den ritterlichen Sagenkreisen vergleichen. Hiernächst erweiterte man die Urquelle nach dürftigen Winken, die sie an die Hand gab, und hier fing das Apokryphe mit dem ersten Aufsprung der Sage zugleich an. Zwar von einigen der zwölf Jünger gab es geschichtliche Ueberlieferung; allein die Reihe sollte vervollständigt werden, und von wem die Geschichte schwieg,

von dem redete die Muthmaßung und Erfindung: alle Legenden von den Jüngern, die als Glaubensboten da und dort dem Christenthum die ersten Glaubensstätten bereitet haben sollten, sind nichts als Erdichtungen zu dem Zwecke, die Entstehung einzelner Bischofsitze auf Apostel oder Apostelschüler zurückzuführen. Genau so finden wir einen Roland mit Karl, Hildebrand mit Dietrich, Hagen mit Gunther ursprünglich verbunden; das Meiste aber, was von der Zwölfzahl versammelter Pairs im Ganzen und Einzelnen gedichtet ward, ist schon darum der Erdichtung verdächtig weil die Erfindungen so dürftig und einerlei sind, und die Charaktere selbst auf die Gruppe der Jünger zurückweisen. Auch außer den Jüngern knüpfte man an jede Figur des neuen Testamentes neue Sagen an, die sich oft genug als die eitelste Erfindung verrathen und dennoch ungeheure Verbreitung, und in diesem Sinne Volksmäßigkeit erlangten. Dieser Art ist das, was vom Antichrist, von Pilatus, von Judas, von Maria erzählt ward; die Thatsachen, die Benennungen, die Handlungen, die man ihnen lieh, fließen aus Namenerklärungen, aus Nachahmungen und Entlehnungen, aus dem Streben zu ergänzen und auszufüllen. Die ganze Reihe der Legenden von den Heiligen und Märtyrern aus den römischen und späteren Zeiten schließt sich dann an jene älteren Stoffe an und ist so außerhalb dieses Verbandes gelegen, wie die Rittergedichte von sei es erfundenen oder auch geschichtlichen Helden späterer Zeit außerhalb der alten Sagenkreise. Es ist hinlänglich erwiesen, wie eine Menge Martyrologien die in der römischen Kaiserzeit spielen, ohne Selbstzeugnisse über die Zeit ihrer Entstehung, allmählich aus einem kleinen Kerne bloßer Namen in dem römischen Staatskalender entstanden; wie sich, unter der wachsenden Wundersucht der Zeiten und unter der Vervielfältigung und Verpflanzung der Heiligenreste, die Zahl der Heiligen und der Inhalt ihrer Lebensgeschichten in steigender Massen- und Fabelhaftigkeit erweiterte und die Legendarien wie die Einzellegenden aus geringen Anfängen immer mehr anschwollen zu ungeheurem Umfange. Endlich, nachdem der ganze epische Stoff

erschöpft war, ging man auf die lehrhafte und lyrische Behandlung der christlichen Ueberlieferungen über.

Diesen Verlauf, der sich in der heiligen Erfindung im Allgemeinen darstellt, kann man weniger vollständig, aber doch deutlich genug auch in unserer deutschen Poesie allein verfolgen. Wir haben von den beiden Evangelienharmonien im 9. Jh. an bis zu den verschiedenen Jesuleben des 12. Jhs. den Kern der Christussage fast ausschließlich behandelt gesehen; die österreichische Dichtung des 11. Jhs. bearbeitete die alttestamentliche Geschichte in Beziehung auf sie. Weiterhin ging man auf die Nebenfiguren des neuen Testamentes über; wir begegneten schon neben den ersten Beschäftigungen mit dem dichterischen Preis der Maria Gedichten über den Täufer Johannes; wir haben oben (S. 198) vorübergehend ein Bußgebet erwähnt, das die Legende von St. Paul berührt; Bruchstücke einer in Oesterreich entstandenen Legende von dem Apostel haben sich erhalten[248], und daneben auch noch unbedeutende Fragmente eines (mitteldeutschen) Andreas aus dem 12. Jh. gefunden[249]. Schon vor der Zeit der Abfassung dieser Dichtungen aber hatte man bereits allgemein den weiteren Uebergang gemacht zu den Legenden der Märtyrer aus der römischen Kaiserzeit, die dann in der sogenannten Kaiserchronik, einem dem Wesen nach legendarischen, vor Mitte des 12. Jhs. entstandenen Sammelwerke, in einer cyclischen Gruppe vereinigt sind. Schon vor ihrer Zusammensetzung waren in ähnlichen Werken, und schon mehrfach, diese legendarischen, kirchengeschichtlichen Stoffe zusammengerückt worden. Es haben sich (in zwei Handschriften aus der Mitte des 12. Jhs.) zwei Fragmente[250]) eins scheints niederfränkischen Werkes von ganz ähnlicher

248) Karajan l. l. p. 109 f.

249) Mitgetheilt von Lambel in Germ. 12, 76.

250) O. Schade, Fragmenta carminis theodisci veteris. Regimonti Pruss. 1866. Barack in der Germ. 12, 90. Das letztere Fragment ist schon eine Erneuerung des älteren Textes in den ersteren, den der Herausgeber um die Scheide des 11/12. Jhs. setzt.

Digitized by Google

Anlage gefunden; so viel man über dessen Inhalt rathen kann, würde es uns den Uebergang aus den apokryphen Anhängseln der evangelischen Geschichte in die spätere selbständige Legende vortrefflich versinnlichen: es waren da die Geschichten von Veronica und Pilatus, von Simon Magus, vom Tode der Maria nach Mileto verbunden mit den angrenzenden Legenden von dem Märtyrerthum der Apostel, von S. Lorenz, von der Auffindung des h. Kreuzes, wo dann gelegentlich eine Berührung mit der Kaiserchronik in der Art durchblickt[251]), daß man auf eine gemeinsame Quelle schließen möchte. Diese Werke trugen ein Großes dazu bei, den Geschmack an der Legende plötzlich über alle Gegenden Deutschlands, durch alle Stände wie epidemisch zu verbreiten. Nicht mehr blos die Geistlichen beschäftigten sich mit ihrer dichterischen Bearbeitung, sondern bald auch die ritterlichen Poeten; nicht mehr blos die den Anfängen des Christenthums nahestehenden Heiligen waren der Gegenstand der Erzählung, sondern bald auch die späteren aus den verschiedensten Zeiten und Orten; ja an der Spitze dieser ganzen Gattung steht der Zeit nach die poetische Sage von einem jüngsten Nationalheiligen voran, dem h. Anno, den man aus der Geschichte Heinrichs IV als einen sehr weltlichen Mann kennt.

Von einzelnen der in der Kaiserchronik enthaltenen Legenden nimmt man mit Fug an, daß sie zuvor schon in abgetrennter Behandlung vorhanden waren: wir stellen vorgreifend sie und alle übrigen, von der Kaiserchronik unabhängigen Einzellegenden, die uns aus dem 11/12. Jh. erhalten sind, übersichtlich zusammen, um alsdann ungestört bei jenem Sammelwerke verweilen zu können, das uns mitten in den neuen Geist hineinversetzt, der in Folge der An- und Aufregungen der Kreuzzüge alle Dichtung im 12. Jh. durchdrang. Unter den in die Kaiserchronik aufgenommenen Legenden hebt sich der h. Silvester hervor mit deutlichem selbständigen Schlusse, den sich der

251) Vgl. z. B. Maßmann, Kaiser-Chr. 11290 mit Schade B. 345 ff.

Verfasser der Kaiserchronik nachher wiederholend selber aneignete; und die h. Crescentia, deren Eigenständigkeit sich aus den Reimen darlegen läßt[252]. Aus der Reihe der in besonderen Behandlungen erhaltenen Legenden besitzen wir einzelne, wie die hh. Veit und Aegidius[253] nur in Bruchstücken, denen nicht viel abzusehen ist, als daß sie ihre trockene Erzählung schon in ziemlich genaue Verse und Reime kleiden. Auch unter den vollständig erhaltenen verdient für unsere Zwecke nur weniges eine ausführliche Erwähnung. Die von Thatsachen entblößte Legende von dem Bischof St. Bonus[254], und die eben so reizlose von St. Ulrich[255], die nach dem Latein des Berno von Reichenau um 1200 von einem Albertus in deutsche Reime gebracht ist, begnügen wir uns erwähnt zu haben; so auch die Sage von Veronica und Vespasian[256], in welcher der wilde Mann, den wir schon früher (S. 193) genannt haben, die Entstehungsgeschichte vom Tuch der Veronica erzählt, zu der er, um sie nicht allzu mager zu lassen, das Leben Jesu sammt den Weissagungen und Bezeichnungen im alten Testamente hinzuzieht. Die Marter der h. Margareta, eine der beliebtesten Legenden[257], in Prosa und Versen in allen Sprachen verbreitet, ist uns in zwei Ueberlieferungen erhalten, die durch alterthümliche Färbung in das 12. Jh zurückweisen[258]. Dem

252) O. Schade stellt sie in seiner „Crescentia" (1853) als ein Gedicht in 6zeiligen Strophen her.

253) In Mone's Anzeiger 8, 53. Hoffmann's Fundgruben 1, 246.

254) In Haupt's Zeitschr. 1, 208.

255) Hsg. v. Schmeller. München 1844.

256) In W. Grimm, Wernher vom Niederrhein. 1839. Vgl. Haup'ts Zeitschr. 1, 423. In seiner „Sage von dem Ursprung der Christusbilder" 1844. verfolgt W. Grimm den Zusammenhang dieser der lateinischen Kirche angehörigen Legende mit der älteren griechischen, von historischen Verstößen freieren Sage von Abgarus. — Eine andere nach Mitteldeutschl. gehörige Veronica s. in Roth, Denkm. p. 103.

257) Nachweise über ihre Verbreitung bei Holland, die Legende der h. Marg. Altfranz. u. Deutsch. Hannover 1863.

258) Die Eine ist von Haupt (Z. S. 1, 151) in ihre muthmaßliche Gestalt hergestellt, die andere aus einer späten Prager Hs., (sie findet sich auch in einer Klosterneuburger Hs. Germ. 6, 376) von Bartsch (Germ. 4, 400) herausgegeben.

Digitized by Google

Inhalte nach gehört sie in einen Kreis von gleichartigen Frauenlegenden, die alle in der römischen Kaiserzeit, im Oriente spielen und sich um Werbungen heidnischer Machthaber drehen, die von den Christinnen verschmäht werden und sich durch Martern an ihnen rächen: die scheußlichen Foltern werden dann alle, bis es zur Schneide des Schwertes kommt, triumphirend überstanden von den dem himmlischen Bräutigam Verlobten, die selbst den Teufel überwinden und in ihren Leiden Schaaren von Heiden bekehren. So die h. Eulalia, die eine Sequenz des 9. Jhs. besingt, das älteste Denkmal der französischen Dichtung; so die h. Juliana, die von Kynewulf angelsächsisch verherrlicht ist; so die hh. Dorothea und Katharina, die in Deutschland nur in späteren Dichtungen des 13. und 14. Jhs. gefeiert vorliegen.

In einer von dem strengen Stile dieser kurzgefaßten Sagen sehr abweichenden Gestalt sind uns zwei breiter erzählte Legenden von dem h. Servatius aus dem 12. Jh. erhalten, der einst aus dem gottlosen Tongern auswandernd bei Maestricht starb und begraben wurde. Schon Gregor von Tours kannte eine Lebensbeschreibung von ihm, die auch Heriger von Lobbes (990—1007) in seinen Gesten der Tongerischen Bischöfe benutzte und die möglicherweise selbst noch dem Einen der beiden deutschen Dichter bekannt war. Das eigentlich Biographische ist in allen Erzählungen gleich dürftig; die Wundergeschichten haben beide deutsche Dichter aus Jocundus, einem wundersüchtigen Legendenschmiede, der (s. oben S. 203) um 1088 eine translatio S. Servatii[259]) verfaßte; diese lateinische Quelle ist uns nicht ohne Interesse, weil sie uns auf eine charakteristische Eigenheit der gleichzeitigen deutschen Annolegende vorbereitet durch die historische Confusion, in welcher der leichtfüßige Franzose nicht nur eine alte schon

---

Eine dritte niederrheinische Bearbeitung (bei O. Schade, Niederrh. Dichtungen) ruht auf Benutzung des von Bartsch herausgegebenen Gedichtes; vgl. Bartsch in Germ. 7, 268. Eine vierte von Wetzel, einem Freunde Rudolfs von Ems, ist neuerdings in Bruchstücken gefunden worden, welche Bartsch herausgeben wird.

259) Mon. SS. 12, 85.

von Heriger gegeißelte Fabel von der Verwandtschaft des Heiligen, des Zeitgenossen Attila's, mit Christus wieder aufwärmt, sondern auch in seinen Streifzügen in die spätere Geschichte die Sarazenenkämpfe Karl Martells auf Karl den Großen überträgt, die Händel, in welchen 923—29 die Karolinger in Frankreich den Capetingern weichen mußten, kraus durcheinanderwirrt und noch von Heinrich III erfundene Jugendgeschichten erzählt. Die beiden aus diesen lateinischen Quellen geschöpften, der Zeit nach nahe beisammen liegenden deutschen Gedichte nun stehen in einem tiefen, für die innere Katastrophe, die unsere Dichtung jetzt eben erlitt, merkwürdigen Gegensatze. Die Eine hochdeutsche[260]) ist nicht vor 1180 von einem unbekannten Verfasser, die andere niederdeutsche[261]) von dem berühmten Altmeister der höfischen Poesie, Heinrich von Veldeke, auf den wir zurückkommen, auf Bitten der Gräfin Agnes, seit 1171 Wittwe des Grafen Louis von Loz, gedichtet. Jene erstere, obwol in den Reimen fast durchweg rein, gehört doch in ihren regelloseren Versen, ihrer alterthümlichen Sprache, ihrer gedrungenen auf die Sache gehenden, bildreichen und daher anschaulichen, geistkräftigen und daher eindringlichen Vortragsweise ganz dem frischen Geiste der Uebergangszeit an, in der wir uns bewegen; die andere lenkt unsere Blicke vorwärts auf die formgerechte, gewandte, flüssige Erzählkunst der höfischen Poeten, ohne sich kaum irgendwo zu dem stellenweisen Schwunge des hochdeutschen Gedichtes zu erheben oder zu seiner Innigkeit zu vertiefen. Die Eine, ausgegangen von einem Geistlichen wahrscheinlich, der seiner Unkunst geständig sich der Führung des göttlichen Geistes bedürftig bekennt, ist durchaus gesund, schlicht, mit dem heiligen Gegenstande fast weltlich gebarend, während der ritterliche Dichter mit einer förmlichen Predigt über

---

260) In Haupts Z. S. 5, 75.

261) Ed. Bormans in den Annales de la société hist. et archéol. à Maestricht. II. 1858. Vgl. Bartsch, Germ. 5, 406—31. Die Frage, ob die Legende in Veldeke's Jugend oder Alter verfaßt sei, erörtern wir später mit den übrigen Lebensverhältnissen des Dichters.

Schlaf und Wachsamkeit der Seele beginnt und aus einem Geiste sündiger Bußbedürftigkeit schreibt, von dem bei dem andern keine Anwandlung ist. Der weltliche Sänger erzählt die alberne Genealogie des Heiligen, dessen Urgroßmutter die Schwester von Christs Großmutter war, in aller Breite nach und glaubt selbst die Reihenfolge der Maestrichter Bischöfe aufzählen zu müssen, der Geistliche läßt beides einfach weg. Wenn in solchen Puncten der weltliche geistlicher aussieht als der Geistliche, so hat doch dieser mehr ächte Scheu vor seinem Heiligen; während Veldeke dort, wo er erzählt, daß Heinrich III des Heiligen goldenes Haupt verfertigen ließ und dann die Goldschmiede einkerkerte, weil in dem Bilde die Augen ungleich standen, da sich dann der heilige Altherr der Unschuldigen annimmt, indem er dem Kaiser erscheint und ihn überzeugt, daß er in Wirklichkeit scheel war, dieß Geschichtchen im wohlgefälligen Humore vorträgt, so behandelt es der Hochdeutsche schlecht und recht und mit Verschweigung des Gebrechens seines Heiligen. Der „ungelehrte" höfische Dichter verräth seine junkerliche Unwissenheit, indem er die schlimmen Zeitverstöße und Personenwirren des Jocundus noch verschlimmert; er läßt Attila und seine Hunnen durch Karlmann und seinen Sohn Pippin vernichten; er läßt, wo seine Quelle irrig den Sachsenherzog Heinrich (921) ein Bündniß mit K. Lothar statt mit Karl dem Einfältigen schließen läßt, noch irriger den Enkel Karl's des Großen, Ludwig statt Lothar figuriren; was Alles der hochdeutsche Dichter, der möglichst bei der Sache bleibt, übergeht. Der ritterliche Poet verräth an zwei Stellen, wo er den Attila Bodelings Sohn nennt und nach seiner Bekehrung wieder ins Heidenthum zurückfallen läßt, daß er die deutschen Heldendichtungen kannte, obwohl man sonst seiner Legende von seiner weltlichen Belesenheit nichts anmerkt; der geistliche Dichter bekundet seine Kenntniß weltlicher Dichtung mehr in der Art, wie er dem factenarmen Stoffe aufhilft in der ausführlichen Beschreibung der Belagerung von Tongern, in dem Gemälde der zweitägigen Schlacht mit den Sarazenen, die wie das Aehnliche im Annolied und Alexan-

der aus demselben tapferen weltfreudigen Geiste, selbst nicht ohne eine Reminiscenz an jene Dichtungen spricht. Das Gedicht des Hochdeutschen hat nur den halben Umfang von Veldeke's, und ist durch sparsame Kürze doch reicher an Stoff; von den gelegentlichen politischen Beziehungen bei Jocundus, der Reichszerrüttung unter Heinrich IV, schweigen beide; einzelne Geschichten aus dem zweiten miraculösen Theile, die sich auf namhafte Personen jüngerer Zeit beziehen, lassen beide weg; im übrigen behält der Hochdeutsche mehr Raum für die Wunder, durch die S. Servatius seine Getreuen belohnt, die Schädiger seiner Kirche straft: denn unschicklich viele derselben laufen darauf hinaus, daß der Heilige im Himmel sich gar zu sorglich jeder Antastung seines irdischen Besitzes erwehrt: er läßt selbst Bären gegen seine Beeinträchtiger los, wo sich die Gerichte versagen.

Die meisten der Legenden, die wir genannt haben, zeigen auf lateinische Quellen zurück, die noch vor den Zeiten der Kreuzzüge entstanden sind; ihr Inhalt ist überall wunderbar, wie es die Sache mit sich bringt, aber dabei in den kürzeren, geistlicher und frömmer gehaltenen einfach, ja leer und dürr; die Erfindungen und Zuthaten sind oft handgreiflich, aber bescheiden, nicht selten kindlich und sinnig. Nur in dem Servatius findet sich etwas von dem Geiste, der im Verlaufe der Kreuzfahrten die Menschen ergriff, von der Freude an ungeheueren Waffenthaten, an seltsam übertriebenen Wunderwerken, an fremden, von Inhalt neuen, spannenden Mähren. Und auch die unter sich verwandten Stoffe der hh. Albanus[262] und Gregorius (zwei christliche Oedipe, von welchen der erstere, von einem Vater mit seiner Tochter erzeugt, seine Mutter heirathet, dann Vater und Mutter tödtet und doch heilig wird) sind der Art, daß sie weniger das re-

262) Das unbedeutende Bruchstück einer niederrheinischen Dichtung über diesen Heiligen in Lachmann's „niederrheinischen Dichtungen“ 1836. 4. Die lat. Legende von Transmundus Abt in Clairveaux gab Haupt heraus in den Monatsberichten der Berliner Akad. 1860. p. 241. Albrecht von Eyb übersetzte sie 1472. cf. Germ. 14, 300.

Digitized by Google

ligiöse, als das psychologische Interesse durch den aufregenden Stoff der Erzählung fesseln. Im Laufe des 12. Jhs. aber, das in der wirklichen Welt die außerordentlichsten Wunder erlebte, ward nun die Einbildungskraft der Menschen aus allen Schranken gerissen und hinfort konnte nur das Ungewöhnlichste in der Dichtung reizen, was die Werke des Tages an wunderbarer Neuheit möglichst überbot. In diesen Zeiten wuchsen daher die wundergesättigten Berichte von Erhebungen von Heiligengebeinen massenhaft an, und die handgreiflichsten Betrüge, die dabei im Spiele waren, wurden nicht gesehen, die schamlosesten Erfindungen gläubig hingenommen, die schonungslosesten Aufhüllungen von dergleichen Unfug nicht beachtet. Die Vorherrschaft der Heiligendichtung erklärt sich aus diesen Hängen der Zeit, und nährte und steigerte sie wieder. Jede noch so wider- und übernatürliche christliche Sage schützte der diamantene Schild des religiösen Glaubens, den z. B. Hartmann vor die wunderliche Legende von Gregorius hält, der 17 Jahre ohne Speise gelebt haben sollte: der Dichter fälscht dessen Glauben, dem es nicht wahr dünkt, denn Gott sei nichts unmöglich. Für die gespannte Phantasie jenes Geschlechtes aber bedurfte es einer solchen Abwehr des Zweifels oder der nüchternen Betrachtung nicht einmal. Das Abenteuerlichste und Wunderbarste war der Zeit das Erwünschteste; neu erstehende Sagen dieses Charakters verbreiteten sich mit Blitzesschnelle. Im Jahre 1144 ward ein irischer Ritter Tundalus in einem todtähnlichen Schlafe durch Hölle und Himmel geführt, und vor Ende des Jahrhunderts haben wir in Deutschland bereits zwei Gedichte über diese Vision, die (nach der lateinischen Prosalegende) Gerhoch von Reichersberg aus dem Munde des Ritters selbst sollte niedergeschrieben haben[263]. Die Sage scheint fast nach den alten Erzählungen von Thespesius (bei Plutarch) ins Christliche übergebildet und in die neuen Zeiten verlegt zu sein; die Provenzalen erzählen in einer aus dem Lateinischen übersetzten Prosalegende

263) Greith, spicil. Vatic. 1838. p. 109 f. O. Schade, visio Tnugdali. 1869.

des 13. Jhs. die ähnliche Versetzung in die höllischen Regionen von dem Apostel Paulus. Der Priester Alber, von dem wir ein vollständiges Gedicht von Tundalus besitzen [264], welches er auf Bitte eines Bruders Konrad in Winneberg verfertigt hat, giebt an, daß ein Mönch den Stoff der Legende von Rom nach Regensburg gebracht und ihn da niedergeschrieben habe, wie er ihn mündlich empfangen. Wir haben hier die Anfänge unserer christlichen Gestaltungen von Himmel und Hölle; der irische Ritter wird auf drei Tage leblos und seine Seele wird von einem Engel durch Hölle und Himmel geleitet. Einförmige Qualen und Freuden, nothdürftig gesteigert, begegnen den Wandernden auf ihrem Wege an den Mördern, Meineidigen, Hoffärtigen, Hurern, Räubern, Vielfräßen, üppigen Geistlichen und Ruchlosen vorüber bis zum Lucifer, und an den Lauen, den wenig Guten, den Wohlthätigen, Märtyrern, um die Kirche Verdienten vorbei bis zu den Zwölfboten und Weissagen. Aehnliche Visionen wie diese waren schon seit dem 8—9. Jahrhundert unter den Angelsachsen bekannt gewesen und von Beda erzählt worden; das Gleiche war einem Mönche Wettin in Reichenau († 824) geschehen und von Bischof Haito von Basel in Prosa, von Walafrid Strabo in Versen berichtet worden; im Servatius des Jocundus ist es ein brabantischer Ritter, der in sündhaftem Leben stirbt und nach einer Fahrt durch Himmel und Hölle durch die Gunst des Heiligen eine Lebensfrist zur Besserung erhält. In den noch minder erregten Zeiten und in der gelehrten Sprache war dergleichen im Verborgenen geblieben, jetzt wurde es so eifrig und wahllos verbreitet, daß es den weltlicher gesinnten Geistlichen selber zu viel ward, daß sich die Goliarden mit beißendem Spotte dagegen erhoben. Die Allegorie von dem Streit des Leibes und der Seele, die schon in einer angelsächsischen Handschrift des 10. Jhs. vorkommt [265], knüpfte

264) In Hahn's Gedd. des 12. und 13. Jhs. — Die Bruchstücke des zweiten, niederrheinischen Tundalus bei Lachmann a. a. O.

265) Du Méril, poésies popul. latines. p. 218. Wright, poems of Walter Mapes. p. 321.

sich im 12. Jh. an den Namen des heiligen Philibert und fand in lateinischen und französischen Bearbeitungen schnelle Verbreitung[266]; sie ging dann in alle Sprachen Europas, und so auch ins Deutsche (erst im 14. Jh.) über, ein eben so beliebter als finsterer und mönchisch behandelter Gegenstand, der von dem verwandten Inhalte eines bretagnischen Volksliedes, das in freundlich frommer Weise die Trennung von Leib und Seele als den rührenden Abschied zweier lieber Freunde darstellt, himmelweit übertroffen wird. Näher verwandt mit dem Tundalus, auch schon durch den Ort der Entstehung, ist die Sage von der Reise des heiligen Brandan (6. Jh.), deren Kunde zuerst eine lateinische Prosaerzählung des 11. Jhs. und eine französische Dichtung aus dem Anfang des 12. Jhs. in weiteren Kreisen verbreitete. Auch in Deutschland mag die Legende schon im 12. Jh. behandelt worden sein; man vermuthete aus den ungenauen Reimen des älteren Textes eines niederländischen Brandan, den man (aber mit Unrecht) in das 12. Jh. setzte, daß er aus dem Hochdeutschen entlehnt sei[267]. Gewiß ist, daß erst in diesem 12. Jh. diese Wunderreise nach dem irdischen Paradiese, nach der Insel der Seligen, nach der terra repromissionis begieriger ergriffen wurde, da die Kreuzfahrer selbst von einem solchen Lande schwärmten; man suchte, wie noch später im 16. Jh. wieder, in der Wirklichkeit diese Insel, die eine dunkle Erinnerung an die insulae fortunatae in dem Kopfe eines Mönchs gestaltet hatte[268].

Die merkwürdige Veränderung, die das 12. Jh. in Geist und Geschmack der Menschen hervorzauberte, zeigt sich noch an anderen Symptonen, als an dieser Gläubigkeit für die unsinnigsten Wundergeschichten. Als wir, mit den Zeiten der Völkerwanderung beschäf-

266) S. Karajan's Frühlingsgabe. 1839.

267) Jonckbloet, geschiedenis der mnl. dichtkunst. 1, 413.

268) Aelter als die Légende latine de St. Brandaine aus dem 11. Jh., die Jubinal 1836 publicirte, wird wohl diese Sage überhaupt nicht sein können. In diesem Werkchen finden sich auch die Thatsachen, auf die sich obige Aeußerungen beziehen.

tigt, damals (wie jetzt wieder) fanden, daß die Dichtung Mühe hatte sich den großen Begebenheiten in der wirklichen Welt gleichzustellen, beobachteten wir die Erscheinung, daß die mächtig bewegte Einbildungskraft gleichsam das Bedürfniß empfand, die entferntesten Zeiten und Räume und Menschen zusammenzurücken, um das Große und Merkwürdige möglichst zu häufen. Diese selbe Erscheinung kehrt jetzt in den ähnlichen Wanderzeiten der Kreuzzüge wieder. Die Legende schien ein Vorrecht zu diesen Geschichtswirren zu haben; wir sind ihnen (oben S. 59) in Kynewulfs Elene wie im Servatius von Jocundus begegnet. In der letzten, der Zeit ihrer Abfassung nach ersten der einzelnen Legenden, die wir zu erwähnen haben, in dem Liede von dem heiligen Anno[269]) werden ganz in gleicher Weise Personen, Zeiten und Räume verschmolzen. Das Gedicht, dessen Inhalt in die Kaiserchronik aufgenommen ist, galt lange Zeit als eine bloße Ablösung aus derselben. In der eigentlichen Lebensbeschreibung stimmt es mit der lateinischen Legende[270]), die ein Mönch von Siegburg unter Benutzung der Annalen Lamberts von Hersfeld um 1100 niederschrieb, und die man für die biographische Quelle des Liedes hielt, das nach Lachmanns Meinung erst 1183 zur Zeit der Erhebung der Gebeine des Heiligen gedichtet sein sollte. Die sprachliche Beschaffenheit des Liedes schiebt aber nach dem nun übereinstimmenden Urtheile Aller seine Entstehung um ein ganzes Jahrhundert zurück; und es ist nach genauerer Vergleichung[271]) dargethan, daß (von der Kaiserchronik nicht zu reden) die Vita eher das Lied als Quelle benutzt als ihm zur Quelle gedient hat. Während das Lied nur Ein Wunder des Heiligen am Schlusse erwähnt, das schon vor 1079 durch die Verhandlungen der Kölner Synode 1076—78 bekannt geworden war,

---

269) Ausgaben: von Roth, Leben des h. Anno. München 1847; von Bezzenberger, maere von Sente Annen. Quedlinburg 1848; von Jos. Kehrein. Frankf. 1864.

270) Vita S. Annonis ed. Köpke. Mon. 11, 462.

271) Von Holtzmann. Germ, 2, 1.

ist die Vita von Wundern angefüllt; feindlich eifernd gegen die, welche den Erzbischof nicht für einen Heiligen wollen gelten lassen, ist sie sichtlich in dem Zwecke geschrieben auf seine Heiligsprechung hinzuwirken, in jenem ascetischen Geiste, der über das weltliche Treiben des hochmüthig herrschsüchtigen Mannes hinwegsah, weil er zuletzt papistisch und vermöncht geworden war, als er sein Kloster Siegburg durch italienische Mönche aus Fructuaria nach der Weise von Cluny reformirt hatte. Diesem mönchischen Geiste der Vita verglichen scheint das Annolied, das seiner mitteldeutschen Färbung nach auch nicht (wie jene) von Siegburg ausgegangen sein wird, das von einem Dichter herrührt, der in heidnischen Büchern, in weltlichen Geschichten und Gedichten wohl belesen[272]) und mehr von einem patriotischen Geiste durchdrungen war, noch mitten in der Zeit der Selbstzerfleischung Deutschlands geschrieben zu sein, die es in einer berühmten Stelle anklagt[273]). Der Dichter, den sein Gegenstand emporreißt, beginnt, ganz geleitet von den Lieblingsvorstellungen jenes nicht viel älteren Ezzo, mit dem Sündenfall und der Schöpfung. Gottes Schöpfung war gut; Mond und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle seine Werke wandeln ihren angewiesenen Pfad, nur die zwei edelsten Geschöpfe nicht; Lucifer schied sich von den Frommen und der Mensch sank durch Verführung, bis ihn Christus erlöste. Seine Lehre breiteten die Apostel in alle Welt aus, auch die trojanischen Franken haben manchen Heiligen erhalten; besonders in Köln ruhen so viele Martyrer, die von St. Mauritius' Heere und die 11,000 Jungfrauen, dort auch Anno. Des Mannes Lob und der Preis der Stadt führt des

272) Die nachweisbaren seiner Quellen sind zusammengestellt von O. Carnuth. Germ. 14, 79 f.

273) Es bezeichnet Heinrich III als Kaiser, nicht Heinrich IV, der erst 1084 gekrönt ward. — Der Vermuthung Holtzmanns, daß der Dichter kein anderer als Lambert von Hersfeld sei, wagen wir nicht beizutreten, da die Uebereinstimmungen des Annoliedes mit der Sinnes- und Urtheilsweise und der Thatsachenkenntniß des Annalisten sich vollständig erklären, wenn ihn der Dichter mit einem gleichgerichteten Geiste gelesen hatte.

Google

Dichters Phantasie auf die Gründer der ersten Städte, auf Ninus und Semiramis und auf Babylon. Nun geht er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche, auf die Löwin von Babylon, den Bären von Persien, auf den Leoparden, der den Alexander bedeutet, aus dessen Sagengeschichte er eine Episode von seinem indischen Zuge einflicht, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn auf Cäsar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große) mit den Baiern, besonders mit den wankelmüthigen Sachsen zu thun hat, deren Stammsagen er aus Widuchind kennt. Hierauf bezwang Cäsar auch die Franken, seine alten Verwandten von Troja her; dann wendet er sich gegen Rom und Pompejus, mit dem er eine Schlacht schlägt, die der Dichter (Lucans Pharsalia benutzend) mit jener vortrefflichen Raschheit und Lebendigkeit schildert, die von unseren Dichtern des 13. Jhs. nur selten erreicht wird. Von da kommt das Lied auf Augustus, auf die Gründung von Köln durch Agrippa, auf die Geburt Christi, auf die Aussendung der Bekehrer der Franken, die das Land mit besserem Siege gewannen als Cäsar. Einer davon, Maternus, der von St. Peter aus Rom gesandt unterwegs gestorben aber vom Tode erweckt worden war, ward Bischof in Köln und sein dreiunddreißigster Nachfolger ist Anno. Nun erst ist der Panegyriker bei seinem Gegenstande, dem Preise des Heiligen angelangt, und es folgt was sich aus seinem Wandel und Leben unter Verschweigung seiner weltlichen Schatten zur Erleuchtung seines geistlichen Ruhmes, aus seinem Beispiele zur Nachahmung, aus seinen Wundern zur Verherrlichung sagen läßt.

Die weltgeschichtlichen Stellen, die wir hier mitausgezogen haben, sind aus dem Annolied in die **Kaiserchronik** übergegangen[274]. Dieses merkwürdige Werk, älter als viele der letztbesprochenen Dichtungen, haben wir bis hierhin zurückgeschoben, weil

274) Ausg. v. Maßmann. Quedl. 1849. 2 Thle. Den Vorauer Text hat Diemer herausgegeben. Wien 1849.

es am besten den Uebergang versinnlicht von den mehr erbauenden und belehrenden christlichen Dichtungen zur weltlichen epischen Erzählung, indem es seinen christlichen Inhalt an Geschichtssagen und Legenden knüpft, und, wie es sich selbst bezeichnet, zugleich ein „Gotteslied" und eine „Chronik" ist. Ursprünglich scheint (nach Maßmann 3, 66 ff.) ein Königsbuch „alter ê", eine Erzählung alttestamentlicher Geschichten dem Zeitbuche der christlichen Geschichten, das wir jetzt allein lesen, vorausgegangen zu sein; dies würde das Werk in noch engere Verknüpfung mit der geistlichen Dichtung, insbesondere der österreichischen im 11. und 12. Jahrhundert setzen. Das uns erhaltene Werk ist nach 1141 vollendet, da die Kaiserin Richenza, Lothars Gemahlin, die in diesem Jahre ihr Leben beschloß, als gestorben darin erwähnt wird; es endigt mit einer Schlußrede bei Lothar's II Tode (Ende 1137), wo das Werk ursprünglich schloß, das dann, vielleicht von dem ersten Verfasser noch in einem Anhang bis 1147, dem Beginne von Konrads III Kreuzzuge, fortgeführt ward. Verschiedene Handschriften zeigen es dann schon im 12./13. Jahrh. verschieden überarbeitet in allen Gegenden Deutschlands verbreitet. Dann wurde es in einem späteren Texte von 1250 reiner gereimt und fortgesetzt bis zu Friedrich II, und dieser Fortsetzung hängte sich wieder ein Anhang bis zu Rudolph von Habsburg an; die Handschriften dieser jüngeren Bearbeitung sind an Wolfram'schen Einflüssen erkennbar. Der Inhalt ging dann in die gereimten Weltchroniken der Enenkel, Rudolph von Ems und Heinrich von München über und wirkte in frühen prosaischen Auflösungen in andere Prosachroniken manuichfaltig fort; sogar 1594 wurde von Christoph von Tegernsee das Werk noch einmal umgereimt. Von wo es ursprünglich ausgegangen sei, ist streitig; die ältesten Handschriften, die Vorauer und Lebenberger, weisen auf Oesterreich und Kärnten; die Sprachformen nach Mitteldeutschland, etwa auf einen Franken; Andere glauben den Dichter bestimmt an dem Hofe Heinrichs des Stolzen von Baiern denken zu dürfen, wo der Pfaffe Konrad dichtete. In einzelnen Handschriften, in der Heidelberger und ihren Verwandten

nahm das Werk niederrheinische Sprachformen an, deren Maßmann und Schade auch in dem Vorauer Texte einige nachgewiesen haben; beide wollten daraus, Maßmann ohnehin schon aus der Vorliebe des Dichters für Trier, auf einen niederrheinischen Verfasser schließen, obgleich er selbst es wahrscheinlich gemacht, daß diese Trierer Oertlichkeiten schon den Quellen der Kaiserchronik angehörten. Daß es solcher Quellen, selbst schon deutsche gab, haben wir bereits oben (S 256) bemerkt; die Texte der Kaiserchronik weisen auch ausdrücklich auf eine ältere deutsche Chronik zurück[275]), die wieder ihrerseits aus lateinischen Quellen geschöpft haben wird, denen man stellenweise auf die Spur gekommen ist[276]). Das Werk nennt sich in der Ueberschrift der Vorauer Handschrift sehr richtig eine „Chronik von der Kaiser und Päbste Zeiten und viel mehr anderer Materie". Von den Päpsten ist übrigens trotz der geistlichen Haltung dieses Sammelwerkes heiliger Sage, kaum die Rede; desto bestimmter ordnet sich das fabelhafte Zeitbuch in den Rahmen einer Geschichte des christlich-römischen Reiches, in der Karl der Große als der Erneuerer der Kette der Zeiten aufgefaßt wird. In diesem geschichtlichen Theile nun ist alle alte und neue Geschichte aufs bunteste durcheinander geworfen, eben wie wir es in dem Annoliede fanden. Die Erzählung beginnt gerade mit den Kriegen Cäsars, die in jenes Lied übergingen. Dann wird unter Tiberius Jerusalem von Titus und Vespasian zerstört, und diese Zerstörung wird dann unter Vespasian noch einmal erwähnt. Unter Cajus stürzt sich Jovinus, ein anderer Marcus Curtius, zu Roß in einen Höllenschlund, der sich in Rom öffnet. Nach Nero regiert Tarquinius, und die Geschichte der Lucretia trägt sich mit gewissen Erweiterungen zu, die man in

275) Im Vorauer Text 15:
Ein buoch ist ze diute getihtet, daz uns rômisces riches wol berihtet,
geheizen ist iz cronica.

276) Maßmann nimmt eine durchgehende, einheitliche lateinische Grundlage an, die er in einer sagenhaften, auf deutschem Boden entstandenen gallica historia vermuthet, aus der auch die gesta Trevirorum des 12. Jh. schöpften, und von der er Bruchstücke nachgewiesen hat. 3, 296, 309 ff.

Google

späteren Novellen wieder findet. Unter Otho und Vitellius spielt ein Odenatus die Rolle des Scävola. Unter Nerva ist mit Marc Aurel's ehernem Pferd auf dem Capitol die Anekdote von Phalaris' Ochsen verschmolzen. Die Reihe der Kaiser ist wunderlich verstellt und verrückt. Unter Commodus fallen die Kriege mit Alarich und ein Herzog von Meran trit dabei auf. Der Kaiser Gallien war der größte Arzt; des Boethius Leidensgenosse Symmachus ist hier Seneca. Der Pabst Leo ist Kaiser Karls Bruder. Von Etzius (Aetius) wird erzählt, was auf Narses trifft; er ruft den Otaker aus Steier ins italische Reich, der seinerseits von Dietrich von Meran geschlagen wird, u. s. f. Die Verwirrung könnte nicht größer und nicht gehäufter sein. Man weiß aus einzelnen Beispielen, (z. B. aus dem provenzalischen Gedichte von Boethius aus dem 10. Jahrh., das diesen Philosophen zur Zeit eines Kaisers Manlius Torquatus leben läßt), daß die römische Kaisergeschichte frühe in sagenhafte Gestalt verkehrt ward; in einem größeren Umfange aber zusammengestellt kann man die ähnlichen Verwirrungen nur in den reali di Francia wiedersuchen, die überhaupt das passendste Seitenstück der Kaiserchronik sind, mit der sie sich im Inhalt berühren und an rohem Geschmack, wie an wunderlicher Mischung von Geschichte, Legende und Mährchen genau übereinstimmen.

Unter der Einwirkung solcher Volksbücher mußte der Sinn für einfache geschichtliche Wahrheit mehr und mehr Gefahr leiden, wiewohl die Geschichtschreibung, wie in allen Epochen der großkaiserlichen Zeiten, auch jetzt noch in den Händen einzelner bevorzugter, von weltlichen Einflüssen erreichter Männer wie Ekkehard von Aura und Otto von Freising, in aufsteigender Fortbildung begriffen war. Eben so oft aber bemerkt man denn auch jetzt, wie in der Geschichtschreibung selbst der nüchterne Sinn, in dem sie unter den Karolingern begonnen hatte, dem Geiste wirrer Phantastik weicht, der dieß Jahrhundert charakterisirt. Bei uns in Deutschland war besonders Sachsen, wo im 13. Jh. auch die deutsche Heldensage in der äußer-

sten Verwilderung erscheint, eine Hauptbrutstätte dieser Miasmen, von welchen die gesunde Historie angesteckt ward. Dort haben wir früher schon bei Widuchind und in der Quedlinburger Chronik die naive Geschichtssage die einfache synchronistische Geschichtschreibung durchdringen sehen; dort entstand um diese Zeit, unter Lothar II, eine nur aus geringen Auszügen bekannte Kaisergeschichte, auf deren sagenhaften Inhalt uns die Pöhlder Annalen zurückschließen lassen, in welchen die Geschichte der sächsischen Kaiser schon in ganz fabelhaftes Licht gerückt ist; sächsischen Ursprungs glaubt man den Gotfried von Viterbo, dessen Pantheon (†1190) bereits in gelehrter Sprache ein gelehrtes Seitenstück von historischer Verwirrung zu der vulgaren Kaiserchronik darstellt, ohne Zusammenhang mit ihr, aber angeschlossen an andere heimische und fremde Fabulisten, wie die Pöhlder Annalen und Gottfried von Monmouth. Noch im Beginn der Kreuzzüge, deren Einflüsse bei diesen Ausartungen aller Kritik so sehr ins Gewicht fallen, hatten sich die ersten Geschichtschreiber derselben, die Raoul de Caen, Fulcher, Gualter u. a. in ihren Berichten durch Treue und Wahrheit ausgezeichnet; aber das hatte nicht lange vorgehalten; bald traten an die Stelle jener Augenzeugen die aus der Ferne schreibenden Albert und Guibert, bei denen die Leichtgläubigkeit an alle Wunder und Legenden beginnt, obwohl sie sich gerade die Miene der vorsichtigen Sammler und Kritiker geben. Ganz so seltsam nun ist es, daß auch unser poetischer Chronist, der jene Zeitverstöße, jenen Wirrwar geschichtlicher Sagen in solcher Masse anhäuft, mitten in diesem Geschäfte gegen die Lügen anderer Dichter und im Besonderen über die Zeitverstöße in den deutschen Liedern von Dietrich von Bern feindliche Ausfälle macht. Sein Lied beginnt gleich anfangs (Maßmann, 1, 3.) mit einer Ereiferung gegen Erdichtung und Lüge, die nach einer späteren Stelle (ib. 2, 334) ausdrücklich gegen die Dietrichssage gerichtet ist, welche nun auch von lateinischen Geschichtschreibern, gleichzeitig von Ekkehard, nachher von Otto von Freising angefochten wurde, in deren Munde das einen Sinn hatte, den man bei dem kri-

tischen Poeten erst suchen muß. Man könnte die Art und Weise, wie sich in unserem „Buch der Könige“ die Legendendichtung gegen die Unwahrheiten der weltlichen Sage aufwirft, indem sie viel unverschämtere Lügen an die Stelle setzt, aus der bloßen Launenhaftigkeit der Kritik erklären, der wir selbst noch bei viel späteren Dichtern oft und in wunderlichen Beispielen wieder begegnen werden; wie z. B. im Titurel über die Hornhaut Siegfried's gehöhnt wird, da doch hörnene Riesen in dem Gedichte selber vorkommen. Doch aber hat die Polemik sowohl dieses Gedichtes, wie die der Kaiserchronik, gegen die deutsche Heldensage außer dem Grunde der Unmündigkeit der Kritik auch die weitere Ursache der Abneignng gegen ihren ganzen Geist noch mehr, als gegen ihren Inhalt. Das Interesse der Zeit suchte jetzt andere Wunderthaten und Abenteuer, als die der heroischen Dichtung waren; die Gegenwart fing an mit anderen Thaten, denen eine andere Bedeutung geliehen ward, nach einer veränderten Ansicht die Werke der alten Helden zu überbieten; man verschmähte die Gegenstände, die sich den neuen Vorstellungen nicht fügten und suchte andere hervor, die damit in Einklang zu bringen waren. Der christliche Heroismus war die Bewunderung der Zeit, die Thaten und Werke, die der heilige Geist verrichtete; und dies ist, zugleich im Allgemeinsten und aufs Pragmatischste hergeleitet, der erste Eingang eines geistigen Grundsatzes, die erste Spur der Idee in den menschlichen Handlungen, die nun die Sage erzählt. Nicht mehr der Trieb der Natur und die Ueberfülle der wirkenden Kräfte im Menschen, nicht mehr die Röthigung der äußeren Verhältnisse bilden jetzt die Hebel der Thaten, wie im heroischen Zeitalter, sondern die innere Stimme, der Ruf von Gott, der treibende Geist. So heißt es im Rolandslied, nicht der Kaiser thue was er thue, sondern Gott gebiete es ihm. So ist in Hartmanns Glauben jede Legende als ein Beispiel der Wirkungen des heiligen Geistes erzählt; aus ihm handelten „zuerst die Apostel des Herrn, die theuren Märtyrer“. Als ein anderer Apostel und Gottes Bote ward daher Karl jetzt in ihre Reihe gestellt,

und die Triebfedern des heroischen Zeitalters, Habsucht und Gewaltthat (Gierigkeit und Hochmuth), wurden nun verpönt und verfolgt. Aus diesem Gesichtspunkte wurden nachher auch die Sagen von Alexander und Parzival behandelt, und es ist kein Wunder, daß inmitten dieser neuen Ansichten die deutsche Heldensage, die ihnen zum Trotze ausdauerte, fremd und übel angesehen stand.

In der Kaiserchronik und ihren einzelnen Bestandtheilen blickt man wie in eine Werkstätte des Geistes, wie in ein Lagerhaus des Verkehrs, wodurch die Sagendichtung des Mittelalters gestaltet und ausgebildet wurde [277]). Die vielfältigsten Anlässe und Eigenheiten der romantischen Sagenschöpfung und Entstehung liegen hier wie zur Schau offen; und nichts kann so sehr wie ihr Inhalt die Thätigkeit einer jugendlichen, frisch angeregten Phantasie charakterisiren, die sich in ebenso leichtfertiger als schwerfälliger Erfindungskraft an einer Menge von Stoffen geschichtlicher und dichterischer Ueberlieferung beschäftigt. In jenem Durcheinanderwerfen geschichtlicher Thatsachen und Namen, wo bald eine bekannte That auf einen bisher ungenannten Urheber gelegt, bald ein bekannter Held mit Anderer Thaten ausgestattet wird, zeigt sich die Keckheit sowohl wie die Dürftigkeit der Erfindung, der Eifer wie die Ungeschicklichkeit der Industrie, die den neuen Stoff der dichterischen Unterhaltung beschaffen sollte, am stärksten. So werden wir sehen, daß, wie hier die Sagengeschichte, bald auch die poetische Länderkunde der alten Welt neu erzählt, ihre Reisewunder an neue Persönlichkeiten angeknüpft wurden; so haben wir schon früher gesehen, wie die Völker der neuen Zeit sich den sagenhaften Ruhm der älteren anzueignen suchten, wie sich die keltischen Völker, wie sich die Franken trojanischen Ursprung beilegten, gleich den Römern. Mit diesen werthlosen Erfindungen hatten bisher nur die gelehrten lateinischen Chronisten der Völkereitelkeit geschmeichelt, im

277) Wir müssen auf Maßmann's dritten Band seiner Ausgabe der K. Chr. verweisen, wo vor- und rückwärts die früheren Spuren und die späteren ausgefahrenen Geleise der einzelnen Sagen mit umfassender Kunde verfolgt werden.

12. Jh. brachen sie in die Volksliteratur überall ein, und die Kaiserchronik und das Annolied wissen daher von der alten Verwandtschaft zwischen Franken und Römern, von der Herkunft der Sachsen aus der Heergenossenschaft Alexanders, von dem Ursprung der Baiern in Armenien zu erzählen. An die Fabeln dieser Art reihten sich andre über den Ursprung von Stämmen und Städten an, Erdichtungen, die auf Etymologien gegründet sind, auf die bald einfach-naive, bald wunderlich-abenteuerliche Erklärung und Herleitung vorgefundener Namen. Von solchen Geschichtchen gibt es Viele in der Kaiserchronik, wir führen in der Note 278) nur Ein ergötzliches Beispiel an. Das Mittelalter, wie das Alterthum, hat kaum eine fruchtbarere Quelle der Sagenerfindung gehabt, als diese, und sie sprudelte in keiner Zeit so ergiebig, wie jetzt. Müßige Mönche beuteten diese Sagen aus, angeleitet von einem bloßen Namen, der dann für die Hörer und Leser die Beglaubigung gab. So kam es, wie v. Reiffenberg sagt, daß eine Reihe von Heiligen ihr Dasein einem bloßen Wortspiele zu danken haben. So kam es, daß jene anklingenden Namen der Schotten und Scythen, der Asen und Osen, der Dacier und Dänen, der Geten und Gothen, der Doppel-Iberer und Veneter, der Sennonen und Senonen so große Verwirrungen in der Geschichte selbst bis in die Gegenwart anstellen konnten! Völkernamen, welche aufs kühnste verbunden wurden nach der bloßen Lautähnlichkeit, welche die kindliche Einbildungskraft leicht zur Thätigkeit rief, da diese Verbindung der städtischen oder nationalen Eigenliebe, oder in unsern Tagen dem gelehrten Scharfsinne schmeichelte! Wer sollte es dem Verfasser dieses Werkes verdenken, wenn er in seinem Knabenalter sich mit Vorliebe mit dem großen

278) Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er gibt eine Kröte von sich. Maßmanns Ausg. 1, 327.

die Walhe sprungen ûf sâ,
sie riefen alle lâtâ rânâ;

daher der Name Lateran.

Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus, dem frommen Wallfahrer, abgab? Nicht anders erklärt sich jener Zug im Mittelalter. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein sonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung sein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie gibt dem Otfried Stoff für seine mystischen Betrachtungen, dem Cassiodor für seine Gelehrsamkeit, den Scholastikern für ihre Speculationen, und sie sollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben haben! — Man ging von da einen Schritt weiter. Es gab nationale Sitten, über deren Ursprung man nachsann, was dann zu manchen ernsten und schnurrigen Geschichten den Fingerzeig gab. Der Art ist in der Kaiserchronik (neben anderen Einschaltungen, die man z. Th. strophisch hergestellt hat,) das Lied von dem Baiernherzog Adelger, dem von Kaiser Severus zum Schimpfe Kleid und Haar gestutzt wird; die Baiern thun es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dies ist ein Volkswitz, wie wenn man in Griechenland die Sitte, nackt zu kämpfen, von einem dazu ausgesonnenen Mährchen herleitete. Auch diese Art von Erdichtungen geht durch das ganze Mittelalter hindurch und ward bis zum größten Stile getrieben. In Staat und Kirche gab es Einrichtungen und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man sich also zu erklären suchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man Geschichte, Gebräuche, Sitten, Gesetze und Alles zurückconstruirte. In allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters wie im Alterthume zeigt sich diese Art der Erdichtung am unverschämtesten. Ganze Urgeschichten der Völker liegen da, die nach einzelnen Zügen der späteren wirklichen Geschichte zusammengesetzt und im Laufe der Zeiten zum Theil aus dem trockensten Gerippe zum rundesten Körper geworden sind. Die Gesetze des Staats von Aragon sind auf diese Art zurückgetragen und in der Kirche stehen jene Decretalen des Pseudo-Isidor als eines der merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahrhunderte lang in den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher Schriften drehte, die nur in sofern

nicht völlig willkürlich erfundene Dinge sind, als sie auf dem Geiste der Zeiten ruhen, in denen sie entstanden oder entwickelt sind. Genau so ergriff jetzt die Dichtung die herrschenden Bestrebungen der Zeit und trug sie auf ältere Zeiten über, und die rohesten Anfänge hierzu sahen wir in der ganzen Entwickelung des Volksepos, und sehen sie hier in der Kaiserchronik im größeren Maßstabe in gleicher roher Gestalt in dem Uebertragen neuer Ereignisse und Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Verpflanzung älterer Sagen auf neue Verhältnisse. Von da an steigt dies bis zu der Höhe, wo, wie im Parzival, die höchsten Ideen der Zeit erfaßt und im poetischen Körper sinnlich gezeugt werden.

Zur Zeit der Ottonen hatte noch die heroische Seite der antiken Poesie, Homer und Virgil, in der weltlichen Dichtung die Aufmerksamkeit der lateinischen Dichter beschäftigt und ihren Einfluß auf *unsere* Heroenpoesie ausgeübt. Seitdem von da an das Ritterwesen sich mehr und mehr ausgebildet hatte, seitdem durch Otto's II Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger geworden war, seitdem unter Otto III Hofton und Hofceremoniel von dorther nach Deutschland gekommen war und nun der Uebergang zur Ständescheidung und Allem gemacht ward, was eine heroische Zeit zu geselligerem Charakter umbildet, fand man mehr Geschmack an dem, was das west- und oströmische Reich Neues darbot; und dies waren Umbildungen alter griechischer Sagen und Dichtungen in neuer Gestalt, Verschmelzung derselben mit Orientalischem, Romane, Novellen und Geschichtslegenden aus der römischen Kaiserzeit, wie sie, im Geschmack der oben aus der Kaiserchronik angeführten, noch heutzutage in Italien im Volke umgehen, und wie sie damals in Deutschland den Stoff der Unterhaltung lieferten, den vorher der Schwank, das Mährchen, das Lied des Volkes gewährt hatten. In Spuren zeigte uns schon das Annolied die neue Gestaltung der Alexandersage, die geistliche und weltliche kleine Erzählung aber nimmt in der Kaiserchronik die breiteste Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der Geschmack an solchen Novellen. Jede Nation hatte in dieser Gattung etwas Eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlichen und belebten Stoffe war so leicht und mußte bei jedem Zusammentreffen verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten der Kreuzzüge im Osten und Westen solche Sammlungen von Novellen hervortreten sehen, die gewöhnlich in einen Rahmen gefaßt sind, welcher Erweiterung und Verengerung, Ausscheiden und Aufnehmen von Altem und Neuem, Nationalem und Fremdem leicht und bequem machte. Seit den Kreuzzügen und durch sie wurden diese kleinen Dichtungen und Geschichten Allgemeingut der ganzen Welt, in einer Weise, wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, da bei uns die mündliche Ueberlieferung bis auf die Anekdote herabgekommen ist, in der wir aber noch ganz die gleiche schnelle Verbreitung und örtliche Verpflanzung beobachten können. Die ältesten Zeiten stellten hier ihre Erzeugnisse neben die neuesten und aus den größten Fernen trafen sie zusammen. Aus jenen milesischen und sybaritischen Mährchen der alten Welt, die zur Zeit von Roms Gesunkenheit mit den Heeren bis nach Asien und von dorther zurückgetragen wurden, ging vielleicht die bekannte Geschichte von der Matrone von Ephesus in alle Zeiten und Länder, war nach Duhalde in China bekannt und kommt im Petron, in den sieben weisen Meistern und in den Schwänken aller Nationen vor. Alle Reiseabenteuer und Wunder gehören in diese Reihe; die Erinnerungen an Homer, an Herodot und Plinius stoßen uns auf in deutschen Dichtern des 12. Jhs. wie in Tausend und Einer Nacht. Scandinavische Vorstellungen von Werwölfen erkennen sich in den Bisclaveret der armoricanischen Lais. Die Fabel des Orients vermischte sich so enge mit dem Thiermährchen der Germanen, daß sie kaum mehr zu trennen sind. In welcher Art der Hitopadesa, die Fabeln des Bidpai in Ost und West eine Sprache und eine Veränderung nach der anderen durchliefen, ist bekannt genug. Das lateinische Werk von Petrus Alphonsus de disciplina clericali

(Anf. 12. Jh.), des getauften Juden, der unter Alfons I in Aragonien schrieb, verpflanzte mit am frühesten arabische Fabeln und Erzählungen in den Westen, die dann in die Erzählungen der Königin von Navarra, in die Gesta Romanorum, in die späteren italischen Novellisten Eingang fanden. Am interessantesten aber sind die sieben weisen Meister (deren Ursprung bis nach Indien zurückführt) und die Gesta Romanorum, auf deren (späte) deutsche Bearbeitungen wir zurückkommen. In den sieben weisen Meistern treten Erzählungen aus der griechischen und römischen, der christlichen und moslemitischen Welt, aus den arabischen Nächten, aus Herodot, Petronius und Plautus, aus tartarischen und wälschen Quellen in die freundlichste Gesellschaft neben einander. Eben so sind in den Gesta Romanorum Fabeln aus Petrus Alphonsus und Kelilah und Dimnah, es sind mönchische Legenden und weltliche Novellen, Anekdoten aus dem klassischen Alterthume und Parabeln aus dem Orient neben einander gestellt. Persien, Indien, Arabien, Griechenland, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, nur gerade das deutsche Mährchen und die wälschen Mabinogion, das Volksthümliche unserer nordischen Novellistik, ging so wenig darin ein, wie unser heroisches Volkepos in Ariost, der alle alten und neuen Schätze umfaßte und benutzte. Desto mehr ward umgekehrt bei uns das Ausländische mit großer Thätigkeit gesammelt, bearbeitet und gelesen, und dafür grade ist unsere Kaiserchronik ein frühes und merkwürdiges Zeugniß.

Die Kaiserchronik steht nämlich in der Reihe dieser für die ganze mittelalterliche Literatur so bedeutsamen Novellensammlungen; und es gibt ihr gerade das ein so hohes Interesse, daß sie neben Petrus Alphonsus' Werke zu den frühesten Versuchen dieser Art gehört. Nur die in Südfrankreich entstandene lateinische Sammlung [279]) der Legenden von der heiligen Fides, die der Pfaffe Bernard veranstaltete und dem Bischof Fulbert von Chartres († 1026) widmete, und in die, ganz im Geiste

279) Fauriel, hist. de la poesie provençale 1, 435.

Digitized by Google

aller dieser Sammlungen, auch gelegentlich schon ein weltlicher Roman eingeht, der auf den Grundzügen der Odyssee aufgebaut ist, thut es an Alter dem Petrus Alphonsus wie der Kaiserchronik zuvor. Unser deutsches Gedicht reiht an den Faden ihrer Kaiserliste alte klassische Erzählungen, vaterländische Sagen und Züge der Volksgeschichte; ihr Hauptbestandtheil aber ist die christliche Novelle und Legende. Der geistliche Dichter, wiewohl er des Sinnes für die Weltlichkeiten des Frauen- und Ritterthums nicht entbehrt, breitet über den ganzen historischen Grund seiner Erzählung einen christlich-kirchlichen Dunstkreis; ganz weltliche Sagen, wie die von Curtius-Jovinus, erhalten eine Färbung und Bedeutung nach christlich-sittlichen Vorstellungen; das weltliche römische Reich ist von dem geistlichen, der Held von dem Heiligen, die Geschichte ist von der Legende verdunkelt. In diesem legendarischen Bestandtheile der Kaiserchronik stoßen wir nun auf jene vage Verknüpfung von Vorstellungen und dichterischen Formen der antiken und christlichen Welt, auf die wir oben hindeuteten; Alles was das späte Alterthum der neuen Zeit am unmittelbarsten entgegen brachte, Allegorien, Parabeln, Apologe, Novellen, religiös-philosophische Streitfragen finden wir in der Legende noch völlig erhalten. Auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes der Kaiserchronik mit dem Barlaam erkennt man sofort den gleichen Geist und die scharfe Einwirkung dieser Dichtung auf die Legenden des Westens. Auch haben die ähnlichen und noch älteren, griechischen und lateinischen, Quellen unmittelbaren Einfluß auf die Kaiserchronik geübt. Die sogenannten Clementinischen Recognitionen (Wiedererkennungen) aus dem 2. Jh. und die daran anschließende Schrift von Marcellus de conflictu Simonis Petri et Simonis Magi liegen, nach Maßmann's Nachweisungen, den Legenden von Simon, von Petrus und Paulus, und der Sage von Clemens zu Grunde, die den römischen Patriarchat zu verherrlichen und die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom zu diesem Zwecke festzustellen bestimmt war. Wenn wir in unserer Chronik diesen legendarischen Roman von der Jugendgeschichte des

Pabstes und Märtyrers Clemens und seiner Brüder lesen, so finden wir da alle jene Magier- und Wundergeschichten, die theologischen Disputationen, den halb scholastischen halb biblischen Stil, die Siege über den Unglauben und Zweifel, die Erörterungen der Fragen, Streitigkeiten und Irrlehren, welche die Kirche und die philosophischen Schulen in den ersten Jahrhunderten bewegten. Hier dreht sich ein langer Kampf um das allgemeine Räthsel, das die ersten Christen beschäftigte, wie sich das Böse auf der Welt mit Gottes Güte vertrage, wie sich das Glück und der Zufall zu Gottes Vorsehung, der freie Wille des Menschen zum Zwang des Schicksals verhalte; und geschickt ist die Fabel der Legende benutzt, den zweifelnden Faustinian zu überführen, indem die wunderlichen und zwecklosen Verschlingungen des Zufalls und der Willkür, die der Grund seiner Vertheidigung der „Wilsaelde“, der gnostischen Lehre von der Gewalt der Sterne, sind, sich zuletzt, freilich sehr maschinenmäßig, in eine weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen und ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Bekehrung und der Unterredung zwischen Heiden, Christen und Juden in Durazzo; so sind im Turpin, der in diesen Zeiten verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Uebung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Tiberius' Krankheit und seiner Heilung durch Veronica, wo Vespasian die Stelle des Tiberius einnimmt; die Geschichte der Eroberung des h. Kreuzes durch Eraclius ist hier noch ohne den romanhaften Zusatz in dem Eraclius von Otte; dann die Geschichten vom Gaukler Simon, die Märtyrerlegenden von Petrus und Paulus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicissimus, Agapet, Laurentius und Hippolyt, den Siebenschläfern und der allgemeinen Christenverfolgung u. s. w. Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man in einem chronikartigen Buche wie dieses, selbst in den mit mehr Liebe behandelten Theilen, nicht suchen. Noch gilt es hier um den bloßen Stoff, der einfach entlehnt wird. Es kommt hinzu, daß dieser Werth blos in den Legenden der Chronik zu

Digitized by Google

suchen sein müßte, und wie wenig diese selbst unter den Händen geschickter Dichter gedeihen, werden wir weiter unten beobachten können. Dort werden wir finden, daß die Legenden, welche nach der Abblüte der ritterlichen Dichtung entstanden, in dem Maaße als sie an kunstmäßiger Behandlung und äußerer Form gewinnen, an Glaubenskraft und Naivetät einbüßen; und wenn man in den ungekünstelten Erzeugnissen dieser Zeit des 12. Jhs. zuweilen nach etwas Gewandtheit und Beweglichkeit sucht, so sehnt man sich dagegen dort bald wieder zu der schmucklosen Einfalt der frommen Dichtung dieser früheren Zeiten zurück.

---

3. Veränderungen in der deutschen Volksdichtung.

Indem wir nun von dem Gebiete der heiligen Sage den Blick zur weltlichen epischen Dichtung zurückwenden, erinnern wir, daß wir in dem Kreise der legendarischen Literatur bereits in der ersten Hälfte des 12. Jhs. fast alle die größeren epischen Erscheinungen angekündigt gefunden haben, die gleich in der nächstfolgenden Zeit über alles andere hervorragen. Die Kaiserchronik kennt schon Lieder von Karl dem Großen, wie sie die fortlebenden Dietrichlieder kennt; das Annolied weiß schon von umgestalteten Sagen des Alterthums, von Alexanders Luft- und Meerfahrt auf dem Greifen und in der Wasserglocke; in den Legenden von Brandan und Tundalus sahen wir bereits die wunderlichen Legendenstoffe aus jenen britischen Inseln zu uns herüberdringen, die bald auch dem ritterlichen Epos eine ganz neue Quelle eröffnen sollten. Dies sind genau die Gegenstände und Dichtungsgruppen, mit welchen wir uns zunächst werden zu beschäftigen haben. Wenn wir die ganze Reihe erst überblicken, werden wir erkennen, wie diese Zeit mit derselben Allumfassung, mit der sie sich die Legende aus aller Christenheit aneignete, sich auch der weltlichen

Dichtungsstoffe bemächtigte, wo Christenheit, Heidenschaft und Alterthum zusammensteuern mußten, um das neugierige Geschlecht zu befriedigen. Einzeln für sich betrachtet stehen die Dichtungsgruppen, die wir bezeichnen, nach ihren Stoffen abgesondert und in einer volksthümlich verschiedenen Haltung; nur die deutsche Dietrichsage finden wir in diesen Zeiten mit einem fremdartigen, obwohl volksthümlichen Bestandtheile verwachsen. Dies stimmt auffallend zu dem Charakter aller übrigen heimatlich-deutschen epischen Gedichte, die wir im 12. Jh. in einer weiteren Gruppe besitzen, von der in der Kaiserchronik wenig oder keine Andeutung ist, obgleich sie ihr und ihrem Inhalte vielfach nahe steht; am nächsten in jener Mischung verschiedenartiger Bestandtheile, worin wir gerade die Hauptveränderung erblicken, die mit unserer einheimischen (nicht übersetzten) Epik jetzt vorging, oder vielmehr schon seit dem lateinischen Gedichte von Ruodlieb im Werke war. Während die ältere deutsche Sage des Volks, soweit nicht gelehrte Geistliche die Hand darin hatten, wesentlich örtlich und national war oder höchstens die Sagenstoffe verwandter Stämme aneinander reihte, so werden wir finden, daß unter den heimatlichen Dichtungen des 12. Jhs., die wir in diesem Abschnitte zusammenstellen, der Herzog Ernst sich mit geographischen Sagen des Alterthums verbindet; daß im Ruother eine Anknüpfung deutscher Sage an die karolingische, die Durchdringung alter Mähren mit dem kreuzritterlichen Geiste und eine Verpflanzung derselben auf den Boden des kreuzritterlichen Ruhmes Statt hat; daß im Salomon und Morolf ein Held des jüdischen Alterthums in deutschen Dichtungselementen spielt; daß im Oswald und Orendel die deutsche Sage in die Legende übergeht und im Biterolf die Figuren der Dietrichsage sich in den Abenteuern und Formen der britischen Romane bewegen. Ueberall werden wir auf dieselbe Verwirrung der verschiedenartigsten geschichtlichen und poetischen, räumlichen und zeitlichen Elemente stoßen, die wir in der Kaiserchronik betrachtet haben. Wir lernen eine Reihe von Dichtungen kennen, die von seltsamen Auswüchsen verunstaltet sind, von

Abenteuerlichkeiten, Erfindungen, Entstellungen, burleskem Vortrage und aller möglichen Rohheit und Verwilderung.

Diese Eigenheiten erklärt man, wenn man von den allgemeinen Zeiteinflüssen absieht, die wir betonen, im Besonderen auch aus der Natur der Dichter, von denen diese Werke ausgegangen sind. Seitdem der epische Gesang dem Volke mehr und mehr entzogen worden war, sahen wir im Waltharius und Ruodlieb, in der Thiersage, in der Kaiserchronik die Geistlichen fortwährend mit der epischen Dichtung beschäftigt; am Ende des 12. Jahrhs. sind sie aus dieser Thätigkeit von dem Ritterstande verdrängt, und der Hof, nicht mehr das Kloster, wird die Lieblingsstätte der Dichtkunst. Ehe diese Wendung aber eingetreten war, in derselben Uebergangszeit, die wir in so vielen anderen Beziehungen zu charakterisiren hatten, hatte sich zwischen jene beiden Stände, die sich eine Weile um die Pflege der Dichtung stritten, noch ein drittes Glied eingeschoben, eine Klasse von fahrenden Lohndichtern, welche die epische Kunst umhertrugen zu Burgen und Höfen, ungefähr wie die wandernden Truppen im vorigen Jahrhundert mit der Schauspielkunst fuhren, ehe sie feste Niederlassungen fand. Wir wissen leider nur Weniges, aus dürftigen Andeutungen, von den Verhältnissen dieser Klasse, die in Deutschland nicht als ein besonderer Stand, noch weniger als eine gesonderte Dichterschule angesehen werden darf. In Wales, wo der Sängerstand eine geschlossene Kaste war, waren auch die fahrenden Barden (clerwr) ein abgeschiedener Stand; in der Provence, wo das ritterliche Standesceremoniel bis zum kastenartigen ausgebildet war, sind sogar verschiedene Klassen der Jongleurs zu unterscheiden. Nach den Unterweisungen zwar eines Guiraut von Calanson [280]) schien von allen Jongleurs ohne Unterschied verlangt zu werden, Allen Alles zu sein, alle möglichen Instrumente zu spielen, alle möglichen Erzählungen zu wissen, alle Gaukler-, Taschenspieler- und Seiltänzerkünste zu verstehen. In der Wirklichkeit aber erscheinen

280) Bartsch, Denkmäler der provenzal. Lit. 1856. p. 94.

sie doch in sehr gesonderten Stellungen auseinandergehalten. Sie waren theils im förmlichen Dienste der Troubadours und sangen deren Lieder, eine gering geachtete Klasse; oder sie sangen auch eigene Dichtungen und besuchten als Schützlinge der Troubadours Höfe und Schlösser, eine empfohlene Klasse, aus der sich Einzelne zu Troubadours emporschwangen; oder sie hielten sich unabhängig von der Ritterschaft und unterhielten singend, spielend, erzählend, zoten- und possenreissend, wie die Joculatoren von den römischen Zeiten her, das Volk in Städten und Dörfern; eine gehaßte Klasse, weil sie durch Neuheit und würzige Behandlung ihrer Lais, Schwänke und Romane den Ritterdichtern eine gefährliche Concurrenz machten. Dies war noch mehr der Fall in Nordfrankreich, wo die erzählende Dichtung weit mehr als im Süden verbreitet war, so daß es, nach dem Sacristan von Clugny, in der Normandie allgemeiner Brauch werden konnte, daß jeder beherbergte Wanderer dem Wirth eine Geschichte oder ein Lied vortrug; so daß hier nicht wenige Werke der Jongleurs sich mit den besten der Hofdichter um den Vorrang streiten. Hier gibt es daher kaum einen Menestrel oder Trouvère, der nicht im bittersten Groll gegen die Handwerkspoeten eiferte, die die Mähren verderbten und entstellten und die durch ihr Erzählen sich ihren Unterhalt erwarben. Solche Klagen der erzählenden Dichter, die dort überall und tausendmal widerhallen, hört man in Deutschland nicht; denn man weiß auch nicht, (wenngleich es in minder auffälliger Weise geschehen sein mochte,) daß bei uns die Fahrenden wie die französischen Jongleurs auf Märkten vor den Volksmassen mit Leiern in zerrissenen Futteralen erschienen wären, wo sie wie Seiltänzer die Sitze verkauft und bei ihrem Singen oder Lesen sich des Zudrangs und Lärms zu erwehren gehabt hätten. Sie waren früher; da sie nichts als heimatliche Schwänke oder Geschichts- und Heldensagen singend umhertrugen, im Volke verborgen geblieben. Wir glaubten ihre Hände durch die lateinische Umdichtung hindurch im Walther und Ruodlieb zu erkennen; im 11. Jahrh. hatten sie schon Gesänge von Kudrun aus dem Norden

bis nach Baiern heraufgetragen, die nun neben den Dietrichliedern des Südens umliefen. Denn seit dem 11. Jh. mußten die Spielleute zahl- und einflußreicher geworden sein. Der große Wanderzug dieser Zeiten ergriff diese Gewerbsklasse um nichts weniger als Mönche und Ritter; wie sie sich von Süd nach Nord, von Nord nach Süden kreuzten, ist schon aus dem Ueberspielen der dialektischen Eigenheiten in ihren Dichtungen zu errathen. Unter dem allgemeinen Verderb alles Geisteslebens im 11. Jh. gingen die Ansätze der lateinischen Bildung, die man unter Karolingern und Ottonen in der höheren Laienwelt beobachten konnte, wieder gänzlich verloren; die Thatsachen bewähren es, in der Chronik von Ebersberg ist es ausdrücklich bezeugt: suchte man in diesen Ständen nun doch nach einer geistigen Unterhaltung, so war man ausschließlich an die Spielleute gewiesen. Nicht am wenigsten aber blühte ihr Waizen dadurch, daß die Dichtung — nun durch 3—4 Jahrhunderte in den Händen der Geistlichkeit — so gut wie ausschließlich religiösen Inhalts war: regte sich in der Laienwelt das Begehren nach einer Kunde von weltlichen Dingen, nach einer poetischen Erfassung und Verherrlichung der großen Bewegungen in der Zeit, — und dies Begehr mußte sich unter der Fortdauer der Kreuzzüge rasch bis zu einem Heißhunger steigern, — so fiel man wieder den fahrenden Leuten in die Hände. Kein Wunder denn, daß bei dem Uebergang der Dichtung aus dem geistlichen in den ritterlichen Stand die ersten Laiendichter bei den Spielmännern in die Schule zu gehen hatten, und daß die Spielleute selbst entgegenkommend in die höhere Gesellschaft hinaufschoben, daß sie nicht nur von Markt zu Markt umzogen, daß sie in die höheren Kreise, zu allen Hochzeiten, Festen und Turnieren drängten und von Schloß zu Burg, von geistlichen zu weltlichen Hofhaltungen umherwanderten, einen heiteren Tag oder Abend mit ihren neuesten Mähren oder Sängen zu bereiten, die sich nach Ort und Zeit und Menschen in Form und Inhalt anbequemen mußten. Ihre Werke werden hiernach, mehr als wir wissen, ein sehr verschiedenes Gepräge getragen haben. Wo sie mit dem Volke in Be-

rührung blieben, sangen oder sagten sie wohl vorzugsweise ihre deutschen Heldensagen, wie die französischen Jongleurs ihre karolingischen Chansons oder Gesten: und dieß war der Volksdichtung kein Vortheil. Hatten diese Sagen in der karolingischen Zeit schon begonnen schriftlich aufgezeichnet und dadurch der festeren Verdichtung und treueren Fortpflanzung näher gebracht zu werden, so war dieser naturgemäße Weg der Ausbildung der vulgaren Volksdichtung in der Ottonenzeit durch die Latinisirung dieser nationalen Stoffe, nachher durch die Hinwendung aller Dichtung auf die christlichen Stoffe unterbrochen werden: sie waren daher wieder wie in Urzeiten der mündlichen Ueberlieferung dieser bildungslosen Poeten überlassen geblieben, bei denen die gesprochene Rede nun die musikalisch-lyrische Fessel sprengte und der Willkür freien Spielraum öffnete, deren Wirkungen man in den unaufhörlichen Veränderungen der beliebteren französischen Nationalgesänge genau verfolgen, in Deutschland nur errathen kann. Für die ritterlichen und höfischen Kreise mußten die Spielleute dann aber in diesen Zeiten vor Allem nach fremdem, durch Neuheit und Seltsamkeit fesselndem Erzählungsstoff aussehen. Sie waren die geeignetsten Träger jener Sagenmischung, die nun an der Mode, und nicht am wenigsten eben durch ihre Vermittlung an der Mode war, die auf ihren Wanderungen überall her willkommenen Stoff zusammenlesen konnten. Irgendwie mußten ihre Erzählungen mit den Kreuzzügen und den Wundern des Morgenlandes in Beziehung gebracht werden, die nun vor Allem die Neugier spannten; im Besonderen suchte dann der Erzähler wohl auch die Gunst eines Geschlechtes zu gewinnen, indem er seiner Ruhmsucht schmeichelte, Helden seines Namens erfand oder auf Namen des Hauses die Thaten anderer Sagenhelden übertrug: so kam bei uns das Haus Andechs u. A., wie in Frankreich die Geschlechter von Narbonne Toulouse Vienne, zu dichterischen Ehren. Durchgehend schien in ihren erzählenden Stücken in ziemlicher Uebereinstimmung die noch „dörperliche", unhöfische, bald dem rohen Mönchverkehr, bald der derben Volksweise entsprechende

Manier obgewaltet zu haben, die an carrikirten Übertreibungen und plumpen Späßen, und ganz äußerlich an den stehenden Formeln der Eingänge zu erkennen ist, an den Uebergängen und Pausen des mündlichen Vortrages, mit welchen sie die Aufmerksamkeit spannen wollen, oder die sie benutzen nach einem Trunke zu begehren. Sonst aber waren diese Dichter ihrem menschlichen Werthe nach, wie ihre Dichtungen nach Stoff und Gesinnung außerordentlich verschieden. Der Spruchdichter Spervogel, der Thierdichter Glichefer bezeichnen sich selbst als Spielleute; der Fahrende, der sich in dem Traugemundliede nach Werk und Weise befragen läßt, führt sich als einen Räthseldeuter ein; die Colmarer Annalen nennen den Freidank und den Konrad von Würzburg Spielleute, ohne Arg. Daher denn unsere Minnesinger guten Grund hatten, von den Fahrenden in Deutschland ohne den Geifer der französischen Dichter über die Jongleurs zu sprechen. Der volkssinnige deutsche Geist, der schon mitten in der Blüte des Ritterlebens, mitten in der Ritterdichtung selbst, sich für die geistig-sittliche Schätzung des Menschenwerths gegen die Standesunterscheidungen erhob, schien die Kunst allezeit als ein Gebiet anzusehen, auf dem nur das Talent adeln könne und in jedem Stande adeln müsse. Der Unterschied daher, den man damals zwischen fahrenden Spielleuten und höfischen Dichtern machte, die in ihren glänzendsten Vertretern in der That nicht anders denn als fahrende Lohndichter erscheinen, da sie von den milden Fürsten Bewirthung und Gaben, bewegliches Gut und unbewegliche Güter als Miethe und Lohn der Kunst ohne Anstand annahmen, ja nicht ohne Anspruch erwarteten und suchten, dieser Unterschied wird kein anderer gewesen sein, als den vordem der gebildete Schauspieler zwischen sich und dem Manne der wandernden Truppe machte, ein Unterschied, der von dem Kunstgenossen wichtig genommen wird, dem Dritten aber nur als Unterschied der Begabung, nicht des Standes auffällt. Wir müssen daher Männer aus allen Ständen, Geistliche, Bürgerliche, Adlige unter den Fahrenden der Zeiten des 12. Jhs. vermuthen. Ihre Namen und Herkunft haben sie in der

Regel nicht genannt, von ihren Personen ist daher nichts bekannt. Nur jener Archipoete Walther, der, wie wir unten sehen werden, nach der Mitte des Jahrhunderts mit seinen lateinischen Liedern unserem deutschen Minnegesang zur Seite ging, nennt und bekennt sich laut zu dem „Stande" der Vaganten und entwirft von seinem eigenen Leben wie von dem seiner „Secte" das ausgeführte und verführerische Bild jener epicureischen Armut, die ihre Sache auf nichts stellt, aber die sinnlichen Reize des Lebens wie aus der Fülle des Reichthums auszugenießen strebt. Man würde aber Unrecht thun, von ihm und seines Gleichen auf die Verhältnisse unserer deutschdichtenden Fahrenden irgend weit überzuschließen. Der Kirche und dem geistlichen Stande angehörig, hatte sich jener Walther durch sein ungeistliches Leben und kirchenfeindliches Dichten selbst ausgestoßen in den Stand einer Secte, den viele citramontane Geistliche im Jahrhundert Friedrichs I mit ihm theilten, und in Deutschland wie überall wurden diese fahrenden Kleriker, die „Familie" der Goliarden, von der Kirche noch im 13. Jahrhundert verfolgt; aber da so wenig wie im 12. Jahrh. hatten diese mit unsern laiischen Jongleurs irgend mehr gemein, als die Armut und das Lohnsuchen.

Wir haben oben schon in dem lateinischen Ruodlieb dreierlei Elemente unterschieden: am Schlusse die Spuren ächter deutscher Sage, am Anfang einen weiten Kriegszug in die Ferne, wie sie in den Dichtungen des 12. Jahrhunderts erst häufiger erscheinen, in der Mitte eine heimatliche Reise in einer allegorischen Einkleidung. Ganz die ähnliche willkürliche Mischung verschiedenartiger Dinge finden wir in diesen Zeiten im Herzog Ernst wieder, einer Geschichtssage, die wie kaum eine andere, den häufigen Erwähnungen und Benutzungen späterer Dichter zufolge, beliebt und verbreitet war. Ueber die verschiedenen Gestalten, in denen wir dieses Gedicht besitzen, haben Haupt[281]) und ganz neuerlich Bartsch[282]) manche frühere irrige An-

281) Zeitschrift 7, 253 ff.

282) Herzog Ernst. Ed. K. Bartsch. Wien 1869.

sichten berichtigt. Wir haben in einigen Prager Blättern[283] Bruchstücke eines deutschen Gedichtes in niederrheinischer Mundart in noch ungenau gereimten oder nur assonirenden Versen, dessen Verfasser einer lateinischen Quelle folgte. Dies niederrheinische Gedicht, dessen Entstehung wegen einiger deutlichen Beziehungen auf die Kreuzfahrt Heinrichs des Löwen in das Jahr 1172 gesetzt wird, war wahrscheinlich das „deutsche Büchlein von Herzogen Ernsten", das sich Graf Berchtold III von Andechs in einem oft angeführten Briefe[284] von dem Abt Ruprecht von Tegernsee († 1186) erbat. Zwei spätere dichterische Ueberarbeitungen suchten dann das ältere Gedicht in höfischeren Formen zu erneuern; sie sind beide ganz erhalten. Die ältere[285] ist die trocknere, einfachere Arbeit eines wohl bairischen Dichters aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, der, so weit es ihm gelingen will, die ungenauen Reime des alten Gedichts zu tilgen sucht, dem er dem Inhalt nach im Ganzen treulich gefolgt zu sein scheint. Die andere spätere, nach Bartschs Vermuthung das Werk eines mittelfränkischen Dichters, der bei seiner Behandlung des Stoffes in freierer Weise erweiternd verfuhr, fällt schon, entartet in Formen, im Stile geschmückt und anspruchvoll, in die absinkende Zeit der Ritterdichtung[286], zwischen 1277 und 1285. Diesen deutschen Bearbeitungen reihen sich zwei lateinische an, die gleichfalls erhalten sind. Die eine, wohl noch ins 13. Jh. gehörig, in Prosa[287], mit untermischten gereimten Hexametern und eingeschobenen Versen römischer Dichter, hält Haupt nach sorgsamer Vergleichung ebenfalls für eine freie Bearbeitung des äl-

283) Fundgruben I, 228. Germania 6, 350. Bartsch l. l. p. 1.

284) Bei Bernh. Pez cod. epist. 2, 13.

285) Bei Bartsch l. l. p. 13 ff.

286) In der Sammlung altdeutscher Gedichte von Von der Hagen und Büsching I. Ueber die Zeitbestimmung vgl. Jänicke in Haupts Z. 15, 156. Sie galt lange wegen einer misverstandenen Stelle V. 2473 für ein Werk Heinrichs von Veldeke, den der Bearbeiter vielmehr, eben so irrig, für den Dichter seiner Vorlage hielt.

287) Aus zwei Münchner Handschr. in Haupts Zeitschr. 7, 193. Die Lesarten der älteren Strasb. Hs. bei Bartsch p. XXXVII ff.

teren niederrheinischen Gedichtes, von einem geschmacklosen gelehrten Geistlichen, der es an Zuthaten von kirchlichem Anstrich nicht fehlen ließ. Die andere, in Hexametern, ist von einem Odo verfaßt[288] und an den Erzbischof Albrecht von Magdeburg (1205—32) gerichtet. Diese letztere weicht durch Erweiterung und gelehrte Zuthaten in dem wunderhaften Theile des Gedichtes am weitesten ab, doch weist auch diese Bearbeitung, trotz ihren Freiheiten, auf die niederrheinische Quelle zurück, die wohl selbst noch auf das viel spätere „Bänkelsängerlied" von Herzog Ernst (wenn auch nicht unmittelbar) fortwirkte, das in alten Drucken vorhanden ist und von Kaspar von der Roen verkürzt wurde.

Was nun die verschiedenen Bestandtheile dieses Gedichtes betrifft, so herrscht in dem ersten an deutsche Geschichtsstoffe angelehnten Theile die ähnliche Verwirrung von Zeiten und Personen, wie in der Kaiserchronik. Es sind darin die Schicksale des schwäbischen Herzogs Ernst II († 1030), des unruhigen Stiefsohns Konrads II, und seines Freundes Wezilo (= Wernher) erzählt, so aber, daß mit ihm schon (da die Sage den Helden überall als Herzog von Baiern aufführt) ein älterer Ernst I von Baiern, Markgraf im Nordgau, verschmolzen scheint, der von Ludwig dem Deutschen seiner Würde 861 beraubt und verbannt worden war; daher Haupt vermuthete, es habe ein älteres Lied von diesem bairischen Ernst gegeben, das dann Züge aus dem Leben des schwäbischen in sich aufgenommen habe, wiewohl der Schauplatz der Sage Baiern blieb, wohin auch die Umarbeiter Leser und Kenner der Dichtung weisen. Dann hat man in der Sage auch wieder die Auflehnung Herzog Arnulfs von Baiern, des Stiefsohns Konrads I, und seines Oheims Erchanger von Schwaben gegen den Kaiser ausspüren wollen, deren im Volke besungene Kämpfe sich, wie in unserem Gedichte, viel um Regensburg bewegten. Viel bestimmtere

288) Ernestus seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, autore Odone; in Martene thes. nov. anecd. t. III.

Züge des Gedichtes aber erkennen sich, eben in diesen Kämpfen in Baiern und um Regensburg, vor allem aber in dem Zerwürfniß Ernst's mit dem Pfalzgrafen Heinrich, in den Verhältnissen des Volkslieblings Ludolf, des Sohnes Otto's des Großen aus erster Ehe († 957) zu seinem Vater und Oheim, da in diesem Pfalzgrafen des Gedichtes der geschichtliche Herzog Heinrich von Baiern, der Bruder Otto's I, der Gegenstand von Ludolfs Neid und Eifersucht, unverkennbar, und in dem königlichen Stiefvater der Gedichtssage eben so deutlich Otto I gemeint ist, der dann freilich wieder als Otto der Rothe bezeichnet wird und dessen zweite Gemahlin Adelheid zur Mutter Herzog Ernst's und zu einer Herzogin von Baiern gemacht ist. So daß man nun annimmt [289]), die Geschichte Ludolfs bilde die eigentliche Grundlage der Sage, dessen Name nur von dem (im Volksgesang des 11. Jhs. gefeierten) schwäbischen Ernst verdrängt wäre, wie dieser wieder später von dem Namen Heinrichs des Löwen verdrängt ward, dessen ähnliche geschichtliche Verhältnisse zu Friedrich I, und namentlich seine durch die Spannung mit dem Kaiser veranlaßte Kreuzfahrt, gleichfalls schon unmittelbare Einflüsse auf die älteste Gestalt, in der wir die Ernstsage kennen, geübt haben [290]). Dieser trockene Stoff nun aber in dem geschichtlichen Theile des Gedichtes, (wo wir nichts finden als einen Sohn (Ernst), der seine Mutter (Adelheid) zu einer zweiten Heirath mit dem römischen Vogt (Otto) bestimmt, der dann von Pfalzgraf Heinrich verleumdet seiner Lehen beraubt wird, diesen nachher in Gegenwart des Kaisers in Speier ermordet, dafür geächtet und bekriegt wird, zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß), dieser trockene Stoff war der Zeit nicht mehr abenteuerlich genug neben den eindringenden wunderbaren Fictionen der fremden Dichtungen dieses Jahrhunderts. Den größeren Beifall fand jetzt gerade das Fremde, das ganz willkürlich an Herzog Ernst

289) Bartsch l. l. und Dümmler in Haupts Z. S. 14, 265. 568.
290) Bartsch ib. p. CXXVII. ff.

geknüpft ward; dies verdrängte das frühere Volksthümliche aus seiner Stelle, und ward seinerseits selbst volksthümlich, wie es denn offenbar die Lieblingspartie aller Leser und Dichter des Herzogs Ernst und nicht am wenigsten noch des letzten Umarbeiters desselben gewesen ist. Denn während in dem ersten Theile, außer der zarten Gesinnung, die sich dort ausspricht wo der Dichter in Person auftrit und urtheilend und fühlend seine Erzählung unterbricht, außer der frommen Einleitung, die so gegen die falschen Gemüther gerichtet ist wie Gottfrieds im Tristan gegen die saueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheid des Nachts für ihren Sohn den Kaiser bittet, nichts in der Erzählung ist, was für ihre Nüchternheit entschädigte, so ist im zweiten Theile eine anschaulichere Darstellung und es herrscht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, den man hier noch mehr als die späteren gelehrten und buchmäßigen Dichter reden hört.

In diesem zweiten Theile nun, der sich allerdings sehr wunderlich neben dem ersten ausnimmt, treffen wir auf die alten griechischen Vorstellungen von den Ländern und Menschen an den Weltenden, wie sie im Laufe der Zeiten unter alexandrinischen und morgenländischen Einflüssen sich gestaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernst zieht nach Konstantinopel, begiebt sich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Grippia (bei dem jüngsten Bearbeiter Kipria) verschlagen. Dort findet er eine leerstehende Burg voll Pracht, und geht mit seinem treuen Wetzel sich die Stadt zu besehen, wo beide in einem Pallast mit Garten, Wasserleitung und Bad verweilen, deren Herrlichkeit im Stil des Feenmährchens geschildert ist; sie baden sich, gehen zur Ruhe und beim Aufstehen hören sie und sehen sie eine Schaar von Männern und Frauen mit Kranichhälsen zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte. Nachts suchen die beiden Abenteurer die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schnabelvieh", sie aber wird von ihren Entführern getödtet. Nach heftigem Kampfe mit den Land-

Digitized by Google

bewohnern fahren die Kreuzritter ab und ihr Schiff wird an den Magnetstein im Lebermeer geworfen, wo sie unter Trümmern festgehaltener Schiffe sich beichtend zum Tode bereiten; als nur noch sieben dem Hungertode und den Greifen, die ihre Genossen weggeraubt hatten, widerstanden, gibt Wetzel an, sie sollten sich gerüstet in frische Häute vernähen und als todt von den Greifen wegtragen lassen; bis auf Einen, den keiner vernähen kann, werden sie so erhalten. Nach einem kümmerlichen Leben im Walde, (dessen Schilderung, wie auch die launige Erzählung von den Kranichen und nicht wenige andere Stellen in der jüngeren Bearbeitung der humoristischen Manier Wolframs nachgeahmt ist,) kommen sie in das Land Arimaspi zu den Cyclopen mit Einem Auge und stehen ihnen gegen die Plattfüße bei; es folgen Kämpfe mit Langohren, mit Kranichen welche die Pygmäen bekriegten, mit den Riesen von Kanaan und mit dem König von Babylon, der den Beherrscher von Ubian oder Morland bedrängt; schließlich gelangen sie nach Jerusalem, wo sie ein Jahr lang mit den Heiden kämpfen. Worauf endlich, als der Ruf von seinen Thaten erschallt, Ernst heimkehrt und sich mit dem Kaiser versöhnt, in einer Scene, die an jene schon früh besungene (s. oben S. 149) Aussöhnung Heinrichs mit seinem Bruder Otto I erinnert.

Man sieht, hier kann man die ganze Geschichte der alten Wundergeographie verfolgen. Wir finden die Riesen in Palästina; wir finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erstere zu Herodots Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten Megasthenes und Duris zu erzählen. In dem ältesten Gedichte waren diese Wundergestalten vielleicht noch zahlreicher; Ulrich von Eschenbach wenigstens führt in seinem Alexander mit Berufung auf das Buch vom Herzog Ernst ein Volk mit Hundeköpfen an, von denen unsere Ueberarbeitungen nichts wissen. Die Fabel vom Magnetberge, der das Eisenwerk der Schiffe auszieht, ist in Tausend und Einer Nacht zu finden und von orientalischem Ursprung, und die Sage vom Weg-

Digitized by Google

tragen durch Greife scheint eben dort zu Hause zu sein[291]. Wie verbreitet alle diese einzelnen Sagen von Unmenschen, vom Raube der Greifen, von dem Magnetberg und dem geronnenen (Leber-) Meere (unter welchem das Nordmeer, das finstere Meer in der Kudrun, das Nebelmeer Adams von Bremen, das Thulische Eismeer der Alten zu verstehen ist) schon vor, in und nach der Zeit unserer Ernstsage waren, haben Grimm und die Herausgeber der Gedichte nachgewiesen[292]. Die griechischen Sagen von Troja und Alexander waren zu jenen Zeiten schon weit bekannt; aus Lambrechts Alexander ist gewiß, daß auch die Reisen des Apollonius von Tyrland, die so deutlich das Orientalische und Griechische einführen, in deutschen Gedichten schon im 12. Jahrhundert gelesen wurden, obgleich wir davon nur eine viel spätere Dichtung übrig haben. Diese Länder- und Naturwunder, haben wir oben gesehen, beschäftigten schon im 10—11. Jh. die Mönche und die Gelehrten, denen sie hauptsächlich durch Isidor's Encyclopädie entgegengebracht waren; sie wurden schon damals in Vulgargedichten dem Volke mitgetheilt; in die Genesis haben wir dergleichen eingegangen gefunden; sie wurden allmählich wie die Legenden und Fabeln Allgemeingut der westlichen Welt.

Im Herzog Ernst ist geschichtliche Volkssage mit verwandter Geschichtssage zusammengeschoben; die Helle der Zeit aber, in die ihre Entstehung und Fortbildung fiel, machte schon, daß überall die Fugen sichtbar und die verschiedenen Materialien selbst innerhalb der geschichtlichen Sage abgelockert sind. Diese Art von geschichtswidriger Volkssage war ihrem Ende nahe; denn der heimatliche Gesichtskreis ward allmählich klar, die Helden des Tages kamen mit ihrem Ruhm in die Blätter der Geschichte mehr als in den Mund der Dichtung. Das Vaterland konnte nicht mehr ein Land der Wunder und Dichtung bleiben, als Konstantinopel und das heilige Grab alle Wunderstätten

291) Vergl. die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Empereur ab Oppyck. p. 111.

292) Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809.

Digitized by Google

verdunkelten, so wenig wie der Mönch jetzt noch der Pfleger der Dichtung bleiben konnte, da der Rittersmann das Heft der Weltbegebenheiten in der Hand hatte und die Thaten verrichtete, die ihn mit den Helden der Heroendichtung und der Märtyrerlegende zugleich wetteifern ließen. In diesen Sätzen liegt die Erklärung einer Reihe von Veränderungen, die jetzt mit der heimischen Sage plötzlich vorgingen. Sollte nun noch fernerhin ein ausgezeichneter Mann der Geschichte dichterisch verewigt werden, so rückten ihn die Fahrenden noch viel willkürlicher, als man es schon früher mit dem Bischof von Passau in den Nibelungen gethan hatte, wenigstens mit dem Namen in eine alte Sage an die Stelle eines alten Helden, wie es mit Heinrich dem Löwen geschah, wie es im Wigalois sichtbar ist. Oder man dichtete geradezu Geschichte, und besonders Kreuzfahrergeschichten, wie es in Frankreich so frühe geschah, und wie wir in Deutschland ein Beispiel an den Bruchstücken vom Grafen Rudolf haben[293]), einem Gedichte, das um 1170—73 von einem deutschen, wohl thüringischen Rittersmann verfaßt ist, lebendige Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge entwirft, und Züge aus dem Leben des Grafen Robert von Flandern, oder nach v. Sybel[294]) aus dem des Hugo von

293) Grave Rudolf. Hsg. v. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber sagt p. 26. „So viel sich aus den geretteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darstellung des Zustandes, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreichs sich befand. Jerusalem selbst, der Sitz des christlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen versorgt, der beständige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Saracenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Krieger auf der Landstraße, der Zwist des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die an sich unnatürliche durch die Verhältnisse herbeigeführte Verbindung dieser mit den heidnischen Fürsten, die Einmischung des griechischen Kaisers, die Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jerusalem durch die Geistlichkeit, welche Loblieder singt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles sind lauter der geschichtlichen Wahrheit gemäße Züge." Aehnliches in der neuen durch hinzugekommene Fragmente vermehrten Ausgabe des Gedichtes. 1841. p. 40.

294) In Haupt's Zeitschr. 2, 235 ff.

Digitized by Google

Puiset, aufnahm. Sollte ferner einer alten Sage, die durch das neue Interesse der Zeit in den Hintergrund gestellt wurde, ein frischer Glanz geliehen, sollte sie dem gegenwärtigen Geschlecht wieder nahe gestellt werden, so genügte leicht schon eine Veränderung des Orts, eine Versetzung des Schauplatzes in das Morgenland; daher mußte Herzog Ernst im 12. Jh. nothwendig ein Kreuzfahrer werden. Gab man dem Inhalt der alten heidnischen Sage ein christliches Interesse hinzu, so war es desto besser. Dichtete gar der geistliche Krieger oder der kriegerische Geistliche selbst, der im heiligen Lande gewesen war, hatte er etwas aus eigener Erfahrung hinzugethan was dem Hörer neu war, oder hatte er gar schon Belesenheit und Kenntniß der neuen romanischen Poesie, um sein Gedicht dem Ton und Inhalt französischer Dichtung anzupassen, so war Alles geleistet, was jetzt ein dichterisches Erzeugniß empfehlen konnte. Das Gedicht von König Ruother[295] vereinigt all das was wir hier anführen; nur daß der Poet nicht die geringste Gabe besaß, die Bestandtheile, die er zu mischen unternahm, geschickt zu verbinden.

Folgendes ist in Kurzem der Entwurf dieses Gedichtes. König Ruother in Bare läßt um die Tochter Konstantins werben; seine Gesandten aber werden in den Kerker geworfen, wo sie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müssen. Auf Rath Berthers von Meran, des Vaters von sieben der Boten, soll ein Heerzug Ruothers die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Riesen kommt zu Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erscheint Ruother, indem er sich für einen durch König Ruother Geächteten ausgibt, in Konstantinopel, wo seine Riesen, darunter ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und Asprian, der einen zahmen Löwen Konstantins an die Wand wirft und tödtet, Aufsehen und außer diesem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Ruother-Dietrich Ge-

295) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen; und in Maßmann's Gedd. d. 12. Jahrh. II. Fragmente einer neuen Hs. in München. Sitz. Ber. 1869. II, 307.

fallen; er erhält Gelegenheit, ihr Geschenke zu schicken, worunter auch ein Paar Schuhe, beide für einerlei Fuß, von denen einer daher nicht passen will, den er ihr dann selbst, heimlich herbeigeholt, anzieht, wobei er sich ihr als den Sender jener gefangenen Gesandten kund thut. Die noch zweifelnde Prinzessin erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker ist eine schöne Stelle, die zum Gefühl spricht. Sie erkennen Ruother an dem Spiele einiger Leiche, die er ihnen bei ihrer Aussendung vorgespielt hatte und die sie, wenn sie dieselben in Bedrängniß gerathen vernähmen, als die Ankündigung seiner Hülfe ansehen sollten. Die Prinzessin überzeugt sich nun, daß Dietrich Niemand anders als Ruother ist, der dann die mit List begonnene Werbung mit List hinausführt. König Ymelot von Babylon erscheint mit Heeresmacht vor Konstantinopel. Mit der Hülfe Dietrichs und seiner Boten wird er geschlagen; die Fremdlinge sollen den Frauen den Sieg ansagen, trügen sie aber mit der Nachricht einer Niederlage und flüchten die Geängsteten auf ihre Schiffe. So gelangt Ruother mit der Braut nach Hause. Nun aber beginnt die Geschichte wieder von vorne. Ein Spielmann, als Kaufmann ausgerüstet, entführt aus Bare die junge Königin wieder und bringt sie nach Konstantinopel zurück. Ruother zieht als Pilger nach Konstantinopel, und hört, daß König Ymelot, den er früher abgewehrt hatte, jetzt Konstantinopel erobert habe und Ruothers Weib mit seinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's mit seinen Helden in dem Saale unter dem Tische sich zu verstecken; dem Konstantin ahnt und schwant es, daß er nahe sein müsse; die Königin erfährt, daß er im Saale ist, durch einen Ring, den er ihr unter dem Tische hervorreicht; vergnügt lacht sie, und der Babylonierkönig ist solch ein Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Ruother sei im Saale. Nun geht's denn ans Kämpfen und Befreien.

Man sieht, hier soll eine Erzählung erweitert werden, und sie wird von einem Dichter erweitert, der schon die Sagen von Alexander

und Karl gelesen hat, der seinen Helden die nämlichen Reiche fast besitzen läßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der gern sein Lied dem Geschmack an der ausländischen Dichtung anpassen möchte, aber sehr wenig Geschick dazu mitbringt. Die Art, wie er den abgesponnenen Faden seiner Geschichte noch einmal abspinnt, ist ein Charakterzug, den jede unbeholfene Kunst und nicht am wenigsten die neue epische Dichtung der ritterlichen Kreise jener Tage an sich trägt. Man darf nur die kärlingischen und britischen Romane jener Zeiten aufschlagen, um überall zu finden, wie oft man sich da selbst wiederholt oder sich im Wiederholen Anderer gefällt. So könnte man selbst schon in den alten griechischen Romanen finden, falls man es Raub nennen will, wenn ein Dichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenstände seiner Zeit und Umgebung behandelt, daß Jamblichus den Diogenes, Heliodor Beide und Achilles Tatius den Heliodor geplündert habe; ähnlich so ist es mit unserm Ruother. Er erinnert mit den Geschichten von gefährlichen Brautwerbungen und Entführungen an Ortnit und an Salomon und Morolf; mit der Gefangenschaft von Dienstmannen, die dem Lehnsherrn nahe geht, an Wolfdietrich. Als Hugdietrichs Brüder sich des Reichs anmaßen, gehen Wolfdietrich und Bechtung in das Schloß und lassen ihre Leute im Walde auf ihr Hornblasen warten; weiterhin verkleiden sie sich in Pilgrime, um nach den Gefangenen zu spähen, wobei wieder das Hornblasen verabredet wird. Diese Sagen, sieht man, kehren auf andere Weise im Ruother wieder. Ferner wollen die erlösten Dienstleute Konstantinopel niederbrennen, denen es Wolfdietrich vergebens widerräth; auch dies findet sich im Ruother wieder, wo aber die Ehrfurcht vor dem Heiligthume überwiegt[296]. Ein eigener Kern von alter eigentlicher Volkssage ist in dem Gedichte kaum zu vermuthen. Wäre uns das ältere Lied erhalten, auf das unsere erzählende Dichtung sich mehrfach (V. 412. 3477 u. a.) beruft[297], so würden wir

296) So J. Grimm in Heidelb. Jahrb. 1809. p. 185.

297) O. Schade (Einleitung zu seinen Niederrheinischen Dichtungen) ver-

der ähnlichen, nur wahrscheinlich anders localisirten Fiction begegnen, wie sie uns in der aus niedersächsischen Quellen entstandenen Thidrekſage in ähnlicher Variation vorliegt: die man für eine ältere Sagengestalt nahm, obwohl auch sie, wie die ganze Thidrekſage und wie unser K. Ruother die Einflüsse der französischen Gesten verräth; die heroikomischen Figuren der halbthierischen Riesen sind dorther eingegangen, eine Lieblingsmaterie der kärlingischen Sagen, wo man sich z. B. bei dem Robastre und den Grobschmieden im Garin in ganz gleicher Gesellschaft befindet. In der Thidrekſage ist die Sage im Norden localisirt wie im Ruother im Süden: die Werbung des Königs Osantrix von Wilzenland um K. Milias' von Hunaland Tochter Oda, die wiederholte Einkerkerung seiner wiederholten Gesandtschaften, seine Erscheinung unter dem Namen Dietrich in Gesellschaft seiner Riesen ist wesentlich gleich, nur daß hier Alles mit Gewalt betrieben wird, was im Ruother mit List. Die Wiederholung der ähnlichen Geschichte kehrt dort nicht unter den gleichen, aber unter anderen Personen wieder: Attila wirbt um Osantrix' Tochter Erka (im Biterolf Helche, Oserichs Tochter) vergebens, worauf Rüdiger von Bechlaren unter dem Namen Siegfried als ein Geächteter Attila's erscheint und Erka mit List entführt. Die Verschiebung der Oertlichkeiten in beiden Sagengestalten zu erklären, hatte man sich früher wunderbar gequält, weil man die Willkür der Dichtenden nicht so groß, die Volksthümlichkeit der Dichtungen nicht so gering denken wollte. In Bezug auf Ruother löste sich die Sache einfach, seit Wilken in einer Beilage (II, 5) seiner Geschichte der Kreuzzüge zeigte, daß auffallende Beziehungen Statt haben zwischen dem Inhalt des Gedichtes und den Zuständen des byzantinischen Hofes unter Alexius I († 1158), dessen zahmen Lieblingslöwen z. B. die Kreuzfahrer in ihrem Zusammenstoße mit dem Hofe erwürgten. Dergleichen Züge

suchte an einem Sechstheil etwa unseres in Reimpaaren verfaßten Ruother den strophischen Bau herzustellen, der früher aller Spielmannsdichtung allgemein eigen gewesen sein wird.

Digitized by Google

verrathen einen Dichter, der (auch nach seiner Kenntniß der Oertlichkeiten wie des Hippodromos) in Konstantinopel gewesen war, bei dem man aus seiner Anrufung St. Gilles' Bekanntschaft mit provenzalischer Ritterschaft voraussetzen muß, der wahrscheinlich den Kreuzzug von 1147 mitgemacht hatte und sein Gedicht nach den alterthümlichen Sprachformen, die darin noch begegnen, nicht viel später verfaßt haben wird. Wenn irgendwo, so liegt hier das Verfahren unserer wandernden Poeten zu Tage. Seiner Sprache nach war der Dichter ein Niederrheiner; seinen Stoff mag er in erster Gestalt aus Nordosten, dem Schauplatz der Oserichsage, erhalten haben; umgestaltet hat er ihn in Tirol und Oberbaiern, wo es ihm nahelag, den Namen des Lombardenkönigs Rotharis zu dem seines Helden zu machen und jene Züge aus dem (in Tirol heimischen) Wolfdietrich zu entlehnen; wo auch seine Hörer- und Gönnerschaft, das Haus Andechs, heimisch war, das er in den Namen des Herzogs von Meran, der Amalger und Wolfrat von Tengelingen (Denklingen) und des Hademar von Dießen verherrlichte. Daß in dem Thatsächlichen der Theile, wo diese Namen spielen, bairische Sagenreste eingegangen seien, wie Müllenhoff vermuthet, stellen wir dahin, sind aber geneigter, darin so viel Willkür zu vermuthen, wie in der Anknüpfung Ruothers an das Geschlecht Karls des Großen. Dieselbe Kinderei, die in der Kaiserchronik die etymologischen Sagenbildungen gestaltet hat, dieselbe dürftige Erfindungsgabe und große Erfindungslust hat auch diese Namenveränderungen, diese Einführung lebender Zeitgenossen veranlaßt.

Unter den verschiedenen Anlehnungen des Ruother an andere Dichtungen deutscher Herkunft fiel Von der Hagen besonders die Annäherung an den Roman von Salomon und Morolf[298]) auf, der

298) In der Sammlung von Von der Hagen und Büsching, in welcher Ausgabe die strophische Abtheilung des Gedichtes unbezeichnet gelassen ist. Vgl. die Einleitung der Herausgeber und J. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809. Eschenburg in Bragur III.

Digitized by Google

ähnliche Entführungen hin und her enthält und ganz in die Klasse dieser Werke gehört, deren allgemeinen Inhalt Werbungen in die Ferne um niegesehene Frauen, Weigerungen derselben aus Uebermuth oder Stolz, Kreuz- und Kriegszüge und gewaltsame Brautfahrten bilden. In diesem Gedichte gründet sich der Aufbau epischer Erzählung auf eine uralte Ueberlieferung lehrhafter Sprüche. Der sprichwörtliche Theil dieser Dichtung hat eine lateinische Quelle; er setzt die derbe, unanständige, parodische Spruchweisheit des plebejischen Morolf gegen die erhabene des Salomo, ein volksthümliches Element gegen das hierarchische, und mit dieser Eigenschaft mußte er in der Zeit, wo sich die lateinischen Dichter gegen die Kirche erhoben, großen Beifall finden. Die rohen und späten Ueberarbeitungen des 15. Jhs., die wir von den deutschen Gedichten haben, weisen uns auf die Niederlande und auf die Zeit des 12. Jhs. zurück; schon Freidank kennt und erwähnt den Morolf[299]. Wenn uns die Contradictio Salomonis, die Pabst Gelasius im 5. Jh. schon als apokryphisch verwarf, erhalten wäre, so würden wir, vorausgesetzt daß sie mit unserem Werke Gemeinschaft hat, auf ein hohes Alterthum dieser Verkehrungen des Morolf zurückblicken. Für ihre Uebertragung ins Epische haben wir keine Uebergänge, obwohl sie mehrfach statt hatte, im italienischen Bertoldo ganz anders, als im deutschen Morolf; der französische Salomon und Marcoult enthält nichts als Rede und Gegenrede. Bei uns hat sich ein Roman darauf gebaut, in welchem Salomo nicht wie dort der Judenkönig, sondern christlicher Monarch von Jerusalem ist und Morolf als sein Bruder auftrit nicht als sein Gumpelmann, und mehr die Rolle des getreuen Dienstmannes, des jugendlichen Helden, eines listenreichen, durchtriebenen Ulysses spielt, als die des häßlichen, entstellten Volksnarren, für den der Name (Marcolph) lange gangbar blieb; er entspricht dem Zwerg Alberich im Ortnit,

299) Ausg. v. W. Grimm 81, 3. Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte.

dem Raben im St. Oswald; die cynischen Derbheiten, die ihm geliehen sind, stehen vereinzelt und geben dem Charakter nicht, wie in dem Spruchgedichte, seine Farbe. Gewisse Eigenheiten, wie der Ring mit der singenden Nachtigall, das versenkbare Schiff u. dergl., erinnern an Züge der byzantinischen Romane; die Geschichten von wiederholtem Weiberraub, die Verkleidungen, Entdeckungen, Entwischungen, Irrungen durch Zaubertränke und Zauberringe, die Gefährdungen und unverhofften Rettungen, Täuschungen, eklen Entstellungen in Kranke, die rohe Wiederholung der Geschichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert bald an Ruother bald an Oswald, bald auch an spätere Gedichte ähnlichen Geschmacks aus den Zeiten der Wiederverbauerung. Die Abenteuerlichkeit und Albernheit dieser Klasse von Dichtern und Dichtungen spielt hier in den grellsten Farben; das Zotige und Schmutzige ist sehr arg; die Eigenheiten des Vortrags der Fahrenden treten stark hervor; ganz entschieden ist die Entfernung vom Ritterlichen und Höfischen; dabei ist, wie auch im St. Oswald, das Christliche und Religiöse nicht allzu ehrfürchtig behandelt.

Wie sich das Gedicht des 12. Jahrhunderts, das dieser burlesken späteren Ueberarbeitung zu Grunde liegt, zu dieser verhalten haben möchte, läßt uns ungefähr die Vergleichung zweier verschiedener Erzählungen von St. Oswalds Leben errathen, die wir beide nur in Ueberarbeitungen besitzen, von welchen die Eine der Scheide des 14./15. Jhs. angehörig sich auf ein früheres, doch wohl nicht über ein Jahrhundert älteres „Buch" beruft, das schon die rohen Züge des 14. Jhs. enthalten haben muß die in dem uns überlieferten Texte auffallen, die andere (erst im 15. Jh. verfaßte) aber auf eine (wahrscheinlich niederrheinische) Unterlage aus dem 12. Jh. schließen läßt[300]. Dem Inhalte nach erweitert der h. Oswald den Kreis der

300) Die eine herausgegeben von Ettmüller, Zürich 1835; die andere von Pfeiffer aus der Wiener Hs. Hr. 3007 vom Jahre 1472 in Haupt's Zeitschr. Bd. 2, 92 ff. Vgl. Zingerle, die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen

Brautwerbungssagen. Hat man im Herzog Ernst eine Geschichtssage an alte geographische Mythen geknüpft, im Ruother alte Sagenzüge an neue Geschichtsverhältnisse, so ist im Oswald der beliebte Stoff einer kriegerischen Brautfahrt an die Legende geknüpft, die wir in diesem Jahrhundert so mächtig fanden. Auch hier beobachten wir also das Zusammenstoßen bisher getrennter Dinge. Mone hat die Aehnlichkeiten dieses Gedichtes mit dem Ortnit hervorgehoben: die Werbung eines christlichen Königs um die Tochter eines heidnischen haben beide Gedichte mit einander gemein, und eben dieses Allgemeinste brachte auch die Geschichte des angelsächsischen Oswald († 642), der die Tochter des westsächsischen Königs Kynegil heirathete und sammt dem Vater taufte, dem Wanderdichter als eine Aufforderung entgegen, dies Verhältniß im neuen Gewand der Sage nach dem Zeitgeschmack darzustellen[301]. Die rohe Behandlung, der stellenweise neckische Ton gegen das Christliche in der späteren Bearbeitung, die in ihrer Vorlage schon einer jüngeren Gestalt der Sage folgt, die schnurrigen Züge der Erfindung ähneln sehr dem burlesken Stile des Salomon und Morolf. Oswald will auf Rath eines Pilgrims Warmund, dessen erste Rede an das Tragemundlied erinnert, die Tochter des Heiden Aaron heirathen, der alle Werber umbringt; die gefährliche Botschaft, die im Ortnit der Elfe Alberich bestellt, soll Oswalds Rabe übernehmen, der auf Gottes Gebot Redegabe empfängt, aus dem dann der heilige Geist spricht. Die Legende trit hier gleichsam in die Thiersage, oder die Thiersage in die Legende; die Thierwelt erhält ihre Heiligen, die mit den Engeln Rollen spielen oder tauschen. Die

---

Mythologie. Stuttg. 1856; und über das streitige Alter der beiden Recensionen Bartsch, Germ. 5, 129. — Zwei in Handschriften des 15. Jhs. erhaltene Prosen (gedruckt bei Zingerle und in Haupt's Z. S. 13, 466) lassen beide auf verschiedene dichterische Vorlagen zurückblicken, von denen ungewiß bleibt, ob sie mit der älteren Quelle der Sage identisch waren oder nicht.

301) Das Martyrologium Beda's, und wahrscheinlich auch ein lateinisches Gedicht des 13. Jhs. von St. Oswald, das sich in der Bodleyana befindet, weiß nichts von dem Fabelinhalt der deutschen Dichtung.

gar zu kindliche Freude, die der Dichter an diesem Thiere hat, ist durchaus dem Aehnlichen im Ruodlieb und Herzog Ernst entsprechend. Dem Raben wird auf sein Begehr sein Gefieder mit Gold beschlagen und eine goldene Krone auf sein Haupt gesetzt. Auf der Reise ruht er einmal auf dem Meere aus und verzehrt einen Fisch, da wird er von Meerweibern gefangen, die Kurzweil mit ihm treiben wollen; er erbittet sich erst was zu essen, Käse und Brot, Braten und Wein, dann führt er die Meerweiber mit einer sehr einfachen List an, und entfliegt wieder auf seinen Felsen: unde liez dâ einen ungevüegen schal, daz ez hin wider in daz mer erhal! Der Rabe richtet nun in Aarons Burg sein Geschäft aus und soll sein Leben verlieren, die Königstochter aber erhält ihn und erklärt sich willig, Oswalds Gemahlin zu werden. Auf der Heimreise sendet das himmlische Kind einen heftigen Sturmwind, daß sich der Rabe wohl dreimal übergab. Der Ring der Fürstin fiel ihm ins Meer, er wendet sich an einen Einsiedler, der seit 30 Jahren auf einem Felsen im Meere lebt, auf dessen Gebet ein Fisch sofort den Ring wiederbringt. Oswald fragt den Heimgekehrten ungeduldig um Nachrichten, er begehrt aber erst zu essen und zu trinken, dann will er Weisheit mit ihm pflegen. Der König zieht mit einem Kreuzheer aus; erst vor Aarons Burg fällt ihm ein, daß er den Raben mitzunehmen vergessen, was eine Bedingung des Gelingens war! Gott schickt auf das demüthige Gebet des ganzen Heeres einen Engel an den Raben, der sich aber nicht sehr bereitwillig finden läßt, und wieder über Köche und Kellner klagt. Der Engel überlistet ihn aber und bringt's dahin, daß er fliegt. Oswald legt sich als Goldschmied vor die Burg, und nach langem vergeblichen Harren läßt er (ein Mittel der Ablenkung, das zunächst wohl aus französischen Gesten entlehnt ist) einen vergoldeten Hirsch laufen; während Aaron diesem nachsetzt, flieht die Tochter durch das Thor, das ihr ein Gebet öffnet, zu Oswald. Den Geflohenen setzt Aaron nach; sein ganzes Heer wird erschlagen, auf Oswalds Gebet steht es aber wieder lebendig auf. Sie werden getauft; nun haben

wir, sagen sie, den Tod überwunden, leben wir nun immer? Oswald eröffnet ihnen aber, daß sie noch alle dieses Jahr sterben würden, da wollen sie lieber gleich sterben. Noch ehe der Oswald der Wiener Handschrift veröffentlicht war, hatten wir gezweifelt, daß in älteren Gedichten der Witz und der Spott auf die Uebertreibungen der Legende so stark vorgeherrscht haben könnte. Wirklich fand es sich so, daß in der älteren Gestalt zwar die Aufforderung zu der komischen Ausführung der späteren Zeiten liegt, daß aber der ganze Ton viel ernster und naiver und dem strengen Geiste des 12. Jahrhunderts angemessener ist. Der Warmund des jüngeren Gedichtes heißt hier geradezu Tragemund und erscheint hier und im Orendel mit der stets wiederkehrenden Zahl 72 wie im Tragemundslied; die plumpen Wunder, die schnurrigsten Einfälle und Possen in den Geschichten des Raben wie seine Gefangenschaft bei den Meerfrauen, der Einsiedler auf dem Meerfels (für den ein Fischer Eise steht), der letzterwähnte Scherz über das ewige Leben der erweckten Todten sind hier nicht zu finden.

Das lange vorenthaltene Gedicht von Orendel[302]) hat, wie einst 1512 bei der Ausstellung des Trierer Rocks die gedruckte Augsburger Ausgabe jenes Jahres[303]) erschien, vor Jahren bei einem erneuten Reliquienscandal[304]) die Speculation zum Druck gebracht. Das Gedicht steht in mehr als Einer Beziehung in engster Verwandtschaft mit dem von St. Oswald; mit dem es viele Einzelheiten sogar des Vortrags gemein hat. Wie dort ist der beliebte Stoff einer kreuzritterlichen Brautwerbefahrt Orendels nach der Königstochter Bride (Brigitte) an eine Legende, an die Sage von dem ungenähten h. Rock Christi, geknüpft: der nach Christs Tod in das Meer versenkt, nach 9 Jahren von dem Waller Tragemund wieder gefunden und der Flut

302) Aus dem Druck von 1512 und der einzigen Handschrift vom Jahr 1477 herausgegeben von Von der Hagen 1844; ohne triftige Gründe strophisch abgetheilt in Orendel und Bride. ed. Ettmüller. Zürich 1858. Uebers. von Simrock. Stuttg. 1845. Vgl. Germ. 5, 109.

303) Die werthvollste Gestalt, in der wir das Gedicht besitzen, die auf eine Quelle des 12. Jhs. in niederrheinischer Mundart durchblicken läßt.

304) Gildemeister u. v. Sybel, der heil. Rock zu Trier. Düsseldorf 1845.

Digitized by Google

wieder zurückgegeben wurde. Seiner Verherrlichung ist das Gedicht gewidmet, dessen Held — den das Heldenbuch Erendelle, den allerersten der Helden nennt — auf seiner Brautfahrt verschlagen, im Dienste des Fischers Eise, den wir eben in dem älteren St. Oswald fanden, den Rock in eines Fisches Magen wiederfindet und dann mit ihm bekleidet die Heiden im Abend- und Morgenlande besiegt und das h. Grab befreit. Wie die Trierer Legende sonst die Geschichte des Rockes erzählt, hat unser poetischer Orendel so wenig damit zu thun, wie unser Oswald mit der ächten Legende dieses Heiligen. Gleichwohl wird das Gedicht von den Moselgegenden ausgegangen sein, wo auch die Sage von St. Oswald ihre neue Gestalt erhalten haben mag, nachdem der Oswaldcultus sich im 12. Jh. aus England über Belgien ausgebreitet hatte und sein Haupt in Echternach, in der Nähe von Trier, in Verehrung gekommen war. Die Erfindung ist vag und in jeder Hinsicht ungefüge und roh. Die spätere Zeit hat es mit ihren grotesken Zusätzen verschont, es sind vielmehr die Züge sehr alter epischer Einfalt stehen geblieben, und die psychologischen Aufgaben, die etwa sichtbar werden, wie die Liebe der Frau Bride zu Orendel, sind in der ungeschickten plumpen und wortlosen Art behandelt, wie in den ältesten britischen Romanen und Mährchen. In den Rollen der beiden Hauptpersonen hat man [305] Beziehungen auf die Königin Sibylle, Balduins IV Tochter, und ihren zweiten Gemahl Guido von Lusignan gefunden; aus den angedeuteten Zeitverhältnissen schloß man, daß das ursprüngliche Gedicht um 1190 entstanden sei; es mag aber wie Ruother schon früher, bald nach dem zweiten Kreuzzuge geschrieben sein. Eine Kenntniß der Herrlichkeiten Konstantinopels verräth sich wie im Ruother. Am Hof dort in der kaiserlichen Halle hatte schon der redselige Liutprand (im 10. Jh.), die vergoldeten ehernen Vögel auf vergoldeten Bäumen, und dergleichen Löwen als Thronwächter gesehen und geschildert, die durch eine

305) E. H. Meyer in Haupts Z. S. 12, 387.

Wasser- und Luftmaschinerie in Bewegung gesetzt sangen und brüllten; diese Wunder waren das Entzücken unserer spielmännischen und ritterlichen Erzähler: sie begegnen wie in diesen Legenden so in den verschiedensten Dichtungen des 13. Jhs., im Garel und im Krane, im Titurel, im Rosengarten, im Wolfdietrich wieder. Nichts war für die zeitdienenden Spielleute lebendiger, als diese blendenden Neuigkeiten aus der östlichen Welt. Daß ihnen die trüben Alterthümer der nordischen Mythenwelt ebenso lebendig gewesen wären, daß sie im Orendel den Oerwandil der nordischen Sage und in seinem Vater K. Eigel von Trier den nordischen Tell, Wielands Bruder Eigil, daß sie in Gaudon (wie in der prosaischen Oswaldlegende der Heidenkönig Aaron heißt,) den Wodan und in Oswalds Raben den weisheitkundigen Raben Wodans besungen hätten, das würden sie, wenn man es ihnen damals, wie uns heute, gesagt hätte, gewiß mit tiefem Erstaunen vernommen haben.

Alle diese ungestalten, schwankenden Dichtungen sprechen aufs deutlichste die Zeit aus, in der eine völlige Umwälzung mit den Stoffen und Formen der Dichtung wie mit dem dichtenden Stande vorgeht. Wie sich die alte und neue Sprache, alter und neuer Versbau und Reimregel, hoch- und niederdeutsche Mundarten in den Dichtungen des 12. Jhs. streiten, so auch im Inhalt Altes und Neues, Einheimisches und Fremdes, Geschichte und Sage. Und diesen Verhältnissen entspricht es, daß, so lange die Dichtung noch nicht den inneren Mittelpunct hatte den die Minnedichtung erst hinzugab, und so lange sie noch keine feste Stätte (an den Höfen) besaß, das Ungewisse ihres Schicksals auch in den Ständen zu gewahren ist, die sie pflegen. Gerade wie zur Zeit nach der Abblüte der höfischen Dichtung eben diese selben Stoffe und Mischungen und Unsicherheiten wieder eintreten, gerade wie dann gelehrte, höfische, fahrende Sänger sich durchkreuzen, so war es in dieser Zeit, deren Charakter wir in allen Theilen am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert wieder finden werden. So erklärt sich denn auch, daß das Volksmäßige in diesen Gedichten

Digitized by Google

nur noch in Spuren erscheint, verirrt, entstellt unter den willkürlichsten Eingriffen der Einzelnen. Die keckeren Eingriffe wagte man nur an solchen Stoffen, die ursprünglich nichts bedeuteten: was groß im Inhalt, feststehend in der Ueberlieferung, geheiligt im Ansehn war, das gab sich der Willkür nicht so hin. Der ähnliche Unterschied, der diese neumodischen Erzählungen deutscher Spielleute von der alten durch die Zeit gereiften Volkssage trennt, schied damals auch in Frankreich die provinziellen Vasallensagen von der älteren ächten Volkssage; im Formalen bei aller Breite dieselbe Trockenheit und dieselbe Jagd nach Witz, in den Stoffen dieselben Aehnlichkeiten und Wiederholungen, dieselbe Armuth im Erweitern und Fortspinnen der Erzählung. Der nämliche Fall ist mit dem britischen Epos. Alles was wir davon durch die Franzosen überkamen, beruht auf einer späteren größtentheils eben so gut erdichteten oder durch Erdichtung breit getretenen Sage, wie die späteren Sagen des karolingischen Kreises. Das Geschichtliche ist in diesen Abstufungen der Sagen in stetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in stetem Wachsen; der würdevolle Ernst fällt mit jenem und das Komische steigt mit diesem; die Wirkung des Ganzen wechselt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältnisse werden von neuen verdrängt, größere von kleineren. Das Vaterland, das Christenthum, der Heldengeist athmet in den britischen, den fränkischen, den deutschen alten Sagen; das Ordenswesen, das Vasallenwesen trit später an die Stelle und wird seinerseits immer unwürdiger, und alle diese Veränderungen halten mit der Geschichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen sich einst an die Geschichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, so lehnen sich diese Epen oft nur in bloßen Namen an jene älteren Gedichte und geben zuletzt auch diese Anknüpfung auf. Einzelne Dichter, welche die Sagen gestalten, müssen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, überall annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrscht überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt sind, kann als kein Grund hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunst die Namen im

Dunkel bleiben. Das volksmäßige in den Epen ist nur gradweise unterscheidbar und geschichtlich bestimmbar. Historische Anlehnung ist die erste Bedingung; lange ungestörte Entwickelung und Reife ohne zu viel eigene Zuthat der Kunstsänger muß hinzukommen. Auf diese Weise blieben die Dietrich- und Siegfriedsagen verhältnißmäßig gesichert. Wäre der (wahrscheinlich steirische) Dichter des Biterolf und Dietleib[306]) einerlei Person mit dem der Klage, wie W. Grimm annahm und Lachmann billigte, so sähe man, welche Scheu derselbe Mann vor dem Einen Gegenstande hatte, selbst wenn es denkbar wäre, daß er das ganze Gedicht der Klage ersonnen hätte, und welchen Leichtsinn vor dem anderen, selbst wenn er älteren Liedern dabei gefolgt wäre. Neuerdings indessen wird diese Annahme fast allgemein bezweifelt; ja man will nun sogar in der Dichtung zwei ursprüngliche Bestandtheile (Biterolf, der mit V. 1968 schließt, und Dietleib) von verschiedenen Dichtern unterscheiden, die erst der Bearbeiter, der dem Gedicht (Anf. des 13. Jhs.) die uns erhaltene Gestalt gegeben[307]), miteinander verknüpft habe. Uns fesselt an dieser Dichtung vor Allem, daß wir sie ganz von dem Geiste und der Manier der britischen Romane, die damals bereits nach Deutschland eingedrungen waren, überherrscht finden, durch die sich der Dichter, nach unserer Meinung, hat anreizen lassen, den britischen Aventiuren eine ähnliche deutsche gegenüber zu stellen, wobei er dann seine — wie wir glauben — ganz willkürlich erfundene Mähre in einen geschickt herausgegriffenen Zeitraum der deutschen Sagengeschichten einschob, mit einer großen Kenntniß ihres gesammten In-

306) In den deutschen Gedichten des Mittelalters von Büsching und Von der Hagen. 1820. II. Neuere Ausgabe im deutschen Heldenbuch. Berlin 1866. I. von Oscar Jänicke.

307) Um 1210—15 nach Jänicke, der auch das ältere zu Grund liegende Buch oder Gedicht nicht über den Anfang des 13. Jhs. hinaufsetzt, das Holtzmann bis um 1150 zurückdatiren möchte; die Wahrheit wird in der Mitte liegen; auch die erhaltene Gestalt des Gedichtes gehört noch dem Ende des 12. Jhs. an. — Weinhold möchte die „fast gelehrte“ Composition in die zweite Hälfte des 13. Jhs. zurückweisen, deren Helden doch (nicht füglich anders als, mittelbar oder unmittelbar, aus unserm Gedichte) der Thidrekssage bekannt sind, die der ersten Hälfte des 13. Jhs. angehört.

Digitized by Google

halts. Er bemächtigt sich der Züge der ächten heimischen Heldensage, er schließt Liebe und Frauendienst (obgleich Kenntniß und Einfluß des Minnegesanges stellenweise wohl zu bemerken ist) von dem thatsächlichen Stoffe noch aus, er versammelt — worauf er sich etwas zu Gute thut — alle zahllosen Helden der alten deutschen Sage mit allen möglichen neuen aus deutschen und slavischen Land- und Völkerschaften dazu, wie nicht viel später die nordische Thidrekſage in noch größerer Absichtlichkeit und Vollständigkeit that. Im Gegensatz zu dem tragischen Inhalt der Nibelungen bringt er die Amelungen mit den Burgunden in einen friedlich ausgehenden Wettkampf wie das Rosengartenlied; im Gegensatz zu dem wahrscheinlich tragischen Ende des Hildebrandliedes bringt er einen Sohn mit seinem Vater in einen friedlich ausgehenden Zweikampf. Der Aufbau der Geschichte ist aber ganz der der britischen Romane. Der Vater Biterolf (ein Name der in Deutschland vor Mitte des 12. Jhs. nicht vorkommt,) verläßt Weib und Kind in seiner Heimat Tolet, und geht als ein Unbekannter in Etzels Dienst, mit dem er gegen Preußen und Polen heerfährt; der Sohn Dietleib zieht 13 Jahr alt in täppischer Unbeholfenheit aus ihn zu suchen, wie das im Lanzelot, im Wigalois vorkommt. Die Thidrekſage kennt die beiden Helden; nur die Kriege in Preußen und Polen, die Ringkämpfe zwischen Amelungen und Burgunden, konnten dem Sammler nicht dienen, der in seinem Norden zwischen Deutschland und den Ostländern eigene Verhältnisse und für den Zusammenstoß Dietrichs mit Siegfried andere Sagenverbindungen hatte; er localisirte daher — entweder selbst oder nach Vermittlung eines sächsischen Sängers — die Geschichte in Dänemark und schob der Einen britischen Einkleidung, noch weit willkürlicher als der deutsche Dichter, eine andere unter. Der tölpelhafte Wildling Thetleif aus „Thummatorp" sucht nicht seinen Vater, sondern seinen Großvater; der Vater Biturulf unterrichtet ihn in ächt britischem Stile von einer Aventiure, die ihm auf seinem Wege begegnen werde. Er kommt in ein leeres Schloß, findet da auf einem Stuhle ein Horn,

auf dessen Klänge der Burgherr erscheint, mit dem er in Kampf geräth. Dem besiegten Burgherrn kommt seine Tochter siegreich zu Hülfe, die dann Nachts zu dem jungen Gaste kommt ihn zu begütigen; nicht in der Absicht, auf welche falsche Ausleger verfallen werden, sondern um ihn mit hübschen Reden zu erfreuen oder auch weil sie wußte, daß Zwei in Einem Bette minder von den Flöhen geplagt werden als Einer! So bänkelsängerisch ist der Ton des deutschen Erzählers nicht, der seinen Vortrag für einen höfischen Kreis bemißt, der überall in Namen und Dingen, im Gebrauche von Fremdworten, in Schilderungen (eines Turniers z. B., der neuen Rittersitte, die erst unter Lothar dem Sachsen in Deutschland eingeführt ward, und dem Wolfhart des Dichters noch eine unbekannte Sache ist,) seine Kenntniß der höfischen Artusromane bekundet. Die Trockenheit der ältesten dieser Romane, die in Deutschland noch im 12. Jh. eingebürgert wurden, wie auch der Legenden die wir kennen lernten, ist hier einer breiten, aber leeren Redseligkeit gewichen; ein gewisser leichtsinniger, oft scherzhaft gefärbter Ton der Erzählung scheint noch den Spielmann zu verrathen, der sich aber in eine höhere Sphäre zu heben bemüht.

Ein ähnlich veredelter Tiroler Spielmann, einer der besseren „Sprecher, die herrliche Mären vor den Fürsten sagten," knüpfte fast gleichzeitig den Helden dieser Dichtung, Dietleib, an eine Zwerggeschichte von Laurin, in der wir außer dem Namen und der allgemeinen Bühne der Zwerg- und Bergmannswelt alten und festen Sagenstoff ebenso wenig vermuthen wie im Biterolf. Wir besitzen die Dichtung nur in späteren Ueberarbeitungen, aus welchen man versucht hat, die alte Unterlage, die Lachmann darin vermuthete, in die Gestalt herzustellen, die sie um die gemuthmaßte Zeit der Entstehung (zwischen 1195—1215) trug. Wir ziehen aber vor, später in der Geschichte der Abblüte deutscher Sagendichtung auf dieß Werkchen zurückzukommen. Dorthin schieben wir auch die Besprechung des in später Umgestaltung erhaltenen Gedichtes von Alpharts Tod zurück, aus

deren müßigen Einschiebseln und Erweiterungen es leichter war, den Kern eines alten (muthmaßlich um 1200 in Baiern entstandenen) Liedes herauszuschälen, auf das der überlieferte Text sich selber beruft.

---

4. Eindrang der französischen Dichtung. Alexanderlied vom Pfaffen Lambrecht.

Wollen wir uns rückschauend einnern, was nach dem Abschlusse des ersten Jahrtausends, eben zur Zeit der ersten Erfolge und der größten Aufregungen der Kreuzzüge, Stand und Ertrag unserer deutschen Dichtung war, so werden wir einer großen Dürftigkeit, und wenn nicht mächtige neue Anstöße wirksam wurden, selbst einer völligen Trost- und Aussichtslosigkeit geständig sein müssen. Ein Schatz von alten heroischen Gesängen mußte, nach allem früher Vorhergegangenen und später Erfolgten, fortwährend im Umlaufe sein, aber er schien wie verborgen in den unteren Volksklassen, und, in veralteten Formen umgetragen, ohne Wirkungskraft auf die veränderten Zeiten. Was die Handwerkssänger, die Spielleute, davon aufgriffen, das war in erster Linie, sahen wir, das örtlich Beschränkte oder sachlich Geringfügige, das sie ihren Zwecken anzubequemen keine Scheu tragen durften. In dem geistlichen Stande war die Dichtung wie im Dienste der Kirche; der dichtende Klerus in Oesterreich hatte für weltliche Stoffe keinen Sinn gezeigt; die Legende war von allen erdenklichen Stoffen der unergiebigste um ächte dichterische Kraft zu reizen oder zu reifen; ihr Gegensatz, das satirische Thiermährchen, war aus den Grenzlanden noch kaum zu uns herüber gelangt. Daß man sich in Deutschland aus Kraft des eigenen Bildungstriebes aus dieser Stagnation der dichterischen Erzeugung, ja des geistigen Lebens überhaupt, herausreißen werde, war nach dem ganzen Stande der Dinge zur Zeit der salischen Kaiser geradezu undenkbar. Der Vorrang, den

Digitized by Google

sich unter den Ottonen die deutsche Bildung Hand in Hand mit der deutschen Macht errungen hatte, war für lange Zeit unwiederbringlich verloren. Unter dem furchtbaren inneren Verfalle während des Haders zwischen Kirche und Reich gingen alle Glorien des Zeitalters, in allen Richtungen des äußeren und inneren Lebens, auf die romanischen Stämme über. Rom wurde das Centrum der universalchristlichen Bestrebungen, wie es zuvor der deutsche Hof gewesen war. Die italienischen Städte und Universitäten erhoben sich zu einer neuen Blüte. Das französische Mönchthum gab den Ton an durch ganz Europa. Die französische Theologie und Scholastik erschuf im Wett- und Widerstreite dagegen eine neue welterobernde Geistesmacht. Die normannischen Waffen in England und Italien verdunkelten die deutschen; das zeitbeherrschende Ereigniß, die Kreuzzüge hatten ihre ersten und stärksten Stützen in dem Ritterthum des Westens, das, stark durch sprachlich-nationalen, wie durch geographisch-maritimen Zusammenhang, dem großen wirkenden Leben am kräftigsten hingegeben, den gewaltigsten Antrieben des Zeitalters am nächsten ausgesetzt war. Je mehr aber seit dem ersten glücklichen Kreuzzuge alles Thaten- und Geistesleben im Westen in begeistertem Schwunge emporgeschnellt war, und je theilnahmloser sich im Gegentheile Deutschland dagegen verhielt, dessen Kräfte, Wohlstand und Bildung im Bürgerkriege vergeudet wurden, desto natürlicher war es, daß in diesen Zeiten französisches Bildungswesen, Wissenschaft, Kunst und Sitte anfing zu uns einzuströmen wie in einen wüsten leeren Raum. In äußerlichen Dingen hatte dieß schon begonnen bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs III mit der französischen Agnes von Poitiers (1043); wo der Abt Siegfried von Gorze (Dep. Mosel) bitterlich klagte über die schimpfliche Nachahmung anstößiger und stutzerhafter französischer Bartschur und Kleidertracht, dergleichen unter den sächsischen Heinrichen und Ottonen noch Niemandem wäre gestattet worden. In innerlichen Beziehungen haben wir schon oben (S. 173) gesehen, wie die Geistlichen, seitdem die deutschen Schulen zu Grunde gingen, ihre

Bildung in Frankreich suchten, wie die neue französische Theologie alsbald bis nach Oesterreich hin vordrang, wie sie dort selbst in die geistlichen und moralistischen Dichtungen von Klerikern und Laien überzuwirken begann. So haben wir auch in Bezug auf die weltliche Dichtung — etwas vorgreifend in die Zeiten — bemerken können, wie die deutschen Spielleute im 12. Jh. mit französischen Poesien aus den kärlingischen und walisischen Sagenkreisen bekannt wurden. Aber von diesem Stande aus wäre Deutschland schwerlich eines Anderen, als der Uebertragung von bloßen dichterischen Manieren, als der Eintragung von Stoffen eines sehr zweifelhaften Werthes theilhaftig geworden. Sollte uns vom Auslande her ein fruchtbringender Anstoß gegeben werden, so kam es darauf an, daß uns großartige Gegenstände von zeitgemäßen Ideen getragen zugeführt und auf einen frischen zeugungsfähigen Boden verpflanzt wurden.

Diese große Wendung zu veranlassen, der Dichtung eine neue Pflegestätte und einen Stand von neuen Pflegern zu schaffen, ihr mit neuen Stoffen, volksthümlicher oder kunsthafter Erzeugung, belebende Nahrung zuzuführen, mit neuen Ideen einen neuen Geist einzuflößen, ihr in einem großen Volke, dessen alte Sagendichtung ihrem christlich-ritterlichen Inhalte nach zu einem bevorzugten Gefäße der epischen Dichtung des Zeitalters wie vorbestimmt war, eine neue Heimat zu gründen, in einer verbreiteten Sprache eine größere innere Ausbildung zu sichern, dazu war der erste Anstoß in England gegeben worden, demselben Lande, von wo aus schon früher für die ersten Anfänge unserer deutschen Cultur, für die Verbreitung des Christenthums, für die geistige Erregung des erst-gebildeten Standes, der Geistlichkeit, der erste Grund gelegt worden war. Wir führten schon oben an, es sei eine gemeingeschichtliche Erfahrung, daß allem geistigen Leben nichts förderlicher ist, als das Zusammentreffen verschiedener Nationalitäten auf einerlei Boden. Nirgends aber waren auffallender als in England in den ersten Jahrhunderten der neueren Zeit die verschiedensten Völkerstämme, britische Eingeborne, Römer, Angelsachsen, Dänen,

Digitized by Google

zuletzt französirte Normannen — in sich schon ein wunderbar geglücktes Amalgam romanischer und germanischer Elemente — übereinandergelagert: das begünstigte hier eine raschere, heftigere Reibung der Geister, aus der, neben anderen mannichfaltigen Wirkungen, auch die zündungsfähigen Funken aufsprangen, durch welche sehr verschiedenartige, alte und neue Dichtungsstoffe flüssig geglüht wurden, um dann in dauerbare Formen gegossen auf die poetischen Bildungen des ganzen Mittelalters die stärksten Wirkungen fort zu üben. So ähnlich griffen hier auf dem musikalischen Gebiete alte walisische und schottische Volksüberlieferungen, die Einflüsse neurömischer Schule, die Sanglust der germanischen Stämme in einander, um früher als sonstwo die eigenthümliche Instrumentik, Melodik und Harmonik der neuen Zeit zusammenzubinden: die wälsche Rotte ging durch die ganze Welt noch lange nachdem Frankreich und Belgien die Stätte der kunstmäßigen Ausbildung der Musik geworden waren, wie die bretagnischen Melodien dann noch lange das Ziel der Bestrebungen romanischer Sänger und Setzer blieben. In gleicher Weise gingen die entscheidenden Antriebe zu der ganzen ritterlich romantischen Epik von England aus, obgleich an Ort und Stelle dort beide Künste, Musik und Epik, aus eigenen heimatlichen Kräften weder Blüte noch Frucht erleben sollten. Der Dichtung erwuchsen jene neuen Triebkräfte unmittelbar, obwohl langsam, aus dem Thatenleben der Normannen. Ihre Eroberungszüge hatten seit Karl und Otto zum erstenmale wieder die Welt auf die Großthaten einzelner Helden gespannt. Im Süden Europa's, wo die Sarazenen Fuß gefaßt hatten, waren normannische Kriegswanderer, Barone, die als erblose Nachgeborene oder als Unruhstifter, willig oder gezwungen, zu Wallfahrten — wie sich's fügte — oder zu Raubfahrten ausgezogen waren, in die Kämpfe mit den Sarazenen verwickelt worden; in Spanien hatten sie massenhaft unter aquitanischen Führern an der Seite der Christen (1062) gefochten; seit sie sich durch die Schlacht von Civitella (1053) zu Herren von Apulien und Calabrien gemacht, bekriegten sie die Araber in Sicilien; im Jahre 1066 hatte

Wilhelm der Eroberer die Angelsachsen mit seiner Ritterschaft niedergeworfen: sie wurde seitdem das glorreiche Vorbild aller Waffenaristokratie, wie der englische Hof durch Glanz und Freigebigkeit die Bewunderung von ganz Europa ward. Nichts war nun natürlicher, als daß gerade in diesem kriegs-frohen und glücklichen Stamme, seit er, aus seiner alten Isolirung im Norden herausgetreten, in dieser Weise in Frankreich und England, in Spanien und Italien, in Sicilien und Syrien mit aller Welt in Verbindung gekommen war und vollends seit sich nun in England ein neues Volks- und Staatswesen zu gesichertem Dasein herausrang, die Vulgardichtung einen mächtigen Aufflug nahm, die in eben diesem Volke in uraltem Brauche und von der lateinischen Sprache nie beeinträchtigt war. Auf die Herzoge der Normandie, die durch Verwandtschaft und Politik getrieben ihre Verbindungen mit den dänischen und norsischen Stammgenossen aufrecht hielten, war die Sitte der nordländischen Fürsten, ritterliche Skalden um sich zu haben, unmittelbar übergegangen. Die Schlacht von Hastings sollte ein Taillefer, der vielleicht nur ein waffenspielender Jongleur war, mit dem Sang des Rolandliedes eröffnet haben: war es eine bloße Sage, so war sie doch ganz der Sitte der Nordländer entsprungen: so hatte vor der Schlacht von Stiklestad (1030) unter Olaf dem Heiligen der Barde Thormod das Biarkamal gesungen. Auf dem Boden der Normandie hatte es die Natur der Verhältnisse mit sich gebracht, daß in dem Maaße wie sich die Normannen hier die französische Sprache aneigneten, französische Sänger sich mit den Skalden mischten und kreuzten, daß die nordischen Spottgesänge und Loblieder (Drapas) mit den Sirventes französischer Jongleurs vertauscht wurden: Louis d'Outremer, als er Richard, den Sohn Wilhelm Langschwerts, des Herzogthums berauben wollte, hatte schon französische Jongleurs von dem normannischen Hofe zu vertreiben. Der Tausch der Sprachen änderte also nichts bei den Fürsten der Normandie an ihrer fortgesetzten Pflege der Dichtung. Wechselnd mit dänischen, bretagnischen, französischen, flandrischen Frauen vermählt, in steten Beziehungen zu ihren

Digitized by Google

Landsleuten im Norden und Süden, waren diese Fürsten nothgedrungen sprachenkundig; die drei Richarde, die auf Wilhelm Langschwert folgten (943—1028), waren bildsame und gebildete Männer; Wilhelm der Eroberer war am französischen Hofe erzogen und brachte französische Sprache Bildung und Dichtung nach England hinüber. Unter ihm und seinen Nachfolgern trieb die langue d'oil hier im fremden Lande ihre erste literarische Blüte. Die älteste Vulgardichtung aus der Sage von Karl, über seine Reise nach dem Morgenlande, ist in normannisch-französischer Sprache verfaßt, und der berühmteste aller französisch-karolingischen Volksgesänge, werden wir sehen, das Rolandlied, wurde hier zuerst in eben dieser Sprache zu epischer Gestaltung ausgebildet. Demnächst aber glitt hier die erzählende Dichtung von der Freude an den Sagen der Vorzeit auf die helle Geschichte der Gegenwart über: die lateinische Geschichtschreibung räumte unter den Normannen der poetischen Vulgarchronik den Platz, die den Preis der Dichtung den „Gesten" der Helden des Tages zuwandte. Diese Verwebung der Poesie in die praktischen Interessen wirkte dann mit verdoppelter Macht zu dem doppelten Ergebniß hinzu, daß hier zuerst die Dichtung höfisch, der Hof noch kunstfreundlicher als zuvor ward und daß von dem Beispiele dieses Hofes aus fortan die Dichtung an den Höfen aller Welt eine ganz neue Wohn- und Pflanzstätte fand. Das alte, auf britischem Boden heimische Beispiel der walisischen, nicht selten selbst dichtenden Häuptlinge und ihre freigebige Belohnung der Musen war dabei von unmittelbarem Einflusse. Unter den Gliedern des normannischen Fürstenhauses wird Heinrich I, sonst zwar kein Mann der geistigen Gemächlichkeit, als der Dichter einiger Lieder genannt, wie auch sein Bruder Robert, der selbst kymrisch gedichtet haben soll; und Richard Löwenherz, den die Sage selbst poetisch verherrlichte, dichtete in nord- und südfranzösischer Sprache. Unter Heinrich I (1100—35) ward an dem englischen Hofe das erste glänzendere Beispiel gegeben, Dichter anzuziehen, zu ermuntern und zu unterstützen. Seine zweite Gemahlin Alix von Brabant ist die gefeierte Schützerin,

Digitized by Google

die 1122 Trouvères nach England rief, die Legende von St. Brandan dichten, den Bestiaire von Philipp von Thau sich zueignen und von David ihren Gatten besingen ließ, von dem nachher Gaimar noch erzählen wollte, was David unterlassen hatte. So ward auch Heinrichs Krieg mit seinem gleichnamigen Sohne schon in einer gleichzeitigen Reimchronik von Jordan Fantosme in Tiraden besungen. In die Lebzeiten seines Enkels Heinrichs II (1154—89), der über einen großen Theil von Nord- und Südfrankreich gebot, dessen Hof der Sammelplatz nord- und südfranzösischer Trouvères und Troubadours war, den noch nachrühmend Raimon Vidal (13. Jh.) um die Gunst pries, die er und seine drei Söhne der Dichtung erwiesen, fällt dann der eigentliche Flor des normannisch-französischen Schriftthums, und von ihm hauptsächlich gingen die großen Ueberwirkungen aus, die der hier gegebene Anstoß in Nähe und Ferne ausüben sollte. Wir werden noch auf die Verhältnisse zurückkommen, unter welchen die Wace und Benoit de Sainte More ihre normannischen Reimchroniken zur Zeit und auf Betrieb dieses Königs schrieben; der erstere brachte daneben auch die fabelhafte Urgeschichte der Briten in normannische Verse und erschloß damit zugleich den wälschen Sagen und Fictionen von Arthur, die bald alle ritterliche Epik überherrschen sollten, die weiten Pforten des Festlandes; der letztere hüllte die alten Sagen von Troja und Aeneas in ein neu ritterliches Kleid und machte sie auf diese Weise umgangsfähig in der Welt der neuromantischen Poesie. Wie auf einen Zauberschlag schoß nun in Frankreich ein Wald von epischer Dichtung in ungeheurer Ueppigkeit auf. Zwar im Süden, werden wir sehen, gedieh in dem vielgetheilten Leben zahlloser kleiner Höfe wesentlich nur der lyrische Gesang; die hier auf dem Schauplatz der Thaten entstandenen rhapsodischen Volksgesänge von den Sarazenenkämpfen in Aquitanien und Spanien gingen, so viel man weiß, mit der Einen Ausnahme des Girart von Rossilho, in größere epische Gesten in provenzalischer Sprache nicht über; wiewohl mancherlei auch verloren sein mag, was hier, von heimischer oder fremder Her-

kunst, gedichtet sein mochte: die älteste epische Dichtung eines größeren Zuges, der Alexander von Alberic von Besançon, entstand an der Grenzscheide von Nord- und Südfrankreich. Aber die eigentliche Heimat der erzählenden Dichtkunst in Frankreich war der Norden. Dorthin, zunächst nach Belgien, wo die Namen der Grafen von Flandern und Brabant neben den Fürsten der Bretagne und Normandie unter den ersten Helden der Kreuzzüge vorangestanden hatten, schlug das am englischen Hofe gegebene Beispiel unmittelbar hinüber. Hier sammelte der freigebige Philipp von Elsaß, Graf von Flandern (1168—91) die Blüte der französischen Dichter um sich, eben als Philipp August 1181 alle Jongleurs und Menestrels von seinem Hofe trieb; die Raoul von Houdenc, die Créstien von Troies, der ihn in seinem Graale preisend über den großen Alexander emporhob, fanden bei ihm Aufnahme und Unterstützung. Neben Flandern nahm dann besonders die Champagne lebendigen Antheil an der Förderung der neuen lyrischen und epischen Kunst: dort war Guiot von Provins geboren, der aus keiner Landschaft eine so große Masse liberaler Gönner der Dichtung zu nennen hatte, und Créstien von Troies, der große Meister der höfischen Kunst, der um die Vollendung der poetischen Technik in Nordfrankreich dasselbe Verdienst hatte, um das in Deutschland Heinrich von Veldeke gepriesen wurde. Er adelte mit seiner neuen Erzählkunst die britischen Artusromane zur selben Zeit, da nun auch die karolingischen Volkssagen in zahllose Epopöen von stets wachsendem Umfange ausgebildet wurden: beide großen Gruppen drangen von da an mit unwiderstehlicher Gewalt nach Deutschland herüber und gewannen es hier in der Schätzung der ritterlichen Welt über die größtangelegten wetteifernden Epen heimatlichen Stoffes, während zugleich von Südfrankreich her der Frauendienst und Minnegesang der Troubadours sich über Deutschland ergoß, um von hier aus wieder unter Friedrich II nach Süditalien weiter verpflanzt zu werden. Wie hätte, bei dem Mangel einer irgend widerstandfähigen Dichtung auf dem heimischen Boden, dem Eindrang einer zugleich so verdichteten

und vielseitigen Masse fremder Dichtungsstoffe widerstanden werden sollen?

Unerläßlich, wie diese Antriebe von außen für die Neubelebung der deutschen Dichtung waren, so artete doch, nach dem Loose aller menschlichen Dinge, der Segen nur allzurasch in ein schweres Unheil aus. Es war dies die Zeit, wo mit dem inneren Sinn und Geschmack zugleich alle äußeren Sitten und Bräuche von französischen Einwirkungen angesteckt wurden. Der Ton der kleinen Höfe in Belgien wurde der maasgebende für die höheren Stände aller Lande; flämische und wallonische Sitte war das Muster alles feinen Benehmens, die Gegensätze des Höfischen und Dörperlichen (courtois und vilain), die die Sittenregel der Zeit beherrschten, wurden hierher entlehnt. Die Bräuche des ritterlichen Lebens verpflanzten sich von da nach Deutschland; Zeuge und Kleidungsstücke, Tänze und Instrumente, Turnier- und Jagdbräuche drangen von dort zu uns herüber. Die französische Sprache suchte uns in unseren Grenzen auf; an den niederländischen Nachbarhöfen lehrte man sie die Kinder von Jugend auf; schon 1156 eignete Gautier von Arras dem deutschen Könige ein französisches Gedicht zu. Unglücklicherweise wurde das Beispiel des Geschmacks an der französischen Literatur damals, wie im 18. Jh. wieder durch Friedrich II, gerade von den großen Höfen aus zuerst gegeben. Friedrichs I Gemahlin Beatrix von Burgund war in französischer Bildung erwachsen, wie Heinrichs des Löwen Mathilde in normannischer; von dem großen Hohenstaufen ist es bekannt, daß er der provenzalischen Dichtung mit Vorliebe zugeneigt war; in dem welfischen Hause war Heinrichs des Löwen Vater der Erste unter vielen nachfolgenden deutschen Fürsten, die unseren deutschen Poeten französische Handschriften zum Uebersetzen vermittelten. Im 18. Jh. hatte die Nation eigene Geisteskraft genug gewonnen, um ihren Fürsten zum Trotze ihres eigenen Wegs zu gehen; so stand es aber entfernt nicht um die Bildung des gesonderten Adelskreises jener ungeschulten Zeit. Das flaue Wohlgefallen an den schalsten Stoffen der

Arthurmährchen untergrub in kürzester Zeit allen gesunden und kernigen Geschmack; der Minnegesang der Troubadours pfropfte auf das heimisch-deutsche Naturlied des Volks ein unverträgliches Reiß von romanischem Conceptenstil und amatorischer Sophistik; die vollendete Technicalität, die nach den französischen Vorbildern fortan das Grundgesetz der höfischen Dichtung ward, gewann ein schädliches Uebergewicht über Geist und Stoff der Dichtung; die Sprache selbst ward in dem Augenblick, da sie sich ihrer mundartlichen Besonderheiten zu Gunsten einer gemeinsamen Schriftsprache abthat, von einem neuen Verderben heimgesucht: eine Menge fremder Ausdrücke ging in die Arbeiten der oft sehr sprachunkundigen deutschen Uebersetzer über; auf so vielen eingetragenen Gegenständen und Bräuchen hafteten die fremden Benennungen; französische Wörter und Sätze gingen in die Dichtungen gerade unserer besten Poeten, in Scherz oder Ernst gebraucht, als Schmuck oder Entstellung über. Schon dies allein war genug, den Werken der neuen höfischen Kunst eine tiefeingreifende und volksthümliche Wirkung und Bedeutung von vorn herein abzuschneiden: im großen Ganzen war sie ihnen durch ihren ausschließlichen Bezug auf die Eine ritterliche Kaste benommen. Bis dahin haben wir in der Art und Weise unserer Dichtung immer eine bestimmte Beziehung zu dem großen öffentlichen Leben nachweisen können, der Charakter ihrer jeweiligen Perioden war mit den gleichzeitigen dynastischen und Reichsverhältnissen in einer inneren Uebereinstimmung gewesen: dies hört eben zur Zeit ihrer höchsten Blüte in der glänzenden Epoche der Staufen auf. Die Geschichtschreibung, die Behandlung der Reichsgeschichte, weist noch diese Wechselbeziehungen zwischen äußerem und innerem Leben auf: in dem Buch der Zwei Reiche und den Friedericianischen Gesten von Otto von Freising, einem Manne, in dem sich geistlicher Stand und fürstliche Geburt, Askese und weltkundiges Urtheil stritten, spiegelt sich noch einmal die Wucht des Kampfes zwischen den großen ringenden Gewalten der Zeit und das augenblickliche Uebergewicht der weltlichen Macht in treuem Bilde ab,

Digitized by Google

und die geschichtliche Weisheit hält gleiche Höhe mit dem politischen Geiste. Der Dichtung aber, und der epischen zumal, ist durch die Ueberhäufung mit fremden Massen und Materien aller engere Bezug auf die heimischen nationalen Verhältnisse völlig fremd. Denn selbst in sofern sie, bald in einem idealeren bald in einem realeren Sinne, ein Spiegelbild des besonderen ritterlichen Lebens darstellt, ist sie von dem Geiste der in Leben, Krieg und Bildung tonangebenden Ritterschaft des romanischen Westens bestimmt und trägt durchweg, selbst wo sich die deutschen Gemüther der übersetzenden Dichter dawider sträuben, eine fremde französische Gewandung.

Wir haben uns bereits mit den letzt besprochenen Dichtern und Dichtungen mehr und mehr den Höfen und der fürstlichen und ritterlichen Gesellschaft genähert, die durch die Kreuzzüge auf die Höhe der Zeitbildung gerückt wurde, für deren Geschmack die Stoffe der Dichtung immer mehr berechnet werden mußten, wenn sie noch zusagen sollten. Wir fanden die fahrenden Poeten schon zu dieser Gesellschaft hingewendet; im Grafen Rudolf war es schon ein ritterlicher Sänger, der die ritterlichen Thaten besang; überall waren die Lieblingsgegenstände der Erzählung jene christlichen Wanderzüge und Kämpfe, die den geschichtlichen Inhalt der Zeit abspiegelten. Wie deutlich uns aber in den Dichtungen der rohen Spielleute dieses äußere Abbild der Wirklichkeit entgegentrat, noch haben wir nichts darin finden können, was uns den inneren Sinn und Geist der großen Bewegungen der Zeit erschlossen, nichts was die innerliche Weihe angedeutet, die herrschenden Ideen bezeichnet hätte, die den ruhmvoll ausgezeichneten Stand, oder doch die Besten seiner Vertreter durchdrangen. Diesen großen Schritt vorwärts machen wir jetzt, indem wir zur Betrachtung zweier Gedichte übergehen, die von Alexander und Karl dem Großen handeln, in welchen die Größe des Stoffs die Dichter oder Bearbeiter zu einer entsprechenden Tiefe der Auffassung und zu einer sinnvollen Beziehung der dichterischen Ueberlieferung auf die innersten Ideen der Zeit begeisterte. Diese beiden Gedichte, die ersten die uns einen grö-

ßeren Gesichtskreis eröffnen und uns zugleich auf ächt dichterischen Boden versetzen, sind ihrem Inhalte und ihrem Geiste nach ganz an die höfischen und ritterlichen Kreise gerichtet, das Eine ist auch nachweislich in einem solchen entstanden; die Dichter aber sind weder Ritter, noch auch laiische Fahrende, sondern Geistliche. Aber es sind Geistliche, die noch das eiserne Zeitalter der Ottonen verrathen oder das der Staufen voraus verkünden, da auch der Bischof den Panzer trug; es sind Geistliche der Kreuzfahrerzeiten, da auch der Ritter ein Mönch ward. Von dem Geiste ihres Standes durchdrungen wie von dem Geiste der Zeit, von den heiligen Kriegsthaten emporgehoben über die alltägliche Beschäftigung ihres Amtes und die herkömmliche Enge des priesterlichen Gesichtskreises, waren sie gerade vorzüglich geeignet, in den vorüberfliehenden Ereignissen des Tages das Dauernde, in den Handlungen die Beweggründe zu bezeichnen, in dem Körper der Zeit ihren Geist zu erfassen. Hatten doch jene geistlichen Dichter die ganze äußere Geschichte des alten Testamentes nur als ein Symbol betrachtet, und die Thatsachen als ein nicht beachtenswerthes Scheinwerk dem geistigen Sinne untergeordnet, der darin ausgedrückt sein sollte! Wie sollten sie nicht denselben sinnigen Geist in der Beurtheilung der Zeitgeschichte walten lassen und in der Auffassung der Gedichte, die zu ihr ein lebenvolles Verhältniß hatten! War doch der Eine jener geistlichen Dichter, der Pfaffe Lambrecht, der Dichter des Alexanderliedes, ganz von dem streng christlichen Sinne der fromm-vergeistigten Dichter des 11/12. Jhs. durchdrungen, als er seinen heidnischen Helden besang, ganz in den ascetischen Gedanken von der Welt Eitelkeit versenkt, als er den weltensüchtigen Eroberer verherrlichte, dessen Geschichte er daher, wie schon seine französische Vorlage gethan, ganz aus einem Geiste des Widerspruchs erzählte. War Karl der Große, der apostolische Gottesheld, das unmittelbare Musterbild des christlichen Rittersmannes, so ward Alexander dagegen aus dem Gesichtspunkte des Gegensatzes betrachtet; und nur, insofern ihm der Sage nach am Schlusse seiner Laufbahn der höhere Sinn

Digitized by Google

aufging, der des christlichen Kämpfers Laufbahn von vornherein bestimmen sollte, konnte auch Alexander einem Lambrecht ein ruhmwürdiges Gefäß zur Verherrlichung Christs und des Christenthums scheinen. Und in dieser Auffassung hätte Lambrecht die Worte nachgesprochen, die in dem Prologe zu dem lateinischen Alexanderbuche des Erzpriesters Leo geschrieben stehen: daß es allen Christen gut und nützlich sei, die Kämpfe und Siege der großen Männer vor Christus zu hören und zu kennen, wenngleich sie noch Heiden waren.

Wir wissen aus Lambrechts Alexander, daß die Trojanergeschichten schon vor seiner Zeit in Deutschland in erneuten Gedichtssagen bekannt waren; wir haben im Annoliede gefunden, daß damals auch die fabelhafte Geschichte von Alexander schon in der Leute Munde war. Seit fast anderthalbtausend Jahren hatte sich diese Sage gebildet und unter alle Völker verbreitet, hatte sich an die Stelle der wahren Geschichte gedrängt und die Welt mit der wunderbaren Erzählung nie geschehener Dinge entzückt. Von seinem ersten Erscheinen an hatte der bestaunenswerthe Göttersohn nicht aufgehört, die Einbildungskraft der Dichter und die Darstellungsgabe der Geschichtschreiber zu beschäftigen. Kein Mensch der Erde, der sich die Größe der Welt zu seinem Ziele steckte, hat so Ungeheures vollbracht; und ist zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, so würde doch auch seine ungemessenste Ruhmsucht befriedigt sein, wenn sie die Umwälzungen überschaute, die im Reiche der Dichtung und Geschichte seiner Wirksamkeit folgten. Er hat im Osten und Westen die neue Welt eröffnet, und beide haben sich um seine Geburt und um sein Wirken in der Dichtung beneidet; sie haben jedes Große an ihn geknüpft und die christlichen und heidnischen Dichter haben ihm ihre Paradiese geöffnet. Noch ehe Christus war, hat Alexander durch die Art, wie er die Vorurtheile seiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menschen, von Hellenismus und Barbarismus, thatsächlich brach und zerstörte, den christlichen Lehren von Menschengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechischen

Bildung im Osten hätte das Christenthum nie Boden fassen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung seiner Griechen, der Gegenstand des Neides im Morgenland, der Lieblingsheld des Mittelalters war, wer kann es entscheiden? Gleich verschuldet ist ihm Asien und Europa; und wie er die achäische Tapferkeit der homerischen Helden und die reine Hetärie der Mythenwelt verjüngte, wie er einen Weltkampf im Sinne der persischen Erzähler bei Herodot kämpfte, wie er die Himmelsstürmerei des Herakles und die lachende Culturschöpfung des Dionysos aus der Heldenzeit in die Gegenwart versetzte, wie er sich mit dem Glanz eines morgenländischen Herrschers und dem Heiligenschein eines Gottsohnes umgab, wie er die Grenzen des Landes und der See aufsuchte, so war das geeignet, die Bewunderung aller Zeiten in Anspruch zu nehmen. Er that das Niegesehene, was Wunder, wenn schon seine Zeitgenossen ihm ins Gesicht das Nieerhörte von seinen eigenen Thaten erzählten. Wären uns die vielen gleichzeitigen und zeitnächsten Geschichtschreiber Alexanders erhalten, so würde man in den redeprunkenden fabelhaft übertriebenen Werken der Klitarch, Onesikrit und Hegesias neben den ächten Aufzeichnungen der Eumenes, Diokles, Ptolemäus u. A. gleich im Beginn an der Seite des Stammes prosaischer Geschichte die Wurzeln der poetischen Sage aufdecken können, deren Schößlingen man dann durch die Berichte der Pompejus Trogus und Curtius bis zum Pseudokallisthenes einigermaßen nachfolgen kann. Griechen und Barbaren, Abend- und Morgenländer, Sieger und Besiegte wetteiferten den merkwürdigen Mann zu verherrlichen; der Nationalhaß suchte sich mit der abgenöthigten Bewunderung auszusöhnen: und so entstanden jene jüdischen Sagen von seinem ehrenvollen Besuche in Jerusalem, die persischen von seiner Dienstbarkeit unter den persischen Herrschern, die ägyptischen die den zauberkundigen König Nectanebus zu seinem Vater machten. In den kühnsten Vorstellungen und Erfindungen verbildlichte man den unersättlichen Thaten- und Wissensdrang des Eroberers, seinen neugierigen Ehrgeiz die Grenzen der Welt zu erreichen.

Digitized by Google

Die Morgenländer rächten sich für die Schmach der Besiegung des Ostens durch die Erdichtung der Unterwerfung des Westens: ehe er Persien und Aegypten erobert, sollte er Italien überzogen, Rom und Karthago unterworfen haben; in dem persischen Gedichte des Ahmed el Kermanni, oder doch in einem prosaischen Alexanderromane, der ein Auszug daraus sein soll, ist die Straße von Gibraltar, der Durchstich des Berges Calpe sein Werk; mit karthagischen Seeleuten sollte er eine zweite Welt entdeckt haben; in Kedrenos' Chronik (11. Jh.) kommt er bis zu den britischen Inseln. Die Griechen selbst hatten ihn im Westen bis zu den Säulen des Herakles, im Osten bis zu den Amazonen, zur nysäischen Flur und dem heiligen Berg des Dionysos vordringen lassen; die alte wunderhafte Erd- und Völkerkunde der Herodot und Ktesias wurde hervorgesucht; alle Ungethüme und Ungeheuer, die Misch- und Misgeschöpfe zwischen Mensch und Thier sollte er aufgefunden haben. Nicht zufrieden hiermit rückte man die Grenzen seiner Entdeckungen endlich über die Grenzen der Erde selber hinaus: er sollte im Luftschiff das Reich der Vögel durchfliegen und im Meergrunde in der Taucherglocke Tribut von dem stummen Volke der Fische empfangen. Persischen Ursprungs scheint die Sage von seinem Zuge nach der Quelle des Lebens [308]), die dann durch Juden und Christen umgebildet ward in die Mythe von seinem Vordringen zu dem Lande der Seligen, dem Paradiese: eine Umbildung der griechischen Erzählung von dem sündhaften Bestreben, sich in dem Zuge nach dem Heiligen Berge des Dionysos dem Gotte gleichzustellen. Alle diese Vorstellungen des Ostens und Westens, die Ausgeburten der glühendsten Phantasie, die von den mächtigsten Gegenständen erregt und auf die großartigsten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geschichtschreiber, mischten sich im Laufe der Zeit wirr durcheinander.

---

308) Vgl. Heinemann Vogelstein, adnotationes quaedam ex litteris orientalibus petitae ad fabulas, quae de Alexandro M. circumferuntur. Vratisl. 1865.

Die ältest-bekannte Zusammenfassung dieser Sagengeschichten ist der griechische Pseudokallisthenes[309], eine ägyptische Localsage zur Verherrlichung des Erbauers von Alexandria, die, in einem steten Zu- und Abfluß von Stoff und Inhalt rastlos verändert, mächtig ausgebreitete Aeste in allen Sprachen über alle Völker und Lande im Osten und Westen trieb. Drei Pariser Handschriften, aus welchen K. Müller das Werk herausgegeben hat, dessen Entstehung der gründlichste Erforscher dieses Literaturzweiges[310] um das Jahr 200 setzt, weisen schon drei verschiedene Gestaltungen aus: eine (Cod. 1711) der ursprünglich alexandrinisch-ägyptischen Fassung der Sage am nächsten stehende, eine jüngere griechische (Cod. 1685) welche die östlich ägyptische Färbung tilgte und eben dadurch zur Verbreitung geeigneter, zur Vulgata wurde; und eine dritte (Cod. suppl. 113), die eine werthlose Erweiterung der letzteren ist. In den Anfängen des 4. Jhs. wurde die alexandrinische Ueberlieferung, aber nicht mehr in ihrer ältesten Gestalt, von Jul. Valerius ins Lateinische übersetzt, eine Arbeit, die bereits in einem itinerarium Alexandri, einem kurzen Abrisse der Kriegszüge Alexanders nach Arrian (um 340—45) benutzt wurde[311], und die dann seit dem 9. Jh. in einem Auszuge, der das zu Grunde liegende Werk vergessen machte, über das ganze Abendland ging[312]. Seit dem 5. Jh. hatte dann zugleich die ägyptische Sage ihre Verzweigungen nach dem Osten hingetrieben[313]. Eine arme-

309) Arriani Anabasis et Indica, ed. Dübner. Scriptorum de rebus Alexandri M. fragmenta collegit, Pseudo Callisthenis hist. fabulosam etc. edidit Carol. Müller. Par. 1846. Deutsch in Weismanns Uebersetzung des Alexanderliedes vom Pfaffen Lambrecht. II.

310) Pseudocallisthenes. Von Jul. Zacher. Halle 1867.

311) Wie Zacher nachwies gegen K. Kluge, de Itinerario Alexandri M. Vratisl. 1861. Beide lat. Werke sind gedruckt bei K. Müller l. l. — Ueber die Zeitbestimmung des Itin. vgl. Letronne, im Journal des Savans 1818. Jul. p. 304.

312) Der englische King Alisaundre (in H. Weber, metrical romances I.) oder seine franz. Quelle folgt dem ersten Theile dieser epitome.

313) Vgl. Fr. Spiegel, die Alexandersage bei den Orientalen. Leipzig 1851.

Digitized by Google

nische Uebersetzung (5. Jh.), die man dem Moses von Chorene zuschreibt, mag dem ursprünglichen alexandrinischen Pseudokallisthenes am nächsten stehen[314], und neben ihr eine neuerlich erst bekannt gewordene, eben so alte syrische Uebersetzung[315]. Im 10. Jh. trieb die Sage nach beiden Welttheilen hin neue kräftige Schosse. Ein Neapolitanischer Erzpriester Leo brachte aus Konstantinopel (920—44) ein griechisches, von der ursprünglichen Fassung abweichendes Alexanderbuch mit, das er im Auftrage des Herzogs Johannes von Campanien ins Lateinische übertrug oder vielmehr frei umgestaltete. Sein Werk (historia Alexandri M. de proeliis), in einer Menge stets veränderter Abschriften weit ausgebreitet, ward die Quelle aller späteren abendländischen Alexandergeschichten in Prosa und Poesie; ja auch dem Orient wurde diese Gestalt der griechischen Alexandersage in hebräischer Sprache bekannt[316], wo sonst alle die späteren arabischen und persischen Erzähler von Alexander, die Abul Faradsch, Abu Taher von Tartessus, die Firdusi, Masudi, Nisami u. A. aus den alexandrinisch-ägyptischen oder verwandten Quellen schöpften. Dem Islam war Alexander im Koran als ein Prophet bezeichnet. Die Beziehung des Dhul Karnein, des Zweigehörnten (Sur. 18), auf Alexander wird zwar von arabischen Historikern wie Abulfeda und Makrizi selbst, wie von neueren Orientalisten[317] bestritten; doch kann unter ihm nicht wohl ein Anderer verstanden sein, als der ägyptisirte Sohn des Ammon, der selbst auf Münzen des Gottes Hörner trug, und von dem ganz im Sinne der Sage erzählt wird, daß er bis zum Auf- und Niedergang der Sonne gelangt sei und dann im Norden einen Erzwall gegen Jagug und Magug errichtet habe; mit welchen Namen auch in dem gräcisirten Pseudokallisthenes zwei der barbarischen Nordvölker

---

314) Padmuthiun Acheksandri Maketonazwin. I Wenedig 1842.

315) Zeitschrift der deutschen morgenl. Ges. 8, 835. 9, 780.

316) Einverleibt in die jüdische Geschichte von Josippon. Ins Lat. übers. von J. Gagnier (Oxon. 1706).

317, Wie Redslob. Z. S. der Morgenl. Ges. 9, 214. Vgl. Graf ib. 8, 442.

belegt werden, die Alexander durch die ehernen Kaspischen Thore abgesperrt habe, eine Sage die schon im 1. Jh. dem Josephus bekannt war.

Der erste abendländische Vulgardichter der Alexandersage, Alberich von Besançon, dessen Namen wir lange nur aus der deutschen Uebersetzung seines Liedes von dem Pfaffen Lambrecht kannten[318], nahm unter selbständiger Benutzung anderer Ueberlieferungen den Erzpriester Leo zu seiner Hauptquelle. Von seinem Gedichte ist nur ein kurzes Fragment bekannt[319]. Es ist in assonirenden Versen und in Tiraden abgefaßt wie die ältesten französischen Nationalgesten; es spricht wie die deutsche Uebersetzung in dem Ton der vorhöfischen Dichtung, und athmet noch den Geist einer halbheroischen Zeit; die alterthümliche Sprache, eine Mischung von nord- und südfranzösisch, wie sie sich aus der Heimat des Dichters wohl erklärt, rückt es in das 11. Jh. zurück[320]. Die Vergleichung der wenigen Reste überzeugt uns, daß Lambrecht Alberichs Werk unter unbedeutenden Abweichungen wesentlich nur übersetzte, daß daher der beste Theil des Ruhmes, den sich die Dichtung verdient, dem französischen Poeten zufällt. Die Zwiespältigkeit des Inhalts in dem Einen mehr historischen und dem anderen ganz romantischen Theile, die Einkleidung dieses letzteren in Briefform, die ganze Folge der Begebenheiten in dem ersteren, ist aus Leo's Werke entnommen; die poetische Ausführung der Schlachten und dergl. gehört natürlich nur den Vulgardichtern selbst; Einzelnes wie die Schlacht am Granicus, die Belagerung von Tyrus, die kritische Bekämpfung entstellender Fabeln, wie die Geschichte von Alexanders Erzeugung durch Nectanebus, muß Alberich aus besseren

318) In Maßmanns Denkmälern deutscher Spr. und Lit. 1828. Wiederholt in seinen Ged. des 12. Jhs. 1837. Die neueste Ausgabe mit Uebersetzung in: H. Weismann, Alexander vom Pfaffen Lambrecht. Frankf. 1850.

319) Paul Heyse, Romanische Inedita. Berlin 1856. Bartsch, altfranz. Chrestom. p. 25. Eine theilweise auf Alberich beruhende französ. Bearbeitung, die auch des Dichters Namen Auberin le moine, nennt, existirt in Venedig und Paris: Bartsch im Jahrb. f. roman. Lit. 11, 168.

320) Vgl. Holtzmann, Germ. 2, 29 ff. Bartsch ib. p. 449 ff. Nach Rochat ib. 1, 273 sogar in das 10te.

historischen Quellen hinzugefügt haben. Der Ursprung anderer Stücke liegt noch im Dunkeln, wie die Erzählung von den Mädchenblumen [321]), die bei provenzalischen Dichtern wie Guillem de la Tor erwähnt, aber weder im Pseudokallisthenes noch bei Leo gefunden wird. Auch der Ausgang ist verändert; die Umbildung der ungestalten Kallisthenischen Sage von dem Aufsuchen der Quelle der Jugend in eine Fahrt nach dem Lande der Seligen ist anderswoher, aus einer vereinzelt umgetragenen jüdischen Umgestaltung jener Sage in eine Reise in das Paradies [322]) (iter ad paradisum) eingeschoben; wie denn die ganze christliche Wendung am Schlusse und die salomonische Färbung, die Alberichs Zuthat ist, nichts mit den heidnisch gehaltenen älteren Quellen zu thun hat. In diese Schlußgeschichte der kurzen Laufbahn des Götterrivalen, von dem versuchten Eindrang in das Paradies, in dem sich sein titanisches Bestreben übergipfelt, hat sich der größte Tiefsinn der Sage eingenistet [323]), in dem sie Alberich und Lambrecht gefaßt und dargestellt haben, die daher diesen letzten Theil mit Begierde ergriffen; gerade hier weicht Alles was sonst von Alexandergedichten in England, Frankreich, Spanien und Deutschland bekannt ist, mehr oder weniger von beiden ab, daher auch von dem ganzen Geiste ihrer Dichtung nirgends sonst eine Ahnung ist. Nicht lange vor dem Ende des 12. Jhs. erhielt die Sage eine ganz andere Gestalt durch Walthers von Lille (von Chatillon) lateinische Bearbeitung [324]), die dem Curtius so genau folgt, daß man stellen-

321) Bei arabischen Geographen des Ostens und Westens, bei Masudi (10. Jh.) und Edrisi (12. Jh.) kommen sie vor im äußersten Osten auf der Zauberinsel Vacvac.

322) Alexandri M. iter ad paradisum. ed. J. Zacher. Regim 1859. Es gibt eine talmudische Lesart dieser Sage in Eisenmengers Entdecktes Judenthum. Königsb. 1711. 2, 321.

323) Aehnlich so auch in einem anderwärts ausgebildeten Schlußtheile, in dem (in einer Leidener Hs. des Pseudokallisthenes enthaltenen) Trostbrief des sterbenden Alexander an seine Mutter, der in den arabischen Weisheitslehren des Nestorianischen Christen Honain ben Ishak (809—73) weiter ausgesponnen und von da in den Alexander des Spaniers Segura übergegangen ist: ein Stück voll ächter Empfindung und edler Betrachtung.

324) Neueste Ausgabe: Gualtheri Alexandreis ed. Mueldener. Lips. 1863.

Digitized by Google

weise dessen Text aus ihr erläutern kann, und die ein solches Ansehen erhielt, daß man sie in den Schulen den Klassikern vorzog; dies Werk nahm sich in Deutschland später Ulrich von Eschenbach in seinem Alexandergedicht zum Führer und die nordische Alexandersage des Bischofs Brandur Jonsson (1263—64) ist eine Uebersetzung davon. Ein vollständig erhaltenes französisches Alexanderlied (aus dem 12. Jh. aber jünger als unser Lambrecht), das auch von einem Pfaffen Lambert li Cors begonnen und von Alexander von Bernay, mit dem Zunamen von Paris, fortgesetzt ward[325], folgt einer Variation der verbreitetsten lateinischen Quelle[326]; es ist bei vielfach gemeinsamem Inhalte in Gang und Geist von dem des Lambrecht ganz verschieden; die Veröffentlichung des breiten und peinlichen Werkes stellt den Werth des rohen, aber geistvollen Liedes unseres deutschen Dichters und seines Vorbildes erst recht ins Licht. Mehr nach selbständiger Quellenwahl ist das spanische Gedicht des Weltgeistlichen Juan Lorenzo Segura de Astorga verfaßt[327], der die Arbeit des französischen Lambert schon kannte. Der flandrische Alexander, den man dem Jakob von Maerlant zuschreibt, leitet sich alsdann (nach Zacher) in zweiter oder dritter Linie aus dem Werke des J. Valerius, aus dessen Epitomator und dem Vincentius von Beauvais her. Alle diese Alexandergedichte nun weichen gerade in den eigenthümlichen Schönheiten und der sinnigen Auffassung der Sage von dem Werke Alberichs ab, das uns vollständig bis jetzt nur aus der deutschen Uebersetzung Lambrechts bekannt ist, dem das Verdienst des geistigen Verständnisses — was auch sonst seine Abhängigkeit von Alberich sei — auf alle Fälle ungeschmälert bleibt. Diese Uebersetzung ist das Werk eines Dichters, auf den zwar

325) Herausgegeben von Michelant für den literarischen Verein in Stuttgart 1846. Lambert le Court et Alexandre de Bernay, Alexandriade ed. Le Court de la Villethassez et Eugène Talbot. Par. 1861.

326) Dem Alexander de proeliis, oder vita, actus et obitus Alexandri, zuerst in Utrecht 1473 gedruckt.

327) In der Colleccion de poesias Castellanas, von Sanchez. Madr. 1782.

Digitized by Google

Rudolf von Ems in seiner Alexandreis gewaltig hochmüthig herabsieht[328]), ohne daß er nur werth wäre, ihm die Schuhriemen zu lösen; Lambrecht steht vielmehr so hoch über Rudolf, wie dessen Werk wieder den späteren Alexander von Ulrich von Eschenbach und dieser den von Seifried übertrifft. Wäre uns selbst die Alexandriade des Berchtold von Herboldsheim[329]) bekannt, die Rudolf von Ems ein geschicktes und wohlgesprochenes Werk nennt, und die Mähre, die Rudolf's Freund Biterolf[330]) (Alexander V. 15677) von dem Wundermanne gedichtet hatte, wir würden schwerlich etwas Besseres oder nur etwas Gleiches an ihnen besitzen. Die damalige Zeit war überhaupt kaum fähig, sich geistig höher zu erheben. Denn Lambrecht scheint an die größten Ideen zu reichen oder sie vielmehr zu eröffnen, deren sich damals Menschen und Dichter bemächtigt, für die sie sich begeistert haben; und an wahrhaft dichterischem Genius dürfen sich nur ganz Wenige neben ihn stellen, so schlicht und einfach, und selbst roh und ungeschlacht er sich in formaler Hinsicht neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt.

Es ist von Lambrechts Gedichte[331]) ein Bruchstück in der im 12. Jh. geschriebenen Vorauer Handschrift erhalten, das um eine große Stufe roher und herber, im Inhalt verkürzt, in Text und Namen entstellter, in Vers und Reim ursprünglicher als die vollständigere Strasburg-Molsheimer Handschrift (von 1187) ist; beides sind Abschriften, in der Absicht reinere Reime herzustellen unternommen, von

328) Er sagt in seinem Alexander, V. 15673.
Ez hât ouch nâch den alten siten
stumpflich, niht wol besniten,
ein Lampreht getihtet,
von welsche in tiutsch berihtet.

329) Er war Dienstmann Bertholds VI, des letzten Herzogs von Zähringen, der 1218 starb. Vgl. Haupt's Zeitschr. 6, 157.

330) Altdeutsches Museum I. p. 137 und 138.

331) Daß Lambrecht identisch mit Lambert von Hersfeld sei, wie Holtzmann Germ. 2, 29 aufstellt, wagen wir ohne festere Beweisgründe so wenig mitzubehaupten, wie daß das Annolied eben diesem Geschichtschreiber zuzuschreiben sei.

Digitized by Google

einem verlorenen älteren Texte, auf den man noch in manchen Resten von Reimen auf den später tonlosen Endungen zurückblickt, und den man geneigt war, in Niederdeutschland, in den Anfängen des 12. Jhs., wenn nicht selbst am Ende des 11. entstanden zu glauben; sicher ist nur, daß er der ersten Hälfte des 12. Jhs. angehört. Was wir im Folgenden über das Gedicht sagen, kann sich nur auf den vollständig erhaltenen Text[331a] beziehen; wir reden aber davon wie von Lambrechts eigenem Werke, dessen Stoff er in jedem Falle unversehrt enthält. In dem Uebersetzer ebensowohl wie in dem französischen Dichter erkennen wir bald einen Mann, der von dem herrlichsten Ernst der Gesinnung erfüllt ist. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie sie von Veldeke an Sitte geworden, seine Quelle zu nennen; er versichert ihr treu zu folgen, und nirgends drängt er sich, wie die ritterlichen Sänger der nächsten Zeit, mit seiner Persönlichkeit lästig in die Erzählung ein. Mit Salomons Buch vor Augen, dichtete sein wälscher Gewährsmann Alberich seinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in diesem Gedanken dichtet auch er[332]. Auf der Schwelle, beim Eintrit gewinnt die schlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft; die trockene Darstellungsweise entspricht dem: es ist, als ob der Mann nichts gelten wolle durch sich, sondern nur durch seine Sache. Seine Trockenheit ist übrigens weit verschieden von der eines Zazichoven, sogar von der der Nibelungen; Alles ist dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und in den spätern Theilen des Gedichtes strömt oft in wahrhaft melodischem Fluß seine Periode ungesucht und ohne die mühselige Künstelei der Hofdichter. Ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben, schließt

331a) Eine Umarbeitung ist in einer Baseler Hs. erhalten: Wackernagel, die altd. Hss. in Basel. S. 31.

332) V. 19:

Dô Älberîh daz liet irhûb, dô heter einen Salemônis mût,
in wilhem gedanken Salemôn saz, dô er rehte alsus sprah
vanitatum vanitas —
dar ane gedâchte meister Älberich,
den selben gedanc haben ouch ih.

Digitized by Google

sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht selten wie mühlos zu. In allen Alexandersagen, sagten wir oben, sind zwei Theile unterschieden, welche die Geschichte selbst bedingte. Der erste ist einfach, geschichtlich, ganz in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit gehalten, im letzten häufen sich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorn verschmäht Lambrecht wie Alberich die ekle Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber, die sie begleiten und den Traum der Olympias, der ihr vorausgeht, führt er an. Wenn auch er seines Alexanders Jugendjahre schildert, sein Aussehen, seine rasche Entwicklung, seine Jugendbeschäftigungen, wie er reiten lernte und streiten im Sturm und der Volksschlacht, mit dem Schild sich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Musik unterrichtet ward, damit er von sich selbst den Sang erheben könne, wie er gelehrt ward zu Dinge zu sitzen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu bescheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus bändigt u. s., so fällt gleich auf, wie geläufig noch diesem Dichter alle Zustände des wirklichen Lebens sind, wie gegenwärtig und lebendig er sie zu machen weiß, eine Kunst, die man bei den Anhängern der britischen Dichtungen vergebens sucht. Die Jugendgeschichte des Helden berichtet dann (hier trit das Vorauer Bruchstück ergänzend ein), wie während seines Kriegszugs gegen Nicolaus von Cäsarea sein Vater sich von Olympias scheiden und mit einer Cleopatra verbinden wollte; die trotzige Einmischung Alexanders verhütet die Familienschande. Nach einer neuen Ausfahrt hat er die Volksschmach abzuwehren, daß den Boten des Darius Zins bezahlt werde. Und wieder nach einer letzten Abwesenheit hat er die Entführung seiner Mutter, die Verwundung seines Vaters durch Pausanias zu rächen; er tödtet den verschmähten Stiefvater. Nach Philipps Tode rüstet er dann seinen Heer- und Schiffzug. Er erobert Sicilien, die Römer und Karthager unterwer-

fen sich ihm, er besetzt Aegypten und Palästina; dann belagert er Tyrus. Welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte solche Gemälde? Ein Schiffsturm, Anstalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeischaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erstürmung — welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte dergleichen zu schildern auch nur unternommen? Hier ist die frische Lebendigkeit jener Cäsarschlacht im Annoliede, und die schönste Anlage zu einer Besonderheit der poetischen Darstellung wird hier sichtbar, deren fast völligen Verlust in der nächsten Zeit man bitter beklagen muß. Bei so viel Lebhaftigkeit solche ruhige Einfachheit; bei so ungestümer Kraft und oft selbst einer gegewissen Furchtbarkeit, die an das Altnordische erinnert, so viele Sinnigkeit; bei so viel Gesundheit diese schöne Frömmigkeit; bei so viel Frische diese gleichmäßige Wärme — man würde sich betroffen fragen, ob man ein deutsches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, das Gedicht eines Priesters vor sich hätte, wenn nicht die Naivetät, die Dürftigkeit des Ausdrucks und die große Einfalt der Sprache unserer Wärme Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewundern muß, daß die stehenden Redensarten des Volksgesangs wie der Hofdichter, die Geschwätzigkeit der letzteren und die stammelnde Rede des ersteren gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anschaulichkeit ist die Schlacht am Granicus, die hier an den Eufrat verlegt ist, der nächste Gegenstand von Bedeutung außer des Darius spöttischen Geschenken an Alexander, zu dem die Erzählung übergeht, in der die geschichtliche Ordnung der Begebenheiten vielfach umgekehrt ist. In einem wunderlichen Durcheinander folgt Alexanders Zug nach Griechenland, wo seine Mutter Olympias krank lag; unterwegs sein Kampf mit des Darius Herzog Amenta; nachher Rückkehr nach Asien, Einnahme von Abdirus, Verbrennung von Theben, der Zug nach Corinth, Athen und Lakedämon, das nach einer Belagerung um Friede bittet. Dann Alexanders Bad und seine Krankheit, sein Marsch über den Eufrat, ein Mordversuch auf ihn, eine neue Schlacht, in der er kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde bestehn, der seine Wuth kühlt an Allem was seine

Klauen erreichen," und wo er Darius' Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius schreibt ihm in einem Briefe im Trotz der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung; und von jetzt entschädigen für die große Nüchternheit, die mitunter in diesen Partien herrschte, die schönsten Züge psychologischer Beobachtung, die hier mit einem Bewußtsein von dem Dichter behandelt werden, und dabei sich auf Seelenzustände beziehen, die unseren Rittersängern ganz fremd sind. Alexander antwortet ihm zurück: um seiner eignen Mutter willen, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er seine Gattin wohl behandelt, um seines Dankes willen habe er es nicht gethan; eine Wendung, die eine andere in dem ähnlich großen Sinne gedachte der lateinischen Quelle Leo's ersetzt, und eine so eigenthümlich deutsche, daß sie Lambrechts Eigenthum sein könnte. Nun folgt nach einigen unbedeutenden Vorgängen, nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager gegangen, die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der der Rückkehrende seinem Heere sagt, „nicht schade ein Heer von Fliegen zweien wenigen Wespen." Die Heere nahen sich wie brüllende Meere, die Geschosse fliegen von beiden Seiten dicht wie der Schnee, die Heerhörner tönen, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und ermahnt seine Getreuen. Jetzt kamen sie zusammen: wer sah je zwei so herrliche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden kam; weit überdeckt ward das Feld mit Todten, sie schlugen und stachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksschlachten und Stürme und Streite, die Darius bisher gefochten, vergleichen sich diesem nicht; daß je von ihm Zins verlangt ward, das reute Viele in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe schwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchstochen und zerhauen, und der gewaltige Perser sah jammernd seine Helden auf dem Wahlplatz beflossen mit Blut, erdrückt und ertränkt, und er war der Erste zur Flucht. Als die Kunde über Persien

kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wandten sich ab von dem Mord, der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf den Estrich nieder und jammerte, daß er noch lebe, und klagte das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den Einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niederfällt. — Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unparteilichkeit, mit dem dieser Mann von Mißfallen an des Persers Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinem im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allem, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat und nicht blos an den Einen vergeudet, für den jene Sänger, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig. Der Blick, den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck seines Uebermuthes in Demuth umwandeln läßt, so daß sein Selbstgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt den Sieger, sich seines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an seine eigene Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm solch ein Geschick geweissagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müssen! Dies sind in der That die Gesinnungen des ächtesten Alterthums; ihre Reinheit ist bewundernswerth; und möchten hier die lateinischen oder französischen Quellen unserem Lambrecht noch so vieles entgegen gebracht haben: daß er diese eigenthüm-

lichen, seiner Zeit ganz fremden Vorstellungen und Züge so treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgesprochen hat, die ein Zeugniß für sein inneres Verständniß derselben ist, dies ist nicht minder außerordentlich. Man muß nur beachten, wie ein Veldeke alles eigenthümlich Große im Virgil und ein Albrecht von Halberstadt im Ovid bis auf die letzte Spur vertilgt und verlöscht hat, um zu begreifen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieses Gedicht auch nur so zu übersetzen. Vor den weichen, zarten, schwimmenden Gefühlen dieser Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verschwinden, jeder Laut der Natur verstummen. Hier hallt er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutschen Brust quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Dichter hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere sich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen mache, da er selbst weit mehr zu geben habe als er. Nun gelte es Kampf um Alles oder Nichts! Und wenn hernach Darius an Porus um Hülfe schreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erschreckender Aufrichtigkeit seine ganze Noth vorhält, so ist es vortrefflich, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrscherwürde nichts vergeben wird, und wenige der damaligen Poeten hätten so etwas nur nachmachen können, Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz zu legen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwischen denselben Mann, zu dessen großer Gesinnung er jetzt redet, im andern Augenblick mit dem Versprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Roß zu gewinnen sucht, in der Angst ja nichts zu versäumen, was dieser letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erstaunt nicht über diese Seelenkenntniß und fragt sich betroffen, ob selbst dem Gottfried von Straßburg dergleichen so geläufig gewesen wäre? Als nachher Darius ermordet wird und Alexander bei dem Sterbenden erscheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben sich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexan-

ders, daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm sein Reich zurückgeben würde, auszumalen; hier wird sie kurz ausgestoßen, wie man so etwas spricht, dagegen fragt der Sieger hier ernstlich nach den Mördern und darin erkennt Lambrecht die königliche Gesinnung. Auf dem Zuge gegen Porus schon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er spricht zu ihnen, und hier scheinen jene trefflichen Reden in Indien und in Babylon, die sich bei Arrian finden, verschmolzen zu sein. Welch eine jammervolle Gestalt haben diese Reden bei allen Bearbeitern der Alexandersage im Mittelalter, wo die Zwergnatur der träumerischen Dichter recht klar wird neben dem Riesen, der in des Lebens Mühen selbst den Zweck des Lebens setzt. Aber hier sind sie durchglüht noch von dem Geiste, der sie ursprünglich eingab, hier ist ganz der unruhige Strebsinn ohne Schwanken, hier das Selbstgefühl, der Trotz in dem Angesicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner; hier ist es kein Räthsel, wenn diese Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie sie die Geschichte schildert: daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld gestehen und nach wiedererlangter Huld aufspringen und singen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus' Heer die Elephanten beschreibt, so spricht uns die Wahrheitsliebe und die Naivetät, mit der er zwischen Richtiges Fabelhaftes mischt, so rührend komisch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In dessen Aufmunterung an sein Heer spricht sich Vaterlandsliebe aus und Rachetrieb für Darius' Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hause. So menschliche, so gewöhnliche Leidenschaften, die sogar in einem kriegerischen Zeitalter die fast einzig herrschenden sein sollten, wo wären sie bei unseren späteren Sängern zu finden? Im Zweikampf schlägt Alexander den Porus; wenige höchst lebendige Verse, die wieder ihrer ganzen Färbung nach wesentlich deutschen Charakters sind: sie zuckten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall

war groß, das Feuer blitzte überall, da sie den Schildrand zerhieben — als ob man in das Hildebrandlied zurückversetzt wäre, so einfach lebendig ist die Schilderung. Jetzt erst folgt der Volkskampf; mit Grimm stößt die Menge zusammen, die grünen Wiesen röthen sich, kein Helm besteht vor Alexander, manche Furche füllt sich roth mit Blut und es häufen sich die Leichen. In so gleichmäßiger Kraft schildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie sie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieses aber in so stetem Zuge besitzt. Es ist der Eindruck einer kernfesten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelaltrigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschlaffen.

Von jetzt folgt ein zweiter, von dem bisherigen geschichtlichen Theile ganz verschiedener Abschnitt in unserem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr von da durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder, was in diesen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußersten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an seine Mutter und an seinen Lehrer, und er schreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud seiner Fahrten. Die Sehnsucht nach der Heimat, mit denen der Brief eingeleitet wird, der Ton der sanften Wehmuth, der sich über ihn breitet, ist aufs innigste empfunden und ausgedrückt. Auf einmal schweigt der kriegerische Sturm der Begebenheiten, und wir sehen den griechischen Helden im Rückblick auf seine Thaten nachdenklich, am Ziel seiner Bestrebungen weich wie den Achill nach Hektors Fall, den unbändigen Kriegsmann in ächthellenischem Heimweh geschmolzen, und wie gerne läßt man hier die christliche Liebe zu Mutter und Lehrer hineinspielen, die sich mit der antiken Liebe zum Vaterland so herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geschöpfen der fremden Natur, die der Held auf seinen Reisen kennen gelernt habe, und es berührt uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entstellung und Fabel

doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den sonderbaren Thiergestalten und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbest, die Kokosnüsse, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reich der Träume sind. Sie kommen an einen Wald, lösen ihre Rosse und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch schönes Mägdlein spielend auf grünem Klee zu hunderttausend und mehr. Sie spielten und sprangen, und wie sangen sie schön, daß durch den süßen Ton ich und meine Helden unser Herzeleid und alle Last und Ungemach vergaßen, das uns je geschah. Uns allen däuchte, daß uns für unser Leben Fülle und Freude genug gegeben sei. Da vergaßen wir Alle was uns Leides geschehen war bis an diesen Tag; mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an diesem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch sagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren diese herrlich zu schaun in der Pracht ihrer Farben, sie waren rund wie ein Ball und überall fest geschlossen: sie waren wunderbar groß und wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in eurem Sinne, so waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten und Menschensinn hatten und redeten, als ob sie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So schön geschaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen sah ich nie; sie waren in Züchten fröhlich und lachten und sangen, daß ich so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von der Mägdlein und Vögel süßen Stimmen, wie mochte es wonniglicher sein, spät oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, roth und schneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir sie zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen. Ich sandte sogleich nach meinem Heere, sie schlugen ihr Gezelt auf in dem Wald, wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute, und hatten mehr Wonne, als je seit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen. Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich

und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der schönen Aue weilten und mit den Frauen in Lust und Freude lebten. Da geschah uns großer Jammer, den ich nie sattsam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unsere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin starben die schönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die schönen Frauen sterben, die Blumen verderben sah. Da schied ich weg mit meinen Mannen mit schwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken die naivste Gläubigkeit einer schönen und reichen Phantasie ausspricht und doch bei der wunderbarsten Welt, die sie öffnet, den gesündesten Sinn bewahrt, so ist es diese liebliche Erzählung, die an die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert und in der freilich gegen andere Theile des Gedichtes gehalten die Anmuth der Darstellung außerordentlich vorsticht. Kaum ist zu glauben, daß in Alberics trockenen Tiraden dieser Fluß von reizender Erzählung zu finden war. Nach manchen anderen Abenteuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel sich umdreht wie um die Achse das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die schon früher sich durch einen Maler sein Bild verschafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt ins Heer und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihm sein Weib gestohlen. Ptolemäus spielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er selbst die des Antigonus. Sie unterstützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palast der Candace, dessen Herrlichkeit vortrefflich geschildert wird. Es ist eine zweite Kalypso oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und Wundergärten und blendende Kunstwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, sie schreckt ihn, nun sei er ihr Gefangener, der stolze Welteroberer. Zornig kehrt er sich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er sie zu Tode schlagen. Sie tröstet ihn, um Candaulus willen wolle sie ihn erhalten und wie Kirke versöhnt sie ihn nach der Gefahr;

mit Ruhe und der Unschuld des achäischen Sängers führt Lambrecht darüber weg, so unähnlich als möglich allen folgenden Dichtern. Wie die Kirke den Odysseus in die Unterwelt sendet, sein Schicksal zu erkunden, so auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Gesellschaft von Göttern, die er um seinen Tod befragt, und deren Einer ihm so viel sagt, daß er in seiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreise von der Candace folgt, endet Alexanders Brief.

Es wird kaum etwas in der poetischen Literatur sein, was den Abenteuern des Odysseus so nahe kommt, wie diese Episode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag des Griechen absieht, und den Anspruch auf die plastische Gruppirung des Homer gegen den auf ein romantisches Gemälde neuerer Dichtung hingibt. Die Farbe der Unschuld, der Ton der Einfalt, die eigne Mischung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichsam historische oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt und der diese Feenreiche fast von allem Aehnlichen im Mittelalter unterscheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnsucht nach der Heimat, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Wunder der Fremde, dies Alles berührt sich weit inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyssee entlehnt sind. Dazu kommt die Wendung, die schon dem gräcisirten Pseudokallisthenes gehört, das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder verständige Dichter hat sich stets versucht gefühlt, die Wunder seiner poetischen Welt irgendwie nicht allein der Phantasie lieb, sondern auch dem Verstande ergreiflich zu machen. So hat Ariost Ironie eingemischt und in seiner Alcine die Allegorie angedeutet (wie sie Homer nahe gelegt hat in seiner Kirke); er lenkt oft vom dichterischen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verstand mit großen psychologischen Fragen beschäftigt. So, wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Mährchen geschichtlich zu deuten gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit bestehen kann, wie es in der Einbildung besteht. Indem aber Homer seinen Odysseus das

Unglaubliche erzählen läßt, schiebt er gleichsam die Verantwortung von sich ab, und indem er in seiner ganzen übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wink des Alkinoos eine Bedeutung, der des Odysseus Erzählung mit dem Vortrag des Sängers vergleicht. Derselbe Kunstgriff ist nun hier, man muß gestehen in einer sehr einfachen und bequemen Weise, in dieser Briefform gebraucht. Nun mag Alexander selbst für seine Erzählung einstehen. Es ist dem Verstande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter nicht unmittelbar fragen, wie sich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber verhalte; es ist Aristoteles' Vorschrift gewahrt, das Alterthümliche mit Berufung auf Andere lieber, als in eigner Person zu erzählen, um den Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in Lambrechts übriger Darstellung ist das Wunderbare in ähnlichem Verhältnisse vermieden und nur im Schlusse nicht, wo es wieder heraustrit um dem epischen Plane des Gedichtes zu dienen, den der Dichter so schlicht ausführt, wie er in allem ist, was er thut und sagt.

Am Ende seiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lambrecht den Alexander zu den Skythen[333]. Sie beschicken den König und lassen ihm sagen, bei ihnen sei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen. Alexander gibt ihnen Friede und befragt sie um ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Begräbnisse. Nichts, sagen sie, hätten sie zu verlieren; Wohnung und Grab sei ihnen allezeit zur Hand, sie hätten nicht die eine noch das andere, im Leben und Tod hätten sie den Trost, daß sie der Himmel bedecke. „Da fragte er sie nicht weiter." Es ist der Alexander, der vor der Tonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dingen nur Eines will, entweder die Welt verachten oder besitzen. Der Skythe von Alexander aufgefordert, ihn um

333) Es ist dies eine Variation einer auch gesondert umgetragenen Sage von Alexanders Verkehr mit den Brahmanen oder seinem Briefwechsel mit dem Brahmanenkönig Dindimus. Gedruckt in Palladius, de gentibus Indiae. ed. Ed. Bissaeus. Lond. 1668.

etwas zu bitten, verlangt von ihm, daß er sie unsterblich mache. Als Alexander sich mit seinem menschlichen Unvermögen entschuldigt, fragt ihn jener, warum er denn, da er ein Sterblicher sei wie sie, die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lerne, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearbeitungen der Alexandersage im Mittelalter wird dem Helden diese Frage gestellt und die guten christlichen Dichter lassen ihn dann beschämt wie einen armen Sünder abziehen; aber hier erhebt er sich in seiner ganzen Größe, der echte Sohn des hellenischen Volks, der die Beschaulichkeit und die Beschränkung achten kann aber nicht üben, der mönchischen Sinn gewähren läßt aber nicht herrschen, der von den Pflegern eines rückgezogenen bescheidenen, bedarfslosen und regungslosen Lebens eine Warnung aber keine Belehrung annimmt, und er weist sie von sich mit den trefflichen Worten: Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, was mir wohl thut. Was sollte uns das Leben, wenn euren Sinn Alle theilten, die in der Welt sind? — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist und alle die Drangsale überstanden hat, die sein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören! „Hie muget ir tumpheit hôren!“ ruft der Dichter; und doch! selbst jetzt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich zu seinen Zwecken zu; und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche herausſieht, der befangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath däucht ihm gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: Dies ist was

ich nicht mag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt das Heer zum Eufrat, in der lateinischen Quelle zum Ganges oder Physon, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie, was sie wollten? Ihr Singen sollten die da inne lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und gibt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müßiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutet ihm ein alter Jude [334]; er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehrt ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierigkeit und Unersättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei der nimmersatte Schlund der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen, zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm alle seine Macht? gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren, daß, wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. — Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte

334) Die Allegorie ist in dem lat. iter ad paradisum durchsichtiger. Der Stein ist dort einem menschlichen Auge ähnlich und wiegt, in dieser Gestalt ein Sinnbild des Lebens, eine Masse Goldes auf, dann aber wird er mit etwas Erde bedeckt und so von einer Feder aufgewogen.

Digitized by Google

seiner Lehre hinfort; er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch 12 Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit einem Worte: „Da ward ihm vergeben." Von Allem, was er je besaß, blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne, der je zur Welt gekommen.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Plane in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen; wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben, das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Selbstsucht eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieser Sagengestalt und des Gedichtes, das eben sie ergriff. Es schildert den Charakter des Helden im ersten Theile ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken in dem erhabensten Sinne auf; es schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und ist auf eine wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am entschiedensten dies äußerlich Thatkräftige, dieser jugendliche Trotz abgelegt werden sollte, noch einmal wie zum Scheidegruß als ein Denkmal den erstorbenen Ideen der alten Welt aufgepflanzt. Das Große, was der Dichter in seinem Werke dabei positiv thut, ist durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir Alles, was die Alexandersage gewöhnlich berichtete, neben den Inhalt dieses Gedichtes stellen wollten, wir werden aber bei Ulrich von Eschenbach, wo sie bei uns in Deutschland ihren höchsten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leser vergleichen, wie hier mit einer meisterhaften Sicherheit vermieden oder

Digitized by Google

verändert ist, was in der gewöhnlichen Gestalt der Sage lag und unserem Dichter oder seinem Vorbilde meistens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüstiger Thatkraft und Selbstsucht, stimmte bisher der Charakter der germanischen Heldenzeit überein. Die Selbstsucht und die Gierigkeit schilderte die Thiersage von Isegrimm im zwölften Jahrhundert in ihrer thierischen Gestalt; die ganze deutsche edlere Dichterschaar zieht gegen sie zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abstellen und tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüstigkeit draufzugehen unter der milden christlichen Schwärmerei: Lambrecht ehrt also diese Kraftübung männlich, nur lenkt er sie nach dem höheren Sinne der christlichen Ansichten. Wir werden sehen, daß sich an den Grundgedanken dieses Gedichtes Wolframs Parzival aufs engste anschließt. Auch Dante's Ideen liegen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben so weiter, wie der Parzival den des Lambrecht. Dies beweist eine Verwandtschaft dieser Geister und die gemeinsame tiefe Eindringung der herrschenden Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zusammenhang dieser Dichtungen hier schon darzulegen, ist noch nicht der Ort, wir kommen darauf bei dem Parzival zurück. Erst dort werden wir die Bedeutung dieses Alexandergedichts ganz übersehen.

---

5. Rolandlied vom Pfaffen Konrad.

Im Alexanderliede war das Bild des alten Heroenthums noch einmal in allem Glanze entworfen, das die ruhmvolle That um ihrer selbst willen suchte und ehrte; in Karl dem Großen ist ihm der christliche Held entgegengesetzt, der, wie wir schon oben sagten, den bestimmenden Grund zu seinen Thaten durch eine höhere Eingebung empfängt

und sie zu Ehren Gottes und seiner Kirche verrichtet. Der Geist der Kreuzfahrten, der sich unter den ersten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in der deutschen Dichtung so unmittelbar und treu ausgesprochen, wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des Großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Roncevalschlacht. Die Geschichte selbst hatte den mächtigen Frankenkönig zum ersten Musterbilde aller Kreuzfahrer vor allen Kreuzfahrten gestempelt; Dichtung und Sage thaten dann das ihrige eifrig hinzu. Die poetische Geschichte des großen Kaisers begann, wie bei Alexander, noch bei seinen Lebzeiten; seine Hofdichter besangen ihn schon unter seinen Augen. Die Geschichte von Pabst Leo's Blendung und Zungenentreißung, die Karls Romfahrt und Kaiserkrönung veranlaßt haben sollte, wurde von Einhard in seiner Lebensgeschichte Karls (cap. 28) verbreitet, die später selbst der fabelnde Mönch von St. Gallen nicht einmal wiederholte; von Angilbert war sie noch bei Karls Leben, mit Wissen des Hofes also, besungen worden in dem (allein erhaltenen) dritten Buche eines epischen Gedichtes auf den Kaiser, schon mit der Ausschmückung, daß ein Wunder dem Papste Gesicht und Sprache wiedergegeben. Um so weniger ist es zu verwundern, wenn sich Dichtung und Mythe, singend und sagend, der Geschichte Karls unmittelbar nach seinem Ableben bemächtigte. Der Kern der fortgepflanzten poetischen Karlsage ist die Geschichte von dem Hinterhalte und treulosen Ueberfalle der Basken, der nach Einhard (cap. 9) den Truchseß Eggihard, den Pfalzgrafen Anselm und den Befehlshaber der britischen Marke Hruodland das Leben kostete[335]; es ist wohl möglich, daß diesem Unfall in Ronceval (a. 778) ein ähn-

335) An dem geschichtlichen Grund der Thatsache würde nichts geändert werden, wenn auch der Name Hruodlands, der in den auf deutschem Boden befindlichen Handschriften Einhards meist fehlt, in die auf romanischem Gebiete vorgefundenen eingeschoben wäre. An den mythischen Auslegungen, die im Roland einen Sonnengott Hruodo, in Ganelon den Loke, in der Roncevalschlacht den Untergang der nordischen Götter sehen und in Rolands Horn Heimdall's Gjallarhorn hören, gehen wir selbstverständlich mit Stillschweigen vorüber.

liches früheres Ereigniß, die Niederlage der Burgunder durch die Basken im Thale Subola (la Saule in den Unterpyrenäen) unter König Dagobert I, eine erhöhte Bedeutung gab, wie die früheren Sarazenenschlachten bei Poitiers und Arles der dichtungsberühmten Schlacht auf Aliscans. Sechs bis sieben Jahrzehnte nach dem Ereigniß in Roncevai sagte der sog. Astronom im Leben Ludwigs des Frommen, er brauche die Namen der dort Gefallenen nicht zu nennen, da sie bekannt seien. Deutet dies auf fränkische Lieder schon in dieser Zeit hin, so läßt sich auf dergleichen auch aus der fortwährend nebenherlaufenden lateinischen Dichtung schließen. Es ist ein carmen de Pippini (Karls vor dem Vater gestorbenen Sohn) victoria avarica (a. 796) noch aus Karls Lebzeit, in einem volksthümlichen Latein, erhalten, dessen religiöse Färbung ganz an die vulgaren karlingischen Dichtungen erinnert; so klingt auch der pomphafte Ton des französischen Rolandliedes oder der spanischen Romanze bereits in den antikisirenden Elegien des Ermoldus Nigellus auf Ludwig den Frommen (um 826) wieder, bei der Schilderung der Belagerung von Barcelona (799—801), in der auch der gefeierte Wilhelm von Toulouse schon eine Rolle spielt. Noch sicherer läßt uns das Bruchstück eines in Prosa aufgelösten lateinischen Gedichtes[336], das sich gleichfalls um die Belagerung einer Heidenstadt in Spanien dreht, in dem karolingischen Sagenkreise ein merkwürdiges Seitenstück zu unserm Waltharius, durch die klassische Umkleidung auf Art und Inhalt der Chansons des 10. Jhs. durchblicken: die Gestalten der französischen Geste von Aimeri von Narbonne (13. Jh.), Aimeri's Sohn und Enkel, und der Heidenkönig Borel, der in der Chanson von der Schlacht von Aliscans eine Rolle spielt, treten darin auf. Im Geleite dieser Hindeutungen auf alte Volkslieder gehen dann die Zeugnisse und Berichte aus den mündlich umgetragenen Sagen von Kaiser Karl. Unter Herzog Gerold, seinem Schwager, der 799 im Kriege gegen die Hunnen fiel, hatte ein Krie-

336) Aus einer Haager Hs. in den Mon. SS. 3, 708.

Digitized by Google

ger Adalbert gedient, dessen Sohn Werinbert in St. Gallen Lehrer war; der Vater hatte oft einem Knaben, der später Mönch in St. Gallen und Werinbert's Schüler wurde, von des Kaisers Kriegsleben, sein Sohn ihm von dessen geistlichen Thaten und Verdiensten erzählt; aus diesen Mittheilungen schrieb der Mönch 883, als Karl der Kahle St. Gallen besuchte, auf dessen Wunsch eine rohe Erzählung nieder [337], deren uns erhaltene Bruchstücke leider abbrechen, ehe sie die spanischen Kriege erreichen. Die ganze Geschichte Karls ist hier bereits in die Regionen des Wunderhaften- und Poetischen hinübergerückt; der Langobardenkrieg ist ganz fabelhaft geworden; in den Wendenkriegen (II, 2, 12) erscheint ein Riese Eishere, der die Heiden wie Frösche zu 7—8 an seine Lanze spießt; bei einem Thiergefechte, in dem ein Löwe einem Stier den Nacken beugt, schlägt Pippin allen beiden die Köpfe mit Einem Streiche ab; besonders aber ist in der persönlichen Ausstattung des Kaisers das neustrische Pathos der Volksgesänge vollkommen zu erkennen: der die griechischen Gesandten strahlend wie die Sonne empfängt, mit Gold und Steinen geschmückt, wie von himmlischen Heerschaaren umgeben, unter Herzogen gleich Josua und den alten Gotteshelden der Israeliten, so daß sie mit versetztem Athem vor seinem Glanze zu Boden fallen. Schon sieht man hier, wo noch kein Gedanke an Kreuzzüge ist, die Figur des gottgesalbten Christenhauptes völlig umrissen, den man zu seiner Zeit schon mit Salomo verglich und mit Davids Namen benannte. In den Volksgesängen der Aquitanier muß er von Anfang an in seinen Kämpfen mit den Heiden im Lichte eines bewaffneten Heilandes, seine Pairs im Glanze ritterlicher Apostel erschienen sein; alle Heiden, mit welchen der Kaiser je zu thun gehabt, Avaren, Sachsen, Wilzen, Basken und Lombarden wandelten sich in der Sagendichtung in Sarazenen um. Wie dann die Zeiten der Pilgerfahrten nach Jerusalem kamen, der Vorspiele der Kreuzzüge, bequemte sich die Sage von dem mächtigen Gottesstreiter

337) Mon. 2, 726.

Digitized by Google

diesem neuem Zuge des Zeitalters an, wozu die Geschichte selber die Handhaben bot: der Patriarch von Jerusalem war zu dem mächtigen Christenherrscher in wiederholte Beziehungen getreten, Harun al Raschid hatte ihm das h. Grab untergeben; nach dem Mönche von St. Gallen (1, 26) sollte auch den Kaiser die Lust schon angewandelt haben, die Schätze des Ostens mit Byzanz zu theilen, „wenn nur nicht der kleine Abgrund (des Meeres) dazwischen wäre." Hundert Jahre später (um 1000) läßt ihn die Chronik des Mönches Benedict von St. Andreas am Berg Soracte diesen Meeresgrund bereits überbrücken; er sammelt eine Flotte „in Traversus", läßt aber zugleich eine Brücke über die See schlagen, da er dann in Jerusalem persönlich von Harun die Gewalt über Christi Grab und Krippe empfängt. Wieder ein Jahrhundert später erzählte eine Legende (wahrscheinlich von dem Kloster St. Denis ausgegangen, wohin Karl der Kahle die Reliquien, die der große Karl von dem Patriarchen von Jerusalem erhalten, aus Achen hatte übertragen lassen), daß auch diese Reliquien der Kaiser selbst von einem wunderbaren Pilger- und Kriegszuge nach Jerusalem und Konstantinopel als Geschenke des byzantinischen Kaisers mitgebracht habe [338]). Diese Sage hat in der ersten Hälfte des 12. Jhs. ein Jongleur in einem anglonormannischen Gedichte von etwa 900 regellosen assonirten Versen nicht sowohl in epischem Ernst erzählt, als im Tone des Fabliau verspottet [339]). Das kleine Werk steht unter den ältesten poetischen Urkunden aus dem karolingischen Sagenkreise in Frankreich ungefähr ebenso possenreißend, wie in Deutschland der K. Ruother, eben als dort und hier die Kerne der Nationalsagen, das Roland- und das Nibelungenlied in abschlie-

---

338) Die älteste Hs. dieser bald als geschichtlich angesehenen Legende ist in der k. k. Bibl. in Paris die von St. Germain des Prés N. 1085.

339) Charlemagne, an anglonorman poem of the 12. century. Ed. Fr. Michel. Lond. 1836. — Vgl. P. Paris, notice sur la chanson de geste, intitulée le Voyage de Charlemagne à Jerusalem etc. in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Lit. 1, 198.

Digitized by Google

ßende Gestalt gebildet waren oder wurden. Karl zieht, durch eine stachlichte Rede seiner Gattin auf Kaiser Hugo von Konstantinopel eifersüchtig gemacht, nach Jerusalem, wo er von dem Patriarchen jene gefeierten Reliquien von St. Denis erhält, die h. Nägel und die Dornenkrone nicht nur, von denen die lateinische Legende weiß, sondern auch den Bart St. Peters, die Milch Maria's und ihr h. Hemd u. A. In Konstantinopel zu Gast bei dem Kaiser gefällt sich Karl mit seinen Pairs, im Schlafsaal Abends um die Wette aufzuschneiden: Karl will einen doppelt gewaffneten Ritter mit Einem Hiebe, Helm, Halsberge und Pferdeharnisch durchhauen, Roland mit des Kaisers Horn alle Stadtthore umblasen, Olivier vermißt sich einer reckenhaften Liebeswaffenthat an des Kaisers Tochter, und selbst Turpin erbietet sich zu einem Kunstreiterstück. Hugo hatte sie belauschen lassen und droht ihnen den Tod, wenn sie nicht wahr machen was sie geprahlt; ein Engel, die gewöhnliche Maschinerie der kärlingischen Sagen, muß ihnen zu Hülfe kommen; der Himmel läßt sich zur Mitschuld an der Windbeutelei seiner Heiligen herab. — Noch, sieht man, weiß diese Legende nur von fern von einem eigentlichen Kriegs- und Eroberungszuge Karls nach dem h. Lande; seit aber die ersten Kreuzfahrer die Wunder des Tages verkündeten, sollte Karls Geist erstanden sein und zum Zuge gegen die Ungläubigen ermahnt haben; alsbald trug man sich mit Erzählungen von seiner Kreuzfahrt[340]; im ältesten Rolandliede ist bereits auf seine Eroberung Konstantinopels angespielt; die Vorstellung griff um sich, daß Er den ersten Kreuzzug gemacht und daß man auf Karls Straße nach dem h. Lande ziehe. Als im 12. Jh. die ersten Kreuzaventiuren in historischen Dichtungen besungen wurden, (deren zwei, die chansons d'Antioche und des chétifs man in jüngeren Umarbeitungen kennt), brauchte Form und Art der karolingischen Gesten nur geradezu darauf übertragen zu werden, da der

340) S. Wilken's Kreuzzüge I, erste Beilage, und Examen de la tradition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem in den Mém. de l'acad. des Inscriptions. 21, 149.

Digitized by Google

Geist ohnehin vollständig entsprach; dem Helden der Zeit, Gottfrid von Bouillon, lieh man dichtend die Gestalt des großen Kaisers und eine fabelhafte Geschichte und Familie, die von Karl hergeleitet ward. Durch zwei Jahrhunderte, durch die sich die Kämpfe um den Besitz des heiligen Landes hinzogen, bildete sich dann die französische Epik aus dem Sagenkreise Karls und seiner Pairs zu jenem ungeheuren Umfang, und, in dem altächten Kerne desselben, in jenem zeitdienenden oder zeitbeherrschenden fromm-kriegerischen Sinne dergestalt aus, daß der Held wie ein Gemeinbesitz aller Welt ward, daß diese Dichtungen der Mittelpunct aller ritterlichen Epik wurden, in Geschichte und Chronik übergingen, der Kunst und allen Kunstgewerben die beliebtesten Stoffe gaben und mit den wälschen Arthursagen weiterhin verbunden die höfischen Bildungskreise ganz Europa's erfüllten[341].

Die fränkisch-karolingischen Sagen haben den höheren Geist der Poesie in den romanischen Völkern erst geweckt und die epische Form in ein neues Dasein gerufen und dies wesentlich dadurch, daß sie ihre Wurzeln in den christlich-kriegerischen Geist schlugen, der durch Jahrhunderte die Schicksale der Welt bestimmte. Wo in der deutschen Heldensage die Kämpfe an sich, um den Vorzug der Waffen und die Stärke des Armes den Mittelpunct bildeten, traten in dem karolingischen Epos die Kämpfe um den Vorzug des Glaubens an die Stelle. Und wie sich Frankreich in den Thatsachen der Geschichte durch seinen warmen Antheil an den Kreuzzügen zum Vorfechter der Christenheit machte, so erhielt seine Dichtung durch diese Aneignung der höchsten Zeitideen die Kraft, die Eroberung der poetischen Welt des Mittelalters zu machen. In Spanien, wo man früher eine nationale Feind-

341) Ueber den ganzen Cyclus ist neuerdings durch die unter Guessards Leitung begonnene Ausgabe der Anciens poètes de la France. Paris 1859 ff. und durch verschiedene, zu steigendem Umfang anwachsende literarhistorische Arbeiten, die sie begleiten, weitere Uebersicht und gründlichere Einsicht eröffnet: Ch. d'Héricault, essai sur l'origine de l'épopée franç. 1859. Gaston Paris, hist. poétique de Charlemagne. 1865. Léon Gautier, les épopées Franc. 1865. Bis jetzt drei Bände. P. Meyer, Recherses sur l'épopée français. Paris 1867.

schaft gegen den Kaiser hegte und in den Romanzen von Bernard del Carpio diesen Volkshelden mit Marsil den Ruhm des Sieges in Roncevale theilen ließ, überwand der Glanz der Karlssage mit der Zeit diesen Gegensatz dennoch. In Italien wurden im 14. Jh. die Gesänge von Roland, von Aspremont u. A. in einem italianisirten Französisch eingeführt wie in ein verwandtes Volk; die Compilation der entrée en Espagne (14. Jh.) ward in französischer Sprache von einem Italiener, Nicolaus von Padua, verfaßt; dann folgten seit den reali di francia (14. Jh.) die Aneignungen in italienischer Sprache; sie gipfelten in den weltberühmten Dichtungen der Pulci und Bojardo, der Aretin und Ariosto, die in ihren Stoffen den französischen Vorbildern durchweg verschuldet sind. So beginnt auch in England die Einbürgerung mit einer blos anglisirten Chanson von Horn (ed. Fr. Michel,) worauf im 13./14. Jh. eine Anzahl einzelner Epopöen kärlingischer Sagen nachfolgten. In Norwegen ließ König Hakon der Alte (1217—63) eine Menge fremder Dichtungen, darunter eine Reihe karolingischer, vor Allem die große Karlamagnus-Saga (ed. Unger Christ. 1860) in isländische Prosa übersetzen, aus der sie später ins Schwedische und abgekürzt ins Dänische überging[342]. Die Niederlande, werden wir später sehen, wurden von treuen vlämischen Nachahmungen der französischen Originaldichtungen dieses Sagenkreises dermaßen überschwemmt, daß man sie ausnahmslos übertragen glauben möchte. Was Deutschland angeht, so ist die Frage aufgeworfen und streitig beantwortet, von Franzosen mitunter bejaht von Deutschen verneint worden, ob nicht die ältesten Lieder über die Sarazenenkämpfe in Spanien und Aquitanien noch wie das Ludwigslied in Karls eigener fränkischer Sprache gesungen worden seien: äußerlich spricht dafür, daß die durchgreifende Sprachscheidung erst seit der Trennung der Reiche im 9. Jh. Statt fand, bei der in den berühmten, in

342) Vgl. G. Paris in der Bibl. de l'école des Chartes. Série V. tom. 5, 89. und VI, 1, 1.

Nithard's Geschichtsbüchern aufbewahrten Eiden das westfränkisch-romanische Idiom noch im ersten Keim der Entwickelung zur Nationalsprache erscheint; innerlich, daß die ältest erhaltenen französischen Lieder selbst, was auch die neueren französischen Forscher (z. Th. nach früher abweichender Meinung) nun alle zugeben, nach ihrem poetischen, ethischen, ethnischen Geiste, in Namen Sitten Recht und Kriegswesen durchweg deutsch befunden werden. Aber was dergleichen bestanden haben mochte, mußte auf französischem wie deutschem Boden frühe verschollen sein, wenn es auf diesen je herübergeschollen war. Im Norden mußten Karls Sachsenkriege, wie in Spanien seine dortigen Eroberungen, feindliche Eindrücke hinterlassen haben; in Neustrien haben sich poetische Sagen von Guytequin in willkürlichen Erdichtungen fortgepflanzt[343]; auch in Deutschland war die Sage thätig in diesen Stoffen: das Leben der h. Mathilde (10. Jh.) erzählt, wie die sächsischen Kriege durch einen Zweikampf Karls mit Witukind entschieden worden seien; aber zur poetischen Fortbildung konnten diese Erinnerungen eines großen nationalen Zwiespalts nicht reizen. Sonst war der große Mann in Deutschland, wie schon aus dem sprichwörtlichen Andenken hervorgeht in dem sein Recht und seine Herrschaft blieb, in gutem Gedächtnisse; vielerlei knüpfte sich in der Ueberlieferung an seinen Namen an; fremdartige Dichtungen wie Ruother suchten genealogische Verbindungen mit ihm; jede gute Einrichtung, deren Ursprung im Dunkel lag, ward ihm zugeschrieben, und von Karls Recht, Maaß, Lot und Buch sang und erzählte die Dichtung. Jede alte und neue Lieblingsanekdote, wie in Karl und Elegast, wie in dem Meistergesange von Karls Recht[344], in vielen Novellen und Fabliaux zu sehen ist, wurde auf ihn zurückgeführt. Aber das Alles blieb theils in mündlicher Ueberlieferung stecken, theils erstickte es in vereinzelten zerstreuten Dichtungen, ohne zu epischer Fülle

343) In der chanson des Saxons von Jean Bodel. ed. Fr. Michel 1839.
344) S. Docen im altd. Mus. 2, 279. Grimm ebd. 226.

auszuwachsen. Die Kaiserchronik enthält verschiedene karolingische Sagenelemente und weiß auch (V. 15088) von „anderen Liedern“ über Karl, womit sicherlich deutsche Dichtung, wenn nicht das Rolandlied vom Pfaffen Konrad selber gemeint ist, das gleichzeitig mit ihr entstand, wenn nicht von gleichem Orte ausgegangen ist. Denn nun allerdings, gegen die Mitte des 12. Jhs., da die Kreuzbegeisterung auch in Deutschland eindrang, da man sich den Zeiten näherte, wo Karls großer Nachahmer Friedrich I die Bestrebungen seines Vorbildes wieder aufnahm und ihn 1164 durch den Gegenpabst Paschalis III heilig sprechen ließ, nun da in Deutschland schon die epische Dichtung, zuerst in den biblischen Stoffen, in Aufnahme gekommen war, und Lambrecht die Alexandersage in ihrer sinnigsten Ueberlieferung eingeführt hatte, da man nun auch den Weg zur Ausgestaltung der heimischen Heldensage betrat, nun wäre die französische Karlsage unter aller Bedingung nach Deutschland herübergedrungen, auch wenn Deutschland nie eine Beziehung zu dem Heldenkaiser gehabt hätte.

Die Sage von der Roncevalschlacht ward in Frankreich frühe in den Gesängen der Jongleurs umgetragen; sie erhielt dann im 11. Jh. in der lateinischen Prosa, die unter dem falschen Namen Turpins, (Erzb. von Rheims im 8. Jh.) auftrat, und dann in dem französischen Rolandlied schriftliche Abfassung. Beide Werke lassen uns auf die Einflüsse des Geistes der Zeiten, in denen sie entstanden sind, durchblicken, und ziehen uns dadurch besonders zur Vergleichung mit dem deutschen Gedichte unsers Pfaffen Konrad an, dessen Färbung von jedem der beiden fremden Werke verschieden ist. Die französischen Forscher sind, wie sehr auch sonst in Zwist verfallen, doch darin zum größeren Theile einig, daß sie den ältesten Text des Rolandliedes ins 11. Jh. setzen[345]; die normannischen Sprachformen, der zehnsilbige assonirende Vers, der in Frankreich vor dem Alexandriner das älteste

345) Gautier, der ihn einmal wie Diez und Magnin (Journal des Savans 1852. Sept.) in den Anfang des 12. Jh. setzt, schreibt doch 2, 390 wieder: Ende des 11. Jhs.

epische Maaß war, Alles begünstigt diese Annahme. Unter den französischen Herausgebern des Rolandliedes gefällt sich daher Génin in dem Glauben, daß das Rolandlied, das Taillefer 1066 nach der Erzählung des roman de Rou von Wace vor der Schlacht bei Hastings zur Ermuthigung der Normannen gesungen haben sollte, nichts anderes gewesen sei, als ein Theil des Gedichtes, das wir noch heute lesen. Génin suchte es sogar wahrscheinlich zu machen, daß der Dichter[346]) einerlei Person sei mit Theroulde, dem Erzieher Wilhelms des Eroberers, dem Vater eines gleichgenannten Abtes Theroulde von Peterborough, der zwei Jahre vor Urban's Kreuzpredigten starb. Wahr ist es, daß die ältesten Nachrichten von einem geschriebenen französischen Roncevallied auf Peterborough weisen, daß die älteste Handschrift (nach Guessard aus dem 12. Jh.) in England (Oxford) sich vorfindet[347]), daß sich Turold schon durch seinen Preis der Tapferkeit der Normannen als ihren Landsmann verräth. Und wahr ist ferner, daß das französische Lied noch von einer zu weltlichen Färbung ist, als daß es nicht vor den Kreuzzügen niedergeschrieben sein müßte. Ohne gehäufte Abenteuer, einheitlich mit Einem Gegenstande (Rolands Tod durch Ganelons Verrath und die Rache an dem Verräther und an den Sarazenen) beschäftigt, ursprünglich, einfältig, ohne mährchenhafte und phantastische Bestandtheile, eine naive kunst- und anspruchlose Naturdichtung ohne rednerischen Schmuck ist das Lied durch und durch kriegerisch gefärbt, von den Leidenschaften der Tapferkeit, der Grausamkeit, Großmuth, Verrätherei und Rachsucht erfüllt, der Dichter, wie Alberich, von der schlichten Art der ältesten epischen Schule, auf die ein späterer Ueberarbeiter der Chanson von Ogier

346) Auf dessen Spur der Schlußvers weist Ci falt la geste que Turoldus declinet, in dem Andere aber nur einen Abschreiber genannt glauben.

347) Herausgeg. von Fr. Michel 1837; von F. Génin 1850; am besten von Th. Müller, Göttingen 1851. 1863. Deutsch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. I. Von W. Hertz. Stuttg. 1862. Von den Uebersetzungen ins Neufranzösische ist die vorzüglichste die von Ad. d'Avril, Chanson du Roland. ed. 2. Paris 1866. in reimlosen zehnsilbigen Versen.

stichelte: sie hätten einen Schild zur Geige und ein Schwert zum Fidelbogen gehabt. Der durchgehende Stolz auf das „süße Frankreich" spricht mehr vaterländischen als kreuzritterlichen Geist aus; obgleich die Helden durchweg von dem Muthe christlicher Gottesritter durchdrungen erscheinen, denen Turpin, wenn sie fallen, die Krone der Märtyrer und den Sitz im Paradiese verheißt. Entschiedener trit erst in den späteren französischen Ueberarbeitungen der Christenname an die Stelle des Frankennamens und der nationale Geist weicht dem religiösen[348]. Selbst in dem bombastischen Pseudoturpin[349], der die Rolandsage latinisirte, steht der christliche Kriegseifer noch ganz gegen Spanien und der Geist der eigentlichen Kreuzzüge ist darin trotz aller biblischen Weisheit und theologischen Mystik, die darin ausgelegt ist, noch nicht zu finden; obgleich das Glück, das dies Buch gemacht hat, damit zusammenhängt, daß es bald nach dem Ausbruch der Kreuzkriege erschien und in einem gut geistlichen Sinne, vielleicht zu einem schlimm pfäffischen Zwecke geschrieben war. In der berüchtigten Chronik hat die ursprüngliche erste Unterlage[350], die nur die ersten fünf Capitel umfaßt, zur Karlssage noch kaum eine Beziehung; von ihren Helden allen ist außer Karl nur Turpin, nur Einmal gelegentlich erwähnt[351]. Dieser älteste Kern des Buches ist zu Ehren und zur Förderung der Pilgerfahrten zu St. Jago in Compostela von einem spanischen Geistlichen im 11. Jh. geschrieben; denselben Zweck hat auch die erweiterte Gestalt, in der das Buch durch die Aufnahme der Volksdichtung von Karls spanischem Kriegszuge seine großen Erfolge

348) So in der von Bourdillon herausgegebenen, ihm eigen gehörigen jüngeren (sog. Versailler) Handschrift, die er freilich (le poëme de Roncevaux, traduit du roman en français. 1840) für die älteste erklärt. Ganz kürzlich hat auch Fr. Michel den jüngeren Text herausgegeben.

349) Ed. Ciampi. Flor. 1822. Und von de Reiffenberg im 2. Th. seiner Chronique de Phil. Mouskes. p. 489 ff.

350) Vgl. De Pseudo-Turpino disseruit Gaston Paris. Paris 1865.

351) Der Name Turpins ist auch später in dem erweiterten Werke, in dem prosaischen Originale wie in der alten hexametrischen Bearbeitung im Karolellus (ed. Merzdorf. Old. 1855) nur in der losesten Weise angeknüpft.

Digitized by Google

machte, die (vor 1121) von Vienne ausging [352]). Hier war Guy von Burgund bis 1119, wo er als Calixt II den päbstlichen Stuhl bestieg, Erzbischof; sein Bruder Raimund war Graf von Galizien: daher ward die Erhöhung der Kirche von Compostela zur Familienpolitik dieses Hauses, die auch dem Pseudoturpin seine Entstehung gab. Calixt erhöhte 1121 St. Jago zur erzbischöflichen Metropole von Spanien; dieß Ereigniß ward in dem Buche vorbereitet: im 20. Cap. der Chronik läßt der Verfasser den Kaiser Karl in St. Jago einen apostolischen Sitz errichten, das ganze spanische Land dieser Kirche unterwerfen und jedem Haus in Spanien eine Abgabe an dieselbe auflegen. Wir verweilen auf dieser Entstehungsgeschichte der Turpinischen Chronik darum so lange, weil die Analogie sehr merkwürdig ist, wie hier die eigensüchtige Fürsorge eines mächtigen Kirchenfürsten den dichterischen Cultus des Helden der karolingischen Sage zur höchsten Blüte zu treiben geholfen hätte, genau so, wie zum Frommen seiner Kirche ein deutscher Bischof die Fortbildung der Nibelungensage in seine Pflege genommen hatte, oder wie, ungefähr gleichzeitig, die Politik waiisischer Häuptlinge dazu mithalf, den Namen Arthurs zu erhöhtem Glanze zu treiben.

Wie dem aber sei, das Rolandlied unseres Pfaffen Konrad [353]) hat weder den pfäffischen Anstrich des lateinischen Turpin, noch den vaterländisch-fränkischen des französischen Liedes von Theroulde: es ist ganz durchglüht von dem Geiste der Kreuzzüge; es ist zu der Zeit gedichtet, da die dauernde Begründung des Königreichs Jerusalem die begeisterte Theilnahme der ganzen Christenwelt dem h. Lande zukehrte. Der Dichter übersetzte sein Werk aus dem Französischen erst ins Lateinische, dann ins Deutsche; aus gelegentlichen Misverständnissen erkennt man, daß er wie die meisten auch unserer späteren Uebersetzerdichter des Französischen nicht gründlich kundig

352) Eine zweite Ueberarbeitung ging später 1165—83 von St. Denis aus mit neuen Einschaltungen im Interesse dieses Klosters.

353) Ruolandes liet. ed. W. Grimm. 1838.

Digitized by Google

war: er machte an einer Stelle aus einem schattengewährenden Baume aiglenter Adler (aigles), die abgerichtet waren Schatten zu machen. Er schrieb sein Buch im Dienste des „Herzogs Heinrich", der ihm das französische Original auf Wunsch seiner Gemahlin, „eines reichen Königes Kind", verschaffte. Diesen Herzog, von dem Konrad spricht wie der Annalist Saxo von Kaiser Lothar und dessen glücklichen Friedenszeiten, dem er allen Sieg, alle Ehren und Tugenden zuschreibt, den er mit David zu vergleichen mehr als jeden andern würdig findet und dem er das Verdienst der Heidenbekehrung angeerbt nennt (V. 4623 ff.), bezog man früher auf Heinrich den Löwen; es ist nun[354]) die herrschende Ansicht, daß Herzog Heinrich der Stolze von Baiern der Dienstherr Konrads war und daß sein Werk vor dessen Tode 1139 und sicherlich wohl auch vor seiner Belehnung mit Sachsen 1137 gedichtet ist. Die Sprache des Gedichts fügt sich dieser Ansicht eben so wohl wie die Charakteristik seines Veranlassers. Von einem bairischen Herzog läßt sich der Ruhm der überkommenen Heidenbekehrung verstehen. Die Bezeichnung „eines reichen Königes Kind" paßt auf Lothars Erbtochter Gertrude, mit der sich Heinrich der Stolze 1127 vermählte, vollkommen; die Benennung des Kaisers als König muß nicht stören, auch Helmold nennt ihn so noch nach seiner Krönung. Der Herzog hatte im Reiche unter Lothar die höchste Würde und Macht; im Inneren Friede zu erhalten und Ordnung, war er (was zu Konrads Preise seiner Treue wohl stimmt) seines Schwiegervaters verläßigste Hülfe, der in ihm den Erben des Reiches und gleichsam seinen Sohn sah[355]); auch die Betonung seiner Sieghaftigkeit begreift sich, wenn man sie in der Zeit geschrieben denkt, da Lothar mit Heinrichs Hülfe den Widerstand seiner starken Gegner, der Staufen, brach. Nach diesem Siege stellte Innocenz II 1136 den Kaiser, von dem er wußte daß er Heinrich zu seinem Nachfolger

354) Nach O. Schade's Vorgang in Veterum Monumentorum theotiscorum decas. Vimar. 1860. p. 63 ff.

355) Vgl. Jaffé's Lothar p. 119.

Digitized by Google

wünschte, in einem Briefe mit David zusammen, mahnend auf dessen Wegen fortzuwandeln, damit er ein Davidisches Kaiserthum und ein Salomonisches Königthum erlange: damit wäre man selbst dem auffallendsten Preise Konrads, der Vergleichung Heinrichs mit David, nahe genug gekommen.

Das Verhältniß von Konrads Werke zu seiner Quelle ist nicht bestimmt anzugeben. Seine Uebersetzung nähert sich dem Texte der Oxforder Handschrift am meisten; in der That aber ist keiner der erhaltenen älteren Texte seine unmittelbare Vorlage, wie wohl sich stellenweise solche Annäherungen finden[356], die sich zur Textkritik der französischen Dichtungen brauchbar erweisen. Von den Zugaben der späteren französischen Ueberarbeitungen ist bei Konrad, ein weiterer Beweis für sein Alter, nichts zu finden. Daß keine von allen Gestaltungen der Dichtung der anderen völlig gleicht, beweist die volksmäßige Verbreitung, wie die mannichfaltige dichterische Umgestaltung der Sage. Die französischen Chansons sind in jenen gleichreimigen oder vielmehr gleich assonirenden, in Verszahl ungleichen Strophen oder Tiraden (in der alten Sprache „Verse" oder Koppeln, laisses, genannt) verfaßt, die den leichtreimenden romanischen Sprachen so nahe lagen, daß sie sich schon in lateinischen Gedichten des 3. Jh. einstellten; es ist eine Form, die dem ursprünglichen musikalischen Vortrage, wie der rhapsodischen Entstehung dieser Gesänge gleich gerecht ist. Monin[357] und Fauriel haben in der Zusammenstellung dieser Tiraden auf viele Wiederholungen und Veränderungen einzelner Situationen aufmerksam gemacht, die es deutlich zeigen, wie die Abweichungen verschiedener Lieder Eingang fanden, wo man dann das Aeltere und Einfachere unterscheiden kann. Man hat eine Strophe (vom Tod der schönen Aude) ausgefunden, die ohne Vorbereitung in dem Vorausgegangenen, ohne Beziehungen zu dem Folgenden, ein ganz

356) Vgl. in Müller's Ausgabe zu V. 202.

357) Dissertation sur le roman de Roncevaux. 1832.

selbständiges Ganzes bildet. Mehrmals wiederholen sich gewisse Couplets unter kleinen Veränderungen des Inhalts, was Fauriel für Einschiebungen, P. Paris für Varianten zur Wahl des Vortragenden hielt; es sind wohl nur ursprünglich verschiedene, in der mündlichen Ueberlieferung variirte Gesänge, deren Zusammenstellung man bei der Composition der größeren Geste zu epischer Wirkung wohlgeeignet fand. Selbst in unserem Konrad ist an einzelnen Stellen das Romanzenartige noch so deutlich, daß die rhapsodische Gestalt auch in ihm noch durchscheint.

Das fränkische Epos ruhte auf einer großen geschichtlichen Grundlage; bei Konrad aber ist es nichts Nationales mehr, um das es sich handelt, sondern ein Allgemeines; es sind keine Stämme, die handelnd sich gegenüber erscheinen, sondern Religionsſecten; es ist nicht mehr das einfache Leben selbst, was aus dem einfachen Gang der Verhältnisse die Thaten und Handlungen der Menschen entstehen läßt; die einfache kriegerische Färbung des französischen Rolandliedes ist in eine kreuzritterliche umgewandelt; es ist Gott, der hier seinen Menschen zu handeln vorschreibt; es ist eine göttliche Maschinerie an der Stelle der Verwickelungen, die sich bei den Griechen die Menschen selbst auch gegen das Schicksal schaffen, es sind Ideen, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, den Trieb leiten, die Leidenschaft mäßigen und das Wollen über das Thun stellen. Das Reich des Gedankens, der sittlichen Gesinnung, des religiösen Glaubens beginnt sich hier zu öffnen, und jene Dichtkunst, die mit göttlicher Unparteilichkeit ihren Glanz über Feinde und Freunde breitet, die jeder Gestalt des Lebens befreundet ist und sich der vollkommensten Menschlichkeit mehr freut, als der halben Göttlichkeit, trit in den Hintergrund. Und gerade dies, was diese Gedichte jenen Zeiten so werthvoll machte, das raubte ihnen den allgemeineren Werth, den die Nibelungen gegen die Karlssage behaupten. Was diese an Geschlossenheit, an gleichem Guß, an gehaltenem Ton vor jenen voraus hat, das überbieten jene an weitem Interesse und an großartiger Wirkung.

Digitized by Google

Es kostet nur einen Blick, um einzusehen, wie ganz aus Einem Geiste entsprossen das Rolandlied von Konrad ist, und wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durchaus von diesem siegreichen, jeder Willkür widerstrebenden Charakter der Zeit bestimmt und eingeschränkt werden mußte. Fand sich der lateinische Dichter des Walther von Aquitanien versucht, der deutschen Sage die Haltung des antiken heroischen Epos aufzudrücken, so entlieh jetzt Konrad oder sein unmittelbarer Vorgänger Stil und Vortrag aus dem alten Testamente; es trit in das epische Gedicht der prophetische und andächtige Schwung der Psalmen.

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, daß er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaiser Karl, wie er durch seine Siege über die Heidenschaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienstmann vernahm, wie in Spanien sündliche Abgötterei herrschend war, nahm er sich den Zustand der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erscheint seinem fleischlichen Auge und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werke der Heidenbekehrung. Der Kaiser versammelt die zwölf weisen und tugendlichen Pfleger seines Heeres, die reinen und keuschen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu sterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiser hält ihnen eine Rede, in der er ihnen seinen Entschluß mittheilt, die Heidenschaft zu zerstören und die Christenheit zu mehren. Es ist der Ton der Bibel in dem er predigt, daß ihrem Dienst für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet sei, die wie der Morgenstern leuchtet. Die Großen erklären sich bereit, Freie und Eigne strömen zusammen und zeichnen sich mit Kreuzen. Der Kaiser ermahnt die Versammelten im Stile des bewaffneten Propheten, auch der Erzbischof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat weß sie an ihn begehrten, dieweil sie hier lebten; die als Märtyrer gestorben zum Himmel

emporgestiegen sind, wo sie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben sie um Gott verdient, daß sie fürder sorgenlos leben". Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengesetzt, „die großen Uebermuth führten, wie stets der Unselige thut." In ihrem Rathe wird jedoch beschlossen, Friedensboten an Karl zu senden und sich dem Christenthume zu fügen. Diese Gesandten, als sie ins Christenland herabstiegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere im Gefecht, und die Frohnkämpen spielend mit Saitenspiel, Gesang und Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geschmeides. Salomon allein konnte sich mit Karl vergleichen. Wie die Boten ihm nahen, erkennen sie ihn, da er am Schachbret sitzt, ohne Fragen, am Glanze seiner Augen, deren Feuer sie so wenig ertragen konnten, wie die Mittagssonne. Jedes Wort, das zu seinem Preise gesagt wird (23, 5 ff.), stempelt ihn hier, wie auch die ganz übereinstimmende Ansicht in der Kaiserchronik, zum Apostel und Propheten. Die Gesandten bringen ihr Anliegen an, der Kaiser ist geneigt um des Zeichens der Palme willen, das sie führen, wie der Heiland da er in Jerusalem einzog, ihre Anträge anzunehmen; im Rathe der Zwölfe aber ist Zwiespalt darüber, Turpin widerräth, der alte Bischof Johannes hat Lust zum Apostel- und Märtyreramt. Bei diesen Berathungen sieht man in dem deutschen Texte auf die Wiederholungen doppelter Lieder durch, obwohl das, was hier unter Abweichungen wiederkehrt, wohl verknüpft ist. Der altehrwürdige Johannes mit seinen grauen Locken, der auf Krücken lehnt, räth Gesandte an Marsils Hof zu schicken, die sich von dessen wahren Absichten unterrichten sollen. Roland, Olivier, Turpin erbieten sich sogleich und werden abgewiesen, ganz in dem selbstherrschenden Tone des gestrengen Kaisers, der von seinem plötzlich aufbrausenden Unwillen keine Rechenschaft gibt, der seinen Willen errathen haben will, der schon alle Anlage zu jenen ritterlichen Launen hat, die in den spanischen Romanzen so ins Extrem getrieben sind. Das Auffallende, das Feierliche und

Pomphafte ist überall gesucht, um den Helden allezeit in einem ungewöhnlichen Lichte zu zeigen; darum sind ihm jene feurigen Augen geliehen, jenes tiefsinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes Runzeln der Brauen u. dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts Wesentliches diese theatralischen Manieren erfordert. Roland schlägt dann seinen Stiefvater Ganelon vor, zu dessen eigenem Verdruß, Karl stimmt dazu, und überreicht ihm den Handschuh, den dieser zu Aller Unwillen fallen läßt. Der Charakter des Ganelon ist, wie der des Keye in den Arthursagen, das Meisterstück in diesem Gedichte, in dem überhaupt noch alle Gestalten jene volksmäßige, plastische Festigkeit haben, die durch lange Zeiten durchdauerte und die verschiedensten Nachahmer, so Uhland in seinen Romanzen wie Calderon in seinen Dramen, nicht fehl gehen ließ. Angst, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem diesem entspringende Verrath, den er auf seiner verhaßten Gesandtschaft mit Marsil gegen Roland anzettelt, ist in langer Erzählung mit ächt epischer Ausführlichkeit und großer psychologischer Wahrheit gezeichnet. Ueberraschend ist dabei der ächt heroische Zug, der auch in Homers Helden begegnet, daß es mehr die von der Einbildung vorgespiegelte Gefahr ist, die Ganelon furchtsam und feige macht; als er an Marsils Hof seine Botschaft bestellt und dieser zornig mit dem Stabe nach ihm schlägt, greift er ans Schwert und zeigt sich als tüchtiger Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beschieden wird, finden ihn die Herren und Fürsten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit so scheugebietendem Antlitz, daß sie nie einen furchtbareren Mann gesehen. Dieser ganze Vorfall erklärt auf eine vortreffliche Art die Versöhnung Marsils mit ihm, die Geschenke, mit denen er ihn nun überhäuft, und den Verrath, der nun gesponnen wird; das Benehmen Ganelon's aber zeigt ihn, wie Homer's Paris, auch in seiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige, so verkaufte Ganelon viele herrliche Christen um eine große Last

Goldes; der Teufel bethörte ihn, seinem Hasse und der Bestechung nachzugeben, und der in der äußeren Erscheinung herrliche Mann ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, außen voll und innen hohl und wurmstichig ist; er ward der Verräther, von dem David sagt: er hat seine Zunge gewetzt und meine Feinde auf mich gehetzet (78, 11). Ganelon kommt dann zurück, bringt von Marsil eine täuschende Botschaft, und das Land Hispanien soll ihm um seiner Verdienste willen verliehen werden, allein er lehnt diese Ehre und Würde auf Roland heimtückisch ab. In der Nacht hat Karl schwere und ahnungsvolle Träume für seinen theuern Neffen; doch wird Roland zum König von Hispanien gekrönt. Ueberall erscheint auch dieser wie ein Frohnbote, wie Karls auserwähltes Rüstzeug. Engel haben ihm sein wunderbares Horn und sein Schwert verliehen, und als bei seiner Belehnung seine Lanze dreimal in einen Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade behaftet sei. Wie Kreuzhelden ziehen Roland und seine Gesellen nach Spanien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Liebe. Hier nun treffen sie auf das heidnische Heer, das ihnen in Folge von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten soll. Die Helden erheben sich zu Gott mit Psalmen und Singen, mit Beichte und Glauben, mit thränenden Augen und großer Demuth, sie labten die Seele mit dem heiligen Brode und Blute zum ewigen Leben und rüsteten sich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die die Welt verschmähten, die das reine Opfer brachten, als sie das Kreuz nahmen und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufen. Jetzt, wo die Heidenfürsten nach einander auftreten, um dem Marsil ihre Dienste gegen Roland anzubieten, und von ihm ihren Bescheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanze und gewahrt die lockere Verbindung; und ebenso stehen die folgenden Kämpfe außer allem strengeren Verband unter einander. Jedesmal wo eine Schaar Mauren und Christen, wo ein heidnischer Fürst einem der Paladine entgegengestellt wird, wird wie in Aeschylos Sieben vor Theben gegeneinandergesetzt

Digitized by Google

die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg dessen, der um Seele und Himmelreich streitet über den, der um Ehre und Irdisches kämpft, eingeleitet. Die Heldensprache der Nibelungen und des Lambrecht klingt häufig in dieser Schlachtbeschreibung an; Alles athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es steht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordischen Kernspaß dieser Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke geliehen sind, wenn Roland die Feinde zu seinem Fußschemel machen will und dergleichen. Es fehlt nicht an Beredtsamkeit bei aller Einfalt, denn man sieht dem Dichter die Begeisterung ab, mit der er an der Sache hängt. Man merkt, daß er nicht aus Büchern fremde Zustände schildert; man hört, daß eine Zeit redet von Thaten, von denen sie erfüllt ist, und von Gesinnungen und Empfindungen, die minder Räthsel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die das eigne Innere langsam eine Sprache erschaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Psalm und die Evangelien den einfachsten, den treuesten, den ewig gültigen Ausdruck liehen. Im wüthendsten Kampfe mit den Heiden schmilzt nun die christliche Schaar und Roland weigert sich nicht länger sein Horn zu blasen, was er vorher zu thun verschmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt seine Bedeutung, läßt Ganelon binden und reitet zu Hülfe. Oliver wird schwer verwundet, eine Zeit lang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterscheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben sich und sagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, die nur durch die folgenden Uebertreibungen wieder wirkungslos gemacht wird. Roland übernimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Haupt auf den Sattel sinken; nur Turpin's Noth weckt ihn wieder; die Kraft dieser Kämpfer ist wie die eines Samson riesenmäßig übertrieben. Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. Da er von der Welt schied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erdbeben folgte mit Donner und Himmelzeichen, die Winde fällten die Bäume, der Sonne Licht erlosch und

Digitized by Google

der Tag ward finster wie die Nacht, die Sterne gingen auf, Schiffe gingen unter, Thürme und Paläste stürzten ein, und es schien als ob das jüngste Gericht hereinbrechen wolle. Ein späterer Umarbeiter Konrads, der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch diese Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erhalten und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre, eine Maschinerie, die in den fränkischen Volkssagen so oft wiederkehrt. Karl naht jetzt mit seinem Heere, ein Engel erscheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe schon sei er zu Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem obersten Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht der Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich geschieht ihm Josua's Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf sein Gebot einstürzen): die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst verrichten kann. Es folgt endlich das Gericht über Ganelon und eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls Klage über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alda (Aude) stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

Konrads Werk hat, scheint es, eine Geschichte gehabt. Der Umarbeitung desselben durch den Stricker werden wir später noch erwähnen. Man hat aber vermuthet, er selber könnte eine bessernde Hand an seine erste Arbeit gelegt und dabei schon die jüngeren französischen Texte des Rolandgesangs benutzt haben, die ihm dann dienen mußten, seine Erzählung zu verdeutlichen, zu vervollständigen, namentlich gegen das Ende hin zu erweitern. Auf die Existenz einer solchen noch im 12. Jh. vorgenommenen Umarbeitung seines Werkes läßt der Karlmeinet, eine deutsche Compilation von Karlssagen aus dem 14. Jh., die wir später noch zu erwähnen haben, zurückblicken, und dieß zwar durch eine nochmalige Ueberarbeitung hindurch, in der ein Niederrheiner im Anfang des 13. Jhs. die frühere in reinere

Digitized by Google

Reime gebracht hätte[358]. Aus den Bestandtheilen eben dieses Sammelwerkes erkennt man dann ferner, daß im 12. Jh. bereits eine ganze Anzahl französischer Dichtungen des karolingischen Sagenkreises in Deutschland, und zwar durch Niederdeutsche, in Folge der natürlichen Vermittlung durch die Niederlande, eingebürgert waren. Namentlich waren verschiedene Erzählungen von Karls Jugend verbreitet, die schon für Einhart ein Gegenstand vollkommener Unkenntniß war, wo also die Erfindung den breitesten Raum hatte sich niederzulassen. Thomasin erwähnt 1215 Karls Jugendgeliebte Galjena, d. h. er kannte ein Gedicht, und wohl ein deutsches Gedicht, von Karls Jugendaufenthalt in Spanien unter dem Namen Meinet, vielleicht das alte Märe, auf das sich später auch der Stricker in seiner Umarbeitung des Rolandliedes beruft, da wo er die Geschichte von den verrätherischen Anschlägen der zwei Stiefbrüder Rapot und Wineman auf den jungen Karl erzählt, die einfachste und älteste Lesart der Mährchen aus Karls Jugend, die ganz verschieden ist von der ausgesponnenen Geschichte der Verräthereien Hoderichs und Hanfraits (Heudry und Reinfroy), die sich in dem Karlmeinet vorfindet. Die Quelle dieser Erzählung im Karlmeinet ist eine rohe französische Dichtung, die in niederländische, oder eher in niederrheinische Grenzsprache übersetzt wurde, und dies, nach den Resten ungenauer Reime und alter Sprachformen zu schließen, die noch in der Umarbeitung des Sammlers des Karlmeinet zu erkennen sind, noch im 12. Jh. In derselben Compilation findet sich als zweite Branche eine Dichtung von Morant und Galie, die ursprünglichste Gestalt scheints der vielvariirten Sage von der angeschuldigten Untreue der Gemahlin Karls, Galiene = Sibille, die ein niederrheinischer Dichter aus Veldeke's Schule, in dessen reinerer Reimweise und feinem kunstgerechten Brechen der Verse um 1190—1210 nach einem französischen Lai übersetzte[359]. Und noch eine dritte

358) Ueber diesen und die nächstfolgenden Puncte müssen wir auf die scharfsichtige Analyse in K. Bartsch, über Karlmeinet. Nürnb. 1861. verweisen.

359) Bruchstücke dieses Gedichtes in seiner ursprünglichen Gestalt sind erhal-

Episode im Karlmeinet, deren Inhalt sonst nirgends begegnet, läßt auf einen älteren niederrheinischen Uebersetzer eines französischen Originales zurückschließen: ihr Mittelpunkt ist Magdalie, König Marsalis' Tochter, um die K. Ospinel von Babilon wirbt und in die sich Roland seiner Braut vergessen vergafft.

Unter allen diesen frühesten deutschen Aneignungen französischer Karlssagen im 12. Jh. würden wir wohl als die merkwürdigste eine sehr alte niederrheinische Uebersetzung der Geste von Wilhelm von Orense schätzen, wenn sie uns in mehr als ganz dürftigen Bruchstücken erhalten wäre[360]. Auf die Entstehung und die geschichtlichen Grundlagen der französischen Gesänge von dem „großen Streit" auf Aliscans, in dem Wilhelm und Rennewart den Tod Viviens und Milons zu rächen und acht gefangene Edle zu befreien hatten, werden wir zurückkommen, wenn wir von Wolfram von Eschenbach reden, der diese Geste, aber schon aus jüngeren durch rhetorischen und theologischen Apparat entstellten Verarbeitungen, übersetzt hat; wogegen jene Vor-Wolframsche Uebertragung von höchster Alterthümlichkeit, straffer kriegerisch ist und aus einfacherer älterer Quelle stammt als selbst das älteste, uns erhaltene, französische Original, das an Werth, an Alter und Ursprünglichkeit sich dicht an das Rolandlied anreiht[361]. Die Bruchstücke beginnen mit der Erzählung von der Feigheit der „Franzosen" (in den späteren Umarbeitungen „Burgunder"), die vor der Schlacht nach Hause zurück wollen; die langen rednerischen und statistischen Stellen, die sich in den uns zugänglichen französischen Texten wie bei Wolfram zwischen dieser Episode und der Befreiung Bertrans und der sieben gefangenen Kinder finden, kennen sie gar nicht, so wenig wie die Heerschauen und die allgemeinen Schlachtbeschreibungen

---

ten; s. Lachmann, über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte. In den Abhh. der Berliner Akad. 1836. p. 159 ff.

360) In K. Roth, Denkmäler der deutschen Sprache. München 1840. p. 79 ff.

361) Diese älteste Redaction ist noch ungedruckt, nur bei Gautier (t. 3) ausgezogen. Ein von Jonckbloet herausgegebener Text ist jüngere Ueberarbeitung.

Digitized by Google

die dort breiten Raum einnehmen; sie verweilen mehr auf den „Sonderstreiten", in welchen der riesige Rennewart zunächst jene Gefangenen befreit. Die Schilderung, wie diese Befreiten, nach Pferden gierig um mitzukämpfen, trostlos sind über Rennewarts ungeheure Schläge mit denen er immer Mann und Roß zusammenschmettert, bis sie ihn mühsam bewegen mit seiner Stange (tinel) zu stoßen (férer en boutant) statt zu schlagen, ist in den französischen Texten eine vollkommene Possenscene im ächtesten Jongleurstile durchgeführt, wozu in den weit volksthümlicheren deutschen Bruchstücken kaum die Anlage gegeben ist. Im weiteren Verfolge der Zweikämpfe Rennewarts (mit Margot, Enorre — Hurupe im deutschen — mit Borel und seinen 14 Söhnen, mit dem tiegerhaften Zwerg Agrapart, mit dem Riesen Ercados, mit Walgrape seinem ältesten Bruder, der bei Wolfram fehlt, (obgleich eben dieser Kampf für den fanatischen Proselyten Rennewart der charakteristischste ist, der diesen seinen Bruder tödtet und nach dem Blute seines Vaters lechzt,) in diesen Kämpfen stimmen die deutschen Fragmente mit dem ältesten französischen Texte; weiterhin aber scheint es, so weit man aus den Lücken und Verstümmlungen urtheilen kann, daß die Zahl derselben in ihrer Vorlage noch nicht so weit (bis zu eilf) ausgedehnt war. Auch in dieser Beziehung blickt man auf eine ältere Ueberlieferung durch, auf deren Beschaffenheit man mit voller Sicherheit schließen kann bei der vollkommenen Treue, mit welcher der deutsche Poet gleich Lambrecht in seiner Uebersetzung verfährt. Wo uns ausnahmsweise einmal eine Vergleichung gestattet ist[362], sieht man daß sie von Vers zu Vers ganz wörtlich ist, um

362) In dem Auszug aus dem ältesten französischen Texte bei Gautier ist die Stelle über das Land Arcaise angeführt:

Desous l'abisme ou desoivre li vent,
illuec dist-on ke Lucifer descent.
outre cest regne n'a home abitement,
fors Sagitaire et Noirons ensement;
onqes n'i ot I seul grain de forment,
d'espises vivent et d'odour de pieument.

den Preis freilich von sehr roh gebauten und roh gereimten oder vielmehr roh — und oft selbst kaum — assonirten Versen, die gleichwohl stellenweise zu unternehmen scheinen, in gehäuften Assonanzen die Tiraden der Franzosen nachzuahmen: wie man denn auch in Lambrechts Alexander durch die (von O. Schade, decas p. 48) darin nachgewiesenen sechszeiligen, zwar reimpaarigen Strophen, die dem Sinne nach auffallend abschließen, auf den Gedanken geräth, ob nicht auch diese eine Nachbildung von Alberichs Couplets sein sollten. Die weit getriebene Treue der Fragmente läßt sich auch in der, gegen Wolframs Weise sehr abstechenden, unverdeutschten Wiedergabe der Namen erkennen: sie schreiben Desramé wo Wolfram Terramer, Guizart statt Witschart, Baudin statt Baldewin, und würden sich nicht gestattet haben aus Beuves de Comarcis einen Buben von C. zu machen, noch auch umgekehrt den Wilhelm miter coerten nase französirt Cyfurneiz (au court nez) zu lassen.

---

6. Nibelungen und Kudrun.

Bald nach der Zeit, da die Alexander- und Karlsagen aus französischen Quellen in deutsche Sprache übergingen, bildete sich im Osten Deutschlands nun auch, unter der Theilnahme die sich diesen aus-

---

Par dechà est li grans arbres ki fent,
II fois en l'an par rajonissement.

Die Uebersetzung der Bruchstücke ist diese:

Boben daz apgrunde, dar de winde wassen,
dar sait men, daz Lucifer jngie.
Uber daz conkeriche ist keine wonnonge
dane wilde tyere, serpent unt luitoun (=lutins).
hie en woehs ain corne van forment,
van spesie leuen si unt van rouche, van piument;
hie, dese site, ist der grosse baume,
der clubet II warue jn de jar umbe sich ze vernuwen.

ländischen Dichtungen zuwandte, die einheimische Heldensage zu einem großen epischen Gedichte aus und reihte sich ebenbürtig und überbürtig an jene fremden Erwerbungen als ein eigenes Besitzthum an. Es galt bisher für ausgemacht, daß unsere Nibelungen die Gestalt in der wir sie lesen erst im Anfang des 13. Jhs. erhalten hätten; erneuerte Forschungen haben wahrscheinlich zu machen gesucht, daß diese letzte Ausgestaltung derselben wohl um zwei Jahrzehnte früher schon Statt fand, und zwar auf Grundlage älterer Abfassungen, davon die ursprüngliche bis um oder vor die Mitte des 12. Jhs. zurückführe, gegen die Zeit hin in der das Rolandlied übersetzt ward. Was für diese Zeitbestimmungen von vorn herein einnimmt, ist einmal die Zusammenordnung, in die sich die Kerne unserer mittelaltrigen epischen Dichtungen vor Entfaltung des Minnegesangs aneinanderfügen würden, und dann der ganze Ton, die Stumpfheit und Schwerfälligkeit des poetischen Stiles in dem Nibelungenliede, die sich natürlich ausnimmt an der Seite der einfältigen Kunst der Lambrecht und Konrad, während sie zu der flüssigen Sprach- und Versgewandtheit der ritterlichen Dichtungen im Anfang des 13. Jhs. in einem befremdlichen Gegensatze liegt.

Wir begegnen unserer dichterischen Volkssage hier wieder nach langer Unterbrechung. Wir haben früher aus den Fingerzeigen der dürftigen Zeugnisse und Urkunden die früheren Umwandlungen zu errathen gesucht, in welchen sie vielgestaltig in den verschiedenen Schichten und Ständen von Dichtern und Hörern umgetragen, gesungen erzählt und gelesen wurde. Wir haben zuletzt (oben S. 158 ff.) die Ueberlieferungen in dem Gedicht von der Klage erwähnt, die eine lateinische Bearbeitung der Nibelungen im 10. Jh. wahrscheinlich machten, was dann zu der naheliegenden, in der Klage selber angeregten, Vermuthung weiterleitete: es sei dies lateinische Werk eine Hauptquelle für den ersten deutschen Bearbeiter unserer Nibelungen geworden, da der Bischof Pilgrin darin verwebt erscheint, der zu dem lateinischen Buche den Anlaß gegeben und da man in den Grenz-

bestimmungen der Ostmark und des Hunnen- (Ungarn) Landes in den Nibelungen auf die thatsächlichen Verhältnisse des 10. Jhs. glaubte hingewiesen zu werden[363]. Zwischen den Abfassungen des vermutheten lateinischen Werkes und des ersten Entwurfs der deutschen Dichtung, die wir besitzen, hat man indessen auch noch eine weitere Durchgangsperiode vermuthet, unter deren geschichtlichen Einwirkungen das Nibelungenlied mehr und mehr seiner letzten abschließenden Gestalt sei zugeführt worden. Wie uns alle früheren urkundlichen Bethätigungen unserer ächt volksthümlichen Sagendichtung, als Reflexe bedeutender Geschichtsereignisse, auf Zeiten großer Volksbewegungen oder auf Glanzperioden dynastischer Macht hinwiesen, — wie sich denn die Aufnahme der Nibelungen zu Pilgrins Zeit bei der damaligen Machtstellung der Ottonen und ihrer Abwehr der Ungarn wohl begreifen würde — so glaubte man[364]) noch in einer späteren „treibenden Lebensepoche" dieser Art, in den Ungarkriegen Heinrichs III (1043—53), aus welchen Hermann von Reichenau den glorreichen Zug von 1044 lateinisch besang, einen weiteren Anstoß zur Ausgestaltung der Nibelungen voraussetzen zu dürfen. Die erste Aufblüte der geistlichen Poesie in Oesterreich wäre dann sogleich auch der vulgaren Sagendichtung zu gute gekommen, bis dann unter dem Emporsteigen der Babenberger bei dem ersten Knospen der ritterlichen Lyrik die volle Zeitigung eingetreten wäre. Daß uns, um von den älteren Liederquellen unserer deutschen Sage ganz zu schweigen, aus den näheren Zeiten der unmittelbareren Vorbildungen der Nibelungengesänge vor ihrer letzten Ausbildung alle und jede poetischen Urkunden, das lateinische Buch und seine deutschen Vorläufer und Nachkömm-

---

363) Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied 1854, dessen Argumente Dümmler (Pilgrin von Passau) zum Theile bestritt, worauf dann Zarncke nachwies, (Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes 1857), daß abgesehen von den Provinzgrenzen die Umschreibung der Passauer Diöcese auf die Zeit um 950—80 zurückleite.

364) Thausing, die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung. Germania 6, 435.

Digitized by Google

linge, Volkslieder und Spielmannsmähren entgehen, dieß ist die empfindlichste Lücke in unserer Dichtungsgeschichte, um so beklagbarer, als sie, so lange sie unausgefüllt ist, den unlösbaren Streitfragen: ob der abschließende Verfasser unserer Nibelungen ein bloßer Ordner oder ein Dichter war, was er dem lateinischen Schreiber, was beide dem Volkssänger zu danken, was dem Spielmanne abzuborgen hatten, wann sich die beiden Theile der Dichtung verbanden und wie sich ihr Inhalt zu der nordischen Sagendichtung verhalten habe — ein unermeßlicher Spielraum eröffnet bleibt. Um 1160 wird in lateinischen Liedern von Metellus von Tegernsee auf den h. Quirin ein berühmtes Gedicht über Rüdiger und Dietrich erwähnt [365], was sich schon, wie auch eine Beziehung auf die Tapferkeit Rüdigers bei Spervogel, auf die Urschrift unserer Nibelungen beziehen könnte; 30 Jahre früher sang ein sächsischer Sänger Sivard vor dem Dänenherzog Knut Lavard (ermordet am 7. Jan. 1131) zur Warnung ein Gedicht von dem Verrathe Kriemhildens an ihren Brüdern, ein einfacheres älteres Lied ohne Zweifel, in dem aber die beiden Theile des Nibelungenliedes schon verbunden waren. Solche Lieder wurden noch nach der letzten Ausgestaltung der Nibelungen fortgesungen, wie vielmehr vorher. Die nordische Thidrekſage (aus der ersten Hälfte des 13. Jhs.), die in einem besonderen Theile die Niflunga-Sage (cap. 356—94) erzählt, beruht nach ihrem eigenen Zeugniß auf solchen Liedern und Erzählungen niedersächsischen Ursprungs, deren Inhalt in dem Theile, der von der Rache Kriemhildens handelt, im großen Ganzen mit unseren Nibelungen, oft ganz genau, übereinstimmt, im ersten Theile dagegen, in den Geschichten von Siegfried (cap. 152—168. 226—230) von den nordischen und süddeutschen Ueberlieferungen, unter einzelnen Uebereinstimmungen mit den letzteren, weit abweicht. Daß zur selben Zeit auch im Süden noch einzelne Liederstücke als getrennte Sagenbestandtheile umliefen, bezeugt eine ausführliche Aussage des Marner [366], von

365) In Canisii lect. antiq. ed. Basnage. 3, 2, 154.
366) W. Grimm, Deutsche Heldensage ed. 2. p. 60.

Digitized by Google

dem man, wenn er seine Lieder sang, bald von Kriemhildens Verrath, bald von Siegfrieds Tod oder der Ymlunge (Nibelungen) Hort u. a. hören wollte. Daß alle diese deutschen Einzelgesänge unter sich, so wenig wie die nordischen Eddalieder, zusammenstimmten, kann man aus dem Anhange der Nibelungen, der Klage, und aus dem Biterolf entnehmen, die in dem Kampfe zwischen Hunnen und Burgundern eine Reihe von Persönlichkeiten kennen die in unseren Nibelungen nicht erscheinen. Wird doch im ersten Theile unseres Liedes selbst auf verwandte Sagen angespielt, die der Dichter kannte aber geflissentlich nicht aufnahm. Das Gedicht von der Klage bezeugt, daß die Mähre von den Nibelungen in mehrfacher Gestalt unter Alt und Jung bekannt sei; eine Verbreitung die auch durch die mündliche Fortpflanzung fortwährend vermittelt war. Neben den Berufungen der Thidreksage auf die mündlichen Erzählungen deutscher Männer aus Soest, Bremen und Münster liegen noch andere gleichaltrige Zeugnisse vor [367]), welche die Thaten Attila's und Theodorichs „durch der Alten Erzählungen und die Gesänge der Tragiker," der Spielleute, durch die ganze Welt getragen nennen. Denn daß in der Mitte von Volksgesang und Gelehrtendichtung auch diese Wanderpoeten, dieselben Leute die jene Geschichten von Ruother und Ernst umtrugen, ihre Hände in diesen Sagenliedern gehabt haben, kann man noch in unseren Nibelungen stellenweise wohl nachzeigen. In der ganzen achten Aventiure ist der possenhafte Kampf Siegfrieds mit dem Pförtnerriesen und dem Zwerg Alberich, so wie die Späßchen bei der Theilung des Schatzes der Brunhilde durch Dankwart, in der 16ten sind die Stellen von dem gefangenen und in die Küche gerathenen Bären, die Scherze über Siegfrieds Jagd und den angeblich vergessenen Wein ganz nach dem Geschmacke dieser Handwerkspoeten zugerichtet; und so wird man auch die nächtliche Bezwingung Gunthers durch Brunhilden für einen

---

367) S. Germania 11, 310.

Digitized by Google

groben Eindringling aus dieser Schule halten dürfen, von einzelnen kleineren Zügen nicht zu reden.

Diese Hinblicke auf die verschiedenen Schicksale der Nibelungensage vor und um und nach der Zeit ihrer letzten Gestaltung erinnern uns von selbst an die Natur aller volksthümlichen Epik, kraft welcher in allem ächten Nationalepos, und so auch in diesem unsrigen, nicht das selbstgeschaffene Werk eines einzelnen Dichters und einer bestimmten Zeit zu suchen ist, sondern ein Werk der Zeiten, eine alte Ueberlieferung, deren Stoff und Form sich durch Jahrhunderte ändert und wandelt, bis sich eine Haupthandlung zu einem dauerhaften Kerne verdichtet und deren Hauptcharaktere sich zu festen plastischen Gestalten abrunden. In diesen allgemeinen Beziehungen ist die Frage über die Einheit der Nibelungen, wie über die des Homer, füglich außer allen Streit zu stellen, der aber unaussöhnlich wird, sobald es sich um die Frage handelt, ob unsere Nibelungen mehr als das Werk eines selbständigeren Dichters oder eines bloßen Sammlers und Ordners umlaufender Volkslieder zu denken seien. Lange Zeit war die von Lachmann aufgestellte „Liedertheorie" so gut wie unangefochten, obwohl sie so sehr auf eine äußerste Spitze getrieben war, daß weder Lachmann selbst noch seine Anhänger[368] alle Einzelheiten der Lehre festhalten konnten. Dieser Wechsel der Ansichten schien uns allezeit so natürlich, wie daß Niebuhrs Urgeschichte von Rom zu anderen Zeiten anders lautete: diese Gebiete gestatten keine andere Orientirung. Jeder der sie durchstreift, geräth auf andere — Richt- und Irrwege; ein und derselbe Mann, der bei einem zweiten Entdeckungszuge seinen ersten Ariadnefaden verschmäht, wird dasselbe Schicksal haben; kein zweiter Entdecker wird je auf die Wege des ersten gerathen, er müßte sich ihm denn ganz vertrauen. Diese Partie zu ergreifen, sich der Führung des

368) W. Müller, Ueber die Lieder der Nibelungen. 1845. Müllenhoff, Zur Geschichte der Nibelungen Not. 1855. M. Rieger, Zur Kritik der Nibelungen. 1865. Liliencron, Ueber die Nibelungen Handschrift C. 1856. W. Scherer, Ueber das Nibelungenlied; in den Preuß. Jahrb. 16, 253.

Kundigsten ganz hinzugeben, hatten wir früher jedem gerathen, der sich nicht mit uns bei einer Ansicht dieser Regionen aus der Vogelperspective beruhigt; so thun wir auch jetzt, da sich mehrere Kundigste um die Wegweisung streiten, ohne uns auf irgend ein Ergebniß der scharfsichtigsten Untersuchung mit allzu viel Sicherheit zu erpichen, da wir es keineswegs für unmöglich halten, daß nicht einmal ein unerwarteter Fund nach allen Seiten hin ganz unvermuthete und unvermuthbare Aufschlüsse bringen könnte. Die Ansicht Lachmanns war, unsere Nibelungen seien eine um 1210 entstandene, von Einschaltungen eines ungeschickten Ordners entstellte Sammlung von Liedern, die bis dahin in dieser erhaltenen, nur correcteren poetischen Gestalt ungeschrieben in Umlauf waren; strauchelnd überall an den Unebenheiten, Wiederholungen, Widersprüchen dieser Un-Ordnung, schien er von dem Ehrgeiz beseelt, den schlechten Sammler jener Tage nach 6 Jahrhunderten als ein feinerer Ordner durch seine kritische Ausscheidung von 200 ächten Nibelungenliedern zu ersetzen[369]. Bei diesem Verfahren war er von der Voraussetzung einer „Vollkommenheit des ursprünglichen Epos" ausgegangen, die jeder an Geschichte und Natur geschulte Mann für unstatthaft erklären muß. Gewichtige einzelne Stimmen hatten sich denn auch wider diese Theorie gesetzt, die zwar Unächtes ausscheiden, aber „das Aechte nicht wiederschaffen" könne; auch Uhlands Kritik, des Poeten, erwehrte sich der Ergebnisse dieser philologischen Zerlegung, aber im Stillen; bis dann allmählich diese halb oder ganz versteckte Abwehr durch offene Angriffe abgelöst ward. Jacob Grimm gab der Liedertheorie einen ersten Stoß durch seine Entdeckung, daß Lachmann, wie er schon in seiner Behandlung der melischen und scenischen Gedichte der Alten liebte, die Strophenzahl der Nibelungenlieder in Heptaden geordnet hatte. Dann folgte eine Erschütterung seiner chronologischen Aufstellungen, als sich durch die

369) Hahn, die echten Lieder von den Nibelungen, nach Lachmanns Kritik. Prag 1851. Nach Lachmann's Jubiläumsausgabe.

Auffindung der Wallerstein'schen Handschrift herausstellte, daß nicht, worauf sich Lachmanns Zeitbestimmung gründete, das Nibelungenlied Wolframs Parzival gekannt habe, sondern Wolfram die Nibelungen, daß also die Dichtung die wir lesen bis 1200 oder früher hinaufrückt. Was die Merkmale betrifft, an welchen die unächten Theile erkennbar sein sollten[370], so bestritt man demnächst, daß die aufgestellten kritischen Grundsätze bei Ausscheidung der Lieder einzuhalten und auch nur eingehalten seien, daß die Aufstellung jener Kriterien überhaupt nur statthaft sei, wo irgend ein bestimmter Anhalt der Vergleichung einer ächten älteren Quelle nicht gegeben war. Von manchen der gerügten Widersprüchen ferner, die ein Hauptargument für die Liedertheorie abgaben, wiesen die Gegner[371] nach, daß sie in Wahrheit nicht bestanden; Andere, die wohl aus den zeitweisen Umbildungen der Sagendichtung herstammen werden, wie das hohe Alter Kriemhildens oder die Jugend Dankwaerts (der av. 1. Ortwin's Oheim heißt und av. 32 bei Siegfrieds Ermordung ein kleines Kindchen gewesen sein will,) könnten auch durch die Fahrlässigkeit eines einzigen Poeten stehen geblieben sein: wie denn solche Fehler der Gedankenlosigkeit oder Unwissenheit schon der überall bessernde Verfasser des Textes der Hohenemser Handschrift der Nibelungen zu verwischen bemüht war, die freilich (weil sie eben dieser Eigenschaften wegen und auch weil sie an einer Stelle auf eine geschriebene Quelle zu weisen scheinen könnte, die Theorie von abgesonderten und ungeschriebenen Liedern nicht begünstigt,) von Lachmann hintangesetzt worden war. Hier wollten die Gegner einen besonders schwachen Punct entdecken, auf den sich ein Hauptangriff richtete[372].

Bei Lachmann hatte unter den drei ältesten Pergamenthandschrif-

370) Gebrauch des zweisilbigen Auftaktes, gereimte Cäsuren, Wechsel in den Anreden mit Ihr und Du, Uebergang eines Redesatzes aus einer Strophe in die andere.

371) Unter Anderen Fischer, Nibelungenlied oder Nibelungenlieder. Hann. 1859.

372) Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied. 1854.

Digitized by Google

ten der Nibelungen [373]), der Münchener (A) der St. Gallener (B) der Hohenemser jetzt Donaueschinger (C), die erstere für die allein berücksichtigungswerthe gegolten; und alle Welt hatte dem Worte des kritischen Meisters blind vertraut, bis nun plötzlich über jenes A B C der Frage der verbissenste Kampf ausbrach. Man zeigte nun, daß unter den Handschriften, die dem verbreitetsten gemeinen Text von der „Nibelunge Not" folgen, die Münchener den geringsten Werth hat. Sie stimmt im zweiten Theile mit der sorgfältigen und gleichalten St. Gallener Hs. wesentlich zusammen; im ersten Theile aber führt sie ein seltsames System von Kürzungen ohne irgend ein verständiges Prinzip durch; wenn sie im Kleinen Flickwörter, Vorschlagsilben, unnöthige Artikel, Pronomina, Adverbien wegläßt, im Großen in den schilderungsreichen Abenteuern (wie 9. 10.), wo sich das Alltagsleben breit macht, wo man bis in die Schneiderwerkstätte hineinsieht, Reihen von Strophen hinauswirft, so scheint sie systematisch gegen das Entbehrliche und Ueberflüssige gekehrt, dann aber stößt sie auch (wie in av. 6. 7.) eine Menge ganz unerläßlicher Strophen völlig sinnlos aus. So erklärten denn Holtzmann und Zarncke die (der Zeit nach älteste) Hohenemser Handschrift, die dem Gedicht den Namen des „Nibelungen Liedes" gibt, auch für die ursprünglichste Ueberlieferung (obzwar nur Umarbeitung eines älteren Werkes,) wie sie unstreitig die umsichtigste und verständigste Bearbeitung enthält. Freier und unbedenklicher in Auslassungen und Zusätzen, oft von der nutzlosen Breite öfter von der stumpfen Kürze der Dichtung abgestoßen, ist dieser Bearbeiter taktvoll und feinfühlig überall darauf gestellt, in seiner Bearbeitung des Liedes selbst wie in der Umdichtung der Klage [374]), sprachlich, stilistisch, besonders auch

373) Die Münchener liegt der Ausgabe von Lachmann zu Grunde, die St. Gallener den Ausgaben von Bartsch, der popularen Leipzig 1869, und der mit kritischem Apparat versehenen ib. 1870; die Hohenemser der Ausgabe von Zarncke. Leipzig 1868.

374) Die Klage. ed. Holtzmann. Stuttg. 1859.

Digitized by Google

metrisch zu bessern und zu glätten, Veraltetes zu modernisiren, Räthselhaftes und Unmotivirtes zu verdeutlichen, Unwahrscheinlichkeiten auszuscheiden, Uebertriebenes (in Zahlen und Maaßen) zu mildern, Widersprüche und Fehler zu heben: das Richtige, das Natürliche, ja das Nüchterne ist seine Signatur. Er verbessert jede geographische Irrung[375]; er läßt den fabelhaften Ritt nach Norwäge lieber weg, um eine geographische Unmöglichkeit zu vermeiden; wie der Name Nibelunge den Burgundern zukomme, erklärt er (av. 19) durch eine zugesetzte Strophe: weil mit dem Erwerb des Schatzes zugleich Land und Recken den Burgundern unterthan wurden. Das Gedicht von der Klage in größere Uebereinstimmung mit dem Nibelungenliede zu bringen, nahm er eine Reihe von Stellen aus jener in diese herüber. Ueberall, und in verstärktem Maaße, eignete er sich aus ihr eine psychische Motivirung an, durch die sich der gemeine Text der Klage selbst von der vulgata der Nibelunge Not, unterscheidet: daß er entschieden Partei ergreift gegen Hagen für Kriemhilden, deren grause Handlungen mit ihrer Treue gegen Siegfried entschuldigt werden. Wo die Nibelunge Not (av. 19) in deren Rache die Kraft auszeichnet, nennt das Nibelunge Liet ihre große Treue. Was in jener (wie in av. 11) auch nur einem leisen Tadel gegen Kriemhilden ähnlich sieht, das fällt wiederholt in diesem aus; wo jene (av. 19) auf Hagen den Vorwurf einer Eigensucht wirft, wird dieß hier in einer Zusatzstrophe noch mehr betont, und der schärfste Frevel der Untreue ist gegen Ende des Liedes in einem ausdrücklichen Zusatze in Hagens Handlungsweise hervorgehoben: der lieber als Kriemhilden ihren Besitz zurückzugeben seinen Herrn dem Tod überließ, befürchtend daß wenn Kriemhilde um den Schatz

375) Er setzt nicht, wie die Münchner und St. Gallener Hs. zweimal, für Treisenmure Zeizenmure; er verfällt nicht dem Fehler der vulgata überhaupt, die, nicht wie man wohl gesagt hat, Worms auf das rechte Rheinufer rückt, (da man in av. 4. nach Hessen und Sachsen richtig über den Rhein setzt,) wohl aber den Waskenwald, für den daher C den Odenwald nennt.

Digitized by Google

Bescheid wisse, sie Gunthern schonen werde. Einigemale scheint es, als ob diese mildere Auslegungsweise in dem Umdichter einen frommen Geistlichen verrathe, dessen höhere Bildung zugleich die Ueberlegenheit seiner Arbeit erklären würde. Die Stellen (av. 25), daß damals der Glaube noch krank gewesen sei, daß die Burgunder (av. 38) vor all der Ueberzahl der Hunnen wohl genesen wären, wenn nicht die Christenleute, die Amelungen, gegen sie gestanden, sind Zusätze, welche die Vulgata nicht kennt. Die Vorzüge nun der Hohenemser Handschrift haben selbst den Haupteinwurf gegen ihre Ursprünglichkeit hervorgerufen: es wurde undenkbar gefunden, daß man, wenn ihr Text die früheste Bearbeitung des urschriftlichen Gedichtes wäre, das Gute wie geflissentlich durch das Schlechte ersetzt hätte. Wenn man dagegen die Einrede versuchte, das sei im ganzen Mittelalter durchweg geschehen und sich dabei auf die spätern noch roheren Ueberarbeitungen[376]) aus Zeiten berief, da Sinn und Achtung für die alten Sagen gänzlich verloren war, so durfte doch dergleichen nicht füglich in Betracht gezogen werden bei der Frage nach dem Verhältnisse jener gleichaltrigen Umdichtungen, die sich in einem gleich engen Anschlusse an den Inhalt der Sage bewegen: so grobe sachliche Fehler wären in den gemeinen Text sicher nicht eingegangen, wenn es schon eine ältere in aller Hinsicht so viel correctere Umarbeitung gab. Zwischen diese Zweifel trat zuletzt, wie um die streitenden Meinungen zu vereinigen, eine erneuerte Forschung[377]), vortragend durch Umsicht, durch Gründlichkeit und Vollständigkeit der sprachlichen und metrischen Erwägungen und durch leidenschaftlose Ruhe. Ihre Ergebnisse sind diese: die zwei

376) Wie die Hundeshagen'sche Hs. und ein Darmstädter Bruchstück aus dem 15. Jh. das nur die Aventiuren eines Textes angibt, in den die Geschichte vom hörnenen Siegfried und von Kriemhildens Entführung durch den Drachen aufgenommen war; und eine von Feifalik aufgefundene, der Form nach gänzlich verbauerte, aus derselben Zeit.

377) K. Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien 1865.

Texte jener drei Handschriften (B A und C) sind, ungefähr gleichzeitig um 1190—1200 entstanden, von einander unabhängige Umarbeitungen einer älteren Vorlage, auf die eine Menge veralteter Worte, Sprachformen, Halbreime und Assonanzen zurückblicken lassen, die in verschiedener Weise in beiden stehen geblieben sind; dieser gemeinsamen Vorlage [378]; steht der sogenannte gemeine Text, für dessen Ursprünglichkeit oder verhältnißmäßig treuen Anschluß an die Vorlage schon dieß spricht, daß er der verbreitetste und gemeingelesene war, und dessen würdigster Repräsentant die St. Gallener Handschrift ist, am nächsten. Alle drei Texte aber, deren keiner aus dem andern herzuleiten ist, sind schon Umarbeitungen zweiter Hand einer Vorlage, die selbst wieder nur Bearbeitung einer noch älteren, der eigentlichen Urschrift sein muß. Gleichmäßig in lexicalischen, grammatischen und metrischen Beziehungen weisen veraltete Worte und die Reste von rohen Assonanzen und Reimen, in welchen eine tonlose Endsilbe noch zur Hebung erhöht ist, auf die Zeit vor 1150 zurück, zu der denn doch wieder die vielen genauen Reime nicht passen, die, wo sie übereinstimmend in beiden Texten jener späteren Ueberarbeitung gefunden werden, auf eine Herübernahme aus ihrer gemeinsamen Vorlage schließen lassen. Dieser Widerspruch schien nur durch die Annahme einer Zwischenbearbeitung um 1170—80 zu lösen, die schon einen Theil der sprachlichen und metrischen Archaismen getilgt hatte, die aber, wie so manche andere formal rohere Arbeit des 12. Jhs., mit der Urschrift, von den kunstgerechteren späteren Umdichtungen verdrängt ward. Ganz ähnlich sind dann auch die beiden uns erhaltenen Bearbeitungen der Klage (um 1190—1200) Umarbeitungen eines älteren Gedichts, dessen ungenauen Reime auf die Zeit um 1180 deuten, aus dem sich dann übereinstimmende Stellen

378) In der neuesten Ausgabe der Nibelunge Not von Bartsch (1870) ist übersichtlich angegeben, was sich als ihr angehörig in den Ueberarbeitungen erkennen läßt; und der Versuch ist p. XXX f. gemacht, eine kleine Stelle im Zusammenhang herzustellen.

in jenen Umdichtungen nachweisen lassen, die sich auf ein Buch, einen noch älteren Text berufen, der bis 1170 zurückreichen würde.

Die Zeitbestimmung des ursprünglichen Nibelungengedichts (um oder vor 1150), zu der diese Untersuchungen hinleiteten, machte den Forscher zugleich geneigt, der kühnen Vermuthung beizupflichten, die inzwischen von Franz Pfeiffer[379]) war aufgestellt worden, und die wenn erwiesen der Liedertheorie den letzten Schlag versetzen würde, der Vermuthung, daß der älteste unserer Minnesinger, der Kürenberger, zugleich der Dichter jener ältesten Unterlage unserer Nibelungen sei[380]). Zu dieser Vermuthung hatte schon Holtzmann (s. oben S. 158) die Wege gewiesen, ihre nähere Begründung aus der metrischen Form der Nibelungenstrophe gehört Pfeiffer an. Er erinnerte, daß die ältere erzählende Dichtung in Deutschland, in der schon im 11. Jh. die reimgepaarten Kurzverse allgemein üblich waren, strophischen Bau so wenig wie die angelsächsische kannte, daß die Nibelungenstrophe eine überkommene epische Form nicht gewesen sein kann, da sie sonst (wie in der Liedertheorie ohne Grund und Begründung angenommen war) volksthümliches Gemeingut hätte sein müssen, daß sie vielmehr als ein Kunstgebilde zuerst in den Liedern des Kürenbergers erschien, der sie mit seinem Namen als seine Erfindung und sein Eigenthum bezeichnete, als welches sie auch bis Mite des 13. Jhs. geachtet wurde, da innerhalb dieser Zeit, in der jede Strophenentlehnung selbst in der tönereichen Lyrik als Entwendung galt, in allen strophisch behandelten Gedichten aus dem deutschen Sagenkreise diese Strophe, mit der einzigen Ausnahme des Alphart, in ängstlicher Gewissen-

379) Fr. Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenliedes. 1862.

380) Wir erwähnen nicht die früheren Vermuthungen, die in dem begreiflichen Wunsche, zu einer so theuren Nationaldichtung den Namen ihres Urhebers zu kennen, waren aufgestellt worden. Noch neuerer Zeit hat sie Karl Roth (Deutsche Predigten p. 6) dem Rudolf von Ems zugeschrieben, W. Gärtner (Chuonrat Prälat von Göttweih und das Nibelungenlied. Wien 1857) in diesem Göttweiher Prälaten den Verfasser entdeckt.

Digitized by Google

haftigkeit nur in anderen und anderen Veränderungen wiederholt wurde. Den Erfinder dieser Strophe glaubte Pfeiffer als den Dichter der Nibelungen ansehen zu dürfen; die nähere Vergleichung der wenigen von ihm erhaltenen Liederstrophen bestärkte ihn in dieser Annahme, da sie genau mit der Nibelungenstrophe selbst in archaistischen Eigenheiten stimmen, (wie in dem häufigen Auslassen der Senkung zwischen der 2. und 3. Hebung in der achten Vershälfte,) und da auch selbst einzelne ungewöhnliche, sonst nicht nachweisbare Ausdrücke und Redensarten in den Liedern an die Nibelungen erinnern. Eine Reihe von weiteren Erwägungen begünstigten die Vermuthung von allen Seiten. Den Ort der ersten Aufzeichnung der Nibelungen ist man lange einig in Oesterreich zu suchen. Schon die genaue Landeskunde im Osten, die fast traulichere Bekanntschaft mit slavischen und hunnischen als mit deutschen Völkerschaften weist darauf hin. Dort ward im 11. Jh. die deutsche Dichtung wie neu geboren; die geistliche Poesie war von einer großen, selbstwüchsigen Bewegung getragen; das Geschlecht der Kürenberger hatte hier sein Stammschloß (auf der Kürenberger Höhe oberhalb Linz bei Wilhering,) und mag mit den Bischöfen von Passau in näherer Beziehung gestanden haben [381]: was denn des Dichters Anregung zu seinem Werke durch das hier entstandene lateinische Buch von selbst an die Hand geben würde, das er gekannt und benutzt haben wird, wie den lateinischen Waltharius auch, dessen Schluß in den Nibelungen nachgeahmt ist. In diesem Poeten würden wir dann dem ersten Rittersmann begegnen, der die lyrische und epische Dichtung zugleich mit Einem Griffe in seinen Stand herüberpflanzte. Es würde sich ungezwungen auf diese Weise

381) Ein Magenes von K. erscheint 1121 als Zeuge in einer Urkunde des Bischofs Raginmar von Passau, eines weltsinnigen, hab- und prunksüchtigen Kirchenfürsten. Ihn nahm Pfeiffer für den Nibelungendichter; Bartsch und Andere (Thausing, Nibelungenstudien p. 19) den Konrad von K., der in der Nähe von Passau 1146—47 urkundlich erscheint, zu dessen Lebenszeit auch die metrische und sprachliche Beschaffenheit der Kürenbergischen Lieder am besten stimmt.

erklären, wie hier der einstige Sang der Bauern in einer neuen aristokratischen Würde, die volksmäßige Sage in neuem Kunstkleide auftrit; wie die alte Heroenzeit in die Atmosphäre des 12. Jhs. herübergerückt ist; wie sich die Recken des Alterthums in ritterlichen Bräuchen und Trachten bewegen aber in urzeitlicher Wildheit handeln; wie der Stoff das Gepräge der Vergangenheit trägt in der er wurzelte, die Form aber die Gegenwart abspiegelt in welcher der Dichter schrieb; wie das christliche Ceremoniel die heidnische Sitte verdeckt, die zwar noch mehr fast durchscheint als unter dem höfischen Putz die Nacktheit der Heroennatur. Dies neue Verhältniß eines neuen Standes zu der Volksdichtung, die nach ihren Wanderungen durch die Hände des Volkes und der Geistlichen neuestens in die Pflege der Spielleute gekommen war, diese Verbindung von Schwert und Feder in der Hand des Rittersmannes adelte und verewigte der Dichter zugleich in einer ächt poetischen Rechtfertigung: er machte den Edlen Volker von Alzei, seinen Liebling, in welchem Stärke und feine Bildung, der witzige Redner und der freche Raufer verbunden waren, der Schwert und Fidelbogen gleich meisterhaft führte, zu einem Spielmann aber zugleich zu einem Waffenbruder der Helden und einem Genossen der Könige. Daß der ritterliche Heldensänger zugleich an der Spitze unseres Minneliederbuches steht, würde ebenso einfach erklären, wie zu den ritterlichen und christlichen auch der minnigliche Dichterfirniß Eingang in das Lied fand: daß die erste Begegnung des hornhäutigen Siegfried mit Kriemhilden ganz so behandelt ist wie das Lied dergleichen in den züchtigsten Anfängen der minniglichen Sitte geschildert haben möchte, daß die furchtbare Rache für den getödteten Gatten durch die Idee der Liebes-Treue und -Trauer gemildert werden soll, eine Wendung die das Lied jenes Sivard (oben S. 377), so kurz vorher gesungen, vielleicht noch nicht, auch nur so weit wie der gemeine Nibelungentext, enthalten haben würde. So schliessen sich zu Gunsten der geistreichen Hypothese so viele unterstützende Beweisgründe zusammen, daß man wohl widersprechen aber schwer

widerlegen kann[382]. Wir wollen sie gleichwohl nicht bejahend als eine ausgemachte Thatsache, sondern nur berichtend als eine Vermuthung angeführt haben. Ein einziger Einwurf, der sehr schwer wiegt, ist treffend schon von Jacob Grimm bezeichnet worden: daß doch kaum zu begreifen ist, wie Verdienst und Name des Dichters von solch einem Werke, des ersten Ritterdichters in den zwei Hauptzweigen der höfischen Kunst, durch das ganze Jahrhundert der Blüte dieser Kunst so völlig verschollen bleiben konnte.

Vor Allem aufschlußreich erweist sich die Annahme eines selbständigeren Dichters der Nibelungen zur Erklärung des einheitlichen Aufbaues der kunsthaften Gliederung des Gedichtes zu einem wohl zusammenhängenden, innerlich und selbst äußerlich[383] geschickt verbundenen Ganzen. Der Dichter kennt die Sagen von Dietrich, von seiner Vertreibung, von seinen Verhältnissen zu Etzel und Rüdiger, und ebenso die Sage von Siegfried in einem weiteren Umfang, und nimmt daraus nur das Zweckdienliche in seine Dichtung auf; eine eigenthümliche räthselhafte Vorgeschichte des Nibelungenhorts legt er episodisch dem länderkundigen Hagen in den Mund, was dann verhindert, daß die Bedeutung des Schatzes in die Geschichte der Burgunder nicht so unvorbereitet hereinbricht wie in der Thidrekssage, die von den Ursprüngen des Hortes, von einem besonderen Geschlechte der Nibelungen nichts weiß, in der vielmehr Nibelungen und Burgunder von Anfang an verschmolzen sind. Von Beziehungen auf die besondere nordische Gestaltung der Sage sind nur spärliche Spuren mühsam zu entdecken, die auf eine unmittelbare und genaue Kenntniß derselben nicht schließen lassen. Der Schauplatz der Sage im Norden,

---

382) J. Zupitza, über F. Pfeiffers Versuch, den Kürnberger als den Dichter der Nibelungen zu erweisen. Oppeln 1867. Von Bartsch abgewiesen. Germ. 13, 241.

383) Die zwei Theile des Gedichtes, Siegfrieds Mord und die Rache an seinen Mördern, sind in zwei an Umfang fast gleiche Hälften vertheilt, 19 Aventiuren vor und eben so viele nach Etzels Werbung, 1142 Strophen dort und 1090 hier (in B).

Digitized by Google

Niederland, Nibelungenland, Island, Isenstein ist so nebelhaft, wie in der nordischen Sage umgekehrt Siegfrieds Reich im Süden. Man hat Andeutungen auf ein früheres Verhältniß Siegfrieds zu Brunhilden ausfinden wollen, wozu sich in Wahrheit keine Veranlassung findet; was um so weniger zu verwundern ist, als wir die romantisch-mythische Ausmalung dieses Verhältnisses selbst im Norden willkürlich (oben S. 75) in die Sage eingetragen fanden; von Siegfrieds Flammenritt ist hier wie in den sächsischen Liedern der Thidrekſage keine Spur. Von heidnischer Mythe ist nur etwas in den zukunftschauenden Meerfrauen übrig geblieben, wie in Brunhilde noch die Züge einer nordischen Schildjungfrau zu erkennen sind; von einer Verzweigung des Nibelungenhorts in die nordische Göttersage wußte der deutsche Dichter nichts, obgleich er in der Unerschöpflichkeit des Schatzes einen Zug berührt, der aus der nordischen Sage herübergedrungen sein könnte. Daß in dem Gedichte der Klage noch überall der Fluch durchblicke, der nach der nordischen Darstellung alle Besitzer des Schatzes verdarb, muß man nach genauester und wiederholter Prüfung leugnen: die Burgunder und König Etzel entgelten, nach der Darstellung in der Klage, in dem Gottesschlage, der sie trifft, eine alte Schuld, die klar bezeichnet ist: Etzel wegen seines Abfalls vom Glauben, die Burgunder wegen der frevelmüthigen sühnebrechenden Beraubung Kriemhildens um ihren Besitz. Wäre selbst dem deutschen Dichter die nordische Sage von dem verhängnißvollen Schatz bekannt gewesen, er hätte diese fatalistische Auffassung in seiner geistfreieren Behandlung tilgen müssen, deren höchster Preis in dem tiefsittlichen Sinne gelegen ist, in dem der Dichter die blinden Schicksalsgewalten der nordischen Sage durch psychische Triebfedern ersetzt, die blinde Leidenschaft der nordischen Menschheit mit sittlichem Bewußtsein oder doch mit einer ahnungsvollen Gewissensregung, den Gehorsam vor ererbten Naturgesetzen mit idealen Pflichtbegriffen versetzt. Dieser Grundzug der deutschen Behandlung der Sage liegt schon in der Handhabung der poetischen Gerechtigkeit ausgedrückt, auf die durch

Digitized by Google

das ganze Gedicht hingewiesen ist in den steten Vorahnungen der Handelnden, in dem steten Vorausblicken des Dichters bei jedem frevelhaften oder doch zweifelhaften Beginnen auf seine Folgen und Ausgänge. In dem ersten Theile besonders, der sich nicht (wie der zweite) um Waffenthaten sondern um Bewegungen des Seelenlebens, um Beweggründe mannichfaltiger Handlungen dreht, ist diese poetische oder sittliche Gerechtigkeit des Dichters durchgehend in die Schranke gerufen, und er hat sie oft schweigend dem Worte nach, in den Thatsachen höchst beredsam geübt. In der nordischen Völsungasage ist die Mutter Gudruns die Schmiedin des Unglücks ihrer Tochter und Sigurds; in den Nibelungen weben sich Siegfried und Kriemhilde, wie die Burgunderkönige, ihr eigenes Schicksal. Der junge Held von bescheiden harmlosem Wesen betreibt sein Liebesgesuch in Worms mit Gewaltthat, im Trotz auf seine Unwiderstehlichkeit, in der ruhmgeizigen Vorneigung des altgermanischen Helden sich seine Braut zu erkämpfen und Land und Leute in Burgund dazu: so hatte er schon früher in seinem Verhalten zu den Nibelungen eine begonnene Gefälligkeit mit Gewaltthat geendet. Dann wieder verleugnet er im Dienste seiner Liebe all dies starke Selbstgefühl, als er in allzugroßer Sorglosigkeit des Handelns in einer Dienerrolle für Gunther mitwirkt zu dem betrugvollen Gewinne Brunhildens, deren Persönlichkeit dann über dem Werbegeschäfte seinen selbstgefühligen Trotz wieder aufreizt: deren Hoffahrt ihn ärgert, deren Aufgebot ihrer Recken er, ihr ins Gesicht, durch Berufung seiner Nibelungen kreuzt. Er legt so die Saat zu ihrem Hasse selbst, deren Neid dann geweckt wird, als sie Kriemhilden im Besitze des Mannes sieht, dessen Ruf ihr bekannt war, nicht Gunthers, des angeblichen Eigenmannes der Könige, deren Herr er war. Es ist nun voll seiner Anlage, daß eben die, um derentwillen Siegfried seine geheimen Trugthaten zu Gunthers Besten verübte, der Betrogenen selbst die That übertreibend kund thut und so die verborgene Saat des Hasses zum Keimen treibt. Des Heldengatten stolzes Selbstgefühl ist auf das anfangs so zarte züchtige Wesen

Digitized by Google

übergegangen; durch die anlaßlose Berühmung der Herrlichkeit ihres Siegfried reizt sie Brunhilden, sie das Weib eines Eigenmannes zu nennen; worauf sie gegen ihre sonstige Natur (so ist ausdrücklich angedeutet) aus bloßem Trotze, bei der unschicklichsten Gelegenheit des Kirchenganges, in überladenem Prunkzug erscheint, um zu bewähren wie sehr sie adelfrei sei, und, in Zank verflochten, aller Scham und Wahrheit so sehr entsagt, daß sie Brunhilden zweimal zungenfrech ins Gesicht lügt, Siegfried sei zuerst ihr Gatte gewesen. Das verdiente ihr wenn nicht die Schläge ihres Mannes, so die des Schicksals. Unbesonnen arglos in ihren Reden wie Siegfried in seinen Handlungen kränkt sie erst das ehedem so starke neidvolle Weib; dann plaudert sie in der gleichen Unfähigkeit, gefährliche Geheimnisse zu hüten, auch das von ihres Gatten Verwundbarkeit aus an den Mann, der ihr zuvor schon seinen bösen Willen verrathen hatte. Ahnungsvolle Angst befällt sie, nachdem es geschehen ist; als ihr Siegfried erschlagen liegt, weiß sie noch bevor sie gesehen und erfahren, daß Brunhilde dies gerathen, Hagen gethan hatte. Ihr Fluch trifft die Mörder; gleich jetzt hätte sie, wenn sie ein Mann gewesen, ihre Rache genommen; in ihrer weiblichen Schwäche wird sie nun vor- und umsichtig; sie hält die Nibelungen von Waffengedanken zurück, bis es sich besser füge. Noch gewinnt es die weibliche Gutartigkeit über sie. Hagen befürchtet einen verderblichen Gebrauch ihres Schatzes von ihr; sie aber denkt daran nicht. Sie bewohnt eine Zelle bei Siegfrieds Grabe, dem Troste, der Versöhnung unzugänglich durch vierthalb Jahre. Dann läßt sie sich zur Sühne mit ihrem Bruder, nicht mit Hagen bewegen, mit dem schwachen Mitwisser des Mordes, nicht mit dem Mörder. Die Brüder hatten sich zur Sühne erboten auf Hagens Betrieb, der den Nibelungenschatz ins Land gebracht sehen wollte; sofort brechen sie die Sühne wieder, als sie es unthätig dulden daß Hagen eigenmächtig in eigensüchtigen Zwecken den Schatz in den Rhein versenkt. Seit dieser gebrochenen Sühne, fügt das Nibelungen-Lied hinzu, war ihr Kummer tausendmal stärker als zuvor. Dennoch ver-

Digitized by Google

siecht auch jetzt nicht der Quell ihrer weiblichen Natur. Nach 13 Jahren Witthum wirbt Etzel um ihre Hand. Hagen widerräth die Heirath. Diesmal widerstehen ihm die Königsbrüder und ziehen dadurch das Verderben auf sich herab, das sie vermieden hätten, wenn sie seinen Rathschlägen früher widerstanden oder jetzt sie befolgt hätten. Hagen denkt sogleich an die Rachemittel, die die Vermählung Kriemhilden verschaffen wird; auch jetzt denkt sie noch nicht daran. Sie weist die Werbung ab, sie empfängt nur aus Rücksicht auf Rüdigers Person diesen Boten König Etzels, und im Alltagskleide. Er födert sie mit Etzels Macht; da bespricht sie sich mit Uote und Giselher: noch aber ist ihre Rede: ihr zieme nichts als Weinen. Aber sie betet, Gott möge ihr die Mittel schaffen, daß sie wieder zu geben habe wie bei Siegfrieds Leben: man blickt auf die erste Zwistigkeit in ihrem Inneren. Die Vorstellung, sich einem Heiden zu vermählen, schreckt sie noch zurück. Doch liegt sie Nachts in Gedanken und Thränen. Die Gedanken überwiegen, als ihr Rüdiger verspricht, sie schadlos zu halten für Alles was ihr geschah, als er ihr schwört ihr alles Leid zu büßen, das ihr Jemand zufüge. Bei der gegebenen Möglichkeit der Rache wacht die Rachsucht selbst wieder in ihr auf, mit der Rachsucht ihr Gram um den verrathenen herrlichen Mann, mit Rachsucht und Trauer zugleich ihre tiefe Verstellung. In der langen Zeit des stummen Fortbrütens ihrer Rachegedanken bereitet sich nun der Umschlag dieser milden Frauenseele in eine morddürstende Furie vor: diese ihre innere Seelengeschichte, welche die beiden Sagentheile eigentlich verbindet und Kriemhilden zu ihrem Mittelpunkt macht, ist freilich nur zu errathen. Durch 13 Jahre wiegt sie ihre Verwandten in Worms in Sicherheit, verhehlt sie die Ermordung ihres ersten Gatten vor Allen, vor Etzel, vor Rüdiger, obgleich sie in unausgesetztem Weinen um ihn trauert. Als sie endlich die Einladung der Wormser betreibt, heißt sie die Boten sorglich von ihrer Trauer schweigen. Niemand fand den argen Willen des nachtragenden (lancraechen) Weibes aus als der warnende Hagen. Noch bei dem ersten Empfang der Gäste auf

Digitized by Google

Etzelenburg (Gran) bewahrt sie ihre Verstellung; doch beginnt sie sofort, ihrer Rache nun sicher, in der alten Unbesinnung, in der neuen Rachgier sich selbst zu verrathen. Sie küßt Giselher allein: da bindet Hagen den Helm fester; sie fragt diesen gradaus in erster Anrede nach dem Nibelungenschatz; sie merkt aus Dietrichs Zornreden, daß sie von ihm durchschaut ist, daß die Burgunder von ihm gewarnt sind. Und nun reizt sie sich selbst und ihre Dienstmannen, einen Führer, eine Schaar nach der andern, zu den Blutthaten auf, die das gegenseitige Verderben wie eine Lawine herabziehen. Ihr Anschlag war zunächst nur auf Hagen gerichtet; da er nicht auszuscheiden war, so opfert sie ihr Kind, so steckt sie auf die Weigerung von Hagens Auslieferung den Saal in Brand, so gibt sie ihre schuldloseren jüngeren Brüder mit Allen Preis, so stürzt sie den edelsten Diener Etzels, Rüdiger, in den Kampf, bei dessen Einwilligung sie weint, sei es in gemischten Empfindungen, sei es nur noch in der schrecklichen Lust der Erwartung einer Befriedigung ihrer Rachewuth, bis sie zuletzt verhärtet genug ist, Gunther tödten zu lassen und Hagen eigenhändig mit Siegfrieds Schwert zu erschlagen. Ueber diese äußerste Wildheit ihres Grimmes zürnt nicht nur der gemeine Text der Nibelungen, der ihren Bruch der Sühne mit Gunther für Teufelseingebung erklärt, sondern selbst die Klage, die sie sonst so feierlich in Schutz nimmt. Man hat den Fluch, der nach der nordischen Sage auf dem Schatze ruht, dort wieder hereinspielen sehen wollen, wo Kriemhilde den Hagen sofort darnach fragt, da sie sonst nicht habgierig erscheine, da es ausdrücklich von ihr heißt, sie wäre wenn Siegfried lebte, auch wenn des Schatzes tausendmal so viel gewesen wäre, gerne arm und händeblos bei ihm geblieben. Aber es ist doch an Einer Stelle sehr deutlich vorgehoben, daß rechtmäßiger Besitz ihr, mehr selbst als dem edlen Siegfried lieb ist, am Herzen liegt: da wo sie (av. 11) das Land von ihren Brüdern getheilt haben will und, obgleich Siegfried erröthend diesen Wunsch verschweigt und unvollzogen läßt selbst als die Brüder ihm entgegenkommen, auf der Theilung der Recken besteht. Und dies dünkt uns der Sitte einer Heroen-

zeit ganz gemäß. Die Bedeutung des Schatzes aber ist in aller Weise menschlich und nicht mythisch begründet. Er ist nur darum auffälliger die Ursache des Unheils der Burgunder, weil die Ermordung Siegfrieds vorübergegangen und unheilbar war, der Raub des Schatzes aber dauernd und gegenwärtig geblieben und herstellbar, weil überdieß in ihm für die Beraubte ein Bruch der eingegangenen Sühne gelegen, und weil der Raub ihr zuletzt noch einmal aufs kränkendste fühlbar gemacht worden war, als ihr, eben da sie mit der neuen Vermählung die Aussicht auf die Mittel zur Rache erhielt, Hagen auch noch den kleinen Rest ihrer Habe zurückbehält. Sonst ist unstreitig, im Gegensatz zu der nordischen Gestaltung der Sage, der Hauptbeweggrund in den Thaten Kriemhildens die Liebes- und Gattentreue, der ethische Kern nicht wie dort eine durch bindenden Brauch übererbte Blutrache für angeborene Bluts-Verwandte, sondern die Rache für die zerstörte Wahlverwandtschaft der Ehe aus dem Gefühl der Treue. Die Klage entschuldigt sie daher mit aller Aus- und Nachdrücklichkeit: nie habe Jemand mit Grund von ihr „missellch" gesprochen; wer das Mähre verstehe, der nenne sie unschuldig weil sie ihre Rache in großer Trauer nur aus Treue vollzogen. Viele glaubten sie der Hölle verfallen: der das bewahrheiten wolle, der müsse selber zur Hölle fahren. Auf den alten Hildebrand wirft sie noch einen strafenden Blick, der sie ohne Noth erschlägt in einem Anfalle, auch nach unserem Gefühle, von überflüssiger Großmuth gegen einen gehässigen Feind. Es wäre etwas werth zu wissen, ob die Klage diese Stellung nahm vielleicht im Gegensatze zu der älteren Umarbeitung, der unser gemeiner Text am nächsten geblieben sein möchte, und vielleicht im Sinne des ersten Dichters, jenes Meisters des Liedes, von dem sie (V. 285) den Spruch anführt, den wir in unseren Nibelungen nicht lesen: Daß dem Getreuen Untreue wehe thue.

In der Zeichnung von Siegfried und Kriemhilden ist der alten ästhetischen Vorschrift der gemischten Charaktere in einem feinen Instincte nachgekommen, als ob der Dichter den Aristoteles gelesen

Digitized by Google

hätte. So versöhnt man sich auch mit der kläglichen Schwachheit der burgundischen Könige zuletzt in ihrem Heldenkampfe und in ihrer Treue gegen ihren verderblichen Berather; und so gewinnt der Leser auch an dem finstern Manne des Verraths und der Tücke, der dem Weibe der Treue wie dem Manne der arglosen Geradheit gegenüber gestellt ist, unter der steigenden Größe seiner Krafthaten ein steigendes Interesse. Der Dichter kennt Hagen aus dem Waltharius und zeichnet ihn, gehobener in den gehobeneren Verhältnissen, nach seinem dort angegebenen Charakter: in seiner äußeren Erscheinung schon zwiegeartet, wohl gewachsen von breiter Brust und herrlichem Gange, aber grauenvoll zu sehen in seinem rabenschwarzen Gewande, die furchtbaren Blicke Verräther seiner grimmigen Sinnesart. In seiner Vasallenstellung zu dem verwandten Königshause, dem ähnlichen Verhältnisse einer freien Wahl und Pflicht wie die Ehe, betont er gegen Kriemhilden selber seine Treue: der Tronecker Sitte sei, bei ihren Königen auszudauern; denen er sich denn in Wahrheit in der letzten Kampfnoth als ein „helflicher Trost" bewährt. Es ist aber auch in ihm der anfechtbaren Treue Kriemhildens eine zweideutige Treue gegenübergestellt: wenn der Nibelungen Not die Treue Kriemhildens gegen ihren Gatten durch ihre Untreue an ihren Brüdern vergällt wird, so dem Nibelungen Liede die Treue Hagens gegen seinen Lehnsherren durch ihre Paarung mit der verwilderten Untreue, daß er zuletzt seiner Misgunst und seinem Trotze gegen die gehaßte Feindin das Leben seines Königs in bewußter Absicht opfert. Wachsam für die Ehre und Macht seines Herrn, bereit zu jeder wahllosen That der Treulosigkeit und des Verraths gegen den, der sie verdunkelt, ist er doch zugleich von ganz eigensüchtigen Triebfedern bewegt, von Ehrgeiz, Neid und Habgier, die ihn von Anfang an gegen Siegfried verstimmen, die ihn schon vor aller Verwicklung über die Gaben die Gere aus Niederland mitbringt, verschnupfen, die ihn zuletzt noch an Kriemhilden einen kleinlichen Raub zu vollbringen reizen, der kaum

einen Zweck mehr hat. Er verräth und ermordet Siegfried mit umstellender List, er jauchzt über seinen Fall und bekennt sich frech zu der That, die er mit weiter Umsicht auszubeuten, und die Beute sicher zu stellen sucht. Er versenkt Siegfrieds Schatz in den Rhein um seiner allein theilhaftig zu werden; er hatte ihn nach Worms kommen lassen, damit ihn Kriemhilde nicht gegen ihre Feinde gebrauche; aus dem gleichen Mistrauen gegen sie widerräth er ihre Ehe mit Etzel, und nachher die Fahrt zu den Hunnen. Von seinem Herrn aber der Gewissensfurcht geziehen, will er bewähren, daß sie ihn nicht zaghaft mache: und in einer ähnlichen Verwandlung, wie die in Kriemhilden vorging, schlägt er nun aus Vorsicht und List in verderbenden Ingrimm über gegen sich und Alle. Hatte er seine Fürsten früher durch bösen Rath dem Untergange zugesteuert, so begleitet er sie nun in den Absturz durch allverderbliche Thaten. Er hat sein Gewissen besiegend die Fahrt, die er zu einer Heerfahrt gemacht, mit angetreten, er verfolgt sie dem unausweichlichen Schicksal trotzend nachdem er die Wahrheit der Unheilsverkündung der Meerfrauen erprobt, und sucht nun nur die möglichst vielen Feinde mitzureißen; er bietet bei Etzel um die Wette mit dem Waffenbruder Volker allen geflissentlichen Hohn und Frevel auf, um nach einem ersten unritterlichen Mordanfall den allgemeinen Kampf zu beginnen, in dem Maaße wie Rüdiger und Dietrich ihm aus dem Wege gehen, von welchen er den letzteren noch besonders durch seine trotzige Anmaßung anreizt ihm den Fall zu bereiten. Dabei ist doch der wohlthuende Zug in diese Wildheit eingemischt, daß vor den Kämpfen mit Rüdiger noch einmal sichtbar wird, wie nicht alles Menschliche bis auf den letzten Funken in ihm ausgelöscht ist.

Zwischen diese Bilder der von zügelloser Leidenschaft gespannten und gespaltenen Treue ist in Rüdiger das Gemälde der ächten, grundsätzlicher Tugend entsprossenen Treue in einem trefflich gewonnenen Gegensatze mit ergreifender Macht entworfen. Es ist ein Meisterstück von Charakteristik, es ist das Meisterstück in dem

Digitized by Google

poetischen Bau des Gedichtes, da eben in dieser freigeschaffenen Gestalt der ethische Grundgedanke in aller unverkennbaren Schärfe verkörpert erscheint; wozu noch kommt, daß auch eine fast zwanglose Verschmelzung neuzeitlicher, christ-ritterlicher Ideen mit dem Heroenthum der alten Sagenfiguren in der Einverwebung dieses Mannes gelungen ist, der, als ein neuer Verwandter der Burgunder, als eine der Säulen Etzels den seine Treue emportrug „wie die Feder der Wind", neben Kriemhilde die beiden getrennten Theile der Sage vermittelnd zusammenbindet. Feinsinnig entrollt der Dichter, ehe der Leser in die Schauderscenen auf Etzelenburg versetzt wird, ein Gemälde patriarchalischen Friedens und freigebiger Gastfreundschaft auf der Burg, wo dieser „Vater aller Tugenden" haust, der im Gegensatze zu den zerwühlten Naturen des Wormser Kreises von einem höchsten Gleichmuth der Seele ist, in dessen Wohnstätte die glücklichste Hausordnung gewahrt wird ohne Prunk und Flitter: der Edelste und Beklagenswertheste von Allen, die in das allgemeine Schicksal unverschuldet hineingerissen werden, weil er das schlimmste nicht in dem Waffenkampfe sondern in einem inneren Seelenkampfe zu erdulden hat. Der Dichter hat in ihm jene beiden Hauptpotenzen in dem Ethos aller deutschen Sage, Dienst- und Verwandtenpflicht, in einen furchtbaren innern Widerstreit gebracht, der die Schrecken der äußern Kämpfe an innerem Gewichte weit überbietet. Er muß Etzeln und Kriemhilden unmuthvoll zu seinen Füßen ihn um Hülfe und Theilnahme an dem Kampfe anflehen sehen, den König dem seine Dienstpflicht gehört, die Königin die ihn an seine Schwüre mahnt ihr Schaden und Leid zu rächen; er wirft ihr vergebens ein, daß er die Seele zu verlieren ihr nicht gelobt, er bietet ihm vergebens an ins Elend zu gehen, wenn er ihn seiner Eide entbinde, beidenthalb ist seine Ehre auf dem Spiele, in der Aufsage seiner Lehns- und Eidespflicht, in der Aufsage der gastlichen und Verwandtenpflicht; was er begeht oder unterläßt ist übel gethan, und sich beiden Theilen versagen, wird ihm von der Welt zur Schmach

gerechnet werden. So geht er in den Tod mit zerrüttetem Geiste, wissend daß er die Seele mit dem Leibe wagt; er sagt seinen neuen Verwandten den Dienst auf ohne den Freundessinn ertödten zu können; er gibt seinen Schild an Hagen, dem der seinige, ein Geschenk von Rüdigers Gattin, zerhauen ist; worauf sich Hagen und Volker, ins Herz getroffen, des Kampfes mit ihm enthalten; er und Gernot fallen gleichzeitig, Rüdiger durch das Schwert, das er selbst an Gernot geschenkt hatte.

Es ist ein großartiges, aus altvolksthümlichen Stoffen emporgewachsenes Epos, was wir in den Nibelungen besitzen, und darin liegt was an sich unsere Bedeutung in Anspruch nimmt. In Frankreich hat der Süden wie der Norden Volksgesänge gekannt, in den germanischen Stämmen der Norden wie der Süden; in Südfrankreich und in dem romanischen Nachbarlande Spanien ist der Volksgesang in seiner rhapsodischen Gestalt, im Liede, stecken geblieben, wie in Norddeutschland und dem Nachbarlande Scandinavien. Nur im Süden Deutschlands und im Norden Frankreichs ward die poetische Volkssage in eine epische Gestalt von großen geschichtartigen Verhältnissen zusammengefaßt. Aber auch im Vergleich zu dem karolingischen Volksepos der Franzosen steht das deutsche in überwiegendem Vortheil. Die deutsche Volkssage drängte auf der Höhe ihrer künstlerischen Ausbildung auf nur zwei geschlossene Werke, die Nibelungen und Kudrun, hin, während in Frankreich (ähnlich wie in Scandinavien) die Entwicklung der Sagendichtung auf massige, von ermüdenden Wiederholungen strotzende Cyklen auslief, die sich in eintöniger Aehnlichkeit um jene Heidenkämpfe bewegen und des ausgedehnten inneren und äußeren Gesichtskreises entbehren, dessen die große Volksepopöe schwer entrathen kann. Darin stehen wieder unsere deutschen Epen gegen die antiken, griechischen zurück, obwohl sie ihrer großartigen Anlage nach das einzige sind, was die neueren Zeiten diesen zur Seite zu stellen haben. In der Ilias ist überall der unendliche Hintergrund das Große; die Aussicht

auf den Fall Troja's, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechens, auf Achill's und Priamus' Tod mit allen Söhnen, auf Hecuba's Verzweiflung und Andromache's Sclaverei, Alles arbeitet zusammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenstand der Ilias als eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die, wie sie selbst aus Rhapsodien zusammengesetzt ist, uns wieder als bloße Rhapsodie in einem noch ungeheureren Sagenkreise erscheint. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinasien zu seiner Verfügung; wir kennen die Väter und Ahnen und Urahnen seiner Helden; dadurch steht ihm ein Reichthum von Verhältnissen, ein Umfang der Sage, eine Mannigfaltigkeit der Episoden, Alles was einem epischen Gedicht erst die Fülle des Lebens gibt, zu Gebote und damit die Mittel, seine Erzählung mit immer neuen Reizen zu schmücken. Wenn es den Nibelungen an diesem weltausgedehnten Hintergrunde fehlt, der uns an die handelnden Gestalten durch noch weitere Verbindungen fesselt, als in die sie das Gedicht selber gestellt zeigt, so rücken sie in andern Beziehungen dem antiken Epos näher an die Seite, als irgend eine andere epische Dichtung neuerer Zeiten: so vor Allem in der Kunst der Gegenständlichkeit, kraft der sie alle Macht auf den Leser üben durch eine reine Wirkung auf die Sinne und Einbildungskraft ohne eine Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, ohne einseitige Beschäftigung der Empfindung oder des Verstandes. Dieser Werth steigt noch unermeßlich, wenn man die Nibelungen den ritterlichen Kunstepen des Mittelalters an die Seite stellt, die zwar in der eigenen Schätzung der Zeit die Pracht- und Preisstücke der Dichtung waren. Es sind nicht wie dort zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durch einander geworfen sind, sondern es ist eine einzige Reihe von Handlungen, deren Entstehung und Fortbildung so verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereignisse mit Nothwendigkeit auseinander entspringen, daß jede Verschlingung und Lösung sich aus den handelnden Charakteren

Digitized by Google

und aus dem Gegenstande selbst entwickelt. Vor den Conturen der Charaktere in den Nibelungen schrumpfen die Helden der Ritterdichtung zwergenhaft zusammen. Stellt die Gruppe dieser Heldengestalten auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie die homerischen Gedichte, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin dies annähernd so sehr geschieht wie hier; wenigstens erscheinen die Hauptseiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, bedächtige Ueberlegung und besonnene Kraftübung, im greisen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit. Dem Homer gegenüber schadet dem deutschen Gedichte die Heroensitte, die roher und nicht so gleichmäßig gebildet ist, wie die achäische, den ritterlichen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil sich gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Einfachheit der Natur glänzend abhebt. Weder ist die menschlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Luftgestalten der Ritterromane noch die festen Formen der Griechen; weder die historische Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der, von der Minne bewegt oder von zufälligen Grillen getrieben, uns nur ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, sondern wir stehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menschen, die in große Verhältnisse gestellt wechselseitig diese aus sich und sich selbst aus ihnen entwickeln. Gleichwohl fehlt es dem Dichter der Nibelungen an der Reife der Geistesbildung und Einbildungskraft, die der Ausgestalter der Homerischen Werke und sein Zeitalter besaß. Es kann thatsächlich über den ästhetischen Werth dieser Dichtung nicht schärfer geurtheilt werden, als von Lachmann geschehen ist, da er sich versucht fühlte eine so ungeheure Masse von Ueberfluß auszuscheiden. Wir äußerten früher, es könne leicht, wie in den gothi-

schen Bauten ein Aufriß oft mehr erfreuen als der Bau, so ein gelungener Auszug aus dieser Dichtung mehr anziehen als das poetische Ganze: man prüfe dies jetzt bei Uhland (Schriften 1, 61), der selbst ein Dichter es verstand, den Kern des Gedichtes mit Wärme und künstlerischem Ausdruck so zu erzählen, daß seine Prosa das sinnige Gemüth kräftiger als die Dichtung erfaßt. Das große Gebrechen in den Nibelungen ist der Zwiespalt zwischen Form und Stoff, der so peinlich ist wie die ähnliche Kluft in den Ritterepopöen, obwohl das Verhältniß das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Armuth im Stoffe, aber den prächtigsten Reichthum in der Darstellung, hier ist der Stoff ungleich größer aber die Darstellung desto dürftiger. Hier hat man nicht wie dort über kleinliche, seltsame Gegenstände zu klagen, eine einzige gewaltige Handlung entrollt sich großartig in allen ihren Theilen. Dort werden wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer magern Erzählung vorangehen sehen, hier leiht das Gedicht demüthig den kolossalen Begebenheiten ein allzubescheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit seinem Feuer, dessen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in einem mächtig ergreifenden Stoffe. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereignisse begleiten, wir möchten uns mit den großen Gegenständen auf gleicher Höhe halten, allein die fast pedestrische Rede schneidet uns die Flügel und hält uns am Boden. Im Tristan zieht die Lectüre immer neu an von Vers zu Vers, von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Nibelungen erkennen wir, wenn wir das Ganze überschauen, befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes, aber wir ermüden über den armen Reimen, den trockenen Versen, der ton- und klanglosen Sprache. Die bloße strophische Form bringt diese Stumpfheit der Rede mit sich, die überall den natürlichen Fluß der Erzählung hemmt, hier um so beschwerlicher wird, je mehr die Strophe

in sich gezwungene Ruhepuncte häuft: der ganze Vortrag erhält durch die vier zerschnittenen Verse, die ein achtmaliges Stocken bedingen, etwas Stammelndes. In diesen formalen Bezügen merkt man dem Gedichte die Zeit seiner Entstehung, jenseits der Ausbildung der Verskunst, ab; in Bezug auf den seltsamen Widerspruch, der zwischen der trefflich skizzirten inneren Motivirung der Handlungen und der dürftigen äußeren Darlegung derselben Statt hat, glaubt man den Zwiespalt herauszufühlen, der zwischen dem ritterlichen Dichter und seiner alten Volksüberlieferung lag. Die schönsten Fingerzeige für eine genauere psychische Entwicklung der gegebenen Handlungen und der scharf umrissenen Charaktere könnten einem dritten ächten Dichter in meisterhafter Sicherheit die Hand führen, aber von dem Vorzeichner selber ist das Gemälde nicht vollendet. Diese Thatsachen an sich sind fast überall höchst sprechend, wenn man sie auslegen will und kann und darf, was aber der Dichter selbst hätte thun, wozu er wenigstens schärfer hätte anleiten sollen. Man muß nicht nur die feinsten, nein auch oft die gröbsten Beweggründe der Handelnden errathen, und nicht immer ist das Errathen nahe gelegt. Die nordische Dichtung entschlug sich der Kunst psychischer Motivirung; Gudruns und Sigurds Schicksale sind dort durch die Zaubertränke Griemhildens, die blutige Sinnesart Gudruns ist durch ihr Kosten von Fafnirs Herzen erklärt; im großen Gegensatze hat es der deutsche Dichter auf seelische Entwicklung angelegt, dann aber mußte er, da vornehmlich wo es sich um innere Thatsachen handelt die sich dem Auge entziehen, zu sprechen wissen: er mußte uns sagen, wie es zuging und möglich ward, daß die sittsame Kriemhilde so schamlos gegen Brunhilde, so furienartig gegen Verwandte und Feinde artete, wie sich Gram und Rachgier, vertrauenselige Unbesonnenheit und ahnungsvolles Mistrauen so nahe in ihr paarten. Wir denken hier an keine Anforderungen moderner Bildungsweise; wir messen den Dichter an sich selbst und dem Instincte seiner eigenen Zeit. An zwei Stellen, in der Schilderung der inneren Seelenvorgänge in Kriemhilden bei

Digitized by Google

der Werbung Etzels, ganz besonders aber in der Darstellung des edlen Zweikampfs der Pflichten in Rüdiger hat der Dichter das geleistet, was im Allgemeinen gebricht; an letzterer Stelle herrscht in der Rede ein voller schwellender Fluß, den wir sonst überall vermissen. Selbst da vermissen, wo nur ein Erguß der einfachsten, nächstliegenden Empfindung erwartet wird. Von Kriemhildens 16jährigen Klagen ist nicht Ein Beispiel gegeben; da in solchem Gefühlsausdruck doch selbst die einfachen nordischen Lieder, die Klagen Gudruns, die Selbstgespräche Brunhildens voll ächter natürlicher Beredsamkeit sind. Das Jahrhundert des Nibelungendichters war für diese Gebrechen nicht unempfindlich: die feinen Pinselstriche in dem Nibelungen l i e d e zeigten das schon, die freilich der bloßen Cartonzeichnung nicht im Ganzen die Farbe eintragen konnten, deren sie bedurfte. Der Dichter der Klage, die uns von diesem Gesichtspunct aus weit das meiste Interesse hat[384]), empfand ganz im Großen, wie unnatürlich es ist, daß so ungeheueren Thaten und Leiden fast nirgends entsprechende Gefühlsausdrücke zur Seite gehen, an welchen die wälschen Dichtungen der Zeit, die er kennt, so überströmend waren. Es liegt eine poetische A n klage gegen die Nibelungen in der bloßen Entstehung der Klage, die nur in der Hinzudichtung des lyrischen Empfindungstheils in ein gegensätzliches Extrem der Einseitigkeit verfällt, das ihr wieder eine stärkere Anklage verdient; so daß wir in der Zusammenfügung beider Gedichte eine ästhetische Urtheilsurkunde der eigenthümlichsten Art besitzen.

Seit dem Aufschwung des deutschen Nationalitätgefühls in den Befreiungskriegen ist es Sitte geworden, mit unseren alten Volksepen

384) Wir kommen auf Lachmanns Ansichten von der Klage nicht zurück, der auch in ihr eine Sammlung von Liedern sah, deren Zahl und Scheidung zu bestimmen er selbst nicht wagte, aber M. Rieger unternahm in Haupts Z. S. 10, 247. Er wies die lockere Zusammensetzung nach, in der besonders die Einleitung (bis V. 294) durch Widersprüche mit dem übrigen Inhalt des zweitheiligen Gedichtes (Klage und Botschaft), durch Ueberfluß und Anticipationen auffällt.

einen überspannten Cultus zu treiben. So ist es auch in Frankreich neuerdings aufgekommen, den homerischen Epen die Karlsgesten gleich zu rücken, deren ungeheure Massen eintöniger Erzählung sich wie eine Frosch- und Mäusebrut ausnehmen gegen den Wurf des Löwenpaars, dessen sich Griechenland rühmt; während wieder Nordländer wie Brynjulfsson das Alles, Deutsches und Französisches, in tiefen Schatten werfen gegen die rohen Rudimente der nordischen Sagendichtung. Wir hüten uns in diese Befangenheiten nationaler Aesthetik zu verfallen, auch auf die Gefahr hin, der alt-berüchtigten deutschen Selbstgeringschätzung geziehen zu werden, die wir der neumodischen Selbstüberschätzung weit vorzuziehen gestehen. Mit den an Zahl und Eigensinn wachsenden Schwärmern, die in den Nibelungen als epische Ruhe und Sparsamkeit der Bilder preisen was Einfalt und Armseligkeit ist, und Kraft und Frische des Ausdrucks rühmen, wo sich Andere über ewige Tautologien und von Reim- und Strophennoth erzeugten Lückenbüßern langweilen, ist wie mit den unbedingten Verehrern der ältesten deutschen Malerei nicht zu streiten. Dieser Geschmack in der bildenden Kunst wie das erste Interesse an unseren Volksepen begann bei uns in der Zeit der Romantik in Patriotismus und Kunst, der Deutsch- und Fremdthümelei, einer Zeit in der wir zwischen gesundenden und krankhaften Zuständen hin und her geworfen wurden. Damals hatte Schlegel darauf hingewiesen, daß die Nibelungen und die ihnen verwandten alten Dichtungen vortrefflich dienen könnten, den alten Geschichten unseres Volkes einen poetischen Hintergrund zu geben, daß durch sie dem Alterthum der Nation die Seele eingehaucht werden könne, die wir in den lateinischen Chroniken vergebens suchen. Das war trefflich gerathen, wie Alles was uns auf eine historische Kenntniß und Beurtheilung dieser Dichtungen hinweist. Wenn Schlegel dabei verlangte, daß man das Gedicht auch in Schulen einführen und ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen solle, und wenn man heute predigt, die Nibelungen seien berufen in dem deutschen Geistesleben in ästhetischer Beziehung die ähnliche Stellung ein-

Digitized by Google

zunehmen, wie Homer bei den Griechen, so ist uns die nationale und ästhetische Verkehrung der Begriffe, zu der wir gelangt sind, tief leid und tief zuwider. Wann hätte Homer in seiner Bedeutung für das griechische Leben je so ausgesetzt, wie die Nibelungen gleich nach ihrer Vollendung durch ein halbes Jahrtausend? Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die in ihrer Schule dem großen Bildungsgange der Welt folgt, weil sie sich am besten Mark der Menschheit nähren will, wird einem Werke wie die Nibelungen auf die Dauer keinen so bevorzugenden Rang einräumen. Zur Bildung der Frühjugend halten wir seinen Gebrauch mehr für schädlich als nützlich. Dem Knaben, der die Dichtung noch stoffartig auf sich wirken läßt, können die Helden der Nibelungen, in welchen rohe Barbarenkraft mit Schläfrigkeit des Geistes seltsam gepaart ist, die achäischen des Homer nicht ersetzen, die von einer Strebsamkeit, einem Feuer, einem Vertrauen auf menschliche Kraft beseelt sind, die allein Menschen von tüchtiger Art zu bilden vermögen. Wie selbst nur Nationalsinn durch dieses Gedicht erweckt werden solle, wäre uns ein Räthsel, da wir uns schwerlich diesen Burgundern verwandter fühlen als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für welches das ganze Mittelalter kaum den Namen hatte. Gerne mag dagegen ein weiser Pädagoge in diese Dichtung die Jugend der höheren Schulklassen einführen, die nach einem Einblicke in die Natur der Zeiten und Völker das Werk in seiner historischen Stellung begreifen kann; denn in diesem Falle, aber nur in diesem Falle wird sie richtig von dem Werthe der alten Dichtung urtheilen, die sie dann mit all ihrer herzlichen Einfalt, Zucht und Ehrbarkeit der harten und oft schmutzigen Versmacherei der fremden Nationen jener Zeiten gegenüber schätzen lernen wird. Von dieser Seite, der Gesundheit und Tüchtigkeit des Stoffes, gesehen, hat Göthe die Nibelungen klassisch genannt wie den Homer. Aber verrücken wir ja nicht diesen Gesichtspunct und trachten wir nicht, von demselben Göthe gewarnt, mit eitlen Lobeserhebungen einen Werth

Digitized by Google

zu erzwingen, der nicht da ist[385]). Wenn man an ästhetischem Werth die Nibelungen dem Homer zur Seite stellt, so beklagen wir jetzt wie immer den Mangel an allem ächten Kunstsinn, der solche Gesichtspuncte überhaupt noch bei uns möglich macht. Zu Homer, wo er immer bekannt ward, wallfahrteten alle Zeit die Künstler aller Welt; zu den Nibelungen wird kein Nichtdeutscher je anders als auf dem Wege geschichtlicher Studien gelangen. Homer hat im Gebiete der Kunst die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt. Was die griechische Malerei und Bildhauerkunst ihm zu danken hat, das muß man vergleichen mit dem, wozu bei uns die Nibelungen in bildender Kunst begeistert haben, um den Maasstab der ästhetischen Beurtheilung mit Einem Male in der Hand zu haben. Und welche Umwälzung Homer in unserer Poesie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, seit unsere ersten Kunstheroen, die Göthe und Schiller, die Lessing und Humboldt uns erst seine ganze Herrlichkeit erschlossen hatten, das wird ihm die Geschichte unserer Dichtung nie vergessen.

Den Nibelungen steht die Kudrun[386]) zur Seite, wie die Odyssee der Ilias. Noch liegt tiefes Dunkel über den Ursprüngen dieses merkwürdigen Gedichtes, das uns nur in Einer entstellten und späten, von Kaiser Max (Anf. des 16. Jhs.) veranstalteten (Wien-Ambraser) Handschrift erhalten ist. Geschichtliche Grundlagen, wenn es deren gab, wären noch wie zur Siegfriedsage erst zu entdecken. Ein angelsächsisches Zeugniß in der Klage Deors (8. Jh.) nimmt schon auf eine der Hauptgestalten des Gedichtes, den Sänger Heorrenda Bezug. Der Kern der alten Sage ist in dem mittleren der drei Theile,

385) Göthe an Knebel 1808: „Die modernen Liebhaber dieses Gedichtes, die Herren Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern sagt, daß sie das Wasser trüben um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern."

386) Ausgaben von Ziemann 1835. Ettmüller 1841. Vollmer 1845. zuletzt von K. Bartsch. ed. 2. 1868; zu dessen Ausgabe man seinen kritischen Rechenschaftsbericht Germ. 10, 41. 148. hinzunehmen muß. Vgl. Martin, Bemerkungen zur Kudrun. 1867. C. Hofmann, Sitz. Ber. der Bair. Akad. 1867. II. 2, 205. Uebersetzt v. A. Keller 1840. v. Simrock 1843.

Digitized by Google

in welche unsere Kudrun zerfällt, enthalten; er führt auf eine nordische Valkyrensage zurück, die schon das alte Lied von Helgi dem Hundingstödter kennt, die sich in der Ragnar-Lodbrokssaga erwähnt findet und in prosaischer Erzählung in der jüngeren Edda vorliegt. Hedin entführt Hilde, die Tochter König Högni's (Hagens), und wird von dem Vater nach den Orkneyinseln verfolgt, wo nach einem vergeblichen Aussöhnungsversuche eine langberühmte Schlacht zwischen Högni und den Hiodningen auf der Insel Haey (Hoy) geschlagen wird, nach welcher Hilde Nachts durch Zauber die Gefallenen wieder zum Leben erweckt, die seitdem, allnächtlich zu Stein erstarrt, alltäglich fortkämpfen bis zur Götterdämmerung. Diese Sage hat sich unter starken Veränderungen, ähnlich wie die Siegfriedsage in den Liedern der Faröer, in einem Volksgesange auf den Shetlandinseln bis ins vorige Jahrhundert in norsischer Sprache fortgepflanzt [387]; in Island wurde sie in einer späteren Sagenrhapsodie (thattr), in der Hedin schon zu einem Sarazenenkönig geworden ist, christianisirt [388]: dem Nachtkampf der Geister, von dem auch Saxo in seiner sehr veränderten Erzählung der gleichen Sage weiß, wird da durch einen Kriegsmann K. Olaf Tryggvasons, des Heidenbekehrers, ein Ende gemacht. Die Sage hat sich dann nach nordischer Art (ein Beweis wie eingewurzelt sie war) in andere Sagen verzweigt: in dem Lied von Helgi dem Hundingtödter ist die Heldin Sigrun, die ihren todten Geliebten Nachts erweckt, eine Tochter Högni's wie Hilde; die isländische Gestalt der Sage heißt auch Sörlithattr, weil in ihr Högni der Dänenkönig in eine kriegerische und bundgenössische Verbindung mit Sörli dem Starken gebracht ist, wovon auch die Sörlasaga weiß, die aber den K. Högni in Schweden heimisch macht. Zuletzt ist dann der Sage von Hedin und Högni unsere Kudrunsage, es scheint in niederdeutscher Fortgestaltung nach-

387) In Barry, hist. of the Orkney Islands. Lond. 1808.
388) Fornald. Sög. 1, 389.

Digitized by Google

und angedichtet; in der die Heldin Kudrun, die Tochter Hildens, in Abwesenheit ihres Vaters Hetel, wie in der alten Sage ihre Mutter, entführt, der Räuber verfolgt und in einer unentschiedenen Volksschlacht auf dem Wulpenwert[389]) bekämpft wird, die ein deutlicher Nachklang des im Norden sprichwörtlichen Hiodningenkampfes auf Haey ist. Diese Verschleifung der alten Sage in eine verwandte, genealogisch fortgesetzte würde man wohl deutlicher verfolgen können, wenn uns die Gestalt erhalten wäre, die der Pfaffe Lambrecht kannte, der die Schlacht auf dem Wulpinwert erwähnt (dâr Hilten vater tôt lac inzwischen Hagenen unde Waten), in der aber nach seiner Anführung um Hilde nicht um Kudrun gekämpft ward, und Hagen ein Anderer ist als Hildens Vater. Die Form des Namens Wulpenwert allein, wie auch die ältesten deutschen Zeugnisse für die Sage bei Lambrecht und im Salmon und Morolt, weisen auf die Entstehung dieser Sagenerweiterung in Niederdeutschland hin, wo sie localisirt ist, unter Stämmen die mit Meer und Schiffahrt vertraut waren. Wie in den Nibelungen den nebelhaften Nordlanden zur Seite die geographischen Bestimmungen in Oesterreich und Ungarn klar sind, so umschreiben in der Kudrun, neben einzelnen verschwommenen und orientalisirten Ländernamen (Irland, Ortland, Nifland, Morland) die Namen der Marken Tenelant, Stürmen (Stormarn), Friesen, Dietmars, Holzenland u. s. den Umkreis der Bühne deutlich genug: die patriotischen Nordalbinger, die sich die Heimat der Sage aneignen, sehen in dem Schicksale Kudruns die Knechtschaft und Befreiung Schleswigs vorbildlich geworden. Von den Niederlanden aus mögen dann wandernde Sänger die Lieder nach Oberdeutschland gebracht haben, wo, nach der frühen Verbreitung der Namen Wate, Horand und Gudrun zu urtheilen, die Sage in Baiern und Oesterreich schon gegen Ende des 11. Jhs. bekannt gewesen scheint.

389) Eine Insel Wulpen, später vom Meere verschlungen, ist noch auf Karten des 16/17. Jhs. bei der Halbinsel Cadzand in dem niederländischen Zeeland verzeichnet.

Digitized by Google

Wie diese Lieder oder ihre oberdeutschen Umgestaltungen beschaffen sein mochten, davon wissen wir nichts. Ettmüller und nachher Müllenhoff (Kiel 1845) und v. Plönnies (Leipzig 1853) haben versucht, in der Kudrun wie Lachmann in den Nibelungen das Aechte von dem später Zugesetzten zu scheiden; dies Unternehmen ist aber hier, wo uns alle Hülfsmittel für eine solche kritische Sonderung abgehen, noch viel gewagter gefunden worden als dort. Nach den Untersuchungen des neuesten Herausgebers hätte ein süddeutscher Dichter, in dessen sonst rein oberdeutscher Sprache nur geringe dialektische Eigenheiten nach Steier weisen, um 1190—1200 die erste Hand angelegt an die Zusammenfassung der Dichtung die wir lesen; auf diese Zeit deuten die Reste von archaistischen Sprachformen und ungenauen Reimen oder Assonanzen, die noch in der später in Oesterreich im Anf. des 13. Jhs.[390] entstandenen Ueberarbeitung stehen geblieben sind, in welcher die inneren Reime die schon dem Originale nicht fremd waren vermehrt, die Endreime bis auf wenige völlig gereinigt wurden. Wie man im Norden die Verbindung verschiedener Sagen durch Namen und Verwandtschaften liebte, so sind auch zwischen Kudrun und den Nibelungen schon ältere Annäherungen zu erkennen in gewissen Berührungen von Namen und Sachen: wie daß die Heldin den Namen Kudrun trägt, wie im Norden die Kriemhilde der Nibelungen, und daß in der nordischen Sage eine Oddrun die Schwester Atlis des gehaßten Gatten Kriemhilde-Gudruns ist, wie hier Ortrun die Schwester des verschmähten Werbers Hartmut. Der oberdeutsche Dichter scheint mit bewußter Absicht ein Seitenstück zu den Nibelungen haben bilden zu wollen. Gleich in den ersten Worten beginnt er wie die Nibelungen; seine Strophe ist eine verfeinerte Nach-

---

390) Nach Bartsch um 1215; nach Schröder (corpus juris poeticum in Höpfner-Zachers Zeitschrift für deutsche Philol. 1, 257) erst nach 1231, weil dem Lehnträger Horant das Geleitsrecht beigelegt wird, das ein streng behauptetes Regal war, bis es König Heinrich, Friedrichs II Sohn, 1231 statutarisch als ein Lehnsrecht in dem Gebiete der Fürsten zu achten versprach.

bildung der Nibelungenstrophe, was schon daraus zu erkennen ist, daß diese letztere dem Dichter zumal im Anfange noch unverändert aus der Feder schlüpfte. Genau wie in den Nibelungen ist alles Mythische bis auf wenige verblaßte Reste getilgt. Die ewig dauernde Geisterschlacht der Hedin- und Högnisage erklärt man für ein poetisches Symbol des Kampfes der Tag- oder Jahreszeiten; in dem wilden Wate und dem milden Frute will man Gottheiten der Sturmflut und der friedlichen fahrgünstigen See, in dem Engel in Vogelgestalt, der Kudrun ihre Rettung verkündet, eine weissagende Meerfrau erkennen, die in ihrem Schwanenhemde als Vogel erscheint: ob das Alles schon in den älteren Quellen, auf die unser Dichter hinweist[391], unter der christlichen Färbung, die das altheidnische Bild übermalt hatte, geschwunden war oder erst von dem letzten Dichter beseitigt wurde, ist schwer auch nur zu errathen. Auf alle Fälle hat wie in den Nibelungen die sittliche Idee die mythische Vorstellung gänzlich verdrängt: das gleiche Thema der Treue ist hier, im Gegensatz zu der furchtbaren Tragödie in den Nibelungen, in dem Gemälde von der in Schmach und Noth, in Erniedrigung und Gefangenschaft ausdauernden Kudrun zu einem versöhnenden Schauspiel voll wohlthuender Milde gestaltet. Dieselbe Festigkeit in der Zeichnung der handelnden Personen ist hier wie dort, bei denselben Mängeln der psychischen Ausführung der umrissenen Charakterzüge: die Seelenlagen Kudruns und Hartmuts während ihrer Berührungen in Kudruns Gefangenschaft bleiben ebenso im Dunkel, wie die Kriemhildens während ihrer Wittwenschaft und zweiten Ehe. Dieselben und noch größere Widersprüche, die aus der Zusammenlöthung verschiedener Sagen entstanden, finden sich hier wie dort; die Gedankenlosigkeit des Nibelungendichters in Bezug auf das Alter Kriemhildens verliert alles Anstößige, wenn man vergleicht, wie hier Hildburg, die als eine jungfräuliche Prin-

---

391) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung einmal: als diu buoch uns kunt tuont.

zessin das Kind Hagen bei den Greifen kennen lernt, dann die Begleiterin Hildens, der Tochter dieses Hagen, bei ihrer Entführung war, weiterhin durch 14 Jahre die Mitdulderin von deren Tochter Kudrun ist und schließlich noch den jungen Hartmut heirathet. Gleich ist hier und dort die unverschmolzene Mischung heidnischer und heroischer Sagenelemente mit christlichen und ritterlichen Eigenheiten der Zeit des Dichters, der von einer Entäußerung seiner zeitgenössischen Anschauungen so wenig einen Begriff hatte, wie alle Poeten und Geschichtschreiber des ganzen Mittelalters. Gleich ist bei dem Dichter, der in gleicher Verquickung spielmännische und volksthümliche Ueberlieferungen in einen höfischen Hörerkreis trug, die Verherrlichung des Sängers Horand, wie in den Nibelungen die des Volker. Gleich ist hier wie dort der vollere Fluß der Rede, wenn es sich um Schilderung des äußeren Lebens, von Festlichkeit und Hochzeiten mit allem höfischen Prunk und Ceremoniel handelt. Aehnlich ist hier wie dort die Entfernung der Persönlichkeit des Dichters, der nur zuweilen wie Lambrecht im Alexander in dem Tone kritischen Eifers aus einem inneren Verständniß der Sage hervortrit [392], in dem volksthümlichen Gedichte, das zwar mehr als die Nibelungen in die Mitte zwischen Kunst- und Volksepos rückt, weil die Feile die daran gearbeitet eine feinere war als die des Nibelungendichters. Die Strophe, die gleich nach Vollendung des Gedichtes von Wolfram von Eschenbach in seiner Sigune noch verfeinerter fortgebildet ward, ist durch Einführung wirklicher, (nicht wie in den Nibelungen scheinbarer) klingender Reime in die beiden letzten Zeilen, und durch die Verlängerung der letzten Vershälfte um Eine Hebung, um vieles flüssiger, aber lyrischer gefärbt, der Vers weniger alterthümlich geworden, der Wortbestand ist reicher an fremden, ungewöhnlichen, selbst gesuchten Aus-

392) An einer Stelle wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

si liegent tobelîche, ez en ist dem maere niht gelîche.

drücken; stellenweise glaubt man mitten in dem Stile des deutschen Epos den Ton dänischer Kämpeviser und scandinavischer Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Seide u. dergl.) herauszuhören.

Die halbfremde, aus nordischen Elementen erwachsene, an der deutschen Seegrenze ausgebildete Kudrunsage fand entfernt nicht die Verbreitung wie die Nibelungen; Eine späte Abschrift von dem Gedichte ist uns nur erhalten, wo wir von den Nibelungen zehn vollständige und eine immer noch wachsende Menge von bruchstücklichen Handschriften besitzen; im ganzen Mittelalter wird des Kudrunliedes nirgends gedacht, wenn auch einzelne Personen der Sage da und dort erwähnt werden [393]. Auch in unserer Zeit war es noch nach der Wiederbelebung unserer alten Literatur langehin unbillig vernachläßigt geblieben. Wir geben im Folgenden einen kurzen Auszug seines Inhalts.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant ist König von Irland (man hat die Wahl zwischen Irland und dem Eyerland auf dem Texel, wie in dem Isenland der Nibelungen zwischen Island und dem Lande am Ausfluß der Yssel). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Sigebant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Kinde Gelegenheit schafft, sich zu verkriechen. Es findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und den Knaben nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegeln-

393) S. die Zeugnisse bei W. Grimm, Deutsche Heldensage ed. 2. p. 341.

den Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie Hagen's, den dieser mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Irland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt, wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant trit ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag gibt Hagen seine Lehen aus, hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Diese erste Vorgeschichte von Kudruns Ahnen ist nach dem Vorbilde britischer Romane in willkürlicher Erfindung entworfen, und die Elemente deutscher Spielmannsdichtungen nach neuem Geschmacke, die Greifen und der Magnetberg aus Herzog Ernst u. A., sind dazu mit verwandt worden; an eine sagenhafte Unterlage ist dabei nicht zu denken.

In dem zweiten Theile folgt dann die nordische Sage von Hedin und Högni in niederdeutscher Umbildung. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eiferfüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren, geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben, der nicht ihm selbst an Macht überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate von Stürmen übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Irland zu gehen und sich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetel's Segen nach Irland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagen's Gunst. Die drei werden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen wie in der Schlacht.

Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelt Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzweile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volker's Geigenspiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie Horand zu sich rufen läßt und diesem Gelegenheit gibt, Hetel's Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint an der Westgrenze des Reiches Hetels, Waleis (an der Waal zu denken); ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht, und der mit einer Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück.

Jetzt erst beginnt unser Gedicht, zu dem auch dieser zweite Theil nur ein genealogisches Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blancheflur zu Tristan; die Geschicke der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal in ihrer Nachkommenschaft. König Hetel gewann zwei Kinder, Ortwin, den der alte Wate erzieht, und Kudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Um sie wirbt zuerst König Siegfried von Morland vergebens; so wird auch Hartmut, der Sohn Kö-

Digitized by Google

nig Ludwigs von Normandie, abgewiesen. Unerkannt besucht dieser den Hof, gibt sich Kudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl sie ihm nicht ungewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da an denkt Hartmut darauf, die Schöne zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst Kudruns darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte König Herwig von Sewen auch vergebens um sie geworben und sich darauf entschlossen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetel's Mannen zu den Waffen, er sah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt, Kudrun aber scheidet den Streit und wird Herwig's Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen den rachsüchtig eingebrochenen Siegfried liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und sendet zu Kudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt, raubt Kudrun und Hildburg mit 62 Frauen und läßt Hetel's Stadt und Land verwüstet zurück. Hetel und sein Heer, sobald sie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wulpenwert; dort erfolgt der trefflich geschilderte Kampf, in welchem Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Wate wüthet wie ein Eber, wo bis in die Nacht gestritten wird, daß selbst die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles ist hier in der Lebendigkeit und Kraft gehalten, wie in dem Besten des 12. Jahrhunderts. Am andern Tage ist die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute sollen liegen bleiben oder begraben werden; man räth, den Christen diese Ehre anzuthun; man singt den „Sturmtodten" sorgfältig Messen und baut ihnen ein Kloster auf dem Wulpensande. Man erkennt deutlich eine andere Form der Christianisirung der Sage, wie wir in der isländischen Sagengestalt die Einmischung Olafs gefunden haben. Die Hegelingen fahren heim; der gerade Wate verkündet schonungslos ihr Misgeschick und heißt Hilden ihr Klagen zu lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geschlecht erwachsen sei, dann wollten sie sie rächen.

Digitized by Google

Indessen sucht der alte Ludwig die gefangene Kudrun für Hartmut zu gewinnen, und als sie ihn entschieden abweist, wirft er sie in die See, aus der sie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies ist den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß; Kudrun vergilt ihm später Gleiches mit Gleichem, da sie ihm, nachdem sein Vater durch ihre rächenden Verwandten gefallen ist, sein Leben erhält, wie Er nach dem Falle ihres Vaters das ihrige erhalten. Da Kudrun in die Ehe mit Hartmut nicht willigt, so zwingt sie Gerlinde, die wölfische Mutter Hartmut's, während dieser in die Fremde zieht, erniedrigende Dienste zu thun; ihre treue Hildburg theilt ihr Schicksal, und Niemand als Hartmut's Schwester Ortrun nimmt an ihr Antheil. In Hegelingen aber rüstet sich nach dem Verlaufe von 14 Jahren auf Hildens Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen sich, üben die Rosse, die sich „verstanden" hatten, und Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als sich die Sonne senkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waschenden Jungfrauen Hildburg und Kudrun erscheint am Strande in Vogelgestalt ein Engel, der sie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnsucht, mit der sich die gerührte Kudrun, ehe sie für die freudige Aussicht auf die Lösung ihres elenden Geschickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biederen Horand und dem alten Wate erkundigt, ist ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hause kommen, werden sie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die sie heißt, morgen mit dem frühesten an ihr Tagewerk zu gehen; Festzeit nahe und Gäste sollen kommen, wie sie wohl vernommen hätten. Es war Winterszeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müssen die Gequälten ihre Wäsche zum Strande tragen. Als sie vielfach nach den verheißenen Boten ausgespäht und sie herbeigewünscht hatten, erscheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen sie zurück, befragen sie nach dem

Digitized by Google

Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Ortwin fragt auch nach Kudrun, während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Kudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Ortwin beim Namen, und Kudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungsscene ist an Wirkung dem beliebten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Elektra und des Orestes, gleich. Ortwin will sie nicht auf der Barke mit sich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht stehlen. Sie fahren hinweg; im stolzen Selbstgefühle wirft Kudrun die Kleider, die sie waschen sollte, in die See, und als sie heim kommt, wendet sie die drohende entehrende Strafe ab, indem sie sich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet sich, sie heißt Hartmut listig Boten nach seinen Freunden aussenden, um die Zahl der Vertheidiger zu schwächen, ihr freudiges Lachen verräth sie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden sie, wie wunderbar sie auf Kudrun gestoßen und sie waschend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate sieht sie zornig an und sagt: ihr geberdet euch wie Weiber; sorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Des Nachts noch sollen sie aufbrechen nach Hartmut's Burg, die Luft sei heiter, der Mond scheine hell. Dies geschieht; als der Morgenstern aufgeht, späht eine von Kudrun's Frauen, die den Preis verdienen wollte, den sie derjenigen versprochen hatte, die ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, aus dem Fenster und sieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwig's zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß sie heute Kudrun's Lachen theuer bezahlen müsse, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erstenmal seinen Zorn über Kudrun's Mishandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm räth sich belagern zu lassen und nicht auszuziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horand, und auch Herwig besteht schlecht beim ersten Zusammentreffen mit dem alten

Ludwig, aber das zweitemal schlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut schneidet Wate von dem Thore ab, als schon das Wehegeschrei aus der Burg über Ludwig's Fall ihm Böses verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr Kudrun erschlüge, und schon wollte einer ihrer Leute diesen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeschrei Kudruns in den Fenstern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortrun, im Jammer um ihren gefallenen Vater, bittet Kudrun, Waten und Hartmut zu trennen; sie fordert Herwig dazu auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen sucht. Hartmut wird gefangen, Wate stürmt die Burg und grundsätzlich schont er nicht die neugeborenen Kinder: denn wüchsen sie auf, „so würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen." Ortrun und Gerlinde suchen Schutz bei Kudrun; als der grimmige Mann mit knirschenden Zähnen, mit forschenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr Ortrun zu retten, aber Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem Leben; so übt er auch an Hergart, die unter den Dienerinnen Kudruns die Rolle der Melantho (in der Odyssee) spielte, die Rache des schonungslosen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache versöhnende Verbindung zwischen Hartmut und Hildburg, Herwig und Kudrun, Ortrun und Ortwin.

Man wird aus dieser kurzen Inhaltsangabe die Verwandtschaft erkennen, in der sich das Kudrunlied dem Nibelungengesange geschwisterlich anreiht. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen mit ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen gleichsam in jene alten Zeiten hinüber, aus denen die Berichte der misgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britisch-französischen Romane, zu denen wir

zunächst übergehen, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andre Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Gewandtheit zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeiten besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.

---

7. Einführung britischer Dichtungen.

Wir haben gesehen, wie rasch nacheinander die poetische Sage unter Franzosen und Deutschen in größeren Epopöen den glänzenden Helden des griechischen, fränkischen, gothisch-hunnischen Alterthums dichterische Tempel errichtete. In unmittelbarer Folge reihte sich diesen weitbekannten Gestalten der Alexander, Karl, Theodorich und Attila noch ein vierter Heros an, ein dunkler Ruhm eines verdunkelten Volksstammes, der Nationalheld der Bretonen und Kymren, Arthur, dessen Name in dem Gesammtcyklus der europäischen Ependichtung bald jeden andern überstrahlen sollte.

Wir haben die historischen Keime dieser stetig ausgewachsenen Sagendichtungen jedesmal in großen Bewegungen des Volkslebens gewurzelt gefunden; so glaubten wir auch überall zu dem Auswachsen der poetischen Krone dieser Sagenstämme erneute Perioden großer Zusammenstöße der Völker ein Wesentliches mitwirken zu sehen. Unter den friedlich-frommen Vorspielen der Kreuzzüge, den zunehmen-

den Wallfahrten nach Jerusalem, war es möglich und begreiflich geworden, daß sich alle Völker die orientalische Alexandersage aneigneten, daß Franken und Bretonen ihre Karl und Arthur zu Pilgern ins gelobte Land machten; unter dem Beginn geordneter und erfolgreicher Angriffskriege gegen die Mauren in Spanien seit der Errichtung der Königreiche Castilien und Aragon unter den Söhnen Sancho's des Großen († 1035) und gegen die Ungarn oder Hunnen unter Heinrich III war es natürlich, daß man sich in Frankreich der altberühmten Vertheidigungskämpfe der Karolinger, in Deutschland der Franco-Burgunder erinnerte. In der Reihe dieser Bewegungen, die wie eine reifende Sonne auf die Sagendichtung wirkten, hatten die bedeutendste Stelle jene Volksheerzüge der Normannen eingenommen, die unmittelbarsten kriegerischen Vorspiele der Kreuzzüge. An die Eroberung Englands, durch diesen französirten Germanenstamm, haben wir oben (S. 315 ff.) gesehen, knüpfte sich eine erste reichere Entwicklung der nordfranzösischen Schriftsprache, Literatur und Dichtung; sie gab aber zugleich, wie wir dort andeuteten und hier näher anzugeben haben, den Anstoß zur Erweckung eines neuen literarischen Lebens in dem Stamme der Kymren und Bretonen in Wales und Armorica. Die geistige Erregung der Normannen selbst, sagten wir dort, war unmittelbar ihren eigenen Thaten entwachsen; ihrer Geschichte entstammte ihre heimische, ihre eigenthümliche Dichtung. Frühe waren den normannischen Fürsten lateinische Geschichtswerke dargebracht worden; Dudo von St. Quentin hatte seine Sagengeschichte von Rollo bis Richard I (912—96) dem Herzog Richard II, Wilhelm von Jumieges seine Fortsetzung der Normannengeschichte bis 1135 an Wilhelm I geschickt; unter Heinrich II dichtete Meister Wace (Eustache), ein Poet von Gewerbe, aus Jersey, Lehrer in Caen, um 1160—70 seinen roman de Rou[394]) oder die geste des Normans (wie bei ihm selber

394) Du Méril, la vie et les ouvrages de Wace in Eberts Jahrbuch 1, 1. Womit zu vergleichen Körting, über die Quellen des Roman de Rou. Leipzig

V. 10439 das Buch heißt), die Geschichte Herzog Rollo's und seines Geschlechts. Von Heinrich II wird erzählt, daß er nach dem Rathe seiner Mutter Mathilde seine Freigebigkeit gern mit Hinzögerung gepaart habe: weil man den hungrigen Falken durch Vorzeigen und Rückhalten seiner Speise zugleich gieriger und gehorsamer mache; ähnliches mochte Meister Wace erfahren haben, den der König zu einer Zeit mit einer Pfründe in Bayeux belohnte, dann aber in Ungunst fallen ließ und Benoit de St. More mit Abfassung einer anderen Reimchronik über die Geschichte der Normannen[395] beauftragte. Diese Arbeiten behielten wesentlich nur örtliche und nationale Bedeutung; es war anders mit den ähnlichen, lateinischen und vulgaren Prosa- und Reimwerken über die alte Geschichte der Briten, die, von eben diesen normannischen Fürsten begünstigt, noch früher zu Tage gekommen waren als die Reimchroniken über die Normannengeschichten, die dann erst wie aus einer nationalen Eifersucht gegen die Wälschen hervorgewachsen erscheinen. Nach der in England von den Angelsachsen her altüblichen Sitte liebte Heinrich II im Kreise der Edlen alte Geschichtsüberlieferungen zu hören; dieses Interesse dehnte er, noch mehr aus politischer Klugheit als aus Hang zur Kunst, auch auf die nationalen Ueberlieferungen der Wälschen aus. Gleich nach seinem Regierungsantrit (1154) hatte Wace den roman de Brut[396], oder, wie er selbst (V. 15293) das Werk besser bezeichnet, die geste des Bretons, aus einem lateinischen Werke Gottfrieds von Monmouth übersetzt und der Königin widmen dürfen. Die Herübernahme die-

1868 und in Eberts Jahrb. 8, 170. Nach Körtings Vermuthung wäre der zweite, in Alexandrinern verfaßte Theil über die ältere sagenhafte Geschichte von Rollo, der nach Wace's eignen Rückbeziehungen darauf im 3ten Theile ihm nicht abgesprochen werden dürfe, früher als der erste Theil, der nicht vor 1170 geschrieben ist, um 1160 verfaßt.

395) Chronique des ducs de Normandie. ed. Fr. Michel. — Der Dichter war Benedictiner, und nennt sich in der poetischen Uebersetzung eines Lebens des h. Thomas aus dem Lateinischen frère Benet le pécheur. S. Th. Wright in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Chronik von Langtoft.

396) Ed. Leroux de Lincy. Rouen 1836—38. 2 Bände.

ser Ueberlieferungen aus lateinischer und kymrischer oder bretonischer (armoricanischer) Sprache in das Normannisch-Französische ward der Anlaß, daß nun auch die wälschen Sagen oder Fictionen von Arthur und seiner Tafelrunde, beseelt mit dem ritterlichen Geiste des franco-normannischen Stammes, zunächst in Nordfrankreich und Flandern eingebürgert wurden und dann von da aus ihre ungeheuere Ausbreitung über alle Welt erlangten, da sie in dem Geschmacke der Zeit fast jeden anderen Dichtungsstoff überwanden. So werden wir sehen, daß diese fremden Dichtungen mit ihren neuen Stoffen in neuen Formen durch unmittelbare Beziehungen des welfischen Hauses mit England alsbald auch nach Deutschland herüberkamen. Wie zur Zeit der Wiederbelebung unserer Dichtung im 18. Jh. der Anstoß von England aus gegeben ward, nicht ohne Mithülfe sogar der altbritischen Elemente die in so neuer Zeit noch einmal im Ossian eine Art Wiederbelebung erfuhren, so war es damals bei dem ersten Aufblühen unserer ritterlichen Dichtungsperiode. Und was Lessing von dem Einfluß der englischen Literatur in der neuen Zeit sagte, daß hier der Geist der Nachahmung als Muster gepriesen hätte, was in der Geschichte der Poesie als Ausartung erschiene, dies läßt sich von den britischen Dichtungen des 12. Jahrhs. mit noch viel größerem Rechte behaupten.

Um diesen Ausspruch mit einigen Andeutungen zu erhärten, müssen wir einen flüchtigen Blick auf die britisch-walisische Dichtung und Sage werfen und deren Umgestaltung und Entartung mit Winken bezeichnen, so weit dies einem Fremden, der wälschen Sprache Unkundigen möglich ist, der in diesem Gebiete mehr nach geschichtlichen Analogien urtheilen muß, als aus einer umfassenden Kenntniß der Quellenschriften, die auch zur Zeit noch immer nicht vollständig bekannt noch kritisch gesichtet sind, wenn gleich in den letzten Jahrzehnten in diesen Gebieten die vielfachste Thätigkeit entfaltet worden ist. Gesellschaften und Privatleute haben die Durchforschung wälscher Quellen neu belebt; Lady Guest (und bei uns San Marte) haben jene Mabinogion bekannt gemacht, die für manche Räthsel der

Digitized by Google

britischen Dichtung eine plötzliche Lösung brachten; die Price, Rees, Herbert, Stephens u. A. sind in den verschiedensten Richtungen wirksam gewesen; das Eisteddvod von Abergavenny (1838) hat die uralte Verwandtschaft von Wales und Bretagne gefeiert und Villemarqué konnte dort eine bretagnische Rede zusammenstellen, die von Walisen verstanden wurde, derselbe Mann, der uns zuerst mit den kostbaren Schätzen des bretagnischen Volksgesanges aus einer Reihe von Jahrhunderten bekannt gemacht hat. Fehlt es zwar noch in der Erforschung der britischen Literatur an der zuverlässigen Ergründung der Sprache, die deren Perioden umschrieben und allen Quellen die Zeit ihrer Entstehung mit Sicherheit angewiesen hätte, ohne welche Vorarbeit man in Labyrinthen fadenlos umirrt, so ist doch unstreitig unsere Kenntniß dieser Gebiete in mancher Weise bereichert worden. Wir begnügen uns im Folgenden mit den allgemeinsten Andeutungen der am meisten sicheren und für unsere Aufgabe wichtigen Thatsachen.

Die ältesten Reste kymrischer Dichtung sind eine Reihe Bardengesänge[397], die, im Einzelnen von schwer bestimmbarem Alter, doch alle wohl der Zeit der angelsächsischen Herrschaft (6.—10. Jh.) angehören. Sie spiegeln zum großen Theile diese Zeit nationalen Unglücks ab; es sind heroische Klaggedichte, entblößt von thatsächlichem Inhalte, im Ausdruck großrednerisch, wie alle keltische Schrift und Rede schon den Römern erschien, im Sinn geheimnißvoll, dunkel, ordnungslos und abspringend, aber frei von den Wunderlichkeiten und Rohheiten, denen man in den späteren Erzeugnissen britischer Dichtung begegnet. In diesen Elegien sind unter Anderen schon die Namen der Owen (Urien's Sohn), Arthur und Geraint, der Kai und Gwalhmai (Gauvain) genannt, die später in der romantischen Epik verherrlicht durch alle Welt gingen. Aber sie erscheinen hier noch in ganz nüchterner, geschichtlicher Gestalt; der Ruhm Uriens überstrahlt weit

397) Villemarqué, poèmes des bardes Bretons du VI. siècle. Paris 1850. Myvyrian archaiologie of Wales. tom. I.

den des Arthur, dessen Name bei Gildas und Beda nicht einmal genannt wird; keine der romantischen Zuthaten der späteren Arthurromane ist an die Thaten dieser Helden geknüpft, so wenig wie an den Arthur der älteren Triaden in der Sammlung des Mönchs von Llancarvan († 1156) oder der wälschen Mährchen aus dieser selben Zeit. In anderen Gesängen aber ist dieser in geschichtlicher Bescheidenheit erscheinende Arthur eine ganz mythische Gestalt geworden, von einem göttlichen Wesen erzeugt und bei seinem Tode in das Gestirn des Arthurwagens versetzt. Diesen Halbgott würden wir weder für einen anderen zweiten Arthur halten[398], noch die betreffenden Gesänge für die ältesten; diese Fabeln scheinen uns den späteren Zeiten anzugehören, wo Giraldus Cambrensis (schon im 12. Jahrh.) das Verderbniß der alten Gesänge unter den Händen der neuern Barden beklagte, deren unsinnige Mystik die ähnliche Ausartung in der wälschen Dichtung bezeichnet, wie die unserer Gnomiker des 13. Jahrhs. den Verfall der ritterlichen Poesie in Deutschland.[399]

In welchem Stufengange sich während der sächsischen Herrschaft die Erinnerungen an Arthur und seine Helden ins Sagen- und Fabelhafte umgestalteten, läßt sich kaum errathen. Mit Sicherheit erkennbar ist nur das Eine, den dichtungsgeschichtlichen Erscheinungen in Frankreich und Deutschland ganz analoge Verhältniß, daß seit dem 9. Jh., von dem Cambrischen Mönch Nennius (898) bis auf Gottfried von Monmouth, die Fortbildung der Nationalsage den Klöstern,

398) Wie Villemarqué, les romans de la table ronde. ed. 3. Paris 1860. p. 8—12. — Holtzmann (Germ. 12, 257) will Arthur für identisch mit Vortimer, Vortigerns Sohn, erklären, von dem Nennius an Einer Stelle (§. 43) erzählt, was an anderer (§. 56) von Arthur.

399) Wir unterzeichnen mit Vergnügen den folgenden Ausspruch San Marte's, die Arthursage u. s. p. 3. „Es fehlt uns der Scharfsinn vielleicht, gewiß aber der verzweifelte Muth, aus den Sagen von Arthur unter Anknüpfung seines Namens an den Polarstern und seiner 12 Feldzüge an die 12 Monate oder an die Apostel, ein Gespenst von Weltschöpfungs-, Sonnen- oder sonstigem überschwenglichen Mythus heraufzubeschwören, wie es mit der Sage von den Nibelungen und Tristan geschehen ist."

den gelehrten Mönchen, der lateinischen Sprache anheim fiel, und daß sie sich wie die Hunnen- und Burgundersage in dieser Zwischenzeit christianisirte. Leider giebt es aus dieser Uebergangszeit der sicheren und ächten Schriftreste in Volkssprache nur wenige; die lateinische Geschichte, die Nennius' Namen trägt, müßte uns allein in diesen Zeiten Wegweiser sein. Allein den ächten und ursprünglichen Theil dieses durch Abschreiber viel veränderten Werkes jetzt noch auszusondern, hat ein neuerer Herausgeber desselben (Stephenson, 1838) für unmöglich erklärt, der übrigens von den vielen (etwa 40) Handschriften nur ungefähr die Hälfte verglichen hat. Die Sage von Vortigern und Hengist ist bei Nennius noch volksthümlicher Art, an die Geschichte wenigstens angelehnt; neben ihr findet dann, unverstanden und verwildert, jene fränkische Völkergeneaiogie aus dem 5./6. Jh. (s. oben S. 14) Aufnahme, die noch nach dem Durchgang durch Gottfried von Monmouth in vielen späteren französischen Vulgargeschichten und Romanen (wie im Fiorimont) wiedererscheint; in ihrer Einschaltung wie in den Fabeln vom trojanischen Abstamm der Briten und in der Umgestaltung der Sagen von Arthur und Merlin sind die willkürlichen Zuthaten gelehrter Erfinder nicht zu bezweifeln. Um von Merlin zu schweigen, dessen Sage in unsere deutsche Dichtung den Weg erst in der Zeit des letzten Absinkens der mittelaltrigen Dichtung gefunden hat[400], so ist Arthur hier schon mit wunderbaren Waffen ausgerüstet, erficht glänzende Siege in zwölf Schlachten und macht schon die Wanderfahrt nach Jerusalem. Eine Stelle wie diese ist man geneigt, für Einschaltung der kreuzritterlichen Zeiten zu halten; wäre sie älter, so würde sie ein merkwürdiges Seitenstück zu der Fiction von Karls Fahrt nach Jerusalem bieten. Wie dem sei, selbst bei Nennius erscheint Arthur immer noch keineswegs als jener Mittelpunct britischer Sage, wie später. Dagegen weiß Caradog von Llancarvan in seinem Leben Gildas' von den Zerwürfnissen Arthur's

400) Vgl. S. Marte, die Sage von Merlin. Halle 1853.

mit seinem Weibe (Gwenhwyvar), deren Entführung durch Medrod nachher eine so breite Stelle in den Romanen einnimmt; Wilh. von Malmesbury (um 1140) kannte schon seinen Hofhalt in Caerllion und ein Hagiograph derselben Zeit[401]) zeigt ihn und seine Genossen bereits in der Rolle der Frauenbeschützer. Gleichwohl war für die Walisen selbst die Sage von Arthur in der Gestalt, in welcher sie seit der Mitte des 12. Jhs. plötzlich in lateinischen und normannischen Prosen und Poesien eine ungemeine innere Ausdehnung und äußere Ausbreitung erfuhr, etwas ganz Neues, dem sich damals und später viele walisische Barden entgegenwarfen, welchen der Ruhm Cadwaladr's mehr als Arthur's galt; Alanus ab insulis (12. Jh.) konnte damals sagen, daß Arthur's Name selbst in Asien bekannter sei als in England, indem er zugleich den stärksten Ausdruck gebrauchte, um die Volksthümlichkeit zu bezeichnen, die dieser Name in der Bretagne besaß.

Hier nämlich war ein verpflanzter Zweig des britischen Volkes in denselben Jahrhunderten zu neuem Leben aufgeschossen, während der Stamm selber in England verkümmert war, und Sage und Dichtung trieb hier neue Blüten in der frischeren Pflege des Volks, während sie in Wales unter der kastenartigen Bardengilde stillstand oder entartete. Die Uebersiedlungen der Kambrier nach Armorica hatten im 4. Jahrh. begonnen; im 6. wanderten sie vor den Sachsen in Masse dahin aus; andere Züge sollen zur Zeit Cadwaladr's (Ende des 7. Jahrhs.) gefolgt sein. In dem Landwinkel, den sie hier besetzten, konnten die Briten die hartnäckige Eigenthümlichkeit ihrer Nationalität behaupten, aber nicht ohne mit Franzosen und Normannen feindlich zusammenzustoßen. Gekräftigt durch die Auswanderung, wurden sie es durch diese Kämpfe noch mehr; in Berührung mit diesen beweglichen Stämmen wurden sie menschlicher, weit-

401) S. die Nachweisungen bei Villemarqué, les romans de la table ronde. p 19 f.

kundiger, der europäischen Bildung näher gerückt; die sittliche Spannkraft, die in den Römer- und Sachsenzeiten unter den Briten erschlafft war, kehrte hier wieder; glücklich bestandene Kämpfe festigten mit der Selbständigkeit das Selbstvertrauen, und an die Stelle der entmuthigenden Elegien, die im 6. Jahrh. den Fall der Kambrier in England besangen, trat hier bei ihrer Auferstehung ein Volksgesang voll thatsächlichem Inhalt, Balladen, die dem schönsten der nordischen Volksdichtung gleichstehen, und von denen sich einzelne Stücke aus jenen fernen Jahrhunderten (begreiflicherweise unter Veränderung der Sprache und des Inhalts) bis auf unsere Tage lebendig fortgepflanzt haben [402]). Der Natur dieser Verhältnisse ist es durchaus gemäß, daß hier in der Bretagne die britische Sage und Dichtung allmählich den erweiterten Inhalt sammelte, in dem sie im 12. Jahrh. plötzlich erschien, wie das Volk selbst hier den alten, urzeitlichen Charakter seiner abgeschlossenen, fremdem Einfluß unzugänglichen Cultur in etwas ablegte. Unter den älteren bretagnischen Volksgesängen ist ein Kranz von Balladen über den Helden Morvan Lez-Breiz († 818) und seine Feindschaft mit Ludwig dem Frommen; sie tragen einzelne spätere Züge, sie erwähnen Münzen, die es vor dem 14. Jahrh. nicht gab, aber ihr ganzes Gepräge ist alt und ächt. Sie erzählen von dem Kinde Morvan, wie er, von seiner Mutter in einsamer Rückgezogenheit gehalten, auf einen wandernden Ritter trifft, den er für einen Engel hält, wie er nun die Begierde nicht bezwingt selbst ein Ritter zu werden, auf Abenteuer auszieht und nach zehn Jahren ruhmvoll wiederkehrt, während seine Mutter vor Gram gestorben ist. Diese Sage wird in dem wälschen Mährchen von Peredur und in Chrestien von Troies' und Wolfram's Parzival wieder erzählt, wo sie sich zu dem Volksliede wie Kunst und Künstelei zur gesundesten Natur verhält; sie ist ein wundervoll tiefes Sinnbild

402) Barzaz-Breiz, chants populaires de la Bretagne. ed. Villemarqué. 2 Bde. 1840. Volkslieder aus der Bretagne, übers. von Keller und v. Seckendorf. Tübingen 1841.

eines großen geschichtlichen Verhaltes: wie ein eingezogenes, in engen Nationalschranken lebendes Volk seine erste Bekanntschaft mit der glänzenden, waffenfrohen Welt der germanischen Wandervölker macht und den Trieb empfindet, in gleichen Rang mit ihnen zu treten. In eine thatensüchtige Umgebung gestellt, lernten die Bretagner bald, an den großen Weltbegebenheiten Theil zu nehmen; dies belebte, auf ihre Volksdichtung überwirkend, ihre alten Erinnerungen und füllte sie mit thatsächlichem Inhalte. Die Insel der Apfelbäume (Avalon), ihr verlassenes Vaterland, ward ihnen ein Aufenthalt der Dämonen und Feen, ein Elysium der Seligen; die leeren Namen der alten Helden Owen und Geraint umkleideten sich mit einem Körper romantischer Sage und Geraint tauschte den Namen mit dem eines bretagnischen Häuptlings des 10. Jahrhs.; Arthur aber ward hier der Mittelpunct aller Herrlichkeit der Sage. Gerade dies ist in jeder Weise erklärlich. Arthur war ein südbritischer Held, dessen Sitz in der Sage der Inselbriten nach Gelliwic in Cornwall gelegt ist; die Kernen waren zur Auswanderung nach Armorica die nächsten; ein neues Cornouaille entstand hier, in dessen Bevölkerung die dichterische Thätigkeit am größten war; denn noch in den nun gesammelten Gesängen sind zwei Drittheile der heroischen und geschichtlichen Balladen in kernischer Mundart, doppelt so viele als aus allen drei andern Landestheilen der Bretagne zusammengenommen. Den Armoricanern war Arthur ihr eigner König, ihre Lieder (die kleine Legende von St. Efflamm in Villemarqué's Sammlung) stellten ihn dar als einen Bändiger der Ungeheuer; sie glaubten an seine Unsterblichkeit und Wiederkunft, wie die Walisen an Cadwaladr's; Malmesbury erwähnt dieses Glaubens, der sich an die Unbekanntschaft von Arthurs Grabe knüpfte; und Alanus[403]) sagt, man würde hier jeden gesteinigt haben, der Arthur's Fortleben geleugnet

403) Turner, vindication of the ancient british poems, p. 160.

hätte. Damals aber war der dichterische und nationale Cultus Arthur's auch in Wales ganz neuerlich wieder aufgelebt; es war damals jene Chronik Gottfried's von Monmouth schon erschienen, die aus der Bretagne die romantische Sage von Arthur empfangen haben sollte, die sie nun in England ausbreitete.

Es hatte seit der Auswanderung zwischen Mutter- und Tochterland nie an den Berührungen gefehlt, die einen Austausch, eine Vertragung der wälschen und bretagnischen Sagen möglich machten. Zu Zeiten weiß man, daß einzelne Geistliche zwischen beiden Landen ab- und zugingen; im 7. und 10. Jh. nennt man einzelne Familien, einzelne Abenteurer, die nach Wales zurückwanderten; im Anfang des 11. Jhs. ließen sich flandrische Colonisten in Glamorgan nieder, der rechten Stätte wälscher Dichtung, wohin und woher der Austausch der beiderseitigen Sagen am eifrigsten betrieben werden konnte. Ohnehin waren so viele Züge des britischen Sagen- und Aberglaubens ein Gemeingut nicht allein dieser, sondern aller keltischen Stämme, und schon in viel älteren Zeiten. Kannte doch schon Augustin jene Sagen von der Verbindung der Dämonen mit menschlichen Frauen, die so oft in den britischen Mährchen begegnen. Wußte doch schon Posidonius (bei Athenäus 4, 12) von der runden Tafel der Gallier und ihren Kampfspielen nach dem Mahle. Waren doch schon dem Plinius und anderen Römern so manche Züge des Druidenwesens bekannt, die Feen und Zwerge, die übernatürlichen Triebkräfte in aller britischen Dichtung, die bezauberten Wälder und wunderbaren Quellen, die in allen britischen Mährchen bis zum Ueberdruß wiederkehren. Es ist daher kein Wunder, daß sich die armoricanischen Lais und die walisischen Mabinogion in so vielen Zügen begegnen; daß die Sagen des einen Landes in die Oertlichkeiten des anderen verpflanzt wurden; daß in den heute erst aufgezeichneten bretagnischen Volksliedern die Lieblingsgegenstände wälscher Sage aufstoßen; daß selbst Stellen und Strophen dieser Lieder in alten wälschen Erzählungen nachgewiesen

wurden[404]; daß die Legenden wälscher Heiliger die weltlichen Geschichten von Arthur[405] und die Wundersagen von seiner und Merlin's dämonischer Geburt[406] bestätigen. Es ist kein Wunder, daß die Sage von Arthur, wie sie sich in Volksliedern oder bei gelehrten Bearbeitern in Armorica gestaltet hatte, neu und unerhört wie sie war, in Wales eine begeisterte Aufnahme finden konnte, wenn sie in einem günstigen Augenblicke dorthin verpflanzt wurde.

Ein solcher Zeitpunkt trat gegen Ende des 11. Jhs. ein, in den Zeiten, da die Normannen ihre Herrschaft in Italien begründeten und die Eroberung Englands vorbereiteten, an der sich viele Bretagner betheiligten. Der Fall der Angelsachsen (1066), ihrer alten Feinde, berauschte die Briten mit neuen nationalen Hoffnungen. In Wales gab es gleichzeitig Veränderungen, die kleine Seitenstücke zu jenen großen Volksbewegungen wurden. Im J. 1080 kehrte Gruffudd, Kynan's Sohn, aus Irland nach Nordwales, und erwarb von dem Usurpator Trahaern sein Erbe zurück; er regierte bis 1137 und eröffnete das glänzendste Zeitalter wälscher Geschichte und Literatur; ein verjüngter lyrischer Natur- und Minnegesang erschallte damals aus der bestäubten Leier der Barden; es folgte eine Reihe von Häuptlingen, unter denen sich Wales selbst gegen England auf längere Zeit in einer gewissen Selbständigkeit behauptete. Kurz vorher, ehe diese Zeit für Nordwales anbrach, hatte 1077 der alte Rhys ap Tewdor die Herrschaft von Südwales angetreten, der nach langer Abwesenheit aus Bretagne rückkehrte, von wo er das Parteitreiben in Wales beobachtet hatte. Er brachte nach wälschen Nachrichten[407] die Hofsitten der

404) S. Villemarqué zu den Nummern 4 und 5 seiner Sammlung.

405) Ellis, specimens etc. Tom. I. p. 100. Note 2.

406) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des heiligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus, frequenter sumptis transfigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse. Dies bezieht sich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander in der orientalischen Sage geboren ist.

407) In den Iolo-Handschriften, angeführt in Th. Stephens, lit. of the

Digitized by Google

Herzoge von Bretagne, die sich dort an Arthur's Namen geknüpft hatten, nach Wales hinüber; er verband damit die bardischen Gorsedd's, zeitweilige Versammlungen und Preisbewerbungen der Barden „wie zu Zeiten Arthur's". Diese Tage wurden in Nordwales nachgeahmt; sie pflegten über beide britische Inseln ausgerufen zu werden; den wälschen Fürsten, unter denen viele sonst und jetzt wieder selber dichteten, bereiteten sie den Ruhm, die Ersten in Schätzung der Kunst zu sein, und sie machten es den englischen Königen fast zur Nothwendigkeit, in dieser fürstlichen Würdepflicht ihrerseits nicht zurückzubleiben, was dann, wie wir sahen, nach Frankreich und Deutschland anregende Beispiele gab. Diese Rückkunft des Namens von Arthur war, nach dem Geständnisse lebender Walisen selbst, ein trefflich auf die Natur des Volks berechnetes Mittel, um den spasmodisch und nur auf Anstöße wirkenden Nationalgeist der Kambrier anzufeuern; es war wie ein Wiederaufleben Arthur's in einem nationalen Sinne, so daß andere wälsche Fürsten, und selbst normannische Häuptlinge ähnliche Einrichtungen eifersüchtig einführten, während später die normannische Politik Heinrichs II nöthig fand, den Aberglauben an Arthur's Fortleben zu bekämpfen, indem sie das Grab und die Gebeine desselben entdecken ließ. Auf dem Grunde dieser großen politischen Veränderungen in Wales begreift es sich leicht, wie sich der plötzliche und neue, erst volksthümliche, bald weltkundige Ruhm Arthur's in Geschichte und Dichtung ausbreiten konnte. Der große literarische Anstoß dazu geschah durch die Chronik Gottfrieds (Gruffudd ap Arthur), des Erzdechanten von Monmouth (1132—35). Auch sie stand mit jener neuen nationalen Bewegung, mit jenen politischen Zwecken in einer Verbindung. Sie ist Robert von Caen, dem Grafen von Glocester, gewidmet, einem Enkel des alten Rhys, dem Gatten der Erbtochter des Normannen Robert Fitzhammon, der nach Rhys'

Kymry. 1849. p. 336. Uebersetzt: Geschichte der wälschen Lit. vom 12—14. Jh. Von S. Marte. Halle 1864.

Digitized by Google

Falle seit 1091 die Herrschaft von Glamorgan hatte; Robert von Glocester regierte von 1110—1146; er war den alten Bräuchen der Briten günstig wie ihrer Sage und hatte die Hand im Spiele bei dem Werke Gottfrieds, seines Unterthanen.

Es ist nicht unsere Sache, uns in die Untersuchung über die Quellen und die Herkunft dieses lateinischen Buches[408] zu mischen, das unter den Briten die Anfänge der neuen epischen Kunst als ein ebenso merkwürdiger Markstein bezeichnet, wie auf dem Festlande Leo's Schlachtenbuch und der Pseudoturpin. Daß der Hauptinhalt der Gottfried'schen Chronik wirklich aus der Bretagne stamme, scheint uns in den angeführten allgemeinen Verhältnissen mit Wahrscheinlichkeit begründet zu sein, wie in der Beschaffenheit des Werkes selbst, was sogar Stephens fast wider Willen zugeben muß. Es sind[409] nur wenige wälsche Oertlichkeiten darin genannt; es ist Arthur's Sitz nach Caerllion, nicht wie bei den Walisen nach Gelliwic in Cornwall, gelegt; es ist die Geschlechtstafel der kambrischen Könige abweichend

---

408) Gottfrieds von Monmouth Hist. regum Britanniae. ed San Marte. Halle 1854. Mit einer Uebersetzung des Brut Tysylio. — Ueber die Quellen des Werkes ist Alles noch im Streit. Nach Gottfried selbst ist seine Chronik auf den Wunsch des Erzdechanten Walther von Oxford aus einem alten, von diesem aus der Bretagne mitgebrachten lateinischen Original übersetzt, das die Geschichte von Brutus, dem ersten König der Briten, bis Cadwaladr erzählte, wovon der forschende Heinrich von Huntingdon nie zuvor gehört hatte. Wer nun der Verfasser dieses Buches gewesen, ob (nach S. Marte) Walther Calenius, ob gar (wie die Wälschen, wie noch die Herausgeber des Brut y Tywysogion aufstellen) Walther Mapes sei, der doch erst unter Heinrich II Ende 12. Jhs. thätig war, ob vielleicht ein gleichnamiger älterer Verwandter desselben, der in Llancarvan ansässig war und von dem eine wälsche Abhandlung über Ackerbau erhalten ist, ob ferner das Buch in armoricanischer oder kymrischer Sprache verfaßt war, ja ob es überhaupt nur existirt habe (wiewohl seine Existenz in Gaimar's gereimter Estorie d'Engles um 1145—47 bezeugt ist), darüber ist nichts im Klaren. Villemarqué (l. l. p. 27) scheint fortwährend die Existenz des armoricanischen Originals zu behaupten, von dem nach seiner Annahme die kymrische Chronik von Tysytio (Brut Tysylio) eine wälsche Uebersetzung ist, die wieder Andere (Zarncke in Eberts Jahrb. 5, 249.) für eine gekürzte und veränderte Bearbeitung Gottfrieds, Andere (wie S. Marte) für Gottfrieds Quelle nehmen.

409) Eine Bemerkung von Rees, in den welsh Saints.

von den kymrischen Quellen; es stimmen die Erzählungen von Arthur, die sich mit Nennius' Berichten berühren, nicht mit dieser wälschen Ueberlieferung zusammen. Die Theile aber, die den Krieg Arthur's mit Lucius Tiberius behandeln, die eine Bekanntschaft mit Italien und den Alpen, mit Paris und Burgund zeigen, wie sie in Wales sehr fern lag, verrathen am meisten einen jüngern Ursprung auf französischem Boden. Denn hier soll Arthur sichtlich den großen Helden der Dichtersagen von Alexander und Karl gleichgestellt werden an Weltherrschaft und Kriegsmacht; ein großer Kriegszug, eine Völkerschlacht wird beschrieben, an der alle Welttheile mitkämpfen, in der eine Menge Helden auftreten mit jenen wunderlichen, orientalisch-griechisch-römisch-homerischen Namen, wie sie im Titurel und den späteren Alexandriaden üblich sind. Hier huldigt der Erzähler dem neuen Dichtungsgeschmacke; hier folgt er auch nicht mehr dem alten Buche, das aus älteren Gesängen und Fabeln geschöpft haben wird, sondern den mündlichen Mittheilungen Walthers. Die dunkeln Merlin und Arthur leuchten hier in neuem romantischen Glanze, ohne den sich ein wälscher Held nicht in die große Gesellschaft der alten und neuen Lieblingshelden des Festlands wagen durfte. Mit diesem Sageninhalte aber führte das Buch (und dies ist eine außerordentliche Wirkung) die kleinlebigen, der großen Zeit bis dahin entfremdeten Briten neu in die Welt ein als ein Volk von ebenbürtigen Thaten. Auch die Sittenschilderung dient unwillkürlich diesem Zwecke. In dieser Geschichte des britischen Alterthums ist nichts von dem alten Druidenwesen und über das heidnische Zeitalter des Volkes zu lesen. Herbert[410]) sah darin die politische Absicht, jene Eigenthümlichkeiten, welche die Briten in Staat und Sitte den neuen Völkern entfremdeten, zu verstecken und zu überfirnissen, um die Geschichte von Wales durch den christlich ritterlichen Anstrich des Buchs „in der Christenheit

410) A. Herbert (der Verfasser von Britannia after the Romans und des Neodruidism), Cyclops Christianus. London 1849.

einführungsfähig zu machen", so wie schon vorher die mönchische Legende massenhaft den Grund eingenommen hatte, der von dem Druidismus verlassen war. Allein wenn Gottfrieds Quelle aus der Bretagne stammte, so konnte seine Chronik auch ganz absichtlos zu jenem Zwecke tauglich geworden sein, denn es war natürlich, daß die ausgewanderten Briten des 6. Jhs. das druidische System in England zurückließen. Daß aber Gottfried's Uebersetzung politischen Zwecken dienen sollte, ist unzweifelhaft. Es sind wälsche Gedichte aus jenen Zeiten übrig (so ein Gespräch, das unter Merlin's Namen geht), die die Ansprüche jenes Rhys ap Tewdor mit genealogischen Aufstellungen unterstützten; der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, so führt Gottfried selbst an, war auf Merlin gerichtet und dies nöthigte ihn, in seine Chronik gleichfalls die Weissagungen Merlin's als eigenen Zusatz aufzunehmen, die die Herstellung des geschwächten Britanniens verkündeten [411]), wenn Cadwaladr und Conan aus Armorica rückkehren würden; mit deutlicher Anspielung auf Conan II, der in Bretagne zur Zeit der normannischen Eroberung lebte, welche die britischen Hoffnungen so hoch aufspannte.

Der messianische Glaube an Arthur's und Cadwaladr's Wiederkehr, d. h. an eine Wiederkehr altkambrischer Herrlichkeit fand, so wenig wie bei den Juden, eine Erfüllung in Beziehung auf eine politische Wiedergeburt, aber ein geistiges Reich ward durch die poetische Auferstehung Arthur's allerdings erschlossen, die der Entdeckung seines angeblichen Grabes auf dem Fuße folgte. Das Werk Gottfried's hatte eine rasche unglaubliche Wirkung, die man ohne die ungeheuere kriegerische und literarische Aufregung des ganzen Jahrhunderts nicht begreifen würde. Es ward von Caradog von Llancarvan in wälscher Sprache von der Zeit Ivors, des Nachfolgers Cadwaladr's, an, bis um die Mitte des

411) — Britones, ut nobile regnum
temporibus multis amittant debilitate,
donec ab Armorica veniet temone Conanus
et Cadwalladrus Cambrorum dux venerandus.

12. Jhs. fortgesetzt[412], dessen Chronik dann wieder Andere bis gegen Ende des 13. Jhs. fortführten. Mehrfach wurde es in lateinische Verse gebracht[413]. Die Geschichtschreiber der nächsten Zeit entlehnten bald, bald bekämpften sie seinen Inhalt, der dagegen in die vulgaren Reimchroniken ungestörteren Eingang fand. In dem Brut y Gruffud ap Arthur und wohl auch in dem Brut Tysylio[414] wurde es zweimal ins Wälsche rückübersetzt. Wace bearbeitete es (s. oben S. 319) in seinem Brut in anglonormannischen Versen[415] unter einzelnen Ausmalungen und Einschaltungen in solchen Details mittelaltriger Sitte und Denkweise, worin sich alle Vulgardichter dieser Zeiten gehen ließen, sonst in genauer Folge. Aus ihm wieder schöpfte (Anf. 13. Jhs.) Layamon zu seinem Brut oder chronicle of Britain (ed. Madden), dem dann noch bis zum 16. Jh. eine Reihe von vulgaren Reimchroniken folgten[416], auf beiden Grundlagen von Gottfried und Wace aufgebaut. So groß war Beider Ansehen, daß in der estorie d'Engles von Gaimar, der früher als Wace die hist. Britonum im Anfang seines Werkes übersetzt hatte, dieser verloren gegangene Theil in allen Handschriften durch Wace ersetzt ward, und daß noch im 14. Jh., als Peter aus Langtoft in seiner französisch geschriebenen Chronik[417] bis auf Eduards I Tod im ersten Theil die britischen Geschichten Gottfrieds und Wace's mit einem Stich auf ihre thörichten Fabeln (trofles) nur in gekürzter Erzählung brachte, sein Zeitgenosse und Uebersetzer ins Englische, Robert von Brunne[418], ihn darüber förmlich zur Rede setzte. Gottfrieds Werk war eben das große welthisto-

---

412) Brut y Tywysogion. ed. John Williams ap Ithel. Lond. 1860.

413) Madden, Vorrede zu Layamon. p. XL. San Marte l. l. p. XXVI ff.

414) Beide in der Myvyrian Archaiol. Lond. 1801. Tom. II.

415) Die Meinung du Méril's (Eberts Jahrb. 1, 1), Wace habe eine kymrische Quelle benutzt, ist von Bernhard ten Brink (ib. 9, 241) siegreich abgewiesen worden.

416) S. bei San Marte p. XXIV ff.

417) Ed. Th. Wright. Lond. 1866. 1—2.

418) Ed. Th. Hearne 1725.

Digitized by Google

rische Ereigniß in der Literatur des Jahrhunderts, das die nationalen Volks- und Heldendichtungen in der romanischen und germanischen Welt erschütterte. Seit Meister Wace in seiner weitreichenden Sprache und in seinem normannisch-fränkischen Zuschnitt dem modernisirten Arthur Gottfrieds noch die letzte Weihe der Zeitmäßigkeit gegeben hatte, traten nun in dem Geschmacke der ritterlichen Gesellschaft die Recken und die rauhen Gotteskämpfer der hunnischen und karolingischen Sagen vor den Tafelrundrittern Arthurs zurück; der Frauendienst verdrängte den Vasallendienst, die Galanterie die Gottesfurcht, das Ceremoniel und seine Beschreibung die Handlung, die Aventiure die Geste, das mährchenhafte Wunder die natürlichen menschlichen Thaten. Es wurde Stil schon bei Wace[419]; sich über die tollen Fabeleien der Arthurgeschichten lustig zu machen, ohne daß dies dem Geschmacke an den meist außerordentlich hohlen Stoffen dieser neuen Dichtungen Einhalt gethan hätte. Die französischen Romane von Helias und den enfances Godefroi sind am vollsten von diesen Lügenfabeln, gegen die sie mit vollstem Munde aneifern.

Der Uebergang der wälschen Sagenstoffe in die europäische Welt ward noch sehr dadurch befördert, daß, neben dem weiten geschichtlichen Sagencyklus bei Gottfried und Wace, die wälsche Literatur gleichzeitig dem neuen ritterlichen Geschmacke einzelne ausgehobene Mährchen noch bequemer zugerichtet entgegen brachte. Nach den Zeugnissen der Giraldus, Alanus u. A. nahm damals der Volksgesang über Arthur einen neuen Aufschwung; daneben wurden prosaische Mährchen auf älteren Sagengrundlagen neu gestaltet, deren einige die Quellen zu

419) Im Brut sagt er (V. 10032 ff.), von Artus seien so viele Geschichten zu Fabeln verkehrt worden, nicht ganz Lüge nicht ganz Wahrheit:

tant ont li contéor conté Et li fableor tant fablé,
por les contes ambeleter, Que tot ont fait fables sanbler.

Er forschte also nach dem Wahren, er spähte selbst den Wundern im Walde Broceliande nach und theilte den Erfolg im Roman de Rou V. 11534 mit:

La alai jo merveilles querre, vis la forest et vis la terre,
merveilles quist meiz n'es trovai; fol m'en revins, fol i alai.

den berühmtesten französischen und deutschen Romanen aus dem Kreis der Tafelrunde aufgedeckt haben[420]. Ein Theil von diesen uns erhaltenen Mährchen (Mabinogion) gehört nach dem Urtheile aller Kenner der Zeit Gottfried's an; eine Sammlung solcher Stücke soll, nach einer späteren Angabe[421], auf Anlaß des oben erwähnten Gruffudd ap Kynan († 1137) veranstaltet worden sein. Sie berufen sich z. Th. auf frühere Quellen und sind, schon nach den unterlaufenden poetischen Stellen zu schließen, aus Liedern entstanden, die nicht unter gelehrten Barden, sondern im Volke selbst ihren Umlauf hatten. Die volksmäßige Grundlage ist darum doch in diesen Mährchen so gering, wie in den Erzählungen unserer Fahrenden aus dieser Zeit; die wenigsten der Helden, die hier auftreten, haben mehr als dem Namen nach eine geschichtliche Beglaubigung oder altdichterische Ueberlieferung; das meiste ist ohne Zweifel neue Erfindung. Einige der Mährchen sind ganz walisischer Erzeugung, und diese sind ohne Einfluß auf die europäische Literatur geblieben; sie machen Arthur und seine Helden zum Theil (wie das Mährchen von Kilhwch und Olwen[422]) zu Riesen in den ungeheuersten, scherzhaften Uebertreibungen, die ganz dem Geschmack der Bänkelsängerepen entsprechen, die wir vorhin in Deutschland gefunden haben. Andere, wie die Quellen zu Parzival, Iwein und Erek, tragen die Spuren von französischen Einflüssen, Anspielungen auf normannische Sitten, Waffen, Trachten, aber auch sie sind unleugbar von britischem

---

420) The Mabinogion from the Llyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady Charlotte Guest. London 1838—49. Vol. 1—7. Die Arthursage und die Mährchen des rothen Buches von Hergest. Von San Marte. 1842. In der großen Compilation dieses Werkes, das nach Villemarqué von 1318—1454 fortgesetzt und über Werke der ältesten wie der jüngsten Zeit ausgedehnt ist, finden sich neben original wälschen Stoffen viele andere erweislich aus der Fremde eingetragene Stücke in Prosa und Versen.

421) Robert Vaughan, in den british antiquities revived. 1662. p. 44, nach einer Anführung in Villemarqué's contes popul. anciens bretons. p. 42.

422) In San Marte's Beiträgen zur bretonischen und celtisch germanischen Heldensage. 1847.

Ursprung, und die Annahme ihrer Entstehung oder Ausbildung in Bretagne reicht hin, jene fremden Zuthaten zu erklären. Die Züge des neuen ritterlichen Lebens und die Sitten eines auf dem Standpunct heroischer Halbcultur stehen gebliebenen Stammes mischen sich in dem Inhalte dieser Mährchen in seltsamer und ungeschickter Weise; man steht mit Einem Fuße in einer ganz fremdartigen Welt, während man mit dem anderen in den Zuständen der ritterlichen Gegenwart weilt. Die irrende Ritterschaft, die stehenden Helden der Abenteuer, diese ritterlichen Weltbürger sind den ganz vaterländischen britischen Helden der Barden so ungleich als möglich; aber dann sind ihre Sitten wieder roh und stumpf und dem höfischen Ton des normannischen oder provenzalischen Adels so fern als denkbar. Die Darstellung und Erzählung ist dem entsprechend: einförmige Abenteuer, Helden- und Zaubergeschichten, in dürftiger Veränderung ewig wiederholt, der Gesichtskreis klein wie der eines einsiedlerischen Volks, das der menschlichen Natur wenig kundig ist, der Vortrag einfach roh wie die Sitten, die er schildert. Und gerade die diesen Mährchen nachgedichteten, französischen Epen sind es, die sich in den ritterlichen Kreisen Europa's am reißendsten verbreiteten und die höchste Kunstausbildung in Frankreich und Deutschland erhielten. Die genannten Eigenschaften derselben, die dem zu widersprechen scheinen, scheinen dies doch auch zu erklären. Der Form nach lag in dem Mangel der Einheit und des inneren Zusammenhangs, der in den Arthurmährchen wie in den rein wälschen (z. B. von Pwyll) herrscht, gleichsam eine Aufforderung hier nachzuhelfen oder auch in Willkür fortzubauen; der Stümper ward hier nicht abgeschreckt, der Meister konnte sich angezogen fühlen. Der Meister konnte auch noch von einer anderen Seite gereizt werden. Viele dieser Mährchen, auch die rein walisischen wie das von Manawyddan, haben (schon durch die vielfache Neigung zum Allegorischen) die Anlage zu einer ideellen Ausführung; es ist darin oft eine psychologische Aufgabe zu lösen, die Entwickelung eines anziehenden Charakters zu geben versucht, was selbst große Dichter anlocken konnte.

Was den Inhalt angeht, so ist darin nichts Ausgeführtes über die ritterlichen oder christlichen Zustände des 12. Jhs., aber es ist gerade so viel Unterlage dafür geboten, daß sie sich voll darauf austragen ließen. Und dazu fühlte die ritterliche Dichtung ein Bedürfniß. Die epischen Gedichte erzählten bisher in Deutschland und Frankreich von einem heidnischen Helden des Alterthums, von den Recken der Heroenzeit, von den christlichen Märtyrern, von dem heiligen Frankenkönig im Dienste der Kirche; hier war eine Lücke: das Ritterthum brauchte eine Verherrlichung an und für sich. Das glänzende Leben, das die Ritterschaft in England, in Nord- und Südfrankreich entfaltete und das schon seit dem Anfang des 12. Jhs. in der lyrischen Kunst gegenständlich gefeiert ward, suchte nach einer epischen Gestaltung; das Kriegs- und Gemüthsleben der Ritter trug sich nun in die britischen Mähren ein, die wie ein leeres Gefäß waren, das die Sitten des Standes am widerstandlosesten aufnahm. Das weltliche Ritterthum mit seinem äußeren Leben, seinem innern Gefühlstande, seinen höfischen und kriegerischen Sitten, seinen sinnlichen und sinnigen Freuden zog hier ein und Arthur und sein Hof wurden zum Ideal alles höfischen Lebens, seine Tafelrunde zu Musterbildern aller ritterlichen Eigenschaften und Eigenheiten ausgebildet. Im Mittelpuncte dieser Eigenheiten stand der Minnedienst, der in den Arthurromanen breiten Eingang fand, wozu in den wenigsten Volksepen heroischer Ueberlieferung nur eine Möglichkeit gegeben war; von dieser Zeit an ist es, daß das Thema der Geschlechtsliebe der nothwendigste Bestandtheil aller Dichtung, nicht zu ihrem Vortheile, geworden ist. Diese Feier der Liebe verknüpfte die Arthursagen aufs engste mit dem lyrischen Gesange der Ritterschaft, mit dem sie blühten und verblühten. In Frankreich schwangen sich die Werke, die Chretien von Troies als geistreicher Ausleger und eleganter Dolmetscher einiger dieser kymrischen Mährchen in reinster Sprache, Vers- und Reimkunst erschuf, mit unwiderstehlichem Erfolge auf die Höhe der ritterlichen Epik; und in Deutschland ebenso, wo Hartmann von Aue zwei von diesen Wer-

ten Chretiens übersetzte, und Gottfried von Strasburg und Wolfram von Eschenbach zwei andere Stoffe aus diesem Sagenkreise, Tristan und Parzival, aus anderen französischen Quellen in selbständigerer Auffassung behandelten. Vor ihren Arbeiten besitzen wir in Deutschland zwei dieser Arthurromane, die uns mehr zu der roheren anfänglicheren Beschaffenheit der britischen Quellen zurückleiten, von welchen diese Gattung ausgegangen ist. Die eine weist uns nach Niederdeutschland und läßt wieder die unmittelbare Ueberwirkung der literarischen Bewegung in England in den äußerlichen Beziehungen des Dichters erkennen. Dieß ist der Tristan von Eilhart von Oberg, einem Dienstmanne Heinrichs des Löwen, eines Fürsten, der von Vater und Mutter her, denen der Pfaffe Konrad seinen Roland dankte und widmete, eine Theilnahme an deutscher Dichtung ererbt, von seinem Schwiegervater Heinrich II von England vielleicht das Interesse an alten Geschichtschroniken überkommen hatte, die er sammeln, die er sich oft die Nacht durch, ganz nach altenglischem Brauche, vorlesen ließ[423]; von seiner Gemahlin Mathilde mag Eilhart die französische Quelle seines Werkes erhalten haben, wie Konrad die des seinen von ihrer Schwiegermutter. In Hildesheimer Urkunden von 1189—1207 ist ein Eilhardus de Oberge bezeugt; ist er der Dichter, so muß sein Gedicht doch viel früher, noch in den 70er Jahren des 12. Jhs. geschrieben sein, da man aus den zwei ganz erhaltenen Ueberarbeitungen[424] noch auf die ungelenkere, obwohl in Reimen schon sehr geläuterte Gestalt des alten, nur bruchstücklich vorhandenen Textes zurückblickt. Das andere Werk ist der Lanzelot von dem Thurgauer Ulrich von Zatzikhoven[425] (Zetzikon), der seine Quelle, die man in einem

---

423) Chron. Stederburg. in Leibnitz' Scriptt. rer. Brunsv. 1, 867.

424) Die Eine vollständig in der Heidelb. Hs. N. 346. Bruchstücke der andern in Hoffmanns Fundgr. 1, 232. Weitere Fragmente in K. Roths Bruchstücken aus J. des Enenkels Weltchronik. München 1854. p. 37 f. und Germ. 9, 156.

425) Ausg. von Hahn. Frankf. 1845. Die oben angegebene provenzalische Quelle Ulrichs ist von Gefton Paris (bibl. de l'école des Chartes. 6. série. I, 250 ff.) bezweifelt worden; C. Hofmann in München wird sie, scheints, beseitigen. S. Bächtold, Der Lanzelot des Ulr. von Zatzikhoven. Frauenfeld 1870. p. 56.

provenzalischen Lanzelot von Arnaut Daniel vermuthen wollte; am Hofe Kaiser Heinrichs VI im Besitze Hugo's von Morville fand, eines der Geisel, die dem Herzog Leopold 1194 für Richard Löwenherz gestellt wurden. Die Sagen von Tristan und Lanzelot scheinen ursprünglich in ihrer wälschen Heimat nichts als flache Varianten der Sage von Mordred's ehebrecherischer Liebe zu dem Weibe seines Oheims Arthur zu sein, von der auch der Roman von Cliges eine erdichtete Nachbildung heißen kann. Ein angeblich älteres bardisches Gespräch zwischen Tristan und Gwalhmai[426] erwähnt andeutend diesen Inhalt der Tristansage, und das Leben Gildas' von Caradog von Llancarvan scheint in der Geschichte des Melvas, der auch schon in bardischen Gedichten unter dem Namen Mael als sittenloser Verführer Ginevra's genannt wird, den Kern der Lanzelotsage zu geben[427]. Durch den angedeuteten Inhalt boten sich beide Mähren der minniglichen Sitte und Seelenkunde des Ritterstandes zur mannichfaltigsten Behandlung dar; sie sind durch bretonische Spielleute umgetragen schon ganz frühe, der Tristan in der Provence schon in der Mitte des 12. Jhs. allgemein bekannt und bewundert gewesen; beide sind frühe verändert und umgestaltet worden. Von Tristan kannte schon Eilhart (fol. 173ᵇ) verschiedene Erzählungen, und er selbst folgt einer anderen als Gottfried von Straßburg[428]; in der Hauptsache sind beide doch zu ähnlich, als daß wir von dieser Seite bei Eilhart's Gedicht, aus dem später das deutsche Volksbuch (Augsb. 1498) entstanden ist, verweilen möchten; von Seiten der Form aber ist es gegen Gottfried zu roh, um eine genauere Besprechung zu verdienen. Dasselbe gilt von Ulrich's Lanzelot, der wiewohl erst um die

426) Uebersetzt bei Villemarqué l. l. und in San Marte's Arthursage.

427) Mael und Maelwas (der junge Mael) bedeuten nach Villemarqué genau was das französische Ancel und Ancelot (servant), wie der Name oft, z. B. in dem von Reiffenberg herausgegebenen chevalier au cygne geschrieben, und in jedem Falle richtig ausgelegt wird.

428) Die Reste der französ. Bearbeitungen des Romans sind gesammelt in: Tristan, Recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc. par Fr. Michel. Par. 1835—39. 1—3.

Scheide des 12. u. 13. Jhs., später als Hartmanns Erek[428a]), noch ganz in dem trocknen Tone der meisten Gedichte des 12. Jhs. geschrieben ist, noch ohne jene technische und geistige Virtuosität der späteren Dichter, denen es in diesen nüchternen, wie wohl fremdartigen Mähren gewöhnlich zu enge ward. Dem Inhalte nach bietet der Lanzelot indessen eine interessantere Seite als Eilhart's Tristan dar. Der berühmteste Roman von Lanzelot ist die französische Prosa, welche Robert de Borron und Walther Map als Verfasser nennt: es ist dies ein Meer von Abenteuern der verschiedensten Helden, ein großes Sammelwerk, in welchem der Roman vom chevalier de la charette, den Chretien von Troies bearbeitet hat[429]) und dessen Inhalt (die Entführung Ginevra's durch Meleagans) an Lanzelots Namen geknüpft ist, nur eine Episode ausmacht. Dies ward ein Lieblingswerk des Mittelalters, ward im Französischen von Rusticien verkürzt, im Niederländischen in einer Reimbearbeitung[430]) bis zu mehr als 47000 Versen erweitert, und französische, englische, schottische, italienische, spanische Dichtungen verbreiteten es in Handschriften und Drucken des 15. 16. Jhs.; Lanzelot ward neben Tristan ein Lieblingsheld der Ritterschaft, mehr als Parzival der Gewinner des Graals, dessen Lanzelot, das Gegenbild Parzivals, durch seine weltlichen Sitten gerade verlustig ging. Denn der Kern dieser zahllosen Abenteuer ist auch hier Lanzelots Liebe zu Ginevra, der ursprünglich alleinige Gegenstand der Sage. Gerade dieser Gegenstand aber fehlt in unseres Ulrich's Lanzelot, dem unstreitig älteren Gedichte[431]). Darin aber sind sich beide Gedichte ähnlich,

428a) N. Schilling, de usu dicendi Ulrici de Zatzikhoven. Hall. 1866.

429) Ed. Tarbé. Reims 1840.

430) Ausg. v. Jonckbloet. 's Gravenhage 1846. 2 Voll. 4. Der altenglische Morte Arthur, eine jüngere Umgestaltung der Sage, ist von J. Furnivall, eine schottische Romanze Lancelot of the Laik von W. Skeat (1865) herausgegeben.

431) Daß der prosaische Lanzelot im 12. Jh. von Walther Map geschrieben sei, wird Niemand glauben, der die Mittheilungen des Giraldus Cambrensis über diese, ihm befreundete, Persönlichkeit gelesen hat, obgleich unter den Anekdoten und Geschichten seines bekannten Buches de nugis curialium eine ganze Reihe wälscher und germanischer Mährchen unterlaufen. Vgl. J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1845. und Holland, Créstien von Troies. p. 139.

daß auch in Ulrich's Lanzelot, wie klein und eng er gegen den prosaischen Roman ist, so frühe schon die Züge verschiedener Arthurromane, die sich alle einander zu gleichen pflegen, in willkürlicher Erfindung an den Namen Lanzelot geknüpft sind. Je weniger das Gedicht um seiner selbst willen eine Analyse verdient, um so erwünschter fordert uns gerade diese Eigenschaft auf, am Faden der Erzählung unseres Lanzelot lieber in einem allgemeineren Zwecke aus allen nach Deutschland übergegangenen Arthurromanen zusammenfassend die Züge anzudeuten, die die Art dieser Sagen und Stoffe und ihre Behandlung charakterisiren, um dem Leser ein ungefähres Bild zu geben von dem, was diesen Dichtungen allen in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit gemeinsam war.

Das Gedicht beginnt in einer Einleitung die Endschicksale der Eltern des Helden zu berühren. Dies kommt fast in allen Gedichten dieser Art vor, schon im Lai von Havelok[432], im Tristan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival; es ist ein so nöthiges Stück in dem Hausrath dieser Romane, wie Entführungen im griechischen oder eine gefährliche Werbung im deutschen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, streng, hart und kriegerisch, dessen sanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweissaget worden. Die Vasallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufstand und verwunden ihn, auf der Flucht stirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in ihr krystallenes Haus. Diese Entführung Lanzelot's und seine Erziehung (durch Viviane) ist auch in dem prosaischen Romane des Namens zu finden; ähnlich wird auch Wigamur von einer Meerfei seinem Vater geraubt. Trennungen von der Heimat, von dem älterlichen Heerde und Erziehung in der Fremde und der Einsamkeit bilden in sämmtlichen Romanen dieses Ursprungs, den Iwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges

432) Deutsch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. 1. Bd.

Moment. Das Aeußerliche der Scenerie in diesen Entführungs- und Feengeschichten ist aus Urzeiten her eine mythische Lieblingsmaterie der Briten; Alles was darin auf die innere Natur des Menschen geht, ist aus dem herrschenden Geiste jener Jahrhunderte zu erklären. Wir deuteten oben an, daß sich viele dieser britischen Dichtungen psychologische Aufgaben zu stellen lieben, daß sie die Anfänge machen, sich den inneren Menschen und sein geistiges Leben zum Gegenstande zu nehmen; es war ihnen daher angemessen, die Charaktere ihrer Helden schon in der Jugend anzulegen und aus ihrer ersten Erziehung herzuleiten. Wenn nun aber das britische Volk (wie in der That die ganze Welt in den Zeiten der Kreuzzüge mehr oder minder in derselben Lage war) auf dem Puncte stand, aus einem beschränkten Kreise der Vorstellungen und Wirksamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den es sich schwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, so war es natürlich, daß sich dies Verhältniß in den Dichtungen aussprach, welche die betretene neue Welt schildern wollten, und dies thun nun diese britischen Dichtungen eben so roh, wie die deutschen Spielmannsdichtungen des 12. Jhs. die alten Zustände ablegen und mit neuen vertauschen. Daher ist es bei allen britischen Dichtern ein so beliebter Zug, daß sie einen Knaben, der im Dunkel erzogen war, plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt schicken. Noch aber verstehen diese Poeten die Kunst der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu schlecht. Sie wollen ihren Helden gern einen gewissen Charakter geben; es soll der Eine als ein tappender Junge in den Tölpeljahren geschildert werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in sich zerwirft; ein anderer soll als ein Glückskind auftreten, und unser Lanzelot soll ein fröhlicher, wohlgemuther Bursche sein, dem nichts seine gute Laune zerstören kann. Wir werden sehen, jene erste Aufgabe stellt sich der Parzival und löst sie ganz psychologisch; ein Aehnliches setzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Tristan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die einen vortrefflichen Gegensatz zum

Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch so Fremdes und Uebles die frische Lust des Knabenalters tilgen könnte, diese Aufgabe ist wohl genannt und wieder genannt, aber nicht gelöst und nicht einmal verfolgt. Und was dem jungen Helden selbst die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Trauer an sich kommen läßt, ist auf keinerlei Weise natürlich und geistig erklärt, sondern es ist eine Folge von den wunderkräftigen Steinen der Krystallburg; Steine aber, die in wunderbaren Beziehungen zu der menschlichen Seele stehen, ist etwas, was in allen diesen Romanen gleichfalls häufig wiederkehrt. Mit seiner guten Laune ausgerüstet geht also der gute Lanzelot mit 15 Jahren in die weite Welt, versehen mit Waffen die er nicht führen, und mit einem Roß das er nicht reiten kann; und dazu erhält er die Weisung, den stärksten Ritter der Welt, Iveret von Dordona, zu bezwingen. Gerade so unbeholfen sendet auch Herzelaude den Parzival aus und so auch trit Wigamur auf; welchem Gedichte man Unrecht gethan hat, wenn man es aus Parzival und Iwein und dem trojanischen Kriege zusammengesetzt naunte, weil wir diese Aehnlichkeiten, wie wir sehen, ganz anders erklären müssen. Ein guter Zug ist noch, daß jetzt Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer Geißel schlägt (auch im Erek ist ein solcher ungezogener Zwerg mit einer Geißel), was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böse wird; dies deutet denn etwa sein Naturell an, im guten Gegensatz zum Parzival, den gleich die erste Beleidigung, die nicht einmal ihn selbst trifft, ganz irre und wild macht. Etwas zugestutzt wird nun unser Reitersmann, der statt des Zügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Namens Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnamanz. Hernach stößt er auf zwei kämpfende Ritter, die er versöhnt und mit denen er Gesellschaft macht; irrende Ritter aber sind bekanntlich die Seele dieser Dichtungen. Sie kommen dann zusammen auf Burg Moreiz, wo Galagandreiz wohnt, der die böse Sitte hat, seinen Gästen übel mitzuspielen, wenn sie das Geringste missethun. Haus- und Wegtyrannen, bedrängte Frauen

Digitized by Google

und Reisende müssen natürlich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verliebten Abenteurern sein; und dann wollen wir auch auf die schreckhaften Namen merken, welche noch die späte Kunstpoesie der Italiener so unentbehrlich fand, die schon einem Wirnt anstößig waren, und deren Ursprung hier in der fremden Sprache fremder Abenteuer zu suchen ist. Die französischen Uebersetzer mögen aus Unfähigkeit, die walisischen Namen zu lesen, sie entstellt haben, so daß man neben die Genannten die entsetzlichsten Seitenstücke stellen könnte; als da sind: Glakotheiesfloyr, Dyartorforgrant, Triasoltrifertrant, Grißmaßmalin und Kathaclypso. Daher herrscht auch in den Handschriften oft sehr verschiedene Schreibung von einerlei Namen. Nun folgt eine verfängliche Scene mit des bösen Wirthes schöner Tochter, die von der Liebe bezwungen ist. Die Sittenrohheiten dieser Art sind in den britischen Mährchen durchgehend; und selbst bei den französischen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernsten Augen, wie unsere Deutschen, und wie auch diese nur zum Theile, ansahen, ist die Zuchtlosigkeit in allen geschlechtlichen Verhältnissen beinahe grundsätzlich. Ueber die verfänglichsten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müsse es so sein; und es ist sehr charakteristisch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg sich drehen und wenden um der Sache eine Seite abzugewinnen; in Lanzelot und dem alten Tristan aber ist das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darstellung verschönert. Was Ariost zwischen Ernst und Scherz predigt, und Gottfried mit mehr Ernst als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigsten Ernst, der zornig den Teufel in die Gesellschaft der argen Verleumder ruft, die den guten Marke gegen den schnöden Ehebrecher Tristan nur warnen. Am Morgen nach der ersten gastlichen Nacht erscheint der erzürnte Vater und fordert den Missethäter Lanzelot zum Messerwurf, Lanzelot sticht ihn nieder, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus stumpfes moralisches Gefühl herrscht hier überall; und selbst in Gottfried's feiner Behandlung des Tristan stoßen wir

Digitized by Google

auf Vorstellungen, die wir mit unseren sittlichen Begriffen nicht in Einklang bringen können. Die Art, wie sich hier Lanzelot seines Sieges bemächtigt, eben wie Tristans Verfahren im Ermorden des Usurpators seiner Länder und selbst im Zweikampf mit Morolt, ist nicht fein ritterlich, sondern meuchelmörderisch; sie ist ganz im Stile der rohen walisischen Sitten älterer Zeit. Lanzelot zieht übrigens bald von seiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt, erfahren wir nicht weiter. Auch dieser Zug einer unmündigen Erfindungsgabe kehrt in diesen Gedichten häufig wieder, daß Personen, an denen man den lebhaftesten Antheil gewonnen hat, plötzlich verschwinden und nicht wieder erscheinen. Lanzelot kommt zu einem gefährlichen Schlosse, wo ein gewisser Linier jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Ade nimmt an dem Ritter vom See (denn so heißt er von seinem Jugendaufenthalt, und jeder dieser Ritter der britischen Romane pflegt einen solchen Beinamen zu führen) Antheil, allein ihr Ohm wirft ihn schonungslos in den Kerker. Da aber Lanzelot den Streit, den der Ohm seine Aventiure nannte, bestehen will, so wird er freigelassen, und dieser Kampf besteht nun darin, daß er erst einen Riesen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Linier selbst bestehen muß. Der deutsche Dichter Ulrich muß nicht viel britische Romane gekannt haben; er nennt diesen Lanzelot am Schlusse eine fremde, eine sonderbare Mähre, und wie er hier von diesem Kampf redet, den Linier seine Aventiure nennt, scheint ihm das etwas ganz Unbekanntes, obgleich dies ein stehendes Thema in allen diesen Epen ist. So wundert Ulrich sich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwischen Ade und Lanzelot vorgefallen sei. Der Deutsche kann sich gar nicht darein finden, daß diese Helden einmal im Verschmähen so launisch sind, wie ein andermal im Begehren, oder daß sie beides gleich kalt betreiben. König Artus hört indeß von Lanzelots Thaten, und sendet den Walwein nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und sich Kampfes mit ihm versuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und ladet sie zu

Digitized by Google

einem Turnier auf der Wiese bei Diofle, der Stadt des Gurnamanz; Walwein folgt sogleich, Lanzelot fährt ihm erst später nach. Auch diese Situation ist in jeder dieser Dichtungen ein stehender Zug; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erscheint und das Beste thut und alle die trefflichsten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das versteht sich nicht allein in diesem, sondern in allen Sagenkreisen des Mittelalters von selbst. Die Jungfrau Ade mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; sie kommen auf die Burg eines Herrn Mabus, welche die Eigenschaft hat, daß sie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er sich wieder mit dem Bestehen einer Aventiure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Iveret, den die Meerfei dem Ritter vom See als seinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Mabus belästigt. Die Sache ist, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf sich dann Iveret zum Kampfe stellt. Aehnlich ist im Iwein ein Brunnen mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Wasser aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter sich erhebt, nach welchem der Herr des Abenteuers erscheint; dies sind Züge, die sich auf uralten keltischen Aberglauben zurückbeziehen, der im ganzen Mittelalter in der Bretagne bezeugt wird und bei den Bergbewohnern von Snowdon noch heute gefunden werden soll. Noch ehe aber der Glockenschlag ertönt, träumt Iverets schöne Tochter Iblis von Lanzelot; sie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und gibt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt so wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Moreiz ein, sich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernst ist, so muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber sein Vater ist todt, seine Mutter ist — Gott weiß wo; wer soll ihm den Namen sagen? Die französischen Sagen bemühen in solchen Fällen kurzweg einen Engel; hier ist's noch viel bequemer; es darf

nur eine Frau der Meerfei kommen und ihm verkünden, da ja nun die große Aufgabe gelöst ist, daß er so und so heiße und eines der vielen Schwesterkinder von Artus sei. An dessen Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenso triumphiren zu lassen, wie vorher seine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Meerfei (denn weibliche Boten reisen schon damals, wie sowohl Wirnt mit Erstaunen als auch noch Ariost mit Schelmerei bewundert, sicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, sowohl im Wirnt wie im Ariost), der weibliche Bote also bringt einen Zaubermantel zum Geschenk, bestimmt für die Frau, der er paßt. Passen aber wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies ist dann ein anderer Tugendprüfstein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun ists lustig, wie der winzigen Frau des Maldus das Kleid zur Jacke und der riesigen Dame des Iwein zum Reitkleid wird; Frau Iblis aber trägt es davon. Dieser Witz war so beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samson-, Fagras- und Möttulssage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Iblis hören, daß der abwesende Lanzelot ein Abenteuer in Pluris, der Burg, die noch von seinem ersten Auszug seinen Haß trug, bestanden habe, aber bei der Königin dort in Kerkers- und Liebesbanden liege. Die Massenie befreit ihn also. Es folgen weitere Abenteuer; die Tafelrunde speist nicht, wie es im Wigalois heißt, ehe der Tag ein Abenteuer gebracht. Die Königin, Arthur's Weib, muß noch entführt werden vom König Valerin, denn auch dieses Ereigniß darf in keinem dieser Gedichte fehlen. Dann erlöst Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengestalt, was auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Festen und Herrlichkeit nicht allein hier, sondern überall in diesen Romanen; und so hat sich schon Wolfram auch über die andere Eintönigkeit lustig gemacht, daß Alles, was an Arthur's Hofe vorgeht, immer am Pfingstfeste geschehen muß.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in

Digitized by Google

diesen nach britischen Dichtungen gebildeten Romanen des 12. Jahrhs. im Keime, und eben jene der Zeit nach letzten kehren zu eben diesen der Zeit nach ersten auch wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück. Nur ist hier noch Alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeklügelt und verfeinert ist. Wenn sich aus solchen Anfängen und nach solchen Mustern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutschland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, so darf man in diesem Falle, sollte man glauben, sogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geschichten ohne Verbindung und innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, so ist Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein fesselndes Ereigniß, keine Leidenschaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in seinen Geschöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und selbst wo der Vortrag lebhaft geschildert sein soll, in jenen schnellen Frag- und Antwortstücken, die in diesen Zeiten ein Lieblingsschmuck der Dichter sind, selbst da kein Leben. Selbst die Lais und Fabliaux, die man auf britischen Ursprung zurückführt, sind voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, so sehr sich sonst diese Gattung an poetischer Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Züge ächter Sage, Einiges Mythologische und gewisse Scenerien sind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für diesen Mangel aller Kunst pflegt doch sonst, wo sich eine Poesie überlebt hat, sittliche Lehre oder dergleichen zu entschädigen, allein mit diesen Dingen kam ein wahres Gift in die Länder von Frankreich und England herüber; und hier, wo man eben in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, mußte das Geschick gerade diese Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgesunkenen Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war; Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der leben=

digen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs[432a]).

---

8. Antike Dichtungen in neuer Gestalt. Heinrich von Veldeke.

Wir sind unter der Betrachtung der epischen Dichtungen des 12. Jhs. unmerklich bis zu den Höfen und in die ritterliche Gesellschaft vorgedrungen, in deren Pflege die Dichtkunst des Mittelalters ihre höchste Ausbildung erhalten sollte. Die Spielleute, die die Mähren von Ruother und Ernst umtrugen, mochten sich kleineren süddeutschen Höfen gefällig gemacht haben. Von den beiden Dichtern der Alexander- und Karlssagen schrieb Konrad im Dienste des mächtigen Herzogs von Baiern, sie gehörten aber noch dem geistlichen Stande an. Die beiden britischen Romane, die wir zuletzt besprachen, waren schon von ritterlichen Dienstleuten, der eine vom kaiserlichen Hofe selber ausgegangen. Wir haben noch eine Stufe höher zu steigen, um auf dem Gipfel anzulangen, von dem wir ruhend die vorragendsten Höhen der ritterlichen Dichtung überschauen können: der Mann bleibt zu nennen, der zuerst der neuen Kunst die Weihe gegeben, die ihr in dem neuen Stande Pflege und Ausbildung auf eine Dauer sichern konnte. Als diesen Mann nennen die ritterlichen Dichter des 13. Jhs. selber den Heinrich von Veldeke.

Seine Heimat ist im jetzigen Limburg in der alten Grafschaft Loz, westlich von der Maas, zwischen Maestricht und Hasselt, in der bei dem Dorfe Spalbecke gelegenen Mühle Veldeke (Feldchen) nachgewiesen, wo er ein Lehen von der Abtei St. Truyden (St. Trond) trug. Wir haben ihn bereits (oben S. 260 ff.) als den Dichter des Servatius kennen gelernt, von dem es schwer auszumachen ist, ob er des Dichters Jugend oder Alter angehöre. Darf

432a) In dem rasch zu überblickenden ausführlicheren Auszuge bei Bächtold (l. l. p. 22 ff.) springt die grobe Planlosigkeit dieser Composition nur um so greller in die Augen.

man die einzige erhaltene Abschrift für mundartlich unverfälscht nehmen, so würde die Mischsprache des mit niederländischen und romanischen Worten durchzogenen Niederrheinischen und die ungenauen Reime (die selbst dann noch übrig bleiben wenn man das Dialektische in Form und Aussprache zu ihrer Reinigung in Anschlag bringt,) für ein Jugendwerk sprechen, und dies paßte dem ganzen Gange der Literatur jener Zeiten am natürlichsten an; dagegen sprechen wieder die Stellen, in welchen der Dichter von sich als von einem Manne alter Erfahrung redet, die eingestreuten Betrachtungen, die geschickte Form der Erzählung, die fließenden Perioden für ein Alterswerk, das er (was die ungenaueren Reime erklären würde) in dem halb verlernten Dialekt seiner Heimat zu schreiben unternommen haben könnte; wäre es so, so fehlten in der Geistesgeschichte nicht weniger Dichter jener Zeiten auch dafür die Analogien nicht, und es wäre merkwürdig genug, wenn gleich der erstgefeierte Ritterdichter der Minne und eines weltlichen höfischen Romans von altheidnischem Stoffe im Alter auf die fromme Legendendichtung zurückgefallen wäre, wie so viele seiner Nachfolger in reuiger Zerknirschung gethan haben. In jener Legende rückt Veldeke so sehr in die Vergangenheit zurück, daß ihn der Herausgeber derselben dem geistlichen Stande angehörig dachte; in den beiden andern Richtungen, in welchen er thätig war, in Lyrik und weltlicher Epik war er der Mann der Wegweisung in die Zukunft der höfischen Kunst als deren erstes Muster und Meisterstück seine Aeneide in der nächsten Folgezeit angesehen wurde. Sie entstand zwischen 1175—84. Er hatte, der Schlußrede zufolge, drei Viertheile des Gedichtes fertig, als er es der Gräfin von Cleve „zum Lesen und Schauen" lieh; es ward ihm von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet, was vielleicht den großen Reiz verräth, den das Werk gleich unter seinem Entstehen auf die Hörer ausübte; erst nach 9 Jahren erhielt der Dichter seine Arbeit wieder und vollendete sie nun in Thüringen, wo das in niederrheinischer Mundart verfaßte Gedicht vielleicht unter des Dichters Augen (1184—6) in

thüringischer Mundart überarbeitet ward. Veldeke kam dort an einen Hof, an dem damals ein anderer Ton herrschte als später unter den heiligen Ludwig und Elisabeth, an dem er die frommen Hänge, die im Servatius durchblicken, nicht lernen konnte, wenn die Legende später gedichtet wäre, wo er sie verlernen konnte, wenn sie ihm früher eigen waren. Der Landgraf Ludwig der Eiserne († 1172) war bei den Klerikern als ein freigeistiger kirchenräuberischer Tyrann verrufen; sein Sohn Ludwig der Milde († 1190) galt nur für etwas weniger schlimm, und ließ sich durch eine vorgespiegelte Spukgeschichte, in der man ihn durch die gepeinigte Seele seines Vaters zur Rückgabe der geraubten geistlichen Güter ermahnen ließ, nicht aufechten. Seine Vermählung mit der Gräfin von Cleve hatte den Dichter der Aeneide nach Thüringen gezogen, wo ihm Ludwigs Nachfolger und Bruder Hermann († 1216) sein verlorenes Gedicht wieder schaffte, das er dann auf dessen Bitte auf der Neuenburg (Naumburg) an der Unstrutt vollendete. Dies Ereigniß versinnlicht vortrefflich das Vordringen der ritterlichen Kunst von den Greuzen in das Innere von Deutschland, an den Hof, wo bald die größten Dichter freigebige Aufnahme fanden, in jene Mitte des Landes, wo sich auch in der neueren Blüte unserer Dichtung ein ähnlicher Sammelplatz für unsere besten Geister öffnete. Auf desselben Fürsten Veranstaltung übersetzte nur kurze Zeit nachher Herbort von Fritzlar den trojanischen Krieg von Benoit de Sainte More und auch Albrecht von Halberstadt, scheint es, der den Fürsten ausdrücklich preisend erwähnt, die Verwandlungen von Ovid. Eben jenem normannischen Dichter, den wir schon oben (S. 422) als einen Günstling Heinrichs II von England nannten, wird auch der Roman von Eneas[433]) zugeschrieben (der ohne jeden Eingang anfangend, eine bloße Fortsetzung des Roman de Troie zu sein scheint), die Quelle von Veldeke's „Eneit". So weisen uns

433) Ms. 7535 der kaiserl. Bibl. in Paris gilt als dessen älteste und beste Handschrift. Die Bruchstücke bei P. Heyse (Romanische Inedita p. 31—43) gehören einer anderen Recension desselben Gedichtes an.

auch diese Beziehungen zweier weiterer Uebersetzer-Dichter zu ihren Vorbildern von Neuem nach England, auf die neue höfische Kunst der Anglonormannen zurück.

Die genannten drei Werke, die uns zunächst beschäftigen treten dem Ort ihrer Entstehung, wie ihren Gegenständen nach in eine zusammengehörige Gruppe; Herbort behandelte den Stoff, der den Geschichten der Aeneide vorhergeht, Albrecht den erzählenden Dichter, der dem Virgil am nächsten steht. Diese Beschäftigung mit Gegenständen der Literatur des Alterthums an Hermanns Hofe wird nicht bloßer Zufall gewesen sein. Die Zeit, wo die Fürsten begannen, nach dem Ruhme Augusteischer Pflege der Kunst zu streben, mußte fast nothwendig die großen Dichter der Römer ins Gedächtniß rufen; so hatte auch Chretien von Troies einzelne Stücke von Ovid [434] übersetzt. Man hätte denken sollen, diese Dichtungen, diese Dichter (darunter dieser Virgil, der selbst die Dante, Ariost und Tasso zu einem Gebrauche reizte, den man heute keinem Dichter ungerügt verstatten würde), müßten, in treue Uebersetzungen übergegangen, den Dichtern und Lesern jener Zeiten willkommene Muster gewesen sein, die die Schwäche der britischen Romane aufgedeckt, den Mangel an Menschenkenntniß darin fühlbar gemacht, dem Geschmack am Formlosen und Verwilderten entgegengewirkt hätten. Statt dessen finden wir in allen diesen Bearbeitungen gleichmäßig jene klassischen Dichter parodirt und herabgezogen auf den Unwerth britischer Mährchenerzähler, jeden eigenthümlichen Zug ihres Stoffes entstellt, jede Meisterschaft ihrer Kunst zerstört. Dies befremdet einen Augenblick um so mehr, als man sich unwillkürlich der bewundernswerthen Bewahrung alterthümlichen Geistes in Lambrecht's um ein halbes Jahrhundert älterer Alexandreis erinnert, auf die noch ein Strahl von jener Begeisterung für die klassische Literatur aus der Ottonenzeit herüberfiel. Inzwischen aber hatte der Geist des fanatischen Ascetismus

434) Wie die ars d'amors und die comandemens (remedia) d'amors.

seine Eroberungen gemacht; die berühmtesten Schreiber des 12 Jhs. ein Gerhoh von Reichersberg geißelte die Weltsüchtigen, die lieber die Erfindungen Virgils und die Possen Ovids läsen als die Wunder der Heiligen; und Joh. von Salisbury schalt den, der dem Studium der Alten oblag, träger als einen arkadischen Esel und stumpfer als Blei und Stein. Eine weitere Kluft zog dann der Unterschied in den Gegenständen und in dem Stande der Dichter. An der Sage Alexanders hatten viele Jahrhunderte und drei Welttheile gearbeitet, um ein Denkmal zu setzen, das selbst die Geschichte versäumt hatte; sie war dann neuerlich in Italien, Frankreich und Deutschland durch gelehrte Männer bearbeitet worden, denen die Kenntniß der alten Sprachen den Geist der alten Welt ergreiflich machte; durch ausgezeichnet begabte Männer unstreitig, deren Gesichtskreis nicht von Standeseigenheiten verengt war. Dagegen in jenen Trojanergeschichten war im Homer das Höchste in der Dichtung geleistet, und jede neue Beschäftigung damit konnte nur entartete Erzeugnisse liefern; das Alterthum selbst ging in den Werken jener Dares und Dictys darin voran; wie hätte das, was sie verdorben hatten, durch die ritterlichen Dichter Frankreichs und Deutschlands, selbst mit dem Gedichte Virgils vor Augen, wieder gut gemacht werden sollen, die da bildungslos waren und, in Standessitten befangen, nichts Höheres kannten und achteten, als ihr kriegerisches und häusliches Leben um sie her! Wie sollten sie in einem alten Dichtungswerke, das vereinzelt zu ihrer Kenntniß kam, den ächten Geist des alten Lebens und Dichtens erfassen können, den die Jahrhunderte des Uebergangs von der alten zur neuen Welt selber zerstört hatten! Hatte doch in der griechischen Dichtung selbst der dichtende Geist schon die bezeichnenden Veränderungen erfahren, die aus dem Klassischen in das Romantische überleiteten. Der griechische Roman, der im Anfang aller romantischen Dichtung steht und, in treuer Nachahmung wiederkehrend, bei Tasso, Cervantes und den spanischen und italischen Schäferdichtern auch ihr äußerstes Ende

Digitized by Google

bezeichnet, ist dafür voller Erläuterung. Spurweise findet man in ihm noch (wie in Chariton's Chäreas) die Anlehnung an den freien, altgriechischen Geist der besten Zeit, im Allgemeinen aber weicht darin gerade dieser Geist der selbständigen Kraft des Menschen hinweg, und die handelnden Figuren erscheinen als das Spielwerk von außermenschlichen Kräften; in ungeschickter Maschinerie werden von bloßen Zufällen die Gefahren, die Prüfungen, die Abenteuer bereitet, die in dem Kunstbau des griechischen Romans das Stehende sind. Mit solchen Formen und Stoffen, die auch ungebildeten Geschlechtern gerecht waren, konnte diese ausgeartete Epopöe des Alterthums ungehindert in das neu sich bildende Epos des Mittelalters eintreten. Man findet daher früh in der französischen Dichtung nicht wenige Erzählungen, in denen die Färbung des griechischen Romans, wie die Verarbeitung romantischer Sagenstoffe der griechischen Welt unverkennbar ist[435]; so in dem Roman von Raimond du Bousquet in Bernard's Legendensammlung, im Flore und dem verwandten Fabliau von Aucasin und Nicolett, im Wilhelm von England des Chretien von Troies, im Parthenopeus und in dem verwandten Florimond, den Aimes von Varennes oder Varentines in Griechenland kennen gelernt und mitgebracht, unmittelbar indeß aus lateinischen Quellen (1188) übersetzt hat. Zu dieser außermenschlichen Maschinerie des griechischen Romans thaten dann die Fabeln des Orients, die Mährchen der Kelten, die Legenden der Christenwelt ihre übermenschlichen Triebkräfte hinzu, und all dies mußte sich schon seit den Jahrhunderten, wo Gallier, Iberer und Briten mit den Römern in ihrer Literatur wetteiferten, allmählich gemischt und einen Kreis gemeinsamer Vorstellungen gebildet haben, in dem jene in Bau und Geist so verwandten Romane, die noch im Alterthum wurzelten und jene die neu aus Wales und Armorica auftauchten, gleichmäßig gebannt

435) S. darüber du Méril's Einleitung zu seiner Ausgabe von Floire et Blanceflor.

waren. Sie schossen jetzt, in der Stunde der Reife, massenweise auf; sie überwucherten in Frankreich und Deutschland selbst die Volkssage, die doch landwüchsig war, und verspotteten Sitte und Geist, der darin herrschte; wie sollte vor oder neben ihnen ein antiker Dichter von noch so anerkanntem Werthe bestehen! Dem ritterlichen Poeten, der in jener Schule aufgewachsen, von den britischen Mährchen begeistert, von der Größe der Gegenwart und ihrer Kunst verblendet war, konnte das trefflichste Gedicht des Alterthums nicht zur Bearbeitung gegeben werden, ohne daß er es aus allen seinen Fugen rückte; die sprechendsten Züge des Geistes der alten Zeiten mochten noch so laut zu ihm schreien, sie mußten ihn taub finden.

Keine der Dichtungen, die das Mittelalter aus dem Alterthum verpflanzt hat, kann dies mehr veranschaulichen, als Veldeke's Aeneide[436]. Der römische Dichter war seit der Mitte des 12. Jhs. in eigner Person der Gegenstand einer neuen romantischen Sage[437] geworden unter Verhältnissen, die lebhaft an die gleichzeitige poetische Wiederbelebung und Verwandlung Arthurs erinnern. Bis zum 11. Jh. stand Virgil in der christlichen Welt als ein heidnischer Prophet, als eine männliche Sibylle, als ein Verkünder und Zeuge von Christus vor Christus, in der Glorie eines halben Heiligen. Da kam um die Mitte des 12. Jhs.[438], vielleicht auch etwas früher, ein Normanne Ludwig nach Neapel, entweder um in gelehrten Zwecken nach Virgils Grab zu forschen, vielleicht auch um in politischen

436) Heinrich von Veldeke, herausg. von L. Ettmüller. Leipzig 1852. Vgl. zu diesem ganzen Abschnitte die betreffenden Stellen in Cholevius, Gesch. der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, (Leipzig 1854) im ersten Theile.

437) Fr. Michel, Quae vices quaeque mutationes et Virgilium ipsum et ejus carmina per mediam aetatem exceperint. Paris 1846. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik 3, 433 ff. — Zappert, Virgils Fortleben im Mittelalter. Wien 1856. — K. Roth, über den Zauberer Virgilius. Germ. 4, 257.

438) Nach zwei sich ergänzenden Erzählungen im Policraticus von Joh. von Salisbury, der um 1152—5 zweimal längere Zeit in Unteritalien war, und bei Gervasius (otia imperialia 1212), der eine Weile im Dienste K. Wilhelms von Sicilien († 1189) stand.

Digitized by Google

Zwecken, im Dienste König Rogers († 1154), der Stadt die Gebeine des Dichters zu entziehen, an die sich ihm irgend ein Aberglaube heften mochte, wie bei seinen englischen Landsleuten an das Grab des Arthur. Von der Zeit dieser Erhebung an, die in Neapel Aufsehen und Aufruhr erregte, feierte Virgil eine poetische Auferstehung wie Arthur, transfigurirt wie dieser. Es wurde in Neapel ein rasch gewurzelter städtischer Aberglaube, der auch auf alle Fremden ansteckend überwirkte[439], daß Virgil der Zauberkünstler einer ganzen Anzahl von Wunderwerken in der Stadt war, die er als Talismane gegen alle Arten von Krankheiten und Landplagen, als schützende Palladien der Stadt oder einzelner ihrer Schutzwehren errichtet hätte. Diese Sagen von Virgils Zauberkünsten wurden zunächst auf ähnliche zaubergeweihte Kunstwerke in Rom übertragen, wie wieder andere Sagen von ähnlichen byzantinischen und orientalischen Zauberwerken auf seinen Namen gehäuft wurden; weiterhin hingen sich volksbeliebte Anekdoten und Schwänke an ihn an, bis sich das Alles in dem Myreur des histors des Lüttichers Jean d'Outremeuse, und weiterhin (im 15/16. Jh.) in einem in Frankreich entstandenen, weitverbreiteten Volksbuch vom Meister Virgil zu einem cyklischen Zauberromane erweiterte, neben dem zahllose Gedichte und Geschichten umliefen, worin Virgil zu einem Erben der Salomonischen Nekromantie, zu einem Verbündeten der Hölle, zu einem Meister des Teufels und seines ungeheuren Heeres ward. Zu dem nun, was das Mittelalter in dieser Weise aus der Person des Dichters der Aeneide machte, ist das was sein normannischer Uebersetzer und der deutsche Uebersetzer des Normannen aus seinem Gedichte machten, ein würdiges Seitenstück.

Veldeke folgt seinem französischen Vorbilde im Ganzen in treuer Abhängigkeit, fast ohne jede Selbständigkeit. Obgleich er Virgil nennt, dessen Name bei Benoit nicht vorkommt, hatte er die originale

---

439) Wovon besonders auch ein bekannter Brief des Bischofs Konrad von Hildesheim, des Kanzlers Heinrichs VI (bei Arnold von Lübeck 4, 19) Zeugniß gibt.

Digitized by Google

Aeneide doch nicht gelesen; fast alle Aenderungen der Virgilischen Erzählung bei Benoit finden sich bei Veldeke wieder [440]). Im Allgemeinen kürzt er inhaltlich an seiner Vorlage, die er gleichwohl von 10417 Versen zu 13268 ausdehnte, da er die Thatsachen breit trit, zu dem Ausdrucke der übertragenen Gedanken mehr Worte als das Original gebraucht, in Schildereien sich weiteren Lauf läßt, die Umschreibungen, in welchen Benoit den Zeitgenossen die unverständlichen Dinge in dem alten Dichter erläuterte, noch einmal erweitert. Andere Male wieder hat er sich die berühmten Allegorien von der Fama, der Fortuna u. A. ganz erspart, die sich Benoit zu übersetzten bemühte, dessen feingesponnenen Concepten der Deutsche nicht überall gewachsen war. Alles was nach einer zeitlichen, örtlichen, volklichen Besonderheit, ja nur nach einem Fall und Vorkommen des gewöhnlichen Lebens aussieht, das zerstäubt bei beiden ritterlichen Poeten ins Unkenntliche. Die Einmischung der Götter ist so gut wie getilgt. Wenn Venus bei Virgil, um Dido's Liebe zu entzünden, dem Ascanius den Cupido unterschiebt, so bewirkt sie das hier durch einen Kuß, den sie Ascanius gibt. Den Waffenschmied Vulcan läßt Benoit bei Prüfung des geschmiedeten Schwertes seinen ungeheuren Ambos durchschlagend so tief in den Erdgrund einhauen, daß er es, wenn er nicht gut festhielt, nie wieder gesehen hätte; diesen Sigurdstreich nahm Veldeke nicht auf, der nur das Schwert mit den sagenberühmten Schwertern deutscher Recken vergleicht. Ein Mährchen von Dido's Ochsenhaut wissen die ritterlichen Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm den Aeneas leidet, oder Dido's Schicksale in Tyrus, oder den Bau der Stadt behandeln sie sehr dürftig. In der Erzählung von der Eroberung Troja's bleibt bei Beiden Laokoon weg; von dem Kampf, dem Inhalt des dritten Buches, von Priamus' Tode, von Aeneas' Flucht und dem Tode seines Vaters

440) In Entbehrung des noch ungedruckten französischen Gedichtes folge ich Al. Pey, essai sur li romans d'Eneas. Paris 1856. und in Eberts Jahrb. 2, 1.

u. s. ist fast nichts als das hölzerne Pferd geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all den Zorn und Haß gegen die Zerstörer der Vaterstadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beschreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entschädigen. Selbst der größte Verächter von Virgilischer Poesie, von seinem Zwang zu Witz und glänzenden Worten, von dieser traurigen Heldin und diesem traurigen Helden, muß doch zugeben, daß da Sinn ist für Alles, was das Herz heben und begeistern kann, für jedes dem Menschen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimat, für Ruhm und Glück. Und Schade, daß dies Alles verloren gehen mußte für unsere ritterliche Dichtung, da die talentvollen Männer, die zuerst die Sprache und Verskunst neu gestalten sollten, in jener Schule der abenteuerlichen britischen Romane bereits den Geschmack verdorben, den Sinn für die eigentlichen Aufgaben der Dichtung eingebüßt hatten. So ist denn auch fast das ganze fünfte Buch, die Abfahrt von Carthago, die Ankunft in Sicilien, die Grabspiele zu Anchises' Ehren bei beiden Bearbeitern unterdrückt. Dagegen sind die Episoden, die sich um minnigliche Verhältnisse drehen, mit allem Behagen ins Breite ausgemalt im modernsten Stile der eben damals auflebenden französischen Romanzen oder Pastorellen, in welchen Einfalt und schelmische Lüsternheit so unbefangen Hand in Hand gehen. Bei der Waffenbestellung beim Vulkan haben Beide das Homerische, oder vielmehr Ovidische Fabliau von Mars und Venus vergnüglich eingeschaltet. In den Liebesgeschichten von Dido und Aeneas, von Aeneas und Lavinia sind die Liebespaare in Heldinnen der britischen Romane travestirt. In dem Gespräche zwischen Lavinia und ihrer Mutter herrscht bei Veldeke ein Ton von unschuldiger Tändelei und lieblicher Naivetät, der weiterhin oft in Lyrik und Epik nachgeahmt ward, der ihm vor Allem befriedigte Leser verschaffte[441]), der selbst einen Gottfried von Stras-

441) Schon Herbort spricht von der Aeneide als sehr bekannt. So scheint auch eine Stelle im Wigalois (73, 18) auf große Verbreitung derselben hinzudeuten.

Digitized by Google

burg zu dem Ausruf veranlaßte: wie wohl der von Veldeke von Minne gesungen habe! Diese Stellen hätte man, wenn irgend etwas, für Eigenthum des deutschen Dichters gehalten; sie sind aber Benoit entlehnt. Der wohlfeile Witz, daß Lavinia ihrer Mutter den Namen ihres Geliebten silbenweise E—ne—as aufschreibt, findet sich bei Beiden; er gefiel Veldeken so sehr, daß er schon früher ein zweitesmal auch Dido denselben Namen ihrer Schwester ebenso vorsprechen läßt, wo sich das bei Benoit nicht findet. Die Naivetät hat doch auch ihre Grenzen, und hier überschreitet sie sie offenbar, so artig sie diesem Dichter sonst ansteht. Wie gerne läßt man dem Lambrecht einmal die Versetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, da bei ihm doch das Wesen gewahrt ist, aber hier weiß man nicht anzufangen noch zu enden, wenn man diese Verflüchtigung jeder Eigenthümlichkeit betrachtet, wenn man mit jener Festigkeit des Oertlichen im Virgil dies Nebelland vergleicht, mit jener heldenmäßigen Dido diesen gestaltlosen Schatten, mit jener zerquälten, vom Gott beseelten Sibylle und der schaurigen Wirkung ihres Erscheinens diese Hexe des Veldeke, die den frommen Aeneas auf seinen guten Tag hübsch freundlich empfängt und sich traulich mit ihm unterhält; mit jenen greulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufstürmen gegen die Troer, dieses Gekeif der hausherrischen Frau des Latinus; mit dem blutdürstigen Polterer Turnus beim Virgil diesen Schwätzer des Veldeke; mit dem Hirsche, der dem Schicksale dient beim Virgil, den Kunststückmacher des Deutschen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie in einem Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finsterniß und der Pechquaim der Hölle ficht uns nicht an, denn im trocknen Bericht führt uns der Erzähler vorüber; er selbst hat keinen Begriff von dem was er erzählen soll, er bestaunt das selbst, dessen Schilderung dem Hörer Erstaunen auspressen soll, fürchtet die Grauen, die der Leser nicht empfindet, und redet von einem Entsetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil selbst geschenkt und erlassen hätte, Beschreibungen der Heere und der Helden, das findet hier Ein-

gang; was uns dort begeistert, wie die Episode von Nisus und Euryalus, das geht hier kalt vorüber. Wenn dort die kleine Malerei immer auf wichtigen Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (das Aehnliche findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Festlichkeit bei der Vermählung Lavinia's, was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt ausgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Stein stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, abergläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätze und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Aeneide gar so ein elendes Machwerk ist, wie kam es, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer aller Ritterdichtung, daß Gottfried den Veldeke als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet[442], daß selbst der spottsüchtige Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für Veldeke an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig befehden? Veldeke hatte das Glück, den Zeiten und den Kreisen anzugehören, welche die Bahn brachen zu der großen Umwälzung, durch welche die Dichtung aus der Pflege der Wandersänger und Geistlichen in die des Ritterstandes überging. Daß ihm dies Glück zum Verdienst angerechnet, daß gerade Er unter den wegweisenden Poeten, die ihm zur Seite arbeiteten, allein als der gepriesen ward, der das erste Reiß der höfischen Kunst geimpft habe, das ist zum Theile wohl, aber doch nicht gänzlich zufällig zu nennen. Die

442) Die Stelle aus Gottfried ist bekannt genug. Tristan 120, 18 ff.
Er inpfete daz êrste rîs
in tiutischer zungen, dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen quâmen, dâ sî die spæhe ûz nâmen
der meisterlichen fünde u. s. w.
Vgl. Wolfram im Willehalm 76, 26 ff.

vor ihm jene großen Stoffe von Alexander und Karl behandelt, hatten in noch ungehobelter Sprache und Verskunst geschrieben und waren Pfaffen gewesen. War der Dichter der Nibelungen von ritterlichem Blute und sang er höfischen Kreisen, so war doch sein Name nicht genannt; sein Werk aber war von dem neuen höfischen, minniglichen und christlichen Geiste des Ritterthums nur von ferne gefärbt, und litt gleichfalls noch an dem Uebel der ungefeilten Technik; so auch die zwei letztgenannten ritterlichen Uebersetzer der ersten britischen Epen, deren Einer überdieß jünger als Veldeke war. Aus ihrer Reihe hob er sich schon dadurch hervor, daß ihn seine Geschicke an den thüringischen Hof geführt hatten, auf den sich nach der Zeit Heinrichs VI. aller Ruhm des Patronats der neuen Kunst versammelte. So ward Er den Nachkommen zu dem gefeierten Vertreter der schönen ersten Zeit der Jugendfrische in dem Aufkeimen eines neuen Geisteslebens, die gleich für die nächsten Geschlechter größere Reize zu haben pflegt, als die Gegenwart ihrer eigenen Anstrengungen, die eine bereits errungene Blüte nur zu behaupten haben. Die Zeit dieses ersten Durchbruchs unter der eifrigen Theilnahme der ritterlichen Kreise, der Fürsten, der Frauenwelt mußte von einem Glanze des Verkehrs belebt gewesen sein, auf dessen Herrlichkeit und Reinheit schon die folgende Generation der Poeten als auf ein verlorenes Gut zurückzublicken hatte. Jene Zeit war zusammengefallen mit dem großen Aufschwung des Staatslebens unter Friedrich I, der mit der Kraft des heroischen Kaisers wieder versank, dem auf dem Fuße die neue innere Zerrüttung folgte, aus der man mit so tieferer Sehnsucht auf jene Tage als auf die gute alte goldene Zeit zurücksah. Veldeke hatte diese Zeit noch erlebt; er erwähnt in der Aeneide die berühmte Reichsversammlung in Mainz (1184), wo die Schwertleite zweier Söhne des Kaisers gefeiert wurde, das mittelalterliche Vorbild unserer neuesten Ausstellungen und ihrer riesigen Massenansammlungen von Menschen und Dingen, wo in der Ebene zwischen Rhein und Main eine hölzerne Stadt improvisirt war für den Zustrom zahlloser Menschen aus allen Landen, darunter ein Frie-

reusheer von Rittern, wie es zu einem Kreuzzuge nie beisammen war. Dieser Tag deutscher Macht und Größe hatte auf Heimische und Fremde unverlöschliche Eindrücke gemacht; so erklärt man sich, daß die Kinder und Enkel begeistert auf den ehrwürdigen Alten sahen, der dies wundervolle Leben unter dem großen Kaiser noch gesehen hatte und sich mit seiner Zeit in einer Befriedigung fühlte, die ihnen entging. Im Uebrigen würde man allerdings, nach unserer Art zu urtheilen, die Verherrlichung des Primates gerade dieses Dichters nicht begreifen. Wenn noch in den Dichtungen der Pfaffen Konrad und Lambrecht etwas von dem Geiste jener Ottonischen Zeiten lebendig war, wo sich die vaterländische Geistlichkeit dem Ritterstande, wo sich die Kriegstugend der Frömmigkeit in Eintracht zubewegt hatte, so hätte man denken sollen, in der epischen Dichtung der ritterlichen Sänger dieser Friedericianischen Zeit, in der jener tapfere Sinn der Kirchenfürsten in der Wirklichkeit noch einmal wiederkehrte, hätte der Ton der Kraft und Kriegslust, den jene geistlichen Poeten noch behaupteten, in verdoppelter Stärke fortschallen sollen; in Wahrheit aber erschlafft gerade in den ritterlichen Liebesromanen alle Gesinnung und weicht einer verweichlichten Geistesrichtung, die man kaum dem gelehrten und geistlichen Stande zu gut halten möchte. Mit den großen Gestalten, mit den gewaltigen Stoffen jener alten Heldensagen ging die Einfalt der Vorstellungen, der alterthümliche Reiz jenes geharnischten Stils und der Nachklang der kernigen Volksdichtung verloren, der bei Konrad und Lambrecht so anziehend ist; und nur der Fortschritt in den formalen und technischen Dingen der Dichtung entschädigt für diese großen inneren Rückschritte. Aber auch in diesen äußerlichen Dingen sinkt Veldeke's Verdienst noch auf das Aeußerlichste zurück. Wir haben oben (S. 199 ff.) gesehen, wie sich in diesen Uebergangszeiten des 12. Jhs. in den Dichtungen jene bedeutsame Umwälzung vollzog, in deren Folge die mundartlichen Elemente in der Schriftsprache einem gleichmäßigen Brauche wichen, auf dem das Wesen der neuen höfischen Sprache beruhte. Gerade in diesem Puncte aber blieb

Digitized by Google

Veldeke hinter der Zeit zurück; er beharrte im Servatius in seinem Dialekte und mußte seine Aeneide erst in Thüringen umdichten lernen oder umarbeiten lassen. So schränkt sich seine gesetzgeberische Bedeutung nur auf die neue höfische Vers- und Reimkunst zurück, die er zuerst in einer Reinheit und Geschicklichkeit handhabte, in der er kaum in Eilhart und in dem Dichter des Pilatus Vorgänger hatte. Hier erwarb er sich dasselbe Verdienst, wie in Südfrankreich Pierre d'Auvergne (1140—50), mit dem die Provenzalen ihre feinere Kunstperiode beginnen, wie in Nordfrankreich Chretien von Troies, der die kurzen reimgepaarten Verse, die in Frankreich erst seit der Ueberwirkung der Reimchroniken von Wace die Decasyllaben und Alexandriner erschütterten, für seine Tafelrundromane annahm und zu der höchsten Eleganz der Sprache und Reime ausbildete. Eben in diesen Vers, den wir bei uns in der Zeit viel weiter hinauf verfolgen konnten, brachte Veldeke zuerst melodiöse Weichheit und zarten Fall, und durch das sogenannte Brechen der Verse, die Trennung von Sinn und Reimschluß, eine freiere Verschlingung der Redesätze, einen periodischen Fluß, wie er für die leichtere Erzählung und für die Darstellung gegenwärtiger Sitten unerläßlich war. So brachte er auch Gesetz, Regelmäßigkeit und Reinheit in die Reime, zu deren vollendeter Verfeinerung erst das lyrische Lied aufforderte. Die Vergleichung lateinischer und französischer Muster lehrte in der Lyrik zuerst, neben und an die Stelle des willkürlichen Wechsels von Hebungen und Senkungen regelmäßige Versmessung und jambische, trocheische, dactylische Maaße einzuführen; der schärfere Unterschied zwischen klingenden und stumpfen Reimen, der im epischen Gedichte noch unbeachtet blieb, ward hier ein Bedürfniß; die überschlagenden und verschlungenen Reime nöthigten zur völligen Reinheit des Bandes. In allen diesen Künsten ist Veldeke nicht dem Range, aber der Zeit nach der Erste oder unter den Ersten der Angesehenste.

Die beiden Dichter, die nach dem Vorgange Veldeke's in der Nähe des Landgrafen Hermann verwandte Gegenstände des Alter-

thums behandelten, waren nach Herborts Ausdruck „gelehrte Schüler“. Albrecht von Halberstadt war Scholasticus in Jechaburg[443], wo er nach seiner eigenen Angabe die Verwandlungen Ovids 1210 übersetzte. Ovid war im früheren Mittelalter wohl an einzelnen Ausnahmsstätten einer zusammengedrängten Bildung, am Hofe Karls oder unter den Mönchen in St. Gallen gelesen worden, sonst aber wenig bekannt; auch seit im 11. Jh. mit den häufigeren Abschriften seiner Werke ihre größere Verbreitung begann, war er den Vulgarpoeten nie so nahe getreten wie Virgil. Es ist nun im höchsten Grade charakteristisch, daß dieser lüsterne Dichter der Liebe, als er im 12. Jh. anfing den gelehrten und ritterlichen Kreisen bekannter zu werden, zuerst bei den freigeistigen antipapistischen Theologen, bei den lateinischen Dichtern der Thiersage und den geistlichen Vaganten, dann bei den Minnesingern in Südfrankreich und selbst auch in Deutschland, sowie bei den lasciven Meistern der neumodischen britischen Romane am verstandesten und gelesensten war; so bei Chretien von Troies, wie wir vorhin angaben, wie bei Gottfried von Strasburg und der eleganten Schule die ihm anhing, bei den K. Flecke, Türlin, Rudolf von Ems und besonders bei Konrad von Würzburg. Der Scholasticus Albrecht gehörte der Zeit, wie dem ganzen Tone seines Werkes nach, dieser späteren Reihe unserer poetischen Kenner des Ovid nicht an, die nicht einmal von ihm wußten; sein Werk ist wohl sehr selten abgeschrieben worden und nur aus kleinen Trümmern Einer Handschrift in seiner älteren Gestalt bekannt; in seinem ganzen Umfang ist es nur in einer späten und rohen, von Jörg Wickram aus Kolmar in Manier und Sprache seiner Zeit gefertigten Ueberarbeitung (Mainz 1545) erhalten, der des Lateinischen unkundig war und daher dem deutschen Gedichte treuer angeschlossen blieb. Von dem bei Wickram in der alten ächten Sprache erhaltenen Prologe hatte sich schon J. Grimm die Wege zeigen lassen, der Dichtungsweise und Sprache

443) Haupts Zeitschrift 8, 10. 464.

Albrechts auf die Spur zu kommen [444]; davon angeregt und durch die Auffindung eines kleinen Bruchstücks in Oldenburg [445] weiter angeleitet, versuchte K. Bartsch, Albrechts ganzes Werk in seiner Sprache herzustellen [446], ohne zu meinen überall die wahre und selbst nur wahrscheinliche Form und Weise der Urschrift zu treffen. Ein nachher gefundenes zweites Bruchstück derselben Oldenburger Handschrift [447] gab eine Vergleichung an die Hand: man erkennt, daß die Aufgabe schon darum nur annähernd zu erreichen war, weil Wickram durchweg ein System von kleinen Kürzungen durchgeführt hat, so daß z. B. das neu gefundene Stück von 144 Versen bei Wickram auf 124 zusammengezogen ist. Der Sachse dichtete, fast unter vollständiger Verleugnung seines Niederdeutschen, in thüringischer Mundart, in den regelrechten Versen und in den (nach Maasgabe der Mundart) genauen Reimen der ausgebildeten höfischen Kunst: die Fremdartigkeit des Gegenstandes aber, den er unmittelbar aus dem antiken Poeten entnahm, hielt sein Werk den Zeitgenossen entfremdet, obwohl er seine Vorlage mit denselben modernen Farben überstrich wie Benoit den Virgil. Wie bei diesem ist das Pathos der römischen Dichtung auch nur in der Spur einer Nachahmung nicht wieder zu finden; wie dort werden alle die glänzenden Bilder und Gleichnisse, wo sie irgend ein Unverständliches enthalten, übergangen; alle zeitlichen und örtlichen Eigenthümlichkeiten in Sitten, Bräuchen, Opfern, mythischen Vorstellungen werden getilgt oder leise umgebildet, nicht selten auch (wahrscheinlich aus einer Glosse seiner Ovidischen Handschrift,) erläuternd umschrieben wie bei Benoit; die Dryaden und Najaden werden ihm zu wilden Feien, die Männer aus der Drachensaat Jasons zu Riesen. Bei Schilderungen von Naturerscheinungen, von Waldwesen und Weidwerk, von Liebesgeschichten, von Hochzeiten und Gastempfängen,

444) Haupts Zeitschrift 8, 397 ff.

445) Ebend. 11, 360. = Ovid. Met. 11, 156—290.

446) Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter. Von K. Bartsch. Quedl. 1861.

447) Germ. 10, 238. = Ovid. 6, 440—80.

trit ihm die geläufige Anschauung, das gewohnte Gefühlswesen in die Feder; dabei ist alle Beschreibung von Waffenrüstung und Kleidertracht wie bei Benoit modernisirt, alle Darstellung von Frauenschönheit und Schmuck läuft in den stehenden Formen der minniglichen Epik. Gegen den Schluß hin scheint der Uebersetzer müde geworden zu sein, da er in Stoff und Darstellung mehr und mehr kürzt, gelegentlich doch auch aus besonderen Gründen: wie er z. B. die Irrfahrt des Aeneas (Ovid. 14, 75—153) in 19 Zeilen abthut, wohl weil er diesen Gegenstand den Lesern der Eneit bekannt wußte. Aehnlich so hat Herbort, der dritte in diesem thüringischen Dreiblatt, die ausführliche Darstellung von Jasons Drachenkampf gekürzt und seine Zähnesaat mit der Waffenfrucht, die aus ihr erwächst, ganz weggelassen, weil das seine Leser wieder bei Albrecht finden konnten.

Wenn es (wie man aus Lambrechts Anführungen V. 1489 vermuthet hat, die sich freilich auch auf antike Dichtungen beziehen könnten,) ältere deutsche Trojalieder gegeben haben sollte, so hat sie doch Herbort von Fritzlar in seinem Liede von Troja[448]) nicht gekannt oder benutzt; sein Werk folgt im Allgemeinen der (von A. Joly [Par. 1870] vollständig herausgegebenen) destruction de Troyes von Benoit de Sainte More; wir verweisen auf die Vergleichung, die der Herausgeber des Herbort, dem sie früher nicht ermöglicht war, seitdem nachgeholt hat[449]). Der gelehrte junge Dichter hat zwar (nach V. 62 ff.) von den Hauptquellen Benoits, von Dares Phrygius und Dictys Cretensis gewußt; es ist aber nicht nachgewiesen, daß er sie neben seinem wälschen Buch, das ihm unter Vermittlung des Landgrafen Hermann durch einen Grafen von Leiningen zukam, wirklich verglichen habe. Wir verweisen über diese beiden apokryphen Quellen der Trojanersage auf die neuesten Ausgaben[450]) und Untersuchungen. An sich hätte es nichts Unwahr-

448) Herborts von Fritzlar liet von Troye ed. Frommann. 1837.
449) Germ. 2, 49. 177. 307.
450) Beide sind herausgegeben von A. Dederich. Bonn 1837.

scheinliches, daß wie die Alexandergeschichten in Aegypten so auch die Trojasagen sich in den absinkenden Zeiten, als das Griechenthum durch orientalische Einflüsse zersetzt ward, in Phrygien und in Kreta unter willkürlichen Veränderungen localisirt hätten; indessen sind die bibliographischen Mythen von dem Phryger Dares[451]), dem Hephästospriester bei Homer (Il. 5, 9), der ein Tagebuch geführt hätte das von Cornelius Nepos in Athen entdeckt und ins Lateinische übersetzt worden wäre, und von Diktys, dem Gefährten des Idomeneus, der ein phönizisches Tagebuch aufgeschrieben hätte, das zu Nero's Zeit in seinem Grabe gefunden sein sollte, so greiflich fabelhaft, daß der neueste Forscher[452]) die Existenz solcher griechisch-phrygischer oder griechisch-phönizischer Originale bezweifelt und die uns erhaltenen lateinischen angeblichen Uebersetzungen des Dares von dem angeblichen C. Nepos (hist. de excidio Trojae, wahrscheinlich aus dem 6. Jh.) und die ältere des Diktys von einem Lucius Septimius (Ephemeris belli Trojani, aus dem 2., nach anderen dem 4. Jh.) für ursprüngliche Werke mit erdichteten Autoren hält, und für dieselben, die den mittelalterlichen Vulgardichtern der Trojanersage Hauptquelle waren. Unter beiden empfahl sich der auf Homer und Diktys aufgebaute Dares durch seine griechenfeindliche Tendenz, die dem mittelalterlichen Virgil-Cultus besser entsprach, und zugleich durch die kurzgefaßten und doch weitumfassenden Krieg- und Schlachtschilderungen, deren leere Eintönigkeit wie das ähnliche in den britischen Quellen zu Erweiterungen herausforderte. Verschiedene spätere lateinische Werke über den Untergang Troja's waren zu antiken Charakters, als daß sie selbst den gelehrten Leserkreisen jener romantischen Jahrhunderte hätten gefallen können: so noch die sechs Bücher de bello Trojano von einem zeitgenössischen Landsmanne Benoits, von Joseph Iscanus (d. h. aus Exeter), der zwar schon nach Dares arbeitete und den Dik-

451) Die sich alle auf eine Angabe bei Ptolemäus Chennus (in Photius bibl. cod. 120) zurückbeziehen lassen, der als ein lügenhafter Autorenschmied bekannt ist.
452) H. Dunger, Die Sage vom trojanischen Kriege rc. Leipzig. 1869.

Digitized by Google

tys zur Fortsetzung, Ovid und Statius zu gelegentlichen Aenderungen und Einschaltungen benutzte, ungefähr wie Benoit auch that. Benoits Werk ist die Hauptquelle der späteren verbreiteteren Trojasagen geworden, der lateinischen Prosa von Guido von Columna, des niederländischen Gedichtes von Jakob von Maerlant (ed. Blommaert), einer griechischen Bearbeitung auf der Pariser Bibliothek[453]), und der deutschen Dichtungen Herborts und Konrads von Würzburg. Benoit folgte dem uns bekannten Dares, den man bisher für einen bloßen Auszug aus einem verlorenen ausführlicheren Gedichte zu halten geneigt war, selbst in allen seinen Fehlern; zur Ergänzung brauchte er über die Heimkehr der Griechen den Diktys; zu einem eingeflochtenen geographischen Excurse benutzte er die Kosmographie des Jul. Honorius Orator[454]) und den Orosius; zu dem Argonautenzug den Ovid; zu der berühmt gewordenen Episode von Troilus und Criseida (die aus ihm auf Guido, aus diesem in Boccaz' Filostrat, wo die Heldin Griseide heißt, aus Boccaz auf Chaucer, aus diesem auf Shakespeare überging) kennt man keine ältere Quelle; der nächste lateinische Bearbeiter der Sage, Albert von Stade, hat seinen trojanischen Krieg (1249)[455]) nach dieser Troilusepisode wortspielend (et liber est Troilus ob Troica bella vocatus) benannt. Was Benoit befähigte, alles Aeltere und Gleichzeitige zu verdrängen, ist die vollkommene Einkleidung der Sage und ihrer Figuren in die höfischen Sitten, in die kriegerischen und geselligen Formen seiner Zeit, worin ihm sein deutscher Bearbeiter, der den Gang seiner Erzählung genau einhält, ebenso wie Veldeke in der Eneit gefolgt ist. Herbort hat sich sichtlich nach Veldeke gebildet, wie wohl auf ihn ältere deutsche Dichtungen wie Lambrechts Alexander, die ihm näher lagen als dem Niederdeutschen, stärker eingewirkt haben: der ganze Ton seines Werkes, das zwar in den poetischen Formen in Veldeke's Spuren geht, hält daher

453) S. Ideler, Gesch. der altfranzös. Nationalliteratur p. 72.
454) S. Frommann zu Herbort 14150 ff.
455) Handschrift in Wolfenbüttel.

Digitized by Google

eine eigene Mitte zwischen neuer Empfindsamkeit und alter Derbheit, zwischen dem kräftigeren Vortrag der älteren Dichtungen des 12. Jhs. und der neuen Eleganz Veldeke's, den er kennt und (V. 17379) nennt. In den minniglichen Gesprächen und Reden wetteifert er mit ihm in der klügelnden Liebessophistik französischen Stils; wo er dagegen den Zorn des Hercules beschreibt auf Laomedons Botschaft: wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie er die Zähne knirschte, die Augen rollte, seine Haut sich runzelte, seine Stirne faltete und seine heißgrimme Stimme donnerte, so hört man Lambrechts Ton heraus. Die kurzen kräftigen Züge von Herborts Schlachtmalerei suchen den Lambrecht an Wirkung noch zu überbieten und bleiben dadurch zurück; seine Schilderung von Kämpfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verdrehten Augen, mit blutbeflecktem Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemischt liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erscheinung unter jenen Dichtern. Den breiteren Umfang von Benoits Werke zieht Herbort aus etwa 30000 Versen auf 17379 zusammen in einer launischen unsystematischen Methode von Kürzungen; er beschneidet ziemlich gleichmäßig alle breiten Reden, obgleich er manchmal auch wieder einzelne originale Züge aus seiner deutschen Gefühlsweise einflicht; er stutzt die langen Kampfscenen vielfach ab, einmal aber schiebt er auch eine (V. 5479—5871) ein, die sich bei Benoit nicht findet; gegen das Ende werden seine Kürzungen einschneidender, wo er über seinem Werke zu ermatten scheint. Dem jungen Anfänger im Dichten, dem ungelehrten Gelehrten, der zwar aus seiner quellenkundigen Uebersicht der Sage Benoit manchmal verbessert, manchmal auch wieder aus mangelhafter Sprachkenntniß ihn misversteht[456], wird seine Arbeit unterweilen sauer, wie denn auch die Wace und die ersten Trouvères nicht selten über die Noth des Uebersetzens klagen: den kosmographischen Excurs bei Benoit z. B. findet er (V. 14150) so schwierig wie entbehrlich. Wo er sich Freiheiten, Zusätze, Einschaltungen erlaubt, da sind es heimatliche Mo-

456) Beispiele bei Frommann Germ. 2, 77. 187. 189. 196. 315. 324.

Digitized by Google

tive die sie ihm eingeben: wie wenn er bei den Griechen das hessen-thüringische Wappen wehen läßt; oder es sind rechtliche, kriegerische, sittliche, religiöse Bräuche und Begriffe die seinem deutschen Vaterlande oder seinem geistlichen Stande angehören: wie wenn er aus den weissagenden Götterbildern Teufel reden läßt, oder wenn der Thurmwart auf den Thoren Troja's sein Taglied in den Saal der Ritter singt; oder es sind Ausbrüche seines deutschen Gemüths, das seine Gefühlsweise von der der Franzosen trennt: wie er sich denn gleich im Anfange (V. 106 ff.) scharf erklärt gegen das Lob, welches das wälsche Buch dem Oheim Jasons, Pelias zollt, was seinem Herzen widersteht, indem er nie einem untreuen Manne Lob sprechen will, und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten; dem getödteten Hektor läßt er milde Worte von Achill nachrufen, die sich bei Benoit nicht finden. In allen minniglichen Dingen fließen ihm, wie allen seinen Zeitgenossen, die Worte aus eigner Beredsamkeit; Jason eröffnet bei ihm seine Bekanntschaft mit Medea mit einer langen Liebeserklärung (V. 732—79), die Benoit nicht hat; aber es ist dabei eine recht rohe und höchst unhöfische Art den Hof zu machen, die hier dem ritterlichen Jason geliehen wird, und eine recht nüchterne Cautel, mit der Medea dem Jason einen vierfachen Eid auf vier Götter abnimmt, daß er sie heirathen werde: beides dem Benoit fremd. Dies vergleicht sich einer anderen Scene, wo eine gleiche Rohheit — auch sie das Eigenthum des Deutschen — erschreckend grell durchbricht, da wo sich Andromache nach dem Abschiede von Hektor weinend und verzweifelnd gegen Priamus kehrt und ihn mit den scheußlichsten Schimpfwörtern wie eine Furie überfällt. Wenn Lambrechts Alexander eine ruhige männliche Kraft athmet und Veldeke's Aeneis dagegen auf die Weichlichkeiten des Minnegesanges überleitet und alle Farbe einer heroischen Dichtung ablegt, so wechselt Herbort, von Ungleichheiten voll, zwischen einer halb erzwungenen Kraft und einer halb erlernten Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit.

V.

Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

1. Minnegesang.

Bis hierhin haben wir gesehen, wie das Epos in seinen Entwickelungen aus den Händen des Volkes und der Geistlichen in die des Ritterthums überging. Ehe wir seine höchste Ausbildung in diesem Stande betrachten, schieben wir einen Abschnitt über die ritterliche Lyrik ein, eine Gattung, innerhalb welcher wir zuerst die Pflege der Dichtung so gut wie ausschließlich auf diesen Stand übergegangen finden.

Alle Lyrik läßt sich in die zwei großen Hälften scheiden, nach denen sie entweder an die epische und dramatische Dichtung angelehnt, oder auf sich selbst ruhend erscheint, falls man diesen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die, wo sie am meisten unabhängig ist, sich am innigsten mit der Musik verwebt und in unverkünstelten Zeiten immer untrennbar von der Musik war. Auch jene erste Hälfte kann nur insofern lyrisch heißen, als sie gesungen gedacht wird; eine dritte Gattung lehrhafter Verstandespoesie, Sprüche, Räthsel, Sinngedichte u. dergl. konnte nur der Lyrik zugetheilt werden, weil man eine eigene Gattung lehrhaft-satirischer Dichtung nie klar abgeschieden hat. Jene episch-dramatische Lyrik erscheint am Anfang des Epos als Rhapsodie überall nach der Erweiterung strebend, die ihr in der Epopöe zu Theil wird; am Ende der epischen Entwickelungen kehrt sie wieder und ändert sich leise, nach Abschluß und Vollen-

dung einer bestimmten Handlung strebend, in die Ballade und Romanze um, als welche sie die darstellende Dichtung, das Drama, einleitet. Ihre Form ist immer erzählend, ihre Richtung nach der Vergangenheit, wie sehr auch die Darstellung vergegenwärtigend sein möchte. Der andere, unabhängigere Theil der lyrischen Dichtung aber ruht auf der Gegenwart; die dichtende Persönlichkeit theilt ihm die Farbe mit, es möchte auch Form und Darstellung noch so episch oder auf die Vergangenheit gerichtet erscheinen. Auch diese Lyrik aber wird da, wo sie sich aus den Grenzen der Gelegenheitsdichtung bewegt, wo sie sich ihrer selbst bewußt eine Kunstbildung in Aussicht nimmt, leicht an eine Gruppe von epischer oder dramatischer Dichtung angelehnt erscheinen. Nicht mehr, um deren erste Anfänge zu bezeichnen, sondern vielmehr ihre höchste Spitze; nicht mehr, um die ersten Keime der Materie zu pflegen, sondern um die Blüte der Ideen zu pflücken, die in dem Epos enthalten lagen. Unsere Lyrik in Deutschland hat sich immer so an die übrige gangbare Dichtung angelehnt; ihr fast ausschließlicher Gegenstand war immer die Liebe, jener Mittelpunct, um den sich auch Epos, Roman und Drama beständig bei uns drehen muß. Das gemüthlich-unsinnlichere Liebesgedicht des 18. Jhs., das geistig-unsinnliche des 17., das gemüthlich-sinnliche des 16. und das mehr geistig-sinnliche des 13. Jhs. entsprach jedesmal mit diesen Eigenschaften der Bildung des Romans oder der Epopöe, neben der es sich aufpflanzte. Beide letztere Gruppen lagern am Anfang und Ende des ritterlichen Minneromans oder Epos und sind durchdrungen von denselben Ideen; sie geben die Empfindungen, die die Handlungen jener epischen Stoffe natürlich begleiten, abgeschieden für sich. Wenn wir noch näher auf die Betrachtung des Verhältnisses der ritterlichen Minnelieder mit den Ritterepopöen eingehen, die hier unsere Aufgabe ist, so finden wir durchweg eine Durchdringung und Gleichmäßigkeit beider, ein gegenseitiges Tragen und Erklären, lyrische Eigenheiten im Epos, epische in der Lyrik, beide entlehnt, beide in verfehlter Anwendung. Gesang und Erzählung,

Digitized by Google

Singen und Sagen ging um die gleichen Ideen um so mehr, als das ritterliche Geschlecht seine Gegenwart ganz in die epischen Stoffe, deren es sich annahm, hineingetragen hatte. Wir haben dies Wegrücken des Epos von seinem festen Boden vergangener Thaten, sein Vordrängen in die Ideen der jedesmaligen Zeiten, die es überkamen, schon oben verfolgt. Wir haben gesehen, wie es im 12. Jh. unter den mächtigen Einflüssen einer großen ungeheuer bewegten Zeit, durch Vorstellungen, Thatsachen, Personen und Färbung, die die Gegenwart in die alten Stoffe lose hineinflocht, gelitten; wir wollen jetzt sehen, welcherlei Ideen unter den neuen Gestaltungen der Welt und Geschichte durch die ritterlichen Thaten im Orient, unter der neuen Geistesbildung dieses Standes in aller Dichtung vorwalten mußten.

Das Zusammenrücken von Epos und Lyrik erläutern wir uns im Allgemeinsten aus den geistigen Richtungen der ganzen neueren Zeit. Es war die Bestimmung der neueren Kunst, das Innere des Menschen zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen: die geschichtliche Stellung der neueren Nationen, die auf der Bildung der alten Welt ruhen, bedingte dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine üppige Nahrung für ihren beschaulichen Hang, empfingen verfrühte Begriffe und Vorstellungen, entwuchsen zu zeitig dem Zeitalter physischer Entwickelung und heroischer Kraftübung, und verloren dadurch die Erinnerung an ihre Vergangenheit. Die Völker der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vollendeter in sich selbst. Das heroische Epos des Mittelalters hatte dies glückliche Schicksal nicht. Statt sich in sich selbst zu vollenden, sahen wir es nach seinem ersten Entstehen ohne Aufhören sich erweitern und mit den Zeiten so fortrücken, daß wir es bei jeder Umgestaltung mit der Gegenwart gleich stehend fanden. Das Epos, als

Digitized by Google

eine Dichtungsart, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, was ihr allgemeinstes Kennzeichen ist, hätte eben darum stets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben sollen; dann hätte sich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten sich lebendiger dargestellt, die Form hätte sich der Ruhe und dem Gleichmaaße der alten griechischen Gedichte wenigstens annähern können. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Personen und Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter mischte sich etwas von der Unruhe ein, welche immer die Theilnahme an dem Gegenwärtigen begleiten wird; es kam dadurch der lyrische Charakter in das neuere Epos, der den Werth desselben gegen das griechische so sehr herabsetzt. Ist die Vergangenheit das Element der epischen, so ist die Gegenwart das Element aller lyrischen Kunst. Fanden wir nun, daß selbst im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenstand hat, das Wegwenden von der Vergangenheit sichtbar ward, eben da, wo es am wenigsten denkbar scheinen sollte; erinnern wir uns, daß auch aller fremde und alte Stoff in die Gegenwart vorgerückt ward: Karl der Große, das byzantinische Zeitalter, das alexandrinische, das homerische, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwischen alter Erzählung oder neuer Auffassung sahen, so wird uns klar sein, mit welcher Macht dieses Geschlecht in seiner ganzen Entwickelung der Gegenwart zustrebte, sich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit so ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter sich sehen mußte. Die größte Selbstgenüglichkeit mußte in diesen Zeiten vom Allgemeinsten bis zum Besondersten herab nothwendig herrschend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben; man sah sich bald nur als Christen den Nichtchristen gegenüber; es gab keine Feinde, als im Osten Franken und im Westen Sarazenen; wenn neuwalisische Sänger von den alten Volkskämpfen mit den Sachsen, wenn französische Dichter von Karls Kriegen mit den Sachsen erzählten, so hießen auch diese schlechtweg Sarazenen; wenn der trojanische

Krieg noch fürder fesseln sollte, so mußten (wie in der Behandlung Konrads von Würzburg) Christen auf der Seite der Griechen, und Heiden und Muhamedaner auf troischer Seite erscheinen. Die Verachtung aber, mit der der christliche Stolz auf alles Ungläubige herabsah, war in jener Selbstgenüglichkeit der Zeit noch das Geringere. Die ganze Bildung zog sich jetzt auf den Ritterstand zurück, der zugleich mit dem Verdienste der Beschirmung der Christenheit die sittliche, geistige und künstlerische Cultur an sich riß, und zu dem christlichen Dünkel noch den des Standes, des Ranges, der feinen Bildung hinzubrachte. In diesem Stande handelte es sich wieder um Grundsätze, die sich einander sehr scharf gegenübertraten; dadurch war denn jedem Einzelnen nach Beruf und Fähigkeit die Gelegenheit gegeben, sich der allein Reine oder Gute oder Weise zu dünken. Alles also, die äußeren Verhältnisse und die inneren Zustände, wiesen den Einzelnen auf sich selbst und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der sie sich mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man in allen Dichtungen und Denkwürdigkeiten der Ritterleute so unverholen ausgesprochen findet, daß man wohl in aller Geschichte von einer gleichen Selbstgefälligkeit kaum ein anderes Beispiel wird aufweisen können. Es war unfehlbar, daß sich unter solchen Umständen ein glanz- und geräuschvolles Leben gestaltete und dies war besonders an den Orten der Fall, wo ein vielgetheiltes Staatenwesen auf engerem Raume den Verkehr belebte und die Geselligkeit erhöhte; und an diesen Orten, wie in Spanien und Südfrankreich, traf auch noch das Glück begünstigend hinzu. Der dortige Adel hatte bis zum Anfang des 13. Jahrhs. an allen spanischen Küsten, im Inneren des Landes, in Africa, im Morgenlande glücklich und glorreich gegen die Heiden gestritten; der Glanz seiner Thaten hatte die ruhmsüchtige Jugend aller Länder Europa's in seine Mitte gelockt; zuletzt stürzte er das oströmische Reich über den Haufen und gründete in Byzanz ein lateinisches Kaiserthum. Zu Hause aber machte die Menge der kleinen naheliegenden Staaten, die Masse von Höfen und ausgezeichneten

Fürsten, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, das öffentliche Leben im höchsten Grade mannichfaltig, reizend und blühend; die Nachwirkung der massilisch-griechischen Bildung und der späteren römischen Schulen that das ihrige hinzu; zahlreiche Städte hatten in der vortheilhaftesten Lage (zur einen Seite nahe bei Rom, dem Heerde der Bildung und des Friedens, zur andern Seite nahe bei Spanien, der vielhundertjährigen Stätte des heiligen Krieges) Wohlstand und Wohlleben erhalten und ausgebildet. So konnte es nicht fehlen, daß sich in diesen Gegenden gerade das Streben, die Gegenwart und ihren Reiz und Preis zu steigern, auf der höchsten Höhe zeigte. Hier keimte daher die junge lyrische Kunst der ritterlichen Geschlechter im Anfang des 12. Jahrhs. am frühesten auf und schoß schnell zu üppigem Wachsthum empor. Sie that dies um so ungehinderter als keine epische Dichtung ihr den Boden streitig machte. Die Provence hatte wegen ihrer Zertheilung, wegen des steten Wechsels der Stämme und der Bildung keine große und gemeinsame nationale Vergangenheit; sie bildete, wie wir anführten, selbst die rhapsodischen Gesänge, die auf ihrem Boden entstanden über Thaten die auf diesem Boden vollbracht worden waren, zum Epos nicht aus; der heiteren Gegenwart gehörte die heitere lyrische Kunst.

Ganz anders war die Lage der Dinge in Deutschland, als hier die ritterliche Lyrik nicht in dem Maaße selbstgewachsen wie die provenzalische aufsprang, sondern mehr auf den allgemeinen Anstoß von Frankreich von außen her angeregt ward. Hier war kein begeisterter Kampf gegen nah bedrohende Religionsfeinde; hier führte man Kriege in Italien für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der ehrsüchtigen Fürsten zu überschlagen verstand; hier war für die Kreuzzüge gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden; sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an in einer Zeit, da der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war; und

sein Zug kostete dem deutschen Lande ein großes Heer und seine Ehre. Und die zweite deutsche Wallfahrt kostete dem glänzendsten Herrscher, den damals Europa kannte, sein Leben und zog in Folge dieses Unfalls den frühen Regierungsantrit des dem Vater sehr ungleichen Sohnes, und nach dessen Tode jene unseligen Spaltungen im Innern nach sich, was Alles nur zu sehr geeignet war, hier das Leben und die Kunst in einer Trauer und einer Düsterheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe in den romanischen Landen außerordentlich abstach. Hier hätte man daher weder früh noch spät die jenen Zeiten angehörige Kunst ein gai saber nennen können. Hier wies Alles seit dem Verschwinden des schönen Schwungs unter Friedrich I von der irdischen Glorie hinweg und hier trat daher so schnell jene Freude am beschaulichen Leben unter die Ritterschaft, und das Aufsuchen einer inneren Weihe ward dem sinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfniß. Dicht neben diese Heiligkeit drängte sich dann, entsprechend der Art, wie Friedrich II das Kreuzwesen behandelte, ein Leichtsinn und eine heitere Lebensphilosophie in einem Gegensatz, dessen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erscheinen sehen. Dem Allem scheint es dann zu entsprechen, daß der ewige und stets wiederkehrende Inhalt des Minneliedes und des Epos in Deutschland der Gesang von Freude und Leid ist. Sie singen vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid; sie klagen, daß Honig und Wermut, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel ewig auf dieser Erde wechseln. Man sieht daher auch im strengsten Gegensatze mit jener Selbstgefälligkeit, dem charakteristischen Merkmal dieser Zeiten, auf der anderen Seite Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge Hand in Hand gehen. Dieser Inhalt nun widerspricht der Idee des Epos in dem Maaße, als er dem lyrischen Wechsel der Empfindungen einzig zusagt. Dieser Inhalt (joi e marrimen) zeigt sich wohl auch bei den Provenzalen, die bald

Digitized by Google

auch in ihrer Geschichte Anlaß genug dazu fanden, allein er drang dort in keiner Weise so tief in das Gemüth noch in die Kunst. Diese beiden Gegensätze scheiden damals Nationen von Nationen; sie unterscheiden die provenzalische Lyrik von der deutschen; sie scheiden die Einzelnen unter sich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden; sie scheiden einzelne große Individuen nach den verschiedenen Perioden ihres Lebens sogar in sich; es sind die Gegensätze jener heiteren, selbstvertrauenden, menschlichen Weltansicht, die in jenen südlichen Nationen vorsticht, und der düsteren, christlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutschland den Sieg behalten sehen werden. Auf diese Gegensätze werden uns alle möglichen Gesichtspunkte, aus denen wir diese Zeiten auffassen können, mit ewigen Abwechslungen zurückführen. Der Kampf dieser Gegensätze drängt sich in die Dichtung ein und leiht der ritterlichen Epopöe die subjective, lyrische Farbe. Wie konnte sich unter diesem steten Wechseln und Schwanken ein Epos gestalten, das Ruhe, Besonnenheit und selbst eine gewisse Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt! wie konnte sich selbst eine bedeutende Lyrik gestalten, die überall das Besondere liebt und Mannichfaltigkeit sucht, während sie sich hier von jenem Einen Wechsel der Stimmungen zwischen Freude und Leid bestimmen lassen muß!

Diese Natur trägt vielleicht jede Zeit, die eine lyrische Dichtung in besonders andächtige Pflege nimmt. Aber man betrachte doch, wie sie nicht nur in Südfrankreich unter günstigeren Geschicken ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland seine Lyriker und seine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es, aus seiner Vergangenheit in seine Gegenwart rückend, seine umgebenden Verhältnisse besang, wo es aus kleinen Bestrebungen in Weltereignisse übertrat, und man erwäge, welch ein anderer Gesang aus den anderen Verhältnissen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib und Kind, für Götter Recht und Sitte:

Digitized by Google

von all dem klingen noch heute die Dichtungen in den wenigen Resten wieder, die wir übrig behielten. Die damaligen Völkerkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit dem Umsturz des persischen Reichs, während die Kreuzzüge ausgingen von fanatischer Eroberung und endeten mit dem Verluste des Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbaren Unglücke. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete zaghaft seine Macht und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es über den gefürchteten die glorreichsten Siege; weit entfernt, im Unglücke verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewunderswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu überheben, sondern die bloße Erschütterung der persischen Macht hatte auf die Hellenen einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung, wie Gott dem Menschen das höchste Glück oft zeigt um ihn tiefer zu stürzen, über die ganze lyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um je zu ermüden, und auf der andern Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Die griechische Lyrik und Dramatik umschlingt daher alle möglichen menschlichen Beziehungen, der Minnegesang und das Kunstepos der Deutschen singt fast nur von der Liebe.

Aber nicht einmal so weit her brauchen wir, um die Verschiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutschen Minnegesangs anschaulich zu machen, die Puncte der Vergleichung zu holen. Der nur wenig ältere Gesang der Troubadours zeigt schon auf den ersten

Digitized by Google

Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwischen beiden ist, die zwar sonst so viele Verwandtschaft und gleiche Quelle haben[457]). Mitten unter den ersten Thaten der Kreuzfahrer ertönt zwar alsbald auch der erotische Gesang zur Laute, aber zugleich auch der Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten; der Graf Wilhelm von Poitou sang schon 1101, als er heimkehrte, Lieder von seinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten sie so weit die Anregung zu ihren ritterlichen Gesängen zu suchen; ein eben so heiliger Krieg war in der Nähe und dieser noch mehr als jener im Osten beschäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen eine kräftige kriegerische oder christlich-ascetische Begeisterung für die Glaubenskriege brannte. Wer sollte es wohl glauben! unter so vielen Erzählern von heroischen Thaten bei uns kaum Ein Wolfram, dem einmal das Herz für sein „Schildesamt" schlägt, während die Anderen alle (z. B. Hartmann) bei der wohligen Lectüre der Mähren auf die Werke der alten Helden so zurückblicken, wie wir etwa auf die Wunder der Legende[458])! Unter Tausenden von Liedern unserer ritterlichen Minnesänger, unter allen Erzeugnissen eines ausschließlich kriegerischen Standes in Deutschland ist nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Viele Kreuzlieder, die zwischen Frauen- und Gottesminne getheilt zu der heiligen Wallfahrt auffordern, aber keines, das es in dem begeisterten Feuer des kriegerischen Triebes thäte! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand de Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel, das Schlachtgeschrei, die wiehernden

---

457) Ueber das Nähere vergleiche man zu Fauriels Gesch. der provenzal. Dichtung und zu dem Werke von Diez über die Troubadours die dankenswerthen neueren Arbeiten von Bartsch, Mahn, Keller u. s., die wir nicht einzeln anzugeben brauchen.

458) Hartmann: Iwein 56 ff.

Dâ uns noch mit ir mære
sô rehte wol wesen sol,
dâ tâten in diu werc vil wol.

Rosse und die fallenden Feinde, wer gibt nicht, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die Liebesklagen unserer Minnesinger zu Hunderten dafür hin? Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst; nur weniges davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt dort Jeder, der die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glüht Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Guillem Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, daß man sie nicht an den Hof zöge, — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, wie im Norden die Skalden, das Heroengeschlecht in der Geschichte der Dichterstände. Denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Rügeliedern (Sirventes) in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Partei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen. In Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen; bei den eigentlichen Minnedichtern, die in der eigentlichen Blütezeit der ritterlichen Lyrik die große Masse ausmachen, sind die Rügelieder, außer in Befehdung beneideter Dichtergenossen oder karger Höfe, nicht Sitte; die Einmischung in das öffentliche Leben ist ihnen fast ganz fremd; in Friedrich von Hausens Liedern ist außer den Bezügen auf seine Kreuzfahrt nichts zu entdecken, was auf seinen Stand, seine Stellung, seine Ritterschaft, seinen Staatsdienst unter Friedrich I könnte schließen lassen. Jene Troubadours rangen in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politischen Widersetzlichkeit. Mit ihrer Kunst haben sich manche emporgebracht aus dem Kreise von Handwerkern,

Bürgern und Bauern, und das Talent förderte Findlinge und Waisen; eine ganze Anzahl von Klerikern, die der Kirche angehörten oder entliefen, reihten sich in ihren Sängerorden ein. Diese Dichter, voll von Lebenslust und Kraft, mischten sich froh und heiter oder wild und zügellos in Alles, und Alles mußte sich ihren Angriffen in Worten und Werken aussetzen. Zu dem Wildlingsleben des Vizgrafen Guillem von Berguedon († 1195), der in Familienfehden verwickelt war die zu Raubzügen ausarteten, der, seiner Lehen verlustig, aus dem Vaterland vertrieben, von seinen Verwandten aufgegeben, dann rückkehrend gefangen ward und wieder freigeworden in das wüste Treiben zurückfiel in dem er endlich einen gewaltsamen Tod fand[459]), gibt es in Deutschland schwerlich auch nur ein blasses Seitenbild. Von dem Leben jener Sänger, ihren Leiden und Freuden, von ihren ehebrecherischen Liebeshändeln, Eifersuchten, Wallfahrten, Kriegen, Raufereien und Raubereien, von ihren zuchtlosen Jugendvergeudungen auf die dann wohl die Ueberzucht eines mönchischen Buß-Alters folgte, sind ganze Bücher geschrieben worden; man sage nicht, von den Deutschen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten sein, wenn etwas dergleichen bestanden hätte. Man sage nicht, es seien Fabeln; nicht einmal Fabeln haben sich von den Deutschen erhalten, es seien denn jene Verewigungen der Wolfram und Klinsor im Wartburgkrieg oder jener Meistergesang über der holdseligen Kunst Entstehung! Die französischen Dichter sind voll von Gelehrsamkeit und stets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philosophie, Roman, Alles erscheint in ihren Gedichten. Als im Laufe der verschlimmerten Zeiten die Dichtkunst und die Schätzung der Sänger sank, da beginnt in Deutschland im lyrischen Gesang jenes ewige Jammern der Konrade, der Zweter u. A. über die Richtigkeit der Welt und ihre schwindenden Freuden; in der Provence aber stehen die derben Sittenprediger auf, welche die Ungunst der Zeit ungebeugt ließ, ein Satiriker voll Kraft

459) Bartsch, Ueber Guillem von Berguedon; in Eberts Jahrb. 6, 291.

und Würde wie Pierre Cardinal, und die Spruchdichter, die wie Bertram Carbonel seinen Spuren nachgingen; in deren Werken man in die „Höhle des Lasters“ schaut, von denen man aber scheidet „in dem Gefühle, daß über dem Sumpf der Geist des Besseren schwebt, der das Laster verdammt und richtet“ (Bartsch). So haben diese Troubadours unseren neueren lyrischen Dichtungsarten, schöpferisch wie die Griechen, Namen und Gestalt gegeben: sie haben Canzonen, Romanzen und Pastorelle, Satiren und Briefe, Serenaten und Tenzonen und Sonette. Ein Dante nährte sich am Quell dieser lebensvollen Dichter, ein Petrarca verschmähte nicht Valencianische Dichter zu benutzen[460], und die Schäferdichter erkennen Riquier und Esteve als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, wo die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit edel, warm und tief sind. Die erweiterte Bildung der Romanen brachte unter den dichterischen Anlagen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den ungleichsten Werth, der auf den ersten Blick zu unterscheiden ist; unter unsern Minneliedern kann man Hunderte zusammenstellen, die zu trennen schon ein scharfes Auge erfordert. Die Leidenschaft der Troubadours ist größer und wilder, zuchtloser als die schüchterne der Deutschen; sie bricht sich Bahn und schafft sich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot unter den deutschen Minnesingern, den Namen der Geliebten im Liede zu nennen. Die Liebe in der Ehe ward in Frankreich von der Gräfin Beatrix von Champagne für unmöglich erklärt; der Ehebruch war in Theorie und Praxis des Minnedienstes wie sanctionirt; jener Berguedon prahlte es sei kein Ehemann unter den Edlen der Provence, der ihm nicht den Sattel geräumt habe, und von dem eitlen Pierre Vidal

460) In den osservazioni sulla poesia de' Trovadori etc. Mod. 1829 ist gezeigt worden, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind, deren Poesien weit stärker auf den Süden überwirkten, als auf Nordfrankreich.

(ed. Bartsch 1857), der vom Kürschner zum Ritter emporstieg, wird erzählt, daß er sich in alle Frauen verliebt und Alle in sich verliebt geglaubt habe. Unter dem vielen Leichtsinn erscheint dann aber das wenige Edle höher. Wo ihre Liebeslieder Treue und wahre Empfindung athmen, ist man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutschen Minneliedern, in denen sich Anbetungen und Schwüre im conventionellen Stile zu oft wiederholen. Auch die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben eine übergroße Mannichfaltigkeit, auch hier verräth sich (was selbst Fauriel nicht leugnen mochte) eine verhältnißmäßige Armut des Lebens und des Geistes; jedoch weit nicht so sehr wie in Deutschland. Das Gelegenheitsgedicht, die ursprünglichste und ächteste Quelle lyrischer Poesien, bei den Deutschen sehr selten, herrscht unter den Troubadours, oft von der Art, daß man ohne Erklärung aus ihrem Leben den Inhalt nicht versteht, eine Eigenheit, die das lyrische Lied der besten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch kann man, selbst wenn man nur die Lyrik des Orients vergleicht, sogar dort Besonderheit und Mannichfaltigkeit größer finden als selbst unter den Romanen. Zu allen Zeiten war die lyrische Kunst eine fröhliche; sie hat mit dem Weibe den Wein und den Gesang immer gleichmäßig gepriesen. Dies hat selbst ein Dschelaleddin und Hafis verstanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zu freudigem Gesang und Gelage gehört; in Deutschland gar möchte schwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und lustigem Singen in dem Minnesingercodex gefunden werden. Man wird nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweisen entgegen halten wollen, die meist erst aus späteren Zeiten sind, oder nur ausnahmsweise sich auszeichnen, wie z. B. in einer des Burkart von Hohenfels eine üppige Bewegung und eine schwindelnde Raschheit auffällt, der man Weniges an die Seite stellen kann; wir sprechen aber überall hier vom Allgemeinen und bringen die Ausnahmen nicht in Anschlag. Es gibt vielleicht nichts was unsere ritterlichen Zecher so charakterisirt, als wenn sie versuchen, die Wir-

kungen ihres süßlichen versetzten Weines zu schildern. Was ist nicht jene Wiener Meerfahrt[461]) von dem „Freudeleeren" für ein plumper Witz! oder wenn sie in ihrer Anlage, in ihrer Quelle (bei Athenäus) ein fruchtbarer Schwank sein sollte, welch ein plump behandelter Schwank! Bezeichnender noch ist der Weinschwelg[462]), das Selbstgespräch eines Trinkers vor seiner Kanne. Es gibt nichts Ekleres als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit wirklicher Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er zuletzt, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach dem wiederkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und ruhig, im Ton der ächtesten Ironie, dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß nur in einem Stande, der die freien Künste der männlich lustigen Gesellschaft nicht kannte, sondern blos Hofton und Frauenkreise, ein solcher Stoff so behandelt werden konnte, da dies lästerliche stille Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit aber findet sich in der Kunst der deutschen Minnesinger so wenig, daß Grimm ihre Dichtung eine frauenhafte Kunst genannt hat. Welch Wunder ist's dann, daß dieser Minnegesang aller der Lebenskenntniß, der Frische und Freiheit und der heftigeren Leidenschaft entbehrt, den die provenzalische Lyrik an sich trägt? welch Wunder, daß er dem kräftigen männlichen Geiste nicht zusagt, daß er

461) Ausg. von K. Schädel 1845. Auch in v. d. Hagens Gesammtabenteuer. Nr. 51.

462) In Grimms altdeutschen Wäldern 3, 13 ff. und in Germ. 3, 210. Ein (viel schwächeres) Seitenstück, der Weinschlund, in Haupt's Zeitschr. 7, 405.

erschlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er überhaupt wirken kann.

Wenn diese Vergleichung unseres Minnegesanges mit griechischer und provenzalischer Dichtung zu weit hergeholt, oder unsere allgemeine Schätzung desselben zu streng scheinen sollte, so können, ja müssen wir noch eine dritte, ganz naheliegende, unserem Gegenstande selbst fast unausweichliche Vergleichung hinzufügen, die zu noch strengerem Urtheile stimmen wird: die Vergleichung der ritterlichen Minnedichtung nicht mit der von anderen Zeiten und Völkern, sondern mit der gleichzeitigen, einheimischen nur eines andern Standes. Wir sagten, daß in dem Minneliede zuerst die Dichtung in die ausschließliche Pflege des Ritterstandes überging. Mitten in den großen literarischen Gährungen des Jahrhunderts aber, in dem sich dieser Uebergang entschied, trat noch einmal die Geistlichkeit wie zur Mitbewerbung, ja wie zur Gebietsbestreitung, mitten auf diesem Gebiete der lyrischen Liebesdichtung auf, die dem Stande so unangemessen war, und dies zwar in lateinischer Sprache, die dem Gegenstande so unangemessen schien. In den Zeiten, wo der Cölibat noch nicht eingeführt, und jetzt wo der Sieg desselben noch nicht schneidend entschieden war, war es oft und blieb es noch lange der Lieblingsgegenstand lateinischer Dichter, in Schwänken oder Tenzonen die Frage entscheiden zu lassen, ob des Klerikers oder des Ritters Liebe die vorzüglichere sei. Nun schien diese Frage ganz im Großen durch einen dichterischen Wettkampf der beiden Stände in der erotischen Lyrik ausgefochten werden zu sollen. Wir haben früher gesehen, daß schon im 10. Jh. in den Klöstern selbst die weltlichen Dichtungsgegenstände, auf die sich die Spielleute warfen, Schnurren und Schwänke, zu den Ergötzlichkeiten der lateinisch dichtenden Mönche gehörten; auch das Liebesgedicht fand dahin seinen Weg. Unter einigen lateinischen Poesien, meist Hymnen, des 11. Jhs. aus Ivrea[463]) befindet sich ein Liebeslied in leoninischen Distichen,

463) Mitgetheilt von Dümmler in Haupts Z. S. 14, 245.

Digitized by Google

worin der Liebende etwa wie der Polyphem Theokrits oder Ovids der Geliebten alle Herrlichkeiten der Welt verspricht: dieser antiken Färbung des Inhalts entsprechen die nach altem Gesetz gemessenen Verse. Einige wohl gleichzeitige, noch ebenso von der Atmosphäre der gelehrten Schule angehauchten Gedichte einer Brüsseler Handschrift [464]) bewegen sich schon in der Form, aber der noch unhandlichen Form der dem Kirchengesang nachgebildeten, rhythmischen moduli, die im 12. Jh. in den übelberufenen Liedern eines neuen Geschlechtes vagirender, lateinisch-dichtender Kleriker über die Welt hinschallen sollten; eines darunter, das Rügelied eines satirischen Poeten gegen seine eigenen Sünden, behandelt das Thema des berüchtigtsten aller Vagantenlieder des 12. Jhs., auf das wir sogleich zurückkommen werden, der sog. Beichte des Golias, aber noch ganz entfernt von der gelenken Freiheit der Form und Frechheit des Geistes jener nachfolgenden Dichtergeneration, die den Klosterschranken entnommen und von der ungeheuren Aufregung der Zeit seit dem Beginn der Kreuzzüge erfaßt war. Diese neue Bewegung ging, merkwürdig genug, von derselben Stätte im Nordwesten aus, von wo aus wir so vielerlei Anstöße des geistigen Lebens herzuleiten hatten, seit den Zeiten, da aus der Thätigkeit der italienischen Wanderlehrer Lanfranc und Anselm (s. oben S. 173) in Frankreich, und vorzugsweise unter den Normannen diesseits und jenseits des Canals die neue philosophisch-theologische Wissenschaft aufgeblüht war, die dann auf französischem Boden eine Reihe fester Lehrstätten von größter Anziehungskraft gefunden hatte. Zu diesen Schulen drängte im 12. Jh. die vornehme Jugend aus aller Welt herzu, die nun unter den Aufregungen des neuen Wanderlebens, im Gegensatz zu dem eingeengten Klostergeiste des 11. Jhs. mit dem lockeren Wandel den sie hier lernte zugleich eine freiere Denkweise einsog, und im Besonderen auf ihre schöngeistige Bildung dem vollen

464) Mitgetheilt von C. Bode, im Anhang zu Weiß, Geschichte Alfreds des Großen. Schaffh. 1852.

Strom jener fröhlichen Wissenschaft der weltlebigen fehde- und liebefrohen Troubadours den breitesten Einfluß gestattete, welcher sie selbst, schon durch ihre musikalische Bildung, ein bestes eigenes Theil entgegenbrachte. Unter der gegenseitigen Anregung und Reibung dieser geist- und formgewandten, gelehrten und vulgaren Künste entstand nun, grundverschieden von der ernsten lateinischen Gelegenheitspoesie der vorigen Jahrhunderte die noch in alter Weise nebenher lief, eine neue über Frankreich, England, Deutschland und Italien rasch ausgebreitete lateinische Liederkunst, die von den wandernden Scholaren geübt an den geistlichen Höfen umgetragen ward, wie die der Troubadours an den weltlichen. Wie diese spaltete sie sich in eine friedlich-minnigliche und eine polemisch-satirische Richtung; die letztere, die der Zusammenfluß einer üppigen Jugend aus allen Nationen zunächst im geselligen Verkehre erzeugt hatte, warf sich dann bald auf gegen die Uebelstände in der Kirche und der Hierarchie, an Haupt und Gliedern, in einer keck entschiedenen Gesinnung, die sich so leicht grade unter dem jungen Volke einnisten mußte, das einmal begonnen hatte im muthwilligen Weltleben die hierarchische Geistesfessel zu sprengen. Als Ausgangspunct dieser doppelseitigen klerikalen Dichtung läßt sich Abälards Lehre und Leben († 1142), seine erleuchtete Religionsphilosophie und seine Liebe zu Heloisen angeben, die für das ganze Verhältniß der Geistlichen zu den Frauen bezeichnend ist. Abälard's metrische und rhythmische Liebeslieder entstanden gleichzeitig mit der provenzalischen Lyrik, und waren nach seinem eigenen Zeugnisse lange Zeit im Munde der Menschen. Sein Schüler Hilarius setzte diese Kunst fort und nach der Mitte des 12. Jahrhs. gab es in Frankreich schon eine ganze Secte, einen Orden fahrenden Sänger, klerikaler Dichter lateinischer Liebesgesänge, von denen uns Pierre von Blois, Etienne und Berthier von Orleans, Walther von Chatillon oder Lille, der schon oben erwähnte Verfasser der Alexandreis, genannt werden: in seiner Grabschrift sagte dieser von sich selbst, daß ganz Gallien von

seinen Liederweisen wiederhallt habe[465]. Diese leichten weltlichen Dichtungen von denen uns weniges erhalten ist, würden vielleicht gänzlich verschwunden sein, wenn ihnen nicht jene ernsteren polemischen und sittenrichterlichen Seitenstücke gesellt gewesen wären, mit und neben welchen einzelne Proben jener profanen Dichtung leichter ausdauern konnten. Die ungeheure Anmaßung des römischen Hofs hatte in den Zeiten der kräftigen Friedrich I und Heinrich II einen mächtigen Widerstand erzeugt; die Geistlichkeit selber spaltete sich; die neuen Orden der Cistercienser und Prämonstratenser riefen in ihrem Schooße feindselige Eifersucht auf, und bald erschienen neben jenen heftigen Thiergedichten der Flanderer in Deutschland, England und Frankreich gleichzeitig die lyrischen Gedichte aus den geistlichen Federn der Vaganten, die mit einer Gewalt und Schärfe den römischen Hof und die Verderbniß der Geistlichkeit geißelten, wie sie nachher nur in Hutten's Zeiten wieder erlebt worden ist. Jener Walther von Lille, aus dem französischen Flandern, dem als einem Landesgenossen der Thierdichter diese Polemik natürlich genug stand, eiferte daher in lyrischen Gedichten wie in seiner Alexandreis gegen Simonie und allen geistlichen Mißbrauch[466]. Jener Erzdechant von Oxford, Walther Map († vor 1210), der witzige Hof- und Weltmann voll geselligen Frohsinns, auf dessen Namen mehrere sehr weltliche Ritterromane und eine Reihe noch weltlicherer lateinischer Gedichte gesetzt worden sind[467], aus keinem Grund als weil sie seinem Wesen wohl anpaßten, schrieb in Prosa und Versen heftige Satiren wider die Curie und alle Uebelstände in Kirche und Klöstern, im Besonderen gegen die Cistercienser, mit denen er sich über zufällige Landstreitigkeiten überworfen hatte; sie waren

---

465) Du Méril, poésies populaires latines du moyen age. 1847. p 149.
Insula (-Lille) me genuit, rapuit Castellio nomen,
perstrepuit modulis Gallia tota meis.

466) Müldener, De Vita Gualteri ab Insulis. Gott. 1854.

467) Th. Wrigt, the latin poems commonly attributed to Walter Mapes. Lond. 1841.

die Bundesgenossen Thomas Beckets und Map stand in dem Streite Heinrichs II mit der Kirche auf Seiten des Königs, der ihm persönlich befreundet war. Jener deutsche Walther, der sich scherzhaft einen Subprior, einen abbas Cucaniensis nennt, und von dem sicher eine Reihe der muthwilligsten lateinischen Minnelieder herrührt, hat auch die furchtbarsten Ausfälle gegen Rom geschrieben. Ist es schon auffallend, daß in drei Ländern diese drei gleichnamigen Walther fast zu gleicher Zeit, und in sehr gleichem Sinne und Geiste in diesen beiden Richtuugen thätig genannt werden, so verwirrt sich die Sache noch mehr dadurch, daß in englischen, französischen und deutschen Handschriften dieselben wie herrenlosen, in der gelehrten Gemeinsprache wie ein Gemeingut umgetragenen Gedichte mehr oder minder verändert, bald diesem bald jenem dieser drei Walther zugeschrieben werden, daß in andern Handschriften wieder die gleichen oder ähnlichen Stücke unter den vagen, der priesterlichen Raugorduung entnommenen Namen bald eines Archipoeten bald eines Presbyter Primas gehen[468], bald unter dem allverbreiteten Namen eines Bischofs Golias, der Bezeichnung für diese ganze Secte geistlicher Vaganten, die die Kirche unter dem Namen Goliarden verfolgte; mit Goliath hatte der h. Bernhard schon den Chorführer des Ordens, den Abälard, verglichen. Boccaz, der noch von dem „allfertigen Poeten Primas" wußte, kannte diese Bezeichnung als den irreleitenden Namen eines Mannes, „von dem jeder wisse wer er gewesen sei." Es scheint demnach, daß die Gedichte irgend eines Dichters dieses Schlages, der über die andern weit vorragte, mehr als andere popular umliefen und da und dort verändert, angeeignet und verwandten Geistern zugeschrieben wurden. Für dieses poetische Haupt der Goliarden möchte man unseren deutschen „Archipoeten" halten, einen fahrenden Schüler, der aus ritterlichem Stande entsprossen war. Und dies schon darum, weil die berüchtigte „Beichte" (gewöhnlich die Beichte des Golias genannt,) die nach Form und Inhalt das charakteristische

468) In einer Göttinger und Venetianer Hs. Vgl. J. Grimm, lat. Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4.

Digitized by Google

Meisterstück dieser ganzen Dichtungsklasse und als solches am meisten umgetragen und umgebildet, localisirt und usurpirt ist, nur da wo sie neben den Dichtungen jenes deutschen Walther, in der Umgebung wesentlich deutscher, zuweilen mit deutschen Worten untermischter Dichtungen steht, die Züge der Besonderheit hat, die sie zur ernstgemeinten, wirklichen Beichte eines wirklichen Menschen machen, als die sie schon der Zeitgenosse Giraldus, der Freund Walther Map's, las und verdammte. In diesem in Pavia geschriebenen Gedichte empfiehlt sich der Archipoet, den man wohl mit dem Subprior Walther identificiren darf, dem Erzbischofe von Köln, Reginald von Dassel (1161—67), dem Kanzler Friedrichs I, der, in der Kirche, im Kriege und in der Landesverwaltung gleich ausgezeichnet, die Seele von Barbarossa's Entwürfen und von dem Streben nach einem deutschen Patriarchate erfüllt war[469], zum Schreiber und Dichter, indem er, ein armer Ausgestoßener, seine Lebensweise in leichtfertigster Offenheit beichtet, die Gewalt der Natur vorschützend seine Liebe zu Wein und Weib und Würfel bekennt und Besserung verspricht. Das mochte an dem geistlichen Hofe in Köln geduldet werden, ebenso wie etwas später der Erzbischof Eberhard II von Salzburg einen solchen Poeten Primas an seinem Tische hatte[470] oder der Wasserverächter Erzbischof Philipp von Ravenna die ganz gleichartigen Dichtungen eines Magister Morandus zu hören liebte. Man hat neuerdings den berühmtesten aller lateinischen Poeten jener Zeit, Walther von Lille, der eine Zeit lang das Leben und Dichten der Vaganten mitgemacht hatte, als das Haupt dieser Dichterschule, auch als den Verfasser jener Beichte und den Hofdichter Rainalds ansehen wollen[471], schon weil der Fluß der Reime und Sprache und die Kenntniß der klassischen Dichter auf einen Romanen rathen lasse. Allein eine Anzahl von Gedichten, die diesem

469) Vgl. Ficker, Rainald von Dassel. Cöln 1850.

470) Vgl. M. Büdinger, Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich. In den Sitzungsbericht. der Wiener Akad. 1854. p. 314.

471) Giesebrecht, in der Allgem. Monatsschrift 1853.

Manne unzweifelhaft gehören[472]), unter ihnen neben andern Rügen der Verderbniß von Welt und Kirche eine satirische Apokalypse über die Ruchlosigkeit aller Klassen der geistlichen Hierarchie, verrathen doch, so polemisch sie sind, in ihrer Entfernung von dem frivolen Weltsinn des Archipoeten und in ihrem theilweise ganz lehrmeisterlichen Zuschnitte, überall den gelehrten Schulmann, und in ihrem bittern kirchlichen Ernste den Geistlichen, der in seiner zweideutigen Stellung zwischen Heinrich II und dessen kirchlichen Gegnern, wie sie in den Briefen Johannes' von Salisbury zu erkennen ist, mehr der hierarchischen Seite zugekehrt erscheint. Der Lehrer in Chatillon, zuletzt in Frankreich dauernd ansäßig, das den reformistischen Bewegungen in der Kirche nie consequent anhing, blieb durch seine Alexandreis in erster Linie in einem schulmeisterlichen Andenken; das Fortleben des Archipoeten war ein ganz anderes schon darum, weil in Deutschland das Vagantenwesen trotz allen Verboten durch Jahrhunderte fortdauerte bis es sich in dem Treiben der bettelhaften fahrenden Schüler des 16. Jhs. verlor. Der Mönch Adam Salimbene von Parma (1221—90) weiß in seiner Chronik[473]) neben ähnlichen italienischen Gestalten von dem Kölner Canonicus Primas[474]), den er schon zeitverwirrend um 1233 setzt und sachverwirrend zum Autor der Apokalypse wie der Beichte (Estuor intrinsecus) macht; und er spricht von ihm als einem allzeitfertigen Improvisator, einem trutannus et trufator, in einem Tone, der dem Dichter der Alexandreis sehr wenig, dem der Beichte sehr wohl anpaßt: so daß es begreiflich wird, wie der Ruf von diesem „allfertigen Poeten Primas" noch auf Boccaz

472) Müldener, Die zehn Gedichte des Walther von Lille (aus der Pariser Hs. 3245.) Hann. 1859.

473) In den Monument. hist. ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia. Parmae 1851. 3, 41 ff.

474) Dieser Name scheint an den Wanderdichtern mehr in Oberdeutschland gehaftet zu haben, am Niederrhein der des Archipoeten. So nennt Cäsarius von Heisterbach (Dial. mirac. 2, 15) einen Baganten Nicolaus, der um 1220 todtkrank zu seinem Kloster gekommen die Kutte nahm, um sie genesen alsbald wieder abzuwerfen und davonzulaufen.

kam. Und gewiß ist es viel wahrscheinlicher, daß sich dieser Nachruf bei Boccaz auf einen Deutschen bezieht, der mit dem Erzbischof Rainald um 1164—65 in Italien verweilte und an die Bestrebungen Friedrichs I geknüpft war, als auf Walther von Chatillon[475]; französische Schule und der Aufenthalt in Italien erklären in einem Rheinländer hinlänglich die gewandte Feder, die der Archipoet zu führen verstand; der Muthwille seines kitzlichen Blutes aber mag füglich als ein natürlicher Auswuchs der selbstgefühligen Zeit Friedrichs I angesehen werden, in der, (wie man uns hoffentlich einmal zeigen wird, wenn das erste Geschäft der quellensichtenden Geschichtforschung überwunden ist,) die Anfänge der deutschen Reformation liegen, deren Fortgänge in einer ununterbrochenen Kette von Erscheinungen bis auf Luther zu verfolgen sind. Zu jener Zeit war es, da die Vagantensecte sich zuerst aus Frankreich über Deutschland ausbreitete, da die roncalischen Beschlüsse von 1158 die wandernden Schüler durch ein besonderes scholastisches Privilegium in Schutz nahmen, da dann in den nächsten Jahren der Archipoet sein Wesen trieb, dessen übermüthiger Ton noch 1209 in einer anderen Ecke Deutschlands seinen gleichartigsten Widerklang hat in einem humoristischen Freibrief, den ein Bischof und Archiprimas der fahrenden Schüler, Surianus, seiner Secte in Oesterreich, Steiermark, Baiern und Mähren ausstellte[476]. Wir glauben daher berechtigt zu sein, in der von Schmeller herausgegebenen Benedictbeurer Handschrift[477], in die zwar viel Fremdes, auch Bulgarpoetisches, eingegangen ist, einen zusammengehörigen Kern von Vagantendichtungen als deutsche Erzeugnisse anzusehen. Liest man nun in der Reihe dieser lateinischen Stücke, in vergleichendem Hinblick

475) Auch O. Hubatsch, die lat. Vagantenlieder des Mittelalters, (Görlitz 1870) erklärt sich gegen Giesebrechts Vermuthung. — Auf die wohlgemuthen Conjecturen von J. Grimm, der in dem Primas den Freidank, und in beiden den Patriarchen Wolfgar von Aquileja entdeckte, begnügen wir uns zu verweisen: Z. S. für deutsche Philol. 2, 408.

476) Im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. tom. 6. 1851.

477) Für den lit. Verein in Stuttgart: Carmina Burana. 1847.

auf den deutschen Minnegesang, zunächst nur die amatorischen Lieder voll Gelehrsamkeit und antiker Mythologie, die oft an die spanischen Lyriker klassischer Färbung anklingen und theils in altklassischen Metren, theils in den accentuirten trochäisch catalectischen Versen geschrieben sind, die schon in der römischen Volksdichtung gebraucht worden waren, und darunter die lateinischen Nachbildungen einzelner Stücke unserer Minnesinger, von denen der Dichter zuweilen, und nur von ferne, den Inhalt, immer und genauer den Strophenbau wiedergab, offenbar in dem Zwecke, die Worte der Spiel- und Tanzweise angepaßt zu halten, so ist es ein seltsamer, befremdender Unterschied. Wir könnten uns in so vielen vagen deutschen Minneliedern wie fremd fühlen, in diesen lateinischen Gedichten fühlen wir uns deutsch. Jene ritterlichen Formen und Weisen sind untergegangen, diese Lieder des gelehrten Vaganten haben in der verwandten Studentenwelt den gleichen Ton bis zu diesem Jahrhundert gehalten und sind in einzelnen Theilen (wie aus jener Beichte des Golias[478]) das allbekannte meum est propositum) bis heute lebendig geblieben. Denn viele dieser Gedichte sind voll von einer immer gültigen Natur, von einer klassischen Anschauungsweise, und daher, wie Grimm sagt, von einer unvergänglichen Kraft. In dem Augenblicke gerade, wo in den geistlichen, dramatischen Mysterien die lateinische Dichtung und Sprache in große Rohheit absank, trit sie in dieser ungeistlichen Lyrik in einer Frische und Stärke auf, wie erst in den Tagen Frischlin's und Naogeorgus' wieder, und sie entwickelt neben der höchsten Fertigkeit in Reim- und Wortspielen eine Beweglichkeit des Gedankens und eine Weite des Gesichtskreises, wogegen die Minnedichtung (immer den Einen Walther v. d. Vogelweide ausgenommen) ganz verengt erscheint. Die größte Kraft trit allerdings erst in der geistlichen Polemik zu Tage. Die „rebellischen" Gedichte eifern, in dem Tone in dem Barbarossa mit den Päbsten redete, gegen Roms unersättliche Herrschsucht, gegen

478) **Carmina Burana. N. 172.**

Digitized by Google

seine Unterdrückung von Wahrheit und Recht, gegen seinen Götzendienst vor Plutus' Altare, gegen seine Käuflichkeit und Bestechlichkeit, Simonie und „Giezie", gegen den Verkauf des Chrisma und der Hostien; in diesen Preisstücken einer kraftvollen Invective schallt es wie die Stimme Luthers schon im 12. Jahrh. Ebenso eindringlich sind die Ermahnungen an die Geistlichen, die anders reden und anders handeln und blind die Blinden leiten wollen, und die Warnungen vor diesem unsicheren irdischen Hause, die Wegweisung von seinen eitlen Freuden. Ueber diesen Gegenständen spricht aus diesen Dichtungen stellenweise ein Geist finsterer Ascetik; in anderen Sittensprüchen von allgemeiner sittlichem Inhalte und oft satirischer Form werden sie wieder ganz praktisch weltlich, von der vielseitigsten Umsicht, dabei doch von der wohlthuendsten Strenge. Aber nicht von dem diogenischen Geiste dieser Gnomen wollten wir reden, sondern von der epikureischen Ader in den Trink- und Mai- und Minneliedern. Man vergleiche den dithyrambischen Schwung der Trinklieder (Nr. 175. 179 u. a.) mit der so viel vertheidigten Wiener Meerfahrt, und verwundere sich, wie viel näher diese fahrenden Geistlichen dem Volke, der menschlichen Natur, der, so zu sagen, natürlichen Natur des Menschen standen, als der ritterliche Adel. Man lese dann vergleichend die Sommer- und Minnelieder; sie sind von einer natürlichen und sinnlichen Kraft, wie die deutschen nur in den seltensten Ausnahmen. Es ist wahr, in manchen sind die Freuden der Liebe in der antiken Sprache mit antiker Nacktheit geschildert; die Liebesmoral ist die schlimmste, wenn die fahrende Liebe als die beste besungen wird; das „seine Maaß" fehlt, sagte J. Grimm, nicht aber fehlt es an „Geist, Sinn und Lebensfreude", worin aller Dichtung Preis gelegen ist, woran es dem deutschen Minneliede so vielfach fehlt. Sollen wir die Vergleichung in Ein Wort pressen, so würden wir die derbe, frische Zeichnung des profanen Theils dieser Gedichte zu der Masse der Minnelieder in Werth und Art vergleichen wie unsern Bürger, den der verwandte Geist berührte, als er das meum est propositum über-

setzte, zu dem ganzen Schwall der romantischen Lyrik Tieck'scher Periode. Wobei nur der bei weitem beste Theil dieser Dichtungen, ihre ernsten gnomischen Bestandtheile und die großartige kirchliche Polemik noch ganz außer allem Vergleiche bliebe.

Aus den Ansprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens, selbst nur in dem Maaße wie sie diese lateinische Dichtung befriedigt, muß jeder weichen, der die Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf man nicht hoffen; der Nahrung für das Gemüth wird man aber unvergleichlich viel mehr darin finden, als dort, obgleich auch in ihr der strengere Beurtheiler manch ungesunden Stoff lieber ausscheiden würde. Die Lyrik der Rittersänger dreht sich fast nur um die Liebe. Es ist die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet ward, ohne daß diese den Mittelpunct der Sache ausmachen oder zu den reizendsten Episoden dienen müßte. Wir glauben die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Wendung in der neuern Kunst ganz zu erkennen. In unserer Welt, wo die Poesie aus dem Leben völlig entschwand, wo Alles, die Schwierigkeit des Lebensunterhalts, die angestrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände darauf hinstrebt, vorzugsweise den Verstand und den praktischen Sinn auf Kosten des Gemüths zu bilden, konnte die Dichtung, falls sie sich behaupten wollte, nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reifenden Jünglings, wenn die erste Geschlechtsliebe ihn sinnig und weich macht, gewaltig bemächtigte. Es frage sich Jeder, der Sinn für Edles und Gutes in sich hat, ob er ihn der Erziehung, der Schule, dem Umgang, der Religionslehre mehr zu verdanken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen) den Grundsätzen, die sich in jenen Jahren der ersten gemüthlichen Versenkung bilden auf den Anstoß der Dichtung, die nun erst für den Jüngling Reiz erhält, wenn ihn jener vorherrschende Zug in ihrem Inhalte ergreift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Zeit, im Vereine mit einer Dichtkunst, die diese Stimmung hervorzurufen und zu unterhalten ganz geeignet ist,

hält in uns allein eine ideale Seite gegen die äußerliche Welt aufrecht: denn in ihr setzen wir uns noch über Rang und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was an unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg; in ihr treten wir in die erste nähere Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poetische Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann that, weil ehemals auf dem Manne, wie heute auf dem Weibe die Last des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, weil das Weib heute, wie einst der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens, den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen durch niedrige Beschäftigung und Erwerbsucht nicht so ausgesetzt, weil es von Natur schon mehr als der Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn für Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfalt des Menschen zu vereinen. Die geänderten äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingten sogar diese Art Gefühle, die in der neueren Dichtung so ausschließlich behandelt sind, mehr als man glauben sollte. Die Beschwerden unseres Lebens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft, und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wohlmeinende Fügung der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Wo das Weib aus dieser schönen Bestimmung herausweicht und seine Unabhängigkeit misbraucht, wird sich das Leben nicht auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte. Nur wo das Weib, nachdem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von

jeder Anmaßung einer weiteren Herrschaft absteht, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbringt, mit der sich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner Bedürfnisse pflegend annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten wird, nur da wird das Weib die würdige Stellung würdig ausfüllen, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk der Welt kann sich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das Frühere und Wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnedichtung demselben seine Blüte gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab.

Dieselben Regungen, die den Menschen bei dem Heraustreten aus dem thatenlustigen Knabenalter in die Zeit der ersten geistigen Bewegung und gemüthlichen Innigkeit ergreifen, bestimmten damals die Veränderungen in dem Leben und Treiben der Ritterwelt, in ihren Liedern und Dichtungen. Daß diese Regungen sich zuerst und vorzugsweise dieses Standes bemächtigten, war natürlich; für den geistlichen Stand sollte die irdische Liebe zu materiell sein; dem bürgerlichen, der noch kaum bestand, lagen die geistigen Verschönerungen eines körperlichen Triebes in zu großer Ferne. Die neuen Verhältnisse, die an den Meeren Verkehr und Rührigkeit nährten, die Mischungen der Völker, die kreuzritterlichen Kämpfe um einen ganz idealen Gegenstand betrafen den Ritterstand zuerst und zunächst und machten ihn für geistige Thätigkeit empfänglich; das Christenthum fing an seine Rohheit zu brechen und sein Gemüth zu beschäftigen; edelmüthig lieh er jetzt seinen Arm der Kirche und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte. Je inniger die deutsche Natur von Haus aus ist, desto tiefer wurde es hier mit dem Gottes- und Frauendienste gemeint, desto heiliger stimmten sich die Herzen, desto bestimmter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten ohne höhere

Digitized by Google

Zwecke, an der alten Heldensage und dem historischen Liede ab, und wandte sich auf das Seelenleben. Dies begreift der besser, der selbst in dem Alter steht, das solche Veränderungen hervorbringt, und der wird den Liedern, die damals unsere Ritter sangen, am meisten abgewinnen, der solch ein inneres Leben am tiefsten durchgemacht hat. Wer nicht aus seiner Jugend Erinnerungen übrig hat an die Zeit der geschlechtlichen Reife, wer Dante's vita nuova gelesen hat, ohne sich bei deren Inhalt eines ähnlichen aus seinem eigenen Leben zu erinnern, wer durch altkluge Erziehung oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor den Zelten der ersten Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir nicht leicht einen Begriff von dieser Periode des Mittelalters, schwerlich eine Vorstellung von den Quellen dieser Dichtung, gewiß keinen Geschmack an der Lyrik unserer Rittersänger beibringen. Das Seelenleben mit all seinen Wundern überwand in ihnen das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienst, der bei den Edelsten als ein sittlicher Talisman, als ein Mittel der inneren Reinigung angesehen war, trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen; die Turnierpreise vergaben diese, und ihnen diente man mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte.

Sobald das Minnelied in den ritterlichen Kreisen in der Volkssprache ertönte, entschied sich die ausschließliche Herrschaft des Ritterstandes auf diesem Gebiete der Dichtung; man hätte es unerträglich gefunden, daß der geistliche Stand gerade in dieser Gattung in allgemein verständlicher Sprache öffentlich als Mitwerber aufgetreten wäre. Es ist eine Ausnahme, daß der Kirchherr Rost zu Sarnen und jener muntere Ulrich von Winterstetten, der in Augsburg Domherr war, mit Minneliedern in unsern Sammlungen stehen; Bruder Eberhard von Sax hat nur ein geistliches Lied geliefert; und außer diesen wären wohl nur noch der Bruder Wernher zu nennen, dessen Bezeichnung als Bruder vielleicht nur einen Pilger meint, und ein Kraft von Toggenburg, in dem man einen Probst des Namens an der Abtei

in Zürich vermuthete, wenn man nicht einen Raufbold in ihm sehen darf, der 1260 in den Fehden seines Hauses mit St. Gallen erschlagen ward. Von dem Bischof von Constanz, Heinrich von Klingenberg, der nach Hadloub Wort und Weise kannte, ist nichts erhalten; an dem ungebildeten Abte von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, fand es Hugo von Trimberg seiner Zeit sehr zu tadeln, daß er Tagelieder machte. Das ritterliche Minnelied erscheint auch überhaupt von geistlichen Einflüssen jeder Art fast gänzlich frei; man würde eine engere Anlehnung an den lateinischen Minnegesang der Kleriker, die doch so nahe gelegen hätte, vergebens nachzuweisen suchen. Die Anlehnung an den lateinischen Kirchengesang aber könnte höchstens die Formen betreffen; und auch in dieser Beziehung läßt sich kaum Eine Gattung des Minnegesangs aus geistlicher Poesie herleiten. Die Leiche, jene durchcomponirten, kunstmäßigeren, für Einzelgesang bestimmten Gedichte von dem freieren Baue der Cantate, von vielfach wechselnden Verslängen und Maaßen, führt man auf die Sequenzen des Kirchengesanges zurück; auch blieben sie vorherrschend, wiewohl sie auch zu Reigen und Tanzbegleitung gebraucht wurden, ernsten und erbaulichen Inhalts. Sonst ist die ganze Fülle der Formen, der Reimkunst, des Vers- und Strophenbaues originelles Verdienst der ritterlichen Sänger, nur daß sie in ihren Anfängen, bei uns wie in der Provence, dem Volksliede verpflichtet waren. In Deutschland schien die Volksdichtung bis ins 12. Jh. kaum einen Unterschied zu kennen zwischen epischen und lyrischen Formen. Die kurzen, viermal gehobenen reimgepaarten Verse, die wir die erzählende Poesie beherrschen sehen, treten, wie wenig sie einer entwickelteren Lyrik zusagen konnten, bei unserm ältesten Minnesänger auch noch im Liede, gelegentlich selbst durch ein ganzes Lied durchgeführt, auf. Die Nibelungenstrophe, aus reimgepaarten Langzeilen zusammengesetzt, in welchen durch die Verbindung je zweier Kurzverse die alte epische Langzeile der Stabreimdichtung hergestellt war, durchzieht auch die lyrischen Gedichte des ältesten Minnesängers, des Kürenbergers, und

findet sich dann unter kleinen Modificationen bei Meinlo von Sevelingen und bei späteren, von der Nachbildung romanischer Verskunst unberührten Dichtern noch vor. Bei beiden genannten Meistern, wie bei Dietmar von Aist, der urkundlich von 1143 ab nachgewiesen ist und 1171 als der Letzte seines Geschlechtes starb, und so auch in den Liedern Heinrichs von Rugge (um das letzte Viertel des 12. Jhs.) begegnen noch wie in der gleichzeitigen Epik statt der Reime bloße Assonanzen und die nach alter Art gemessenen stumpfen Reime, denen in andern Strophen klingende entsprechen müssen. Und wie in den Formen, so sieht man diese älteste Lyrik auch noch dem Inhalte nach mit der Epik verwachsen in den erzählenden Einkleidungen der mehr gegenständlich behandelten, mehr individualisirten, volksliederartigen Gesänge, die von einem Reize schlichter Einfalt und Unschuld überzogen sind, welcher durch die noch ungelenke Sprach- und Verskunst nicht wenig erhöht wird. Ganz so fing auch die provenzalische Lyrik mit den volksthümlichen Liebesliedern, den episch gehaltenen Romanzen und Pastoretas, den Balladen und Albas (Tanz- und Tageliedern) der Wilhelm von Poitiers, des Cercamons und Marcabrus an, und dort setzte noch ein Girard de Borneuil gerade in diese Stücke, die im Volksmunde umliefen, seinen Stolz. Von besonderem Interesse ist für uns dann, daß die Anfänge dieser lyrischen Kunst wieder auf Oesterreich hinweisen, wo sie sich unabhängig von romanischen Einflüssen hart auf dem Fuße der geistlichen Dichtung entwickelten, wo uns die ältesten bekannten Marienlieder bis nahe zu der Zeit des beginnenden Minnegesanges heranführten, die bis um und vor die Mitte des 12. Jhs. vorgeschoben werden muß[479]. Dietmar von Aist, dessen Burg im Lande ob der Enns zwischen Ried und Wartberg lag, rückt örtlich ganz nahe zu dem Kürenberger; unser ältester Spruchdichter, der unter anderen Gönnern einen (urkundlich schon 1128 bezeugten)

479) Wir übersehen jetzt die Gruppe unserer ältesten Minnesänger, die dem 12. Jh. angehören, in reinlicher Zusammenstellung in des Minnegesangs Frühling. ed. Lachmann und Haupt. Leipzig 1857.

Digitized by Google

Wernhart vom Steinberge (Gräfensteinberg bei Gunzenhausen) seiner Milde wegen rühmt, wird in dem benachbarten Baiern zu Hause sein, und die im Alter nächststehenden Alram von Gresten (in Oesterreich unter der Enns), der Burggraf von Regensburg (wahrscheinlich Heinrich von Stevening und Rietenburg 1161—76), Meinlo von Sevelingen (bei Ulm) und sein Nachbar Heinrich von Rugge halten uns an der Donau fest. Dieser volksartigen Lyrik des Südens reichte nun aber sofort eine neue, französischen Vorbildern nachfolgende aristokratische Liederkunst von Westen her die Hand, wie es in der Epik geschah; und wie in dieser gewann es der fremde Geschmack über den heimischen; hier wie dort werden wir im Geleite dieser Veränderung äußerlich in die Umgebung von Fürsten und Höfen, innerlich in eine durchweg conventionelle Dichtungs- und Sinnesweise übergeführt. Den Heinrich von Veldeke, in dessen Liedern zuerst der französische Einfluß erkenntlich ist, haben wir am Thüringer Hofe sich niederlassen sehen; Friedrich von Hausen, der am Rhein und wahrscheinlich auch am Niederrhein wie Veldeke zu Hause war, der auch mit dessen Eneit bekannt gewesen scheint, war ein Vertrauter Kaiser Friedrichs I, von ihm in wichtigen Geschäften gebraucht, mit ihm nach dem heiligen Lande ausgezogen, wo er am 6. Mai 1190 in einem Gefechte bei Philomelium als tapferer Streiter in Verfolgung der Türken beim Uebersetzen über einen Graben stürzte und den Hals brach. Bei beiden erscheint die neue Kunst alsobald so umgewandelt, so reich an Formen, so gewandt in Sprache, als ob sie mitten in ihrer Blüte, nicht in ihren Anfängen stände: nur daß man bei Hausen, dessen Lieder wenigstes bis 1180 zurückgehen[480], noch auf einfachere Formen und theilweise Reimfreiheiten zurückblickt, wie umgekehrt bei Dietmar von Aist, unter dessen Stücke allerdings wohl ungehörige, spätere gerathen sein mögen, schon die künstlichen Strophen- und Versbildungen der jüngern Dichter beginnen. Für

480) Ueber die Anordnung derselben vgl. Müllenhoff in Haupts Z. S. 14, 133.

Digitized by Google

den Nachweis der romanischen Ueberwirkungen auf unsere ritterliche Lyrik sind neuerdings unzweifelhafte Kriterien gewonnen worden. Die Lyrik der Provenzalen, in ihrer Reimkunst durch eine Fülle von betonten Ableitungssilben ungemein begünstigt, war bald in ein System gesuchter Erschwerungen durch überhäufte und seltsame Reime gerathen, das von den ernsteren Poeten schon frühe getadelt wurde: spielnd gelang ihr, sich in einreimigen Strophen nach Art der epischen Tiraden zu ergehen, Binnenreime bis zur Ungebühr zu häufen, in Einer Strophe lauter „Körner", ledige Reime auszustreuen die erst in der folgenden gebunden wurden, die Reime (wie im Sonnett) in umgekehrter Ordnung zu binden, gleiche Reime, durch die beiden Stollen (den Aufgesang) und den Abgesang durchzuführen in den dreitheiligen Strophen, einer gewöhnlichen, dem musikalischen Bedürfniß entsprungenen Gliederung, die die romanische und mehr noch die germanische Liederkunst beherrschte. In der Beibehaltung der Stollenreime, im Abgesang und in der Anwendung daktylischer Rhythmen nun hat der neueste Erforscher der romanischen wie der deutschen Vers- und Reimkunst.[481]) den greiflichen Einfluß entdeckt, den die romanische Lyrik auf eine Reihe von deutschen Minnesängern geübt, außer Veldeke und Hausen auf die Schweizer Rud. von Neuenburg und Walther von Klingen, auf die Oberdeutschen Ulrich von Gutenburg, den von Johannsdorf, Heinrich von Morungen, Hildbold von Schwangau († um 1220), den Markgrafen von Hohenburg (Diepold von Vohburg † 1226), Bernger von Horheim, Bligger von Steinach, Gottfr. von Neifen, Ulrich von Liechtenstein u. A. Bei einzelnen wurden ganze Strophen nachgewiesen, deren Vorbilder unter den Troubadourgesängen aufgefunden sind, bei Hausen und Neuenburg selbst Nachahmungen des Inhalts von Liedern Folquets von Marseille, dessen Gesänge wie die von Pierre Vidal dem Neuenburger fast

481) Bartsch, Ueber die Reimkunst der Troubadours, in Eberts Jahrb. I. Der Strophenbau in der deutschen Lyrik, in Germ. 2, 257. Der innere Reim in der höfischen Lyrik, ib. 12, 129.

gleich bei ihrer Entstehung müssen bekannt geworden sein. Die deutschen Sänger, mit ihrem Reimstoffe so sehr viel ungünstiger gestellt, wetteiferten nun mit diesen romanischen Meistern in diesen Künsten verwickelter Strophenbildung, Reim-Häufung und Verschlingung, und sie erschwerten sich die Sache noch ungemein dadurch, daß sie es als einen Diebstahl brandmarkten wenn die Töne und Melodien des Einen von einem Andern nachgeahmt wurden (wovon man bei den Provenzalen nichts wußte), ja daß die öftere Wiederholung der eigenen Töne von demselben Dichter vermieden ward. Diese Mannichfaltigkeit der strophischen und musikalischen Formen aber begrub nothwendig die Freiheit des Geistes und der Phantasie unter den Spielereien der technischen Verkünstelung, so mühelos und ungezwungen sie zu gelingen schienen; in dem Maaße, wie in dem Hochsommer der ritterlichen Kunst, in ihrer Herbstwelke, ihrem Uebergang zu dem Winterfrost des Meistergesangs diese Formerschwerungen wuchsen, sank der gefühlige Ton und der geistige Inhalt der Dichtung herab. Gleich bei den Hausen und Veldeke, mit denen das eigentliche Minnelied beginnt, greift auch, so weit dies bei der einfachern Bildung und dem vorschlagenden Gemüthswesen der Deutschen möglich war, mit der Verfeinerung der Form die Ueberfeinerung der Vorstellungen, die dialektische Spitzfindigkeit, das gezwungene Concetto, was alles allezeit eine Eigenheit der romanischen Kunst blieb, in die deutsche Liederkunst über. Ohne dies plötzliche Hereindrängen der fremden Muster würden sich die Uebergänge der volksthümlichen Formen, die wohl den Wächter- und Tageliedern, den Tanz- Frühlings- und Herbstliedern ursprünglich unterlagen, in den höfischen Ton allmählicher verschliffen haben: jetzt hat man es alsbald mit einem bereits Fertigen zu thun, in dem Alles gleich anfangs in die ritterliche Standes- und Zeitsitte ganz eingetaucht ist. Das eigentlich so benannte Minnelied erhielt dadurch zugleich etwas zufällig Conventionelles und sittlich Wurmstichiges, ein Doppelgewicht das auch die genialste Dichtung niederhalten mußte. Ueberall blickt

man durch auf den heikel-ceremoniellen, demüthig-gnadeflehenden Vasallendienst der oft unebenbürtigen Liebenden, bei den in Launen und Ansprüchen vornehm-verwöhnten Frauen, um eine kleinste Huld oder eine größeste Gunst, nicht bei Jungfrauen um eine Hingabe für das Leben, sondern um eine entziehbare Belehnung mit unrechtmäßigem Gute, bei Vermählten, deren Namen der in der Unzucht noch züchtige Deutsche nicht nennen darf, die mit Merkern umstellt sind auf die der Werber zu grollen, deren Hut er durch vertraute Liebesboten oder mit seinen poetischen Liebesbotschaften zu durchbrechen hat. In den Liedern solcherlei Inhalts (den Reflexen des gezwungenen Gedankenlebens der Hoffnungslosen die an zu hoher unzugänglicher Stelle lieben, der Ungeduldigen die aus Laune oder aus Abneigung, mit oder wider Willen hingehalten werden, der Geschiedenen die eine zeitweilige oder dauernde Ungunst der Geschicke kreuzt, der Grübelnden die sich über Wesen und Natur der unbegreiflichen Liebe den Kopf zerbrechen), herrscht die gedankenhafte, geistreiche Manier französischer Redekunst vor; die zahllosen Stücke dagegen, die die Stimmung der minniglichen Empfindsamkeit an Natur und Jahreszeit, das Wohl und Wehe der Liebe an die Sommerfreuden und Winterleiden knüpfen, sind mehr musikalischer Art, reicher an Gefühl, dem Naturlied und Naturleben des Volkes näher; aber sie sind eben von ermüdender Gleichmäßigkeit, weil die wenigsten dieser Poeten verstanden, ein so gleichmäßiges Thema durch die scharfen Züge persönlicher Eigenart verschiedengestaltig zu prägen. Zur Charakteristik dieser Fülle von gleichen, wenn auch immer variirten, dem Inhalte nach eintönigen, den Formen nach vieltönigen Gesängen dieser Dichter, die sich selber Nachtigallen nannten, hat Jakob Grimm[482] nichts anwendbarer gefunden, als das Gleichniß des Vogelgesangs, weil wie in diesem „in ihrem überreichen nie zu erfassenden Tone jeden Augenblick die alten Schläge in neuen Modulationen wiederkommen"[483]

482) Ueber den altdeutschen Meistergesang p. 37.

483) In der Auswahl der Minnesänger von Bartsch, Deutsche Liederdichter

Diese ganz aristokratische Kunst bedurfte und suchte sich, wie wir angaben, feinere Gönner und Pfleger an vornehmeren Wohnstätten. Sie ließ die herumwandernden Sänger und Harfner, die nicht in höheren Kreisen ebenbürtig waren, in Verachtung sinken; die geadelte Kunst verlangte adlige Sänger; sie ging aus der Pflege der Spielleute in die von Königen und Fürsten über; sie ward von den Märkten und Dörfern an die glänzendsten Höfe versetzt, an die prachtvollsten Feste und in den Kreis der Frauen eingeführt, an Fürstengunst, an Ehren und große Gaben gewöhnt. Wir führten auch bereits an, daß wir, was diese äußeren Verhältnisse angeht, damals Erscheinungen beobachten, die den neueren im 18. Jh. sehr entsprechen. Unsere großen Fürsten damaliger Zeit gelangten nicht zu einer umfassenden Beschützung der neuen Kunst. Wir sagten schon oben, daß Friedrich I sich mehr der romanischen Dichtung zuwandte; unter den späteren Staufen dichteten zwar Heinrich VI, wie es scheint, selbst, und so auch Konradin; Konrad IV und Friedrich II entbehren nicht des Preises der höfischen Dichter; allein die Ungunst der Zeiten und Schicksale gestatteten ihnen, wie auch dem großen Welfen, Heinrich dem Löwen, kein geregeltes und ruhiges Interesse an Literatur und Kunst. Das Verhältniß der deutschen Dichtung zu Friedrich I und Heinrich wiederholte sich dann gleichsam in Rudolf und Ottokar. So ward der höfische Gesang an die kleineren Höfe gewiesen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Thüringen und die babenbergischen Herzoge von Oesterreich streiten sich um den Ruhm, die gastfreundlichsten Stätten für die wandernden Hofsänger gewesen zu sein, und die-

des 12—14. Jhs. (Leipzig 1864) ist ausdrücklich Rücksicht genommen auf Zusammenstellung des Verschiedenartigen und Ausschluß des Farblosen. Dem vergleicht sich eine Abhandlung Uhlands über den Minnegesang. Schriften tom 5. p. 111—283. Sie ist das Beste, was man über das Beste in dieser Dichtung sagen kann. Das Ausheben freilich aller Züge von Besonderheit in dieser vagen Lyrik verleitet nothwendig zu einer optimistischen Beurtheilung, wie Schiller umgekehrt durch das Verweilen auf dem allgemeinen Eindruck der Massen zu einer pessimistischen gelangen mußte.

ser Wetteifer ist gleichsam in dem Wartburgkriege verewigt mit den zum Theil mythischen Namen der Sänger. Wie schön und groß die Theilnahme der Friedrich, Leopold VI und VII (1198—1230) von Oesterreich gewesen war, sagen viele preisende Lieder der ehrenhaftesten Sänger, der Reinmar und Walther, der ihrem Hof nur den des Arthur vergleichen wollte. Ueber ganz Oesterreich, Tirol, Steiermark, Kärnten, Friaul und Böhmen dehnt sich die lyrische Dichtung aus, hier mit aller Anlage eine recht fröhliche Kunst zu werden, wenn nicht die politischen Schicksale und der Charakter der späteren Herrscher entgegen gewesen wären. Auf dem thüringischen Hofe und dem Landgrafen Hermann (1190—1216) aber blieb der Hauptglanz hängen. Von ihm persönlich rühmen es etwas spätere Berichte, daß seine Freigebigkeit und fürstliche Milde mit seiner Lust an geistiger Beschäftigung Hand in Hand ging; daß er selten zu Bette kam, ohne vorher aus der heiligen Schrift etwas gehört zu haben, oder von der „muthigen Freudigkeit der alten Fürsten und Herren[484])". An seinem Hofe fanden die frühesten und die besten Sänger Aufnahme, und die Freigebigkeit und rücksichtslose, uneingeschränkte Gastlichkeit war so groß, daß es den ernsteren Walther und Wolfram zu weit ging[485]). Nicht allein in der neueren Zeit hat diese Gegend wieder den Ruhm der Pflege deutscher Talente sich erworben, auch im 17. Jh. hatte die adlige Kunst hier ihren Mittelpunct. Und wie in dieser Zeit die Adels-

---

484) S. die alte Lebensbeschreibung (um 1315—23) des heiligen Ludwig von Thüringen († 1227), die Friedrich Ködiz von Salfeld, Rector der Klosterschule von Reinhardsbrunn aus einem lat. Originale, das wahrscheinlich von Ludwigs Kaplane Berthold verfaßt war, übersetzte. In der Ausgabe von H. Rückert (1851.) p. 8.

485) Parzival 297, 16 ff.

Von Dürgen fürste Herman,
etslîch dîn ingesinde ich maz, daz ûzgesinde hieze baz.
dir wære och eines Keien nôt, sît wâriu milte dir gebôt
sô manecvalten anehanc, etswâ smæhlîch gedranc
unt etswâ werdez dringen. des muoz hêr Walther singen:
„guoten tac, bœs unde guot." swâ man solhen sanc nu tuot,
des sint die valschen gêret.

dichtung besonders von Nord und Osten her dorthin sich sammelte, so ging sie in der 2. Hälfte des 13. Jhs., die ohnehin sehr viele Aehnlichkeit mit der Zeit des 17. Jhs. hat, gleichsam von Thüringen in jene rauheren Gegenden aus, die vorher keinen Antheil an der Dichtung im Westen und Süden genommen hatten. Wir haben eine ganze Reihe. von nordöstlichen Fürsten aus der zweiten Hälfte des 13. Jhs., die Alle persönlichen und thätlichen Antheil an der lyrischen Kunst nahmen, und zum Theil in nahen Verhältnissen zu dem thüringischen Hause standen. In nächster Nachbarschaft waren die Grafen von Henneberg, unter denen Poppo VII der Weise († 1245) vom Marner und von Bruder Wernher als der Trost der fahrenden Sänger genannt und so im Wartburgkrieg neben Hermann von Thüringen gefeiert wird. Ein Bruder von ihm ist Graf Otto von Botenlauben († 1244), von dem uns einige Minnelieder erhalten sind[486]. Herzog Heinrich I von Anhalt († 1252) war Hermann's Schwiegersohn; dessen Neffe ist der Markgraf Heinrich III der Erlauchte von Meißen (1288), mit dem wieder Johann I von Brabant († 1294), der berühmte Sieger von Wörringen verschwägert war, der sogar mehrseitig mit dem thüringischen Hause verwandt erscheint[487]. Alle stehen als Dichter in unseren Sammlungen von Minneliedern, und Meißen insbesondere fing schon damals an mit den Südlanden um den Vorzug zu streiten; Rumzlant (1260—90) verficht die Gaben der Sachsen gegen die der Baiern und Schwaben, die sonst als die vorzüglichsten Sänger galten, und Heinrich von Meißen (Frauenlob) verachtete schon die berühmtesten Dichter des Südens. Heinrich von Anhalt war Vormund Johann's I von Brandenburg, von dessen Sohn Otto IV mit dem Pfeile (1308) gleichfalls einige Lieder auf

486) Ueber seine Lebensverhältnisse siehe L. Bechstein, Geschichte und Gedichte Otto's von Botenlauben. 1845. 4.

487) Die unter seinem Namen überlieferten Lieder haben Willems (Oude vlaemsche liederen. Gent 1848) und Hoffmann von Fallersleben (Germ. 3, 154) ins Niederländische zurückgetragen.

uns gekommen sind. Er wieder bildet den Mittelpunct mehrerer befreundeter Fürsten wie Wenzel II von Böhmen, Ottokar's Sohn, († 1305), Wizlaw IV von Rügen[488] († 1305) und Heinrich IV von Breslau (1290), die alle im Minnesängercoder stehen, obgleich zum Theil aus slavischen Häusern. Ein besonderer Charakter bildete sich übrigens in diesen höfischen Kreisen nicht, nur landschaftlich scheidet sich die sonst vage lyrische Kunst wohl ab. Oesterreichs Dichtung wird sich uns weiterhin in vielen Stücken eigenthümlich charakterisiren; Baiern theilte sich in den Nithart'schen und Wolfram'schen Geschmack, die ohnehin nicht so weit auseinander liegen als es scheinen sollte; hier blieb immer ein Hang zum Wohlgefallen an allem Mysteriösen und Phantastischen, wie es denn bezeichnend ist, daß hier die Legende und die Mystik wie zu Hause blieb, daß hier fast zu allen Zeiten das Rückblicken auf das Ritterliche, die Anhänglichkeit an das Mittelalter sichtbar war, und daß fast alle bairischen Dichter jener Zeit, Wolfram, Nithart, der Tanhäuser und der Brennenberger in Mythe und Fabel übergegangen sind. Mit dem Fortschritt der lyrischen Kunst nach Norden und Osten, werden wir später sehen, ändert sich der ganze Charakter dieses Zweiges, so sehr wirkten hier die klimatischen und provinziellen Unterschiede ein. Schwaben hat, scheint es, in seinen besseren Dichtern die rechte Mitte gehalten zwischen der zu oft ins Rohe herabsinkenden Heiterkeit der österreichischen Sänger, und der vagen Allgemeinheit und dem elegischen Anstrich der rheinischen und schweizerischen. Diese letzteren bilden unter sich einen ganz eignen Körper, der mit am besten den allgemeinen Charakter unserer Minnepoesie vertrit. Von fast allen schweizerischen Minnesängern, so wie auch den benachbarten Tirolern (Leutold von Seven, von Rubin, Walther von Metz, unweit Seven, und Anderen, der späteren hier nicht zu gedenken,) haben wir nur wenige Stücke, die aber alle zusammen eine

488) Des Fürsten Wizlaws IV Sprüche und Lieder in niederd. Sprache. ed. Ettmüller. Quedlinburg 1852.

Digitized by Google

ansehnliche Gruppe [489]) bilden, und sämmtlich jener ernsten, rein höfischen, rein minniglichen, mehr wehmüthigen als heiteren Lyrik angehören, wozu dann das weitere Unterscheidungszeichen hinzukommt, daß die Leichdichter in der Schweiz besonders zu Hause scheinen [490]).

Unter denen, die das Minnelied in diesem typischen Charakter behandelt, aufs feinste ausgebildet und am reinsten gehalten haben, nennt Gottfried von Straßburg den von Hagenau (im Elsaß) als den vorzüglichsten [491]); er beklagt ihn im Tristan (um 1207) schon als einen Verstorbenen und setzt ihn noch über Walther von der Vogelweide. Man sucht ihn in Reinmar dem Aelteren, einem Elsässer, dem einzigen älteren Liederdichter, bei dem, vielleicht eben seiner Berühmtheit wegen, kein Zuname genannt wird. Er lebte an dem Hofe der Babenberger, in der Gunst Leopold's VI, dessen Kreuzzug 1190 er mitmachte, dessen Tod 1194 er zu betrauern hatte. Uns ist er durch seinen Einfluß auf den jugendlichen, in Oesterreich weilenden Walther von der Vogelweide bedeutender, als durch den Werth seiner

489) Hierunter gehören Rudolf II von Fenis, Graf von Neuenburg († vor 30. Aug. 1196); Jakob von der Warte; Heinrich von Sax; Walther von Klingen (1284); der von Wengen; Rudolph von Rotenburg (urkundlich 1257); Olires; Teufen; Kraft v. Toggenburg; Heinrich v. Stretelingen (1252—63); Ulrich von Singenberg, Truchseß von St. Gallen (1209—30), der Hauptschüler Walthers; der gleichzeitige Hardegger; Albrecht Marschall von Raprechtswyl; Otto zum Turnn aus dem Wallis (Anf. 14. Jhs.); Meister Heinrich Teschler (urkundlich 1252); Meister Boppe, wahrscheinlich aus Basel; Konrad von Landegge Schenke von St. Gallen (1271—1304); der Thurgauer Steinmar (bis 1294); Graf Wernher von Honberg († 1320); Meister Joh. Hadlonb (um die Scheide des 13/14. Jhs.) u. A., sämmtlich Schweizer.

490) Vgl. Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833. Wolf über die Lais. Note 171.

491) Tristan 121, 22 ff. wo Gottfried die Sänger mit Nachtigallen vergleicht, sagt er von der von Hagenau:

Diu aller dœne houbetlist versigelet in ir zungen truoc.
von der gedenke ich vil unde gnuoc, ich meine ab von ir dœnen,
den süezen, den schœnen, wâ si der sô vil næme,
wannen ir daz wunder kæme sô maneger wandelunge.
ich wæne, Orphêes zunge, diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.

eigenen fein gesponnenen, im Reime völlig geläuterten, von romanischem Einflusse noch ganz rein gehaltenen Liedern. Bei ihrem Preise aus Gottfrieds Feder, der wesentlich der mannichfaltigen Menge seiner Töne gilt, sieht man recht klar, wie selbst bei solch einem in psychischer Menschenkenntniß und allgemeiner geistiger Bildung so reichen Meister alles Gewicht auf das Formale und Technische gelegt wird: von Seiten des inneren Gehaltes rückt in unserer Schätzung der Schüler Walther im Range weit über den Meister hinauf. Uebrigens vertrit er die allgemeine Gattung des Minnegesangs neben Hartmann von Aue, auf den wir zurückkommen, und Heinrich von Morungen am besten; Walther von der Vogelweide nur mit einem Theile seiner Lieder. Von Reinmar und Walther wissen wir, daß sie in Deutschland weit herumgekommen sind; so stehen sie uns auch äußerlich mehr über der landschaftlichen Besonderheit. Sie haben Beide Beziehungen zu den österreichischen und thüringischen Höfen; Walther beklagt schon den gestorbenen Reinmar, oder vielmehr die mit ihm gestorbene Kunst, und deutet eine Art von Feindschaft oder Spannung unter Beiden an; der Thüringer Heinrich von Morungen (bei Sangerhausen), und der von Johannsdorf stehen aber, auch in ihren Liedern, ganz außer allen solchen materiellen Beziehungen. Die Minnelieder dieser Männer sind von sinnlichen Auswüchsen und Rohheiten ganz frei; der eigentliche höfische Ton ist in ihnen auf der Höhe und beherrscht sie in aller Reinheit. Seltener unterbricht bei Reinmar, der den Weg von Liebe zu Leid seit lange, aber nicht den umgekehrten kennen will, den anhaltenden Klageton eine Zeit der Lust, um unter den Schatten ein hebendes Licht zu werfen; bei Heinrich, der oft inniger, tiefer, empfindender erscheint, wechselt Mailust und Winterklage, wie Liebesgunst und Verschmähen, jener einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens, der das Gewöhnliche in allen diesen Liedern ist, ungefähr gleichmäßig. Dieses ewige Annähern und Abstoßen, Klagen und Hoffen wird je später je mechanischer und dadurch peinigender; bei diesen ist Alles

noch frischer, neuer, schwungreicher, voller an Gedanken und Bildern, überzeugender, eindringender, durch seltnere Kühnheit anziehender. Und wenn man auch selbst bei ihnen noch wie in der Wüste nach Oasen suchen muß, so fesselt und rührt doch Morungen öfter oder leichter, weil seine Schwermuth und seine Freude häufiger in einem faßlicheren Körper erscheinen. Wer auch noch so nachtheilig über den Minnegesang selbst von sittlicher Seite urtheilen und Schiller's empfindliche Vergleichung nicht allein von ästhetischer Seite durchführen wollte (was nur allzu leicht ist, da die Minne gar zu oft nicht in dem zarten Sinne der Gedanken- oder Herzensliebe genommen ist, sondern in dem physischen des Physiologus), der wird dennoch bei diesen reineren und edleren Dichtern zugestehen müssen, daß in einem naiven Zeitalter, in dem die Geschlechtstriebe das Gesetz und die Sünde nicht kennen, nie so zart und heilig von diesen Regungen gesungen ward. Heiterer, freier, sinnlicher geht es schon in den Liedern eines schwäbischen Dreiblatts zu, die wir zur Unterscheidung neben die obigen stellen wollen. Gottfried von Neifen (urkundlich 1234—55) ist schon ein übermüthiger, stürmischer Dienstmann der Minne[492]), und seinen Liedern sind die des Schenken Ulrich von Winterstetten, aus der Schmalneckischen Linie des Geschlechts, und die von Burkart von Hohenfels, bei Ueberlingen, am verwandtesten. Alle drei stehen auch landschaftlich zusammen und ihre Familien kommen in Urkunden häufig nebeneinander vor. Neben die elegischen Klagen der höfischen Lieder stellen sich hier, bei Ulrich zumal, dessen Lieder im Volke weit verbreitet waren und gern gesungen wurden, frohe Tanzleiche und Reihengesänge, rasche, knappe, reimjagende Stücke von fröhlichem Muthwillen; neben den zierlichen fein ritterlichen Ton trit ein derberer, volksmäßiger; vor den anderen bei dem in Form- und Sprachgewandtheit ausgezeichneten Neifen, der sich wie die französischen Pastorellendichter in den Freibeutereien der niederen

492) Moriz Haupt, die Lieder Gottfrieds von Neifen. Leipzig 1851.

Liebe umtreibt und bald von einem Pilgrim erzählt der Herberge in der Minne sucht, bald von sich selbst, wie er eine Garnwinderin überwindet oder einer Wasserträgerin den Krug zerbricht. Wieder in anderer Weise färbt ein ländlicher Anstrich die Lieder Burkarts von Hohenfels, bei dem jedes Bild den Jäger verräth; die Lebendigkeit und Beweglichkeit seiner Reihenlieder haben wir schon oben vorübergehend gerühmt. Alle drei liegen zwischen der ernsteren Haltung des gewöhnlichen höfischen Minneliedes und der freieren des baierisch-österreichischen Kreises um Nithart und Tanhäuser herum, genau in der Mitte.

Ganz eine andere und neue Seite der ritterlichen Lyrik öffnet Walther[493] von der Vogelweide († um 1230). Neben seine minniglichen Lieder in dem gewöhnlichen Stile stellt sich eine größere Zahl von politischen Dichtungen und lehrhaften Spruchpoesien, eine Gattung, zu der unsere deutsche Dichtung von jeher eine außerordentliche Neigung, und dadurch den Zug der Nation mehr zu sittlicher als ästhetischer Bildung verrieth. Gleich zu unsern ältesten, nach ihren alterthümlichen Formen und assonirenden Reimen noch in das 12. Jh. zurückreichenden Liedern reiht sich eine Sammlung von Sprüchen, die einer Gruppe, einer Schule, vielleicht einer Familie fahrender Sänger angehören, unter denen man einen älteren, von höfischen Kreisen begünstigten bairischen Chorführer (vor 1175) von einem etwas jüngeren oberdeutschen Schüler, vielleicht Landsmann, vielleicht Sohne,

---

493) Ueber Walther ist eine ganze, nachgerade übersättigende Literatur angewachsen. Ausgaben: von Lachmann-Haupt ed. 3. Berlin 1853; von Wackernagel und Rieger, Gießen 1862; von Fr. Pfeiffer, Leipz. 1864; von Wilmanns, Halle 1869; von Simrock, Bonn 1870. Uebersetzungen: von Simrock ed. 3. 1862; von F. Koch 1848; G. A. Weiske 1852. Zum Leben: Uhland, Walther v. d. V. (Schriften V.) Daffis, zur Lebensgeschichte Ws. v. d. V. Berlin 1854. Opel, mîn guoter klosen aere. Halle 1860. M. Rieger, das Leben Ws. v. d. V. Gießen 1863. E. Hugo Meyer, W. v. d. V. identificirt mit Schenk Walther von Schipfe. Bremen 1863. H. Kurz, über Ws. Herkunft und Heimath. Aarau 1863. Rud. Menzel, das Leben Ws. v. d. V. Leipzig 1865. Karl Lucä, Leben u. Dichten Ws. v. d. V. Halle 1867. Das in Zeitschriften Zerstreute müssen wir übergehen.

Digitized by Google

Spervogel (1185—95) unterscheidet, dem sich dann wieder ein „junger Spervogel" anreiht[494]. Es sind gelegenheitlich entstandene Spruchgedichte, Fabeln, Parabeln, fromme Lehren voll sittlichem welterfahrenem Ernste und, der extremen Lebensweisheit der lateinischen Vaganten gegenüber, voll innerem Maaße und gesunder Natur, die ersten Verkünder unserer späteren bürgerlichen Dichtung, die ältesten darunter die unmittelbaren Vorläufer der Spruchpoesie Walthers. Diesem ganzen Zweige der lehrhaften Dichtung für lange Zeit die mächtigsten Anstöße zu geben, war Niemand geeigneter, als eben Walther, an den sich nachher einer der bedeutendsten Spruchdichter, Reinmar von Zweter, nur mit geänderter Manier und Geschmack anschloß, auf den sich die Lehrdichter wie Thomasin dem Geist und der Sinnesart nach beziehen, an den der Freidank so angelehnt ist, daß Wilhelm Grimm vermuthete, die Sammlung von dessen Sprüchen rühre von Walther selber her. Walther war von edlem Geschlechte, wahrscheinlich in Franken geboren[495], wo zuletzt sein fester Aufenthalt war, wo er in Würzburg unter einer Linde in dem Grashofe des neuen Münsters begraben liegt. In Oesterreich hatte er singen und sagen gelernt. Hier, wo der Hof der Babenberger damals an Glanz und Freigebigkeit alle andern überragte, lebte sein Meister Reinmar, hier war der kunstsinnige Friedrich der Katholische sein Gönner, der ihm allzufrühe durch den Tod (in Palästina 1198) entzogen ward, hierhin kehrte er von seinen weiten Fahrten zwischen Seine und Mur, zwischen Trave und Po am liebsten zurück, obwohl ihm die Ungunst von Friedrichs Bruder und Nachfolger Leopold VII und die Misgunst seiner Umgebung den geliebten Wiener Hof für lange Zeit verleidete. Er fand dann nach einem kurzen Aufenthalte am Thüringer Hofe Aufnahme in dem Gefolge des jungen Königs

494) S. W. Scherer, Deutsche Studien. I. Spervogel. Wien. 1870.

495) Pfeiffer wies in Tirol einen Hof Vogelweide nach; solcher Höfe mit diesem Namen haben sich aber seitdem noch mehrere gefunden. W. Scherer, in der Z. S. für die österr. Gymnas. 1866. p. 315.

Philipp, war 1200 zu Pfingsten vorübergehend wieder in Wien bei Leopolds Schwertleite, und verweilte dann, nach einer kleinen Zwischenzeit in Kärnten, längere Jahre 1204—11 an dem Hofe von Thüringen. Später findet man ihn eine Weile im Dienste des Markgrafen Dietrich von Meißen, mit dem er 1212 nach Frankfurt kam, als sich der Fürst dem erst befehdeten Kaiser Otto IV. unterwarf, in dessen Dienst nun Walther trat, ohne auch durch ihn, trotz allen Versprechungen und trotz dem dank- und ruhmwerthen Eifer mit dem der Dichter schon vor seiner persönlichen Annäherung in dem verderblichen Streite mit Rom des Kaisers Sache geführt hatte, seinen Lebenswunsch erfüllt zu sehen, der ewigen Heimatlosigkeit entrissen, aus dem Gaste ein Wirth zu werden. Noch nach seinem, der Zeit nach nicht genau bestimmbaren Uebergange zu Friedrich II mußte Walther sein Wanderleben 1217—20 von neuem beginnen; er hatte sich dann doch dreier Gönner zu rühmen, des nun besser gesinnten Herzogs Leopold in Wien, des Patriarchen von Aquileja und des Herzogs Heinrich von Medlick († 1223;) endlich erhielt er denn auch vom Kaiser ein eigenes Dach, ein kleines Lehen es scheint bei Würzburg, wo er dann einige Jahre in stiller Rückgezogenheit lebte; denn daß er eine Zeit lang das Erzieheramt bei des Kaisers Sohne Heinrich übernommen hätte, wird wohl eine unerweisbare Vermuthung bleiben[496]. Nur noch einmal findet man ihn in öffentlicher dichterischer Thätigkeit für Kaiser Friedrichs Zug (1227—9) nach dem heiligen Lande, das des Dichters eigenes Auge noch in seinem hohen Alter sehen sollte. Noch bis 1229—30 glaubt man die letzten Spuren von Walthers Leben und Dichten verfolgen zu können[497].

Man begreift aus dieser kurzen Lebensskizze, daß die gekreuzten Misgefühle des Unmuths über seine hauslose Armuth und des Gra-

496) Aufgestellt von Daffis l. l. zur Deutung einiger dunkler Gedichte, die früher Karajan auf einen Sohn Herzog Leopolds bezogen hatte. Sitz. Ber. der Wien. Akad. vom 1. Oct. 1851. Vgl. Wilmanns in Haupts Z. S. 13, 262—4.

497) Rieger l. l. p. 44 ff.

mes über die Zerrüttung des Vaterlandes, unter den Thronstreitigkeiten und Bürgerkriegen der steigenden und fallenden Philipp und Otto, der Dichtung Walthers ihre ernsten, zuweilen selbst herben Züge, zugleich aber auch die Tiefe und Weite verliehen, die sie so sehr auszeichnen unter den Werken der übrigen Minnesänger, mit welchen er nur eine allgemeine Aehnlichkeit hat. Diese Sänger ließen sich durch des Vaterlandes Noth und Elend wohl eher bestärken in dem Einspinnen in ihr brütendes Minne- und Seelenleben, so wie an der Scheide des 18/19. Jhs. die Romantiker unserer Zeit thaten; die Art und Weise aber wie Walther mit seiner Dichtung von jenem Zeitpunct an, mitten noch in seinem ersten glücklichen Wohlleben in Wien, in die öffentlichen Dinge eintrat und sich einen Ruhm und Einfluß gewann den ihm kein Minnelied hätte erwerben können, die Vielseitigkeit des Geistes und die verständige Ansicht von allen Lebensverhältnissen die er dabei bewies, die Mannichfaltigkeit die diese Richtung seinen Poesien gab, rückt ihn allein unter allen unseren Lyrikern den Troubadours näher, die er mit seiner ächt deutschen Natur an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur und Würde des Charakters überbietet. Kaum kann eine Vergleichung statt haben zwischen dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder und der beschränkten Armuth in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlages, wie in den endlos gedehnten Epen der ritterlichen Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Erde und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies Alles zu vergleichen mit der selbstgenüglichen Beschränktheit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises? Wie wäre dieser wackere und tüchtige Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimat keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von

der Welt, aber eben so wenig der traurigen Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Liebe und Haß, deren Klagen und Freuden in nebliger, eintöniger Höhe schweben. Es gibt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren, den man vom Jünglinge zum Mann und Greise werden sieht, in dessen Dichtungen man den Muthwillen der grünen Jugend wie den Ernst der reifen Mannheit und den rechnenden Ueberblick des Alters über den zurückgelegten Lebenslauf erkennt. Er hatte schon durch ein Jahrzehent das Liebesgirren der Minnesänger mit seinem ernsteren Dichterberufe vertauscht, als ihn noch Gottfried von Strasburg unter ausdrücklicher Hervorhebung seines Minnegesangs nächst dem Hagenauer als die Meisterin der lebenden Nachtigallen auszeichnete[498], mit eben dieser Bezeichnung, die für keinen weniger paßt als für ihn, der schon damals mit Falken-Flug und Auge über den öffentlichen Dingen schwebte. Im Beginne seines Dichterlebens sang er wohl in Wien seine frischesten Liebeslieder; auch sie schon unterscheiden sich durch ihre Besonderheit und Verschiedenartigkeit von dem gleichförmigen Gesang der übrigen; wie er im Technischen das deutsch Volksthümliche mit den französischen Neuerungen verbindet, so stehen den poetischen Formen nach volksliedartige Stücke von einfachster Natürlichkeit neben den kunstreichsten höfischen. In Allem glaubt man unter der dichterischen Hülle wirkliche Lebensverhältnisse zu ergreifen: man unterscheidet die Lieder, die ihn in niedere, die ihn

498) Tristan 121, 36 ff.
Wer leitet nu die lieben schar?
wer wiset diz gesinde? ich wæne ich si wol vinde,
diu die baniere füeren sol: ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide. hei wie diu über heide
mit hôher stimme schellet, waz wunders si gestellet,
wie spæhe si organieret, wie si ir sank wandelieret!
ich meine ab in dem dône dâ her von zitherône,
dâ diu gotinne Minne gebiutet ûf und inne. u. s. w.

in höhere Liebe verwickelt zeigen, man glaubt in seinen Romanen mit Frauen der höheren Stände bestimmte Züge erfassen zu können. Das eigentlich Auszeichnende aber in seinen Liebesliedern ist die geistige Gesundheit und der sittliche Ernst, mit dem dieser lebenserfahrene Mann, der zwar den jugendlichen Eroberungen wie den conventionellen Belagerungen des ritterlichen Minnedienstes keineswegs fremd stand, dem Wesen der Liebe und ihrem Werthe zur Sittigung des Menschen, und dem natürlichen Verhältnisse der Geschlechter zu einander nachsann. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück, nicht aus trübsinniger Laune des Alters, sondern weil er erlebte, was in der Natur der Sache lag, daß das zarte Verhältniß der ritterlichen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüte gehabt haben mochte, sehr bald auszuarten begann. Eine düstere Ansicht der Welt behagte ihm nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, so wenig wie über die verfallene Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. So sagte er zuletzt, nachdem er lange der Minne entsagt, auch der Welt überhaupt ab, ohne darum ein schwarzsichtiger Ascet zu sein; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte. Er lebte arm in Zufrie-

denheit[499]), obwohl nicht ohne Anwandlungen der Verbitterung und des Mismuths. Als Friedrich II spät sein Verdienst ehrte und ihm das kleine Lehen gab, das seinem Wandern ein Ende machte, sang er dankbar, daß bis dahin vom Scheiten über die Unmilde der Fürsten sein Athem stank, den endlich der König, wie seinen Sang rein gemacht habe. Er war gernspendender Höfe und Gönner bedürftig und mußte ein Lobredner der Milde und Freigebigkeit sein: dennoch gab er den widrigen Eindrücken, die ihm am Thüringer Hofe der betäubende Zudrang und die wahllose Aufnahme der Würdigen und Unwürdigen machte, unverhohlenen Ausdruck. Er war fern davon, des Wohlstands Vortheile zu misachten, wie wohl er wußte, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Einen Mann dieses Sinnes hört man gerne Sitte predigen, denn es predigt kein blutloser Kleinmeister, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, es lehrt kein Tugendheld und kein Frömmler. Walther ließ die Welt auf sich wirken, und trat ihr entgegen, wie sie ihn anregte; gerichtet aufs Gute, gab er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrungen mit Freunden gemacht, dem treuen aber bleibt er „einlöthig und wohlgevieret," dem treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihm dahin. Ihn hört man gerne die Lehre aller Edlen, Mäßigung, als die Schöpferin aller Würdigkeit, einschärfen, ihn, der die Leidenschaften kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt äußeren Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Angehöriger der ritterlichen Geschlechter lehrt er doch mit schwerem Nachdruck die brüderliche Eben-

499) Sein Schüler Ulrich von Singenberg, der um 1228 den Tod Walthers beklagt, den er ausdrücklich seinen Meister nennt und in ernsten Dingen wie in Formen und Reimspielen nachahmt, spricht sich mit einem Unberufen ein besseres Schicksal zu; in Von der Hagen's Minnesängern 1, 294.

bürtigkeit der Menschen, die aus gleichen Dingen gewachsen sind: von dieser Seite bezeichnet er mit seiner Sittenlehre neben Thomasin den Wendepunct, wo sich gleich auf der Spitze der ritterlichen Bildungen der Uebergang in die bürgerlichen einleitet, daher die nachkommenden Poeten dieser Stände, denen die Zukunft gehörte, mit besonderer Ehrfurcht auf Walther zurückblicken. Seiner Gegenwart machten ihn seine politischen Sprüche am wichtigsten. Ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf seine biedere Nation zurückwies[500], trat er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs auf, vertheidigte dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzte dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Als Pabst Innocenz III (Nov. 1210) den Bann selbst gegen den guelfischen Otto aussprach, schleuderte Walther gleich damals, als er den Kaiser weder kannte noch ihm irgend was zu danken hatte, seine schärfsten Invectiven gegen die weltlichen Uebergriffe des römischen Hofes, ein würdigerer Vorläufer der Hutten als jene geistlichen Lateiner des 12. Jhs.; und als 1212 des Pabstes Almosenstöcke zur Förderung der Kreuzzüge in die deutschen Kirchen gepflanzt wurden, erhob er sich wie Luther gegen den Ablaß, und seine kleinen Sprüche zogen, nach Thomasin's fast gleichzeitigem Zeugnisse, Tausende ab von dem Pabste[501]. Bei diesem Zorne, mit dem er gegen die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen und das Unwesen des römischen Hofes auftrat, war er doch treu der Kirche, ein

500) Das herrliche Lied auf p. 56 sq., das nach einer Anführung bei Ulrich von Lichtenstein schon damals in verdientem Ruhm gestanden zu haben scheint.

501) Wie feste Beziehungen Alles bei Walther hat, scheint u. a. aus der Untersuchung Opel's (l. l.) über seinen räthselhaften „Klausner" hervorzugehen, der auf Konrad von Krosigk, gewesenen Bischof von Halberstadt, gedeutet wird, der sich 1208 in das Kloster Sichem (Sittichenbach bei Eisleben) zurückzog und in Bezug auf den Hader zwischen Staat und Kirche mit Walther ganz gleicher Gesinnung war.

frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gutartige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er doch mit erschütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preise, und blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, wie er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus dem kunstvoll gebauten Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie mit, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Ganz ein anderes Bild von der ritterlichen Poesie erhalten wir wieder, wenn wir von den bisher genannten Dichtern zu den bairischen und zu den österreichischen an dem babenbergischen Hofe übergehen, die uns in die Zeit Rudolfs von Habsburg hinüberleiten. Dort trit jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden mit einer laxen Ansicht des Lebens, die das Burleske und Schlüpfrige begünstigt, jener Charakter, den das eigentliche Oesterreich und seine Hauptstadt auch in der neuen Literatur in der Richtung seines Geschmacks behauptete, schon damals deutlich hervor. Derbere, bürgerliche und bäuerische Züge, die in den Liedern und größeren Werken der österreichischen Dichter jener Zeiten gewöhnlich sind, zeigen uns dort einen wohllebenden Mittelstand und unabhängige reiche Gutsbesitzer im Bauernstande[502], die den Neid

502) Nithard, in Benecke's Beiträgen II, 407; Haupt, Neidhardt von Reuenthal. Leipzig 1858. p. 93.
von hinne unz an den Rin, von der Elbe unz an den Phât,

und die Misgunst der Rittersleute erregten. Dieses Volk suchte in äffischer Putz- und Prunksucht, in bunten Trachten mit phantastisch aufgestutzten Aermeln, gestickten Mützen und langen Haaren alles Höfische und Fremde nachzuahmen; ihre plumpen Sitten und ihr rohes eckiges Anstellen bei diesem Bestreben sich „zu herren" machte die Bauern zu einem dankbaren Gegenstand der ritterlichen Satire. Auf diesen Verhältnissen beruhen die Lieder des Nithart von Neuenthal, der noch in die beste Zeit gehört, schon 1217 dem Wolfram von Eschenbach bekannt war, und in den historischen Beziehungen seiner Lieder bis 1236 zu verfolgen ist. Er war ein Baier von Geburt und ritterlichen Geschlechts, der aber in seinem Vaterlande durch Nachstellung eines „Ungenannten" die Huld des Herzogs und sein Lehen (Reuenthal) verloren zu haben scheint[503]. Als er sich, schon in Jahren, zur Auswanderung entschließen mußte, wandte er sich nach Oesterreich, wohin er schon zuvor gekommen war, als er mit vielen andern Baiern den Kreuzzug Leopolds VII 1217—19 mitmachte; man findet ihn dann an dem Hofe des sangliebenden und freigebigen Friedrich II, des Streitbaren († 1246), in dessen freigebige Nähe sich auch die Tanhäuser, Pfeffel, Bruder Wernher u. A. drängten, der ihm seine Bitte um ein kleines Haus am Lengebach gewährte. Seine Lieder, unter welchen nur wenige höfische Minnegesänge wie verirrt erscheinen, stechen in ihrem Inhalte gegen die Zartheit und sinnige Scheu der übrigen Minnedichtung grell ab; sie versetzen auf die ländlichen Feste der Bauern und Meier bei Ballspiel und Tanz und schlagen dabei oft einen ganz volksthümlichen Ton an; „und diese Farbe steht Nithart um so natürlicher, als ihre Grundlage und Veranlassung sicher in der

---

diu lant diu sint mir elliu kunt. diu enhabent niht sô manegen hiuzen dorfman,
als ein kreizelîn wol in Oesterriche hât.

503) Ueber diese erste Heimat des Dichters s. C. Hofmann in den Münchner Sitzungsberichten 1865. 2, 19. und Schröder, die höfische Dorfpoesie im deutschen Mittelalter; in Gosche's Jahrbuch für Lit. Gesch. 1, 45.

ländlichen Volkspoesie zu suchen ist; die Bauern in Oesterreich und dem Kuhländchen besitzen heute noch Kirmslieder und Lieder zum Spotte über Kleideraufwand, die sich der Weise Nithart's kaum enger anschließen könnten"[504]. Seine Schilderungen sind dem wirklichen Landleben abgesehen; die Bühne liegt südlich der Donau zwischen Wien und der Enns; in dem Tulner Felde finden sich alle die Dörfer, mit deren Bewohnern er es zu thun hat. Die Lieder sind dann bei Hofe gesungen, obgleich sie wie im parodischen Gegensatz gegen den höfischen Minnegesang stehen. So nehmen sich besonders seine Frühlingslieder aus. Seine Gedichte zerfallen nämlich sämmtlich, wenn man auf das unzweifelhaft ächte zurückgeht, in zwei Gruppen, sommerliche Angertänze (Reien) und winterliche Stubentänze. Die Reien, zu zwangloseren gesprungenen Tänzen im Freien, ruhen in ihren Weisen auf volksthümlichen Grundlagen, daher hier ungleiche, 2—3theilige Strophen und Leiche begegnen; sie besingen fast ausnahmslos des Dichters Gelingen und Minneglück, „vrômuot" ist darin die Führerin. In den geschilderten Scenen sind die Männer außer dem Spiel; der Dichter singt von ungestörten Minnefreuden; zuweilen erzählt er ein Gespräch zwischen Mädchengespielen, zwischen Mutter und Tochter; den Landdirnen, denen der Gesang des höfischen Poeten das Herz bezwingt, gefällt der Ritter besser zum Tanz als ein Bauer, ganz so wie auch in den französischen Pastorellen[505] der Sänger den Robin der Schäferin wie Don Juan den Masetto behandeln darf; es treibt sie, an seiner Hand zur Linde zu springen, ihm ein Kränzchen beim Tanz zu geben, ihm ihren Ball zuzuwerfen; sie gehen noch weiter[506], und in diesen Fällen spielen die derben Züge einer hand-

504) Wackernagel über Nithart, in dessen Leben in V. d. Hagen's Minnesängern.

505) Altfranzösische Romanzen und Pastourelle. ed. K. Bartsch. Leipzig 1870.

506) Benecke a. a. O. II. 450.

der wuohs von sînem reien ûf ir wempel,
unt gewan ein kint, daz hiez si Lempel,
alsô lêrte er sî den gimpel gempel.

Digitized by Google

greiflichen Liebe herein, wie sie bei Herbort von Fritzlar, wie sie bei österreichischen Erzählern, bei Enenkel und Aehnlichen öfter begegnen. Ganz im Gegensatze zu diesen Sommerliedern singen dann die Winterlieder, die sich in ihren strophischen Formen in die Gesetze der höfischen Kunst fügen, meist nur von Mislingen und Unglück unter dem Nachstellen der Bauern. Dies Leid leitet der Dichter aus einer vergangenen Zeit ab, seit der Baier Engelmar, der sich dem höfischen Ingesinde ebenbürtig zu stellen strebte, seiner Friderune ein kostbares Elfenbeinspiegelchen nahm; seitdem lassen die Engelmare in Oesterreich, die üppigen Dörper, die groben Bauern, die in jedem Liede in neuen Gestalten auftreten, nicht ab, ihn beim Tanze zu verdrängen, ihn auf den Schemel zu setzen, ihm zu widersagen wegen seines üppiglichen Sanges, ihm nachzustellen, ihm selbst sein Gehöft anzuzünden; Neid und Eifersucht grollt in dem Dichter, der sich dann über den Luxus der Bauern ergießt, und sich freut, ihre Tölpelei dem Spotte preiszugeben, wenn ihre Rohheit zu Schlägereien unter ihnen selbst ausartet. Neuerdings ist versucht worden [507]), diese ganze bäuerliche Bühne nur allegorisch aufzufassen und unter den Bauern nur tölpelhafte Gesellen des höfischen Kreises zu verstehen, die der Dichter verspotte. Wogegen schon die von Bauern ausgegangenen Gegengesänge, die den Liedern Nitharts zuweilen angehängten Strophen zeugen, welche den Spott des Ritterpoeten bekämpfen. Und daß die wirklichen Verhältnisse des Lebens in Oesterreich den Gemälden dieser Dichtungen entsprechen, daß die höfischen und bäuerlichen Kreise sich auf ländlichen Festen begegneten, der Ritter sich zur Bauerndirne herabließ, der reiche Bauer in ritterliche Gesellschaft emporbrängte, daran lassen die Erzählungen von dem aufstrebenden Bauernstande nicht zweifeln, die wir demnächst gerade von Oesterreich werden ausgehen sehen. Nur kann freilich blos von einer allgemeinen wirklichen Grundlage die Rede sein; Niemand

507) R. v. Liliencron in Haupts Zeitschrift 6, 69 ff. Vgl. dagegen Haupt p. 134.

wird die Adelheiden und Udelhilden in den Sommerliedern für lauter wirkliche Personen halten, noch in den Winterliedern all den einzelnen Spaßverderb der Bauern für wirkliche Thatsachen. Diese Lieder waren Tanzlieder, dies muß ihren seltsamen Inhalt wesentlich erklären. Die Häufung barocker Namen und Gegenstände in halbsinnlosen Texten sind in solchen Tanzliedern im Süden noch heute ein beliebter Scherz; den Zweck der Belustigung, den in neapolitanischen Tarantellen die Benennung einer Mahlzeit mit zahllosen Gerichten erreicht, kann die Beschreibung einer Schlägerei unter bestimmt benannten Bauern noch besser erreichen; man kann das Aehnliche in schwedischen und schottischen Volksdichtern wiederfinden. Benecke vermuthete, daß glücklich erfundene Melodien diesen Liedern ihren Hauptreiz gegeben haben möchten, die der Dichter beim Tanze vorsang, ein Amt, das selbst die österreichischen Fürsten Leopold VII und Friedrich II nach den Zeugnissen Enenkel's, Nithart's und des Tannhäusers nicht verschmähten; so hoch kam der lyrische Frohsinn an dieser Stätte hinauf oder herab. Jene Vermuthung Benecke's mag daher sehr wohl begründet sein; es kam dann auf den Sinn oder Unsinn, den Werth oder Unwerth der Texte nicht so viel an; und ein Walther möchte vielleicht über diese Nithartschen Lieder geurtheilt haben, wie Dante über die Balladen der Provenzalen, daß sie nicht so viel Ehre brächten, wie die Lieder, die des begleitenden Tanzes und Spielzeugs entbehren könnten. Dennoch war auch der Inhalt gerade der Nithart'schen Gesänge gleich Anfangs sehr im Preise und stieg darin nachher mit der Verbauerung der Zeiten und Sitten immer mehr. Die Rittersleute rühmten ihn wegen seiner Verspottung der rohen Ueppigkeit und der Ueberhebung der Bauern über ihren Stand, was bald ein stehender Artikel der Satire ward. Der derbe Gegensatz gegen das subtile Minnelied gefiel; eine Reihe von Nachahmern wie Goeli, Stamheim, Geltar, Konrad v. Kirchberg und Leopold v. Scharfenberg gruppirten sich um Nithart her; unter seinem eigenen Namen schwärzten sich eine Menge meist überladener und carrikirter Nachbildungen unter seine Lieder ein,

die der letzte Herausgeber mit strenger Hand auszuscheiden bemüht war; bald ließ man ihn den Bauern gegenüber als einen Possenreißer auftreten, der sie mit Streichen und Schwänken neckt und quält; seine Person ward mehr und mehr sagenhaft zu einem Hofnarren unter Otto dem Fröhlichen umgebildet; und sein Name erhielt sich so mit ächten und falschen Liedern und Schwänken bis ins 16. Jahrhundert lebendig.

Zu Nithart gehört untrennbar der Tanhäuser, gleichfalls ein Baier der in Oesterreich wohl bekannt war, und der seinen Preis zwischen Friedrich II von Oesterreich, der ihm mehrere Liegenschaften schenkte, und Otto dem Erlauchten von Baiern theilte, unter dem er in Nürnberg schöne Zeiten gehabt, die ihm später verloren gingen, wo seine guten Bekannten Seltenreich, Unrath und Schaffenichts waren. Auch er hat die Zeiten Rudolf's von Habsburg nicht mehr erlebt, aber der ganze Ton seiner Dichtung versetzt uns in die Periode des beginnenden Verfalls der Minnepoesie und der alten Innigkeit des Frauenverkehrs, so daß ihm spätere Dichter wie Steinmar und Hadloub in Manier und Sinnesart näher rücken, als die früheren. Wir gleiten bei ihnen aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft in ein gemeineres herab, wie sich das überhaupt in der österreichischen Dichtung so auffällig darstellt. Wenn der Tanhäuser in seiner „Hofzucht"[508] eine Reihe von Sprüchen und Regeln über den Anstand bei Tische lehrt, so sieht man an der groben Unsitte, die er zu rügen hat, daß in dem Maaße, wie jetzt der Bauer emporstrebt, der Ritter in die bäurische Rohheit herabgesunken ist. So werden wir finden, daß der Stricker mit Mühe den Ton der ritterlichen Dichtung zu halten sucht, und daß er auf des Ritterlebens Untergang klagend hinblickt; und Ulrich von Lichtenstein, der in diese Klage einstimmt, zeigt uns dieses Ritterleben in einem Zustande, der zwischen Ueberspannung und Abspannung in der Mitte liegt. Die idealeren Vergnügungen

508) Haupts Zeitschrift 6, 488.

Digitized by Google

des Minnedienstes genügten nicht mehr, die materiellen selbst widerten unter dem einreißenden Verderbniß und der Sittenlosigkeit der Weiber an, und die roheren Freuden des Mahls und des Weins traten an die Stelle der früheren Unterhaltung. Ulrich von Türheim, der sonst sehr betrachtungsarm ist, klagt in einer „Beirede" in seiner Fortsetzung von Wolframs Willehalm ausdrücklich darüber, daß jetzt alle Welt das „Luder" liebe, der Ritter den Wein mehr minne als ein schönes Weib, ja manches Weib den Gast „vaste antrinke." Wir erwähnten vorhin die Wiener Meerfahrt und den Weinschwelg zu einem anderen Zweck; diese Gedichte berühren sich mit dieser neuen Erscheinung, daß man jetzt auch anfängt, Gelage und Zechereien zum Gegenstande der Dichtung zu machen. Dies trit bei dem Tanhäuser zuerst hervor. Weiterhin trug der Thurgauer Steinmar, der gleichfalls in Oesterreich sich umgetrieben, da er 1276 bei Rudolfs Heerfahrt gegen Ottokar und bei der Belagerung Wiens gegenwärtig war, diesen neuen Stil in die Schweiz, wo an der Scheide des 13. und 14. Jahrhs. Hadloub[509]) ihn fortsetzt und gewissermaßen so ausbildet, daß er uns auf die spätere Uebergangslyrik zwischen Minnelied und Volkslied im 14. und 15. Jahrh. hinführt. Alle drei preisen Gelage und Mahle, und im Gegensatze zu den früheren Minnesingern erheben sie dabei den Herbst und den Winter mit diesen ihnen eigenthümlichen Freuden. Dies geschieht dann leicht mit einem Uebermaß, das ekelhaft wird; sie liefern uns Zech- und Schmauslieder, gemein und plump wie nur möglich, und man sieht wohl, daß die Klage des Sunenburgers einen Grund hat: daß jetzt Zucht und höfischer Sang der jungen Welt lästig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Weine angenehmer sei. Alle solche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und stellen sich insofern gegen den alten feierlichen Stil der Ritterdichter; diesen Ton theilen dann auch andere unbedeutendere Meister, wie der von Scharfenberg, Goeli, Gedrut u. A. In den Tanzliedern dieser Dich-

509) Joh. Hadloub's Gedichte hrsg. v. Ettmüller 1840.

Digitized by Google

ter zeigt sich ihr Talent meist am schönsten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht als der Tanhäuser, und der bewährte Ruhm der Oesterreicher im Fache der Tanzmusik wird sich als alt und lange verdient herausstellen lassen. Ueberall tragen diese Tanzlieder, und was sich damit berührt, jene behagliche Sinnlichkeit, jene gutmüthige Schlüpfrigkeit an sich, die den Anspruch macht nicht verargt zu werden. Dabei ist die ganze Manier im schärfsten Gegensatz gegen die ernste Minnedichtung; hier wimmelt z. B. alles von Frauennamen, die dort so vorsichtig vermieden werden. Hadloub in seinen Liebschaften zwischen Knechten und Mägden, in seinen losen Ernteliedern, die wie die Festlichkeit selbst einen ganz freien Charakter haben, in seiner Hirtenkenzone, die sich wie ein knorriger und wilder Nebenschößling der französisch-italienischen Schäferdichtung ausnimmt; Steinmar in einem ungemein rohen Tageliede, wo des Hirten Ruf einen Knecht bei seiner Dirne weckt; Tanhäuser in seiner parodischen Anwendung französischer Wörter, Alles arbeitet auf das Herabziehen pathetisch behandelter Gegenstände ins Burleske hin. Wo bei dem Tanhäuser die Minnelieder noch ernster behandelt sind, da bricht eine prosaische Versmacherei, ein Zusammenreihen von Worten und Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusikalische Töne gebracht sind. Sonst aber charakterisiren sich seine Liebeslieder und die seiner Sinnesgenossen dadurch, daß man hier der „niederen Minne“ fröhnt, und dies gibt ihnen, wie den französischen Pastorellen die in diesen Kreisen wohl bekannt sind, einen gewissen Körper und Inhalt: bei Hadloub begegnet man einem eigentlichen Liebesverkehre; es gibt bei ihm poetische Lagen, die uns ansprechen; das ganze Lied verliert das Unbestimmte und Nebelhafte; die Empfindsamkeit trit unserem Geschmacke näher. Bei Steinmar ist der Minnedienst ganz ins Bäurische herabgezogen, man wirbt hier um gemeine Dirnen, die nach Kraute gehen, mit Geschenken von Schuhen und Linnen; so erzählt der Tanhäuser „wie er sie auf blumiger Haide, im Walde getroffen, mit ihr gekoset und gethan habe, wie man den

Frauen zu Palermo thut"[510]. Oft übertreibt er verspottend die alten Abenteuerlichkeiten der Frauenbewerbung: Er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebesdienst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Gral, und Paris' Apfel, Venus' Mantel und Noah's Arche. Aehnlich wird auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdewesen verspottet. Anderswo spricht sich die Richtung gegen die ernste feierliche Minne in Lied und Roman darin aus, daß Tanhäuser mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen und phantastischen Ländern und Oertlichkeiten der Romane anführt, die er gegen seine ländlichen Tänzerinnen und seine wohllebige Gegenwart verschmäht. Man erfährt aus dem Allem, daß der Tanhäuser ein in fremder Welt und Dichtung wohl bekannter, ein wandersüchtiger, weitgereister, von Natur unsteter Mann war[511], der wahrscheinlich auch den Kreuzzug von 1228 mitgemacht hatte; so wird er auch ein wanderndes Minneleben geführt und Grund gehabt haben, daß er sich in einem seiner Lieder als reuigen Büßer einführt: was dann die Erfindung der an seinen Namen geknüpften Sage veranlaßt haben mag[512]. Die Volkslieder von dem reuigen Tanhäuser, der aus den Banden der Minne entwichen nach Rom pilgerte und vom Pabst Urban IV (1264—68) abgewiesen wird, worauf er verzweifelt in den Venusberg, d. h. in die Hölle zurückkehrt: da dann das von dem Pabst unmöglich gedachte Wunderzeichen, das Blühen eines dürren Stockes, wirklich wird, d. h. der Sünder von Gott unmittelbar Gnade empfängt, diese Lieder haben ihre größte Verbreitung erst in der Reformationszeit erhalten, die aus

510) Von der Hagen, im Leben des Tanhäuser. Minnesinger 4, 429.

511) Ich bin ein arbeitsælic man,
der niene kan beliben,
wan hinte hie, morne anderswan. M. S. 94b.

512) Gräße, die Sage vom Ritter Tanhäuser. Leipzig 1846. Zander, die Tanhäusersage. Königsb. 1858.

der Härte des Pabstes gegen einen aufrichtigen Büßer Capital machte; daß sie unseren Poeten, der nach 1270 nicht mehr gedichtet hat, unmittelbar im Auge haben, scheint (schon aus diesen chronologischen Verhältnissen) deutlicher, als daß die Sage von dem Bremberger, in der eine provenzalische Mähr von Guillem de Cabestaing auf einen deutschen Namen übertragen ist, den Minnedichter Reinmar von Brennenberg meine, der vor 1276 von den Regensburgern aus unbekanntem Streitanlaß erschlagen wurde.

Wenn uns der frühe Abfall von der hochtrabenden Manier der Minnedichtung zu dem Schwank- und Spaßhaften im Tanhäuser auffallend scheint, so dürfen wir nur einen Blick auf den ernsten, eß- und trinklustigen Minnehelden Ulrich von Lichtenstein werfen, der eben dieser österreichischen Zeit und Literatur angehört, um dies sogleich ganz begreiflich zu finden; er lehrt uns am besten, wie bald der Minnedienst ins Abenteuerliche ausartete, der Minnegesang seine erste Bedeutung verlor, wie Sinn und Gefühl aus dem Frauenumgang und Geschmack aus der Dichtung entschwanden. Ulrich von Lichtenstein (✝ 1275 oder 76) ist der Minnesinger, von dessen Leben wir am meisten wissen, eine geschichtlich berühmte Figur, dessen äußere historische Verhältnisse uns einen Blick auf die politischen Zustände in Oesterreich in einer Zeit reicher Bewegungen thun lassen, so wie seine Gedichte[513] auf die höfischen, ritterlichen, poetischen und minniglichen Dinge. Ottokar (von Hornek) war sein Freund und liefert uns die geschichtlichen Angaben zu Ulrichs Leben; eine Reihe von ritterlichen Sängern lassen sich äußerlich an ihn anknüpfen, die ihm befreundet, oder die mit ihm bei Rudolf zusammen waren: Herrand von Wildonie, ein Steiermärker wie Ulrich, von dem Lieder und Schwänke erhalten sind, deren einen ihm Lichtenstein erzählt hat[514]; der Kärntner Burggraf Heinrich von Lüenz: Leopold von Scharfen-

513) Vrowen dienest. Hrsg. v. Lachmann. Berlin 1841.

514) Er ist in Von der Hagen's Gesammtabentеuer gedruckt. Vier Erzählungen von ihm hat Bergmann, Wien 1841, herausgegeben.

berg; die Steierer Konrad von Sounecke und Rudolf II von Stadeck[515]) (urkundlich 1243—61) und der Schweizer Konrad Schenk von Landegge. Ulrich selbst schrieb sein ritterliches Leben in einem Gedichte unter dem Titel Frauendienst (1255 vollendet), und er hat darin alle seine Lieder verwebt. Wie in dieser Zeit Alles anfängt, herzlose Nachbeterei zu werden, so ist das auch hier der Fall; wenige seiner Lieder haben in sich einen Werth, viele zeichnen sich durch Gewandtheit und ungezwungene Kunst in allem Formalen aus, keines durch wahrhaftes Gefühl. Die Gewöhnlichkeit und Armuth in diesem Buche sind über die Maße; in seiner Erzählung übersetzt er die Lieder, in seinen Liedern umschreibt er die Erzählung, die in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten ist; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tioste wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich die Beispiele finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten. Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, hier mit den rohen Zügen des neuen Geschmacks zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemach und Gut, gutes Essen und Trinken, schöne Waffen, Kleider und Zierat das Leben ausmachen, führt uns in seine Herzensgeschichte ein, oder in die Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schmachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Achtsamkeit gehört und so das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen. Früh nimmt er sich dann nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet,

515) Vgl. Weinhold, der Minnesinger von Stadeck und sein Geschlecht. In Wiener Sitz. Berichten 35, 152.

weil es so Sitte war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundstillen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu Gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt mit allen Rittern durch 29 Tage; man macht die Beobachtung, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht. Noch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an seiner Treue, worüber ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Aussätziger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafte Erzählung eine gemein komische Wendung; ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste; er will sich ertränken; allein ein Kissen, das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer anderen. Ein solches Gedicht konnte bei uns Lobpreisungen ernten! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes, der sein Eheweib zu Hause hat wie seine Geliebte ihren Mann, nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen Natur und Streben nach rohem Genusse. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minnedienstes, was dies Kunstwerk vollends aufs häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann von Interesse, wenn es auf Herzensreinigung ausgeht, wie in Dante's neuem Leben, wenn nicht die Abenteuer

Digitized by Google

eines gewürfelten Weiberjägers, sondern die sinnigen Träume eines unschuldigen Jünglings der Gegenstand der Erzählung sind. Und selbst dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumerischen Regungen, alle Feierlichkeit mit der man sie pflegt, alle Selbsttäuschung mit der man sich quält, geschildert werden soll, müßte doch einige „Vernunft bei der Liebe schon in solcher Jugend, und sie muß Meisterin der Leidenschaft sein"[516]. Noch einen schlechteren Begriff von dem Minneleben der Rittersleute dieser Zeiten bekommt man in Ulrichs zwei Jahre später (1257) geschriebenem Frauenbuche. Dies ist ein Gesprächstück (gegenseitige Klage der Frauen und Männer), wie man sie bei dem Stricker, in Form und Inhalt gleich, näher kennen lernt. Hier wird die Vernachlässigung der Frauen durch die rohen blos der Jagd und dem Wein ergebenen Männer beklagt, die Unsitte der Frauen, ihre feile Minne und die Sodomie der Männer aufgedeckt[517]. Von den ersten zarten sinnigen Minneliedern bis zu diesem Puncte übersehen wir in unseren Andeutungen den ganzen Verlauf der Minnegeschichte der Zeit, und die Entwickelung der Epopöen wird uns denselben Weg führen. Ehe wir scheiden, werfen wir nur noch einen allgemeinen Blick auf die beste und reinste Seite des Minneliedes und dessen poetischen Werth zurück.

Jede lyrische Kunst liegt von Natur zwischen den zwei gefährlichen Klippen, daß sie entweder von wirklichen Empfindungen singt, die in der dichtenden Persönlichkeit herrschen, oder daß sie solche Empfindungen vorgibt. In diesem letzteren Falle war unsere nachgeahmte Liederpoesie im 17., in jenem war die Minnepoesie des 13. Jahrhs. Ein gewisser poetischer Strich lag über dem Frauenverkehr dieser Dichter, und dies glänzende poetische Leben wollten sie unmittelbar abschildern in ihrem Gesang. Allein das poetische Leben macht noch keine poetische Kunst, ja es scheint ihr ganz eigentlich entgegen-

516) Dante in der vita nuova.

517) So auch bei dem Stricker, und vergebens wird also S. Helbling dies leugnen. S. Karajan zum Frauendienst p. 676.

zustehen. Solche Zeiten eines gehobenen poetischen Lebens haben gewöhnlich Dichtung aber keine Dichter, so wie es andere Zeiten gibt, die Dichter besitzen aber keine Dichtung. Die Hand, die von Leidenschaft zittert, kann nicht über die Leidenschaft schreiben. In der Nähe des Gegenstandes läßt sich kein Gemälde aufnehmen, und jene Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken. In Italien, wo unter dem frühen Aufblühen städtischer Industrie und republikanischer Formen das Ritterthum immer in eine gewisse Ferne gestellt war, und wo das Studium der Alten frühe eine künstlerische Bildung reifte, konnte man sich bequemer aller der Vortheile bemächtigen, welche die frühere Dichtung der Franzosen und Deutschen an die Hand gab, aber nicht selbst gebrauchte. So wie Ariost und Tasso im Rufe der Welt die ganze erzählende Ritterpoesie mit ihren Werken verdunkelten, die ohne die Vorarbeiten der ritterlichen Erzähler nicht da sein würden, so steht Petrarca mit seinen Dichtungen auf der Höhe des Minnegesangs, und an seine Liebe und seine Klagen blieb vielfache Erinnerung oder dunkles Vernehmen auch da, wohin nie ein Lied oder ein Leich der Franzosen und Deutschen gedrungen ist. Dies behauptet nicht, daß seine Sonette und Canzonen überall vorzüglicher seien, als die Lieder und Leiche der Minnesänger, allein im Allgemeinen kann man sagen, daß er in dieser Art Dichtung die formelle Gestaltung vollendet und geschlossen, und ihren Stoff am reinsten und heiligsten in sich getragen hat. Was das Formelle betrifft, so ist die ganze reiche Kunst der Töne bei ihm wie in das Eine Sonett krystallisirt, das sich in der dichterischen Welt erhalten hat, während Niemand zu den noch mehr gekünstelten Maßen der Minnesänger zurückgekehrt ist. Die Form des Sonetts, nach der manche der Weisen unserer ritterlichen Sänger gleichsam hinringen, steht mit dem allgemeinen Inhalt des Minneliedes und mit den Empfindungen, die ihm zu Grunde liegen, in einem so engen Verbande, daß man sich daher wohl ihre Ausdauer erklärt. Sie spricht gleichsam jene unendlich glühende Sehnsucht des

Digitized by Google

Herzens innerhalb der Schranken des Kopfes aus, weil hier so oft dem Herzen kein anderer Verkehr gestattet ist, als mit dem Bilde im Kopfe, indem kein sinnlicher Gegenstand für eine sinnliche Liebe und den Erguß in sinnlichen Empfindungen gegeben ist; es will eine innere Flamme über alle Schranken weg, und diese Schranken bildet gleichsam die künstliche und scharfe Form des Maßes ab. So rein diese Form bei Petrarca ist, so rein ihr Stoff. Bei ihm dulden sich die Zweifel nicht, ob wir mit einer sinnlichen Leidenschaft oder einem sinnigen Zuge des Herzens zu thun haben: diese Entschiedenheit ist ästhetisch besser, als das unbestimmte Schwanken zwischen Seelen- und Fleischesliebe, das in unseren Minneliedern herrscht. Bei Petrarca gehören diese Empfindungen der Lebensperiode an, der sie eigenthümlich sind; mit dem männlichen Alter trat er aus diesen dunkeln Empfindungen heraus, und den patriotischen, tief gebildeten, der Welt und des Buches kundigen Mann hören wir lieber seine mit dichterischem Bewußtsein geschriebenen Lieder über seine Jugendliebe vortragen, als unsere Ritter ihre minniglichen Freuden und Leiden, die den Schein gewinnen, als ob ihr ganzes Leben von dem Einen Ringen und Jagen nach dem Preis der Minne wäre ausgefüllt gewesen; eine Unnatur, die weder sittlich noch ästhetisch einen guten Eindruck macht.

Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, in allen ihren Theilen und so auch in dieser lyrischen Dichtung. Auf diesen grellen Gegensatz, und das Verhältniß der Unnatur und Verkehrung das er einschließt, führt uns die Vergleichung der Darstellungen der Geschlechter und ihrer gegenseitigen Beziehungen in der antiken und mittelalterlichen Lyrik und Epik unaufhörlich zurück. Die sinnige gemüthvolle Liebe, wie sie die Minnesinger schildern,

entspricht mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit des Weibes und an die Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist. Den liebenden Männern dagegen, die hier immer die Besiegten sind, sich selbst mistrauen und am Gelingen verzweifeln, fehlt durchweg das stolze Vertrauen und die Siegeslust eines Anakreon, das der Natur näher und der Kunst günstiger ist. Dieser tändelt mit seiner Liebe, aber er heiligt seine Kunst; der Minnesinger heiligt seine Empfindung, aber er tändelt mit seinem Gedichte und spielt in Reimen und Worten und Tönen. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier vorausgesetzt wird, ist ein weiblicher Zug, das unstete Flattern des Anakreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von welcher der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher ist fast nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenschaft. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe ist in ihrer Liebe selten ausgedrückt; Beides ist dem Manne eigen. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht streng sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstoßend sondern weichend, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib abweisend und unbesieglich, bald dem Genuß rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Andern, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß sähe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder

sie stoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen; die griechische Kunst aber überließ mit unendlich feinem Geschmack die Amazonen der Sculptur. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienste der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick hat nicht der Eine Homer selbst in den bloßen Umschreibungen der verschiedensten weiblichen Charaktere bekundet!

Diese Gegeneinanderstellung will nicht sagen, daß die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sei, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern und schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung. Sie halten sich in sinniger Versenkung, aus der ihr vorübergehender Jubel sich nur mäßig aufschwingt; sie schwelgen in der Erinnerung an schöne Stunden und Ein solcher Tag der Gunst ihrer Geliebten (den der von Reifen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer stillen Nachempfindung Stoff auf lange Zeiten und zu Hunderten von Liedern. Im Allgemeinen ist glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringlichere des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt geschildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen der sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung befestigt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der Anderen noch gerne; obgleich sie wärmer ihr ganzes Leben an das Gefühl der Liebe und den Gegenstand derselben knüpft, so behandelt sie es gleichwohl nicht mit dem heiligen Ernste und der feierlichen Innigkeit, die

Digitized by Google

dem Manne in neuerer christlicher Zeit eigenthümlich ist: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends faßlich ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Bestimmten, ins Gemeine. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber selten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeußere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Daß die Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunct seines innern Seins, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluß. Diese Dichter, sagten wir, redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Ein Catull dagegen steht überall über seiner Liebe: an Gegenstände, an Begebenheiten knüpfen sich seine Freuden und Leiden, bestimmt sind seine Hoffnungen und Wünsche, sein Schmerz ist von Selbsttrost und Aufrichtung, seine verschmähte Liebe von Fassung, von männlichem Stolz sein Kummer über die Untreue seiner Lesbia begleitet. Spielt unklar die zwiespältige Liebe mit seinem Herzen und er schwankt zwischen Haß und Neigung, so spiegelt das nicht sein Lied so ab, daß seine Empfindungen wider seinen Willen gleichsam sichtbar werden, sondern er kennt diesen innern Streit, er sucht seine schwer erklärliche Natur zu schildern. Diese Klarheit der poetischen Gestaltung macht hier alle Wirkung; die sinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur seiner Liebe könnte sie nicht machen. Fast alle poetische Wirkung aber, die die deutschen Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den

jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden oder Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagenden, jeder Freudige an dem Frohen; es ist die innige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Dichtung soll nicht der Stoff und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Einbildungskraft.

Aber noch haben diese Dichter, so weit man aus diesen Liedern schließen darf, keinen Begriff von Kunst: was sich selbst unter den Troubadours findet, Wetteifer im Gesang, Vergleichung, Kritik, davon sind hier kaum Spuren zu finden. Weit entfernt, aus Drang und Kunsttrieb zu dichten, sangen diese Dichter blos um die Gesellschaft zu ergötzen; sie waren von den Gesetzen dieser Gesellschaft gebunden; sie wichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; sie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mislichen Stoffen durch poetische Behandlung aufzuhelfen. Man hat diese Beobachtung, daß nur ein erkünsteltes Leben der Standessitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunst ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der steten Wiederholung derselben Motive, auf erkünstelte Empfindung in den Liedern geschlossen. Und allerdings mögen auch eine Masse von fremden und deutschen Minneliedern, gegen unseren vorherigen Ausspruch, aus bloßem Nachahmungstrieb und ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet sein. Dies wäre an und für sich mehr Lob als Vorwurf, es wird aber zum Fehler, weil diese Künstler zu einer poetischen Gestaltung noch gar so wenige Anlage zeigen, so daß in den Deutschen das Gefühl, das ihnen die Hand führt, ihr Verdienst zugleich und ihr Schade ist. Bei den romanischen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzens genannt hat, ist es ungefähr, wie in allen Beziehungen, umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur suchen, sondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Em-

pfindung zu Gedanken, dies Schwelgen in Beiden, das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen. So ist jener in Ost und West in den Epen wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe sehnsüchtige Liebe faßt, ein Zug, der die Natur dieser einbildungskräftigen Jugendempfindungen so scharf charakterisirt, durchaus nicht eine schlechte Erfindung der Poeten, sondern beruht auf wirklicher und ächter Natur. Bei allen wesentlichen Fehlern, die diesen Dichtungen anhängen, gewinnen sie uns durch Züge dieser Art ein historisches Interesse ab; und wer dafür Sinn und zugleich für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniß hat, der wird gerne einstimmen, daß der Minnegesang jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Bezeichnung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur künstlerisch von Petrarca übertroffen ist, bei dem dagegen die Naivetät und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging. Er wird einstimmen mit Gottfried von Straßburg, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächtniß riefe, die edle Herzen beseligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt". Gerne wird man einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Gesinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauschen und dem Ausdruck empfindsamer, reiner Sinnesart. Und wo wir nicht die Muse verehrt finden, werden wir doch den Altar der Minne um so reicher von Opfern gekränzt sehen, der Göttin, von deren All-

Digitized by Google

macht und Gewalt diese Sänger so ehrfürchtig zu singen wußten, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist"; und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienst feiert, so ist es doch ein inniger und andächtiger. Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechts mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutsamkeit dieses Gesanges in der Sittengeschichte unserer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem zarteren Geschlechte Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in ein eintöniges Dasein; und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein misbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für die langen Jahrhunderte des Meistergesangs diese zierenden Eigenschaften als unverbrüchliches Gesetz auf. Und wie viel späterhin Fremdes und Frivoles von Außen sich eindrängte, so hielt das Volkslied, welches meist in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unsere Lyrik, auch wo sie in Uebermuth ausschweifte, die Zucht und die Würde der Kunst ganz aus den Augen. Wie sich in dieser Hinsicht die spätere französische Lyrik zu dem Gesang der Troubadours verhält, so die unsere zu den Minnesingern; und auch das wird sich hier vergleichen lassen, daß sich nie unsere Liederpoesie so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat, wie die französische; und wenn in dieser Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geschehen ist, so geschah dagegen in der neueren Zeit von den Franzosen darin zu viel. Die Kunst soll sich nicht auf ein vages Ideelleben beschränken, wie damals in Deutschland geschah, sie soll sich aber auch nicht in den ganzen weiten gemeinen Lauf des Lebens eindrängen, wo sie sich niemals rein halten

wird. Alles daher, was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnegesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, wie das, was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kannte der Deutsche nicht, der seine Herzensangelegenheiten stille in sich trug; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen dann Rosen und Lilien auf ihren Wangen scheinen lassen". Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte, und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur trit in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Erzeugnissen deutlich dem Charakter unserer Nachbarn gegenüber. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe, die dies mit sich führt, steht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste entgegen.

---

2. Hartmann von Aue und Wirnt von Gravenberg.

Neben Veldeke stehen in der Reihe der Minnesänger noch einige der namhaftesten ritterlichen Poeten, welche die neue französische Epik in Deutschland einzubürgern geschäftig waren wie Jener. Die besten Köpfe wandten sich den Dichtungen der Arthursage zu, und ihren Arbeiten müssen wir zunächst unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden. Drei Männer vor Allen haben wir hier zu betrachten, die uns die höfische Kunst auf ihrer höchsten Spitze, die Richtungen der Zeit in ihrer größten Schärfe, die Ideen, die sie bewegten, in ihren reinsten

Entfaltungen zeigen, und denen an Werth nur Walther als Vierter zugefügt werden darf. Diese sind Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Alle drei haben Dichtungen aus jenem Sagenkreise nach französischen Originalen behandelt, und unter ihren Händen bildete sich rasch die Gattung der einförmigen Romane, wie wir sie oben in roherer Gestalt in jenen Tristan und Lanzelot kennen gelernt haben, zu der möglichsten Vollendung aus, deren sie fähig war. Bei diesen Behandlungen schreiten die Dichter regelmäßig in Geschicklichkeit, Selbstvertrauen und Kühnheit bis zum Uebermuthe fort. Ulrich von Zatzikhoven hatte noch ganz sein Auge auf dem Buche; er und Eilhart hatten noch viel zu sehr mit ihrer eigenen Sprache zu ringen, um sich freier zu bewegen. Hartmann folgt im Erek und Iwein seinen französischen Quellen[518]) mit gewandter Treue; er läßt die Erzählung unangetastet, trägt aber seine Seele hinein. Bei einem vierten Poeten, der sich der Zeit nach zu jenem Dreiblatte einreiht, bei Wirnt von Gravenberg ändert sich dies; er läßt sich den Stoff zu Wigalois blos mündlich erzählen[519]); er bekämpft und wehrt sich gegen die Sage, unterbricht die Erzählung und trit überall mit seiner Person keck in das Gedicht; jeden Augenblick läßt er recht auffällig den deutschen Dichter neben der fremden Materie hören. Bei Wolfram und Gottfried ist dann das Hervortreten der Persönlichkeit am entschiedensten. Bei ihnen verschmilzt die Lebensansicht mit dem Sagenstoffe; dieser wird sichtbar in Folge von jener gewählt oder gar in allen Beziehungen gestellt und gestaltet. Weiterhin schwindet diese kühnere Behandlung wieder aus diesen Stoffen, die auch nur dem eigentlichen Genius eignen konnte.

So lange noch in der epischen Erzählung nichts gesucht ward als

518) Chretien von Troies hat beide Gegenstände behandelt.

519) Vers 297, 22 ff.
Ich wil daz mære volenden hie, als michz ein knappe wizzen lie, der mir ez ze tihten gunde. Ni wan eins von sînem munde enpfie ich die âventiure.

Digitized by Google

Unterhaltung und Zeitvertreib, so hielt man es in der Wahl der Gegenstände nur mit der Neuheit des Stoffes und war noch weit entfernt von diesem Puncte, wo die einzelnen Dichter in dem Begriffe einer inneren, sittlichen oder geistigen Bedeutung ihrer Kunst, von einem eigentlichen Kunstprinzipe aus, den Stoff ihrer Dichtungen gewählt und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverstandenen Mangel, oft unverständig, abzuhelfen strebte. Diese Zeit trat offenbar erst mit der ausgebildeteren lyrischen Kunst ein, die dem höfischen Sänger erst Ansehen und Würde gab. Die größere Würde des Dichterstandes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie in neuerer Zeit im 17. und 18. Jh., lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt die innige und edle Richtung der Dichter auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst, wie wir sahen, die Einführung einer ausgefeilteren Sprache und einer neuen Vers- und Reimkunst gewesen; was Veldeke in dieser Beziehung begonnen hatte, das setzten nun die folgenden Dichter noch auf höherer Stufe fort. Außer diesen formalen Verdiensten aber hatte Veldeke, wie wir sahen, von dichterischer Begabung nichts hinzugebracht. Und so werden wir jetzt auch bei den Hartmann und Wirnt wieder finden, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten selbst auch in diesen Männern war, denen man damals und heute allzu freigebig die Ehrentitel großer Dichter zuerkannt hat. An das Größte zu rühren, war zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Weniger. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der in Bezug auf sein Leben und seine Kunst die bedenklichen Selbstgeständnisse ablegte, daß er (Gregor 611) ohne ernstere Erfahrungen von Lieb und Leid durch die Welt gegangen war, und daß er (Iwein 23) seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger

Digitized by Google

Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte? Diesen Dichtern allen ist jene furchtsame, oft zwar von einiger Selbstgefälligkeit begleitete Bescheidenheit eigen, welche wir auch in den Anfängern unserer Dichtkunst des 18. Jahrhs. gewahren; auch fehlte es an der lebhaften Aufmunterung einer größeren Oeffentlichkeit, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede selber empfindet, wie er Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet. Erfüllt von dem Gedanken, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um Ehre und Ruhm bringe, sah Wirnt die Dichtkunst als Allotrien an und schwankte daher zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und der Unzufriedenheit mit seinen Erzeugnissen, zu denen seine Neigung ihn antrieb, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ. Wir werden es also begreifen, wenn man sich damals, wie in neuerer Zeit, im Anfange auf dem betretenen Pfade hielt und vorsichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das schwerere Große wählte. Solcher Art sind die Stoffe der Dichtungen der beiden Männer, von denen wir zunächst reden. Sie sind fast alle aus dem Kreise der britischen Mährchen. Diese Erzählungen waren das einfachste, was man damals wählen konnte; sie nahmen eigentlich kein anderes Talent in Anspruch als das des Nacherzählens, des Uebersetzens, und diese Kunst zu ihrer klarsten und lautersten Entfaltung gebracht zu haben, ist das hauptsächlichste Verdienst Hartmanns.

Hartmann, ein Dienstmann der Herren von Aue im Breisgau, reicht noch in die Zeit der älteren Minnesänger zurück. Er hatte einen Kreuzzug mitgemacht, entweder unter Friedrich I 1189—91 oder wahrscheinlicher den späteren von 1197—98. Gottfried von Straßburg erwähnt ihn im ersten Jahrzehnt des 13. Jhs. unter den Lebenden, Türlin 1220 unter den Gestorbenen. Er nennt sich selbst im armen Heinrich einen gelehrten, d. h. des Lesens und Schreibens kundigen Ritter. Seine sämmtlichen Werke liegen in sauberen Aus-

gaben gedruckt vor[520]. Seine Lieder treten nicht aus dem allgemeinen Charakter des Minnegesangs heraus; seine zwei Büchlein (so benennt er eins dieser Stücke selbst) beschränken sich auf einen Minnemonolog und ein Gespräch zwischen Leib und Herz, wer von beiden Ursache und Kummer einer nicht begünstigten Liebe mehr trage. Sie zeigen, wie diese mehr redseligen als singseligen Dichter ihr Lied bald zur Rede auszudehnen strebten; das letztere Stück könnte als ein Anfangspunct der Allegorien, Lehr- und Streitgedichte bezeichnet werden, die in späteren Zeiten eine herrschende Gattung wurden. Wir wollen uns bei diesen kleineren Werken[521]) nicht aufhalten, sondern gleich zu den größeren Erzählungen Hartmanns übergehen. Wenn wir diese ohne Rücksicht auf ihre muthmaßliche chronologische Reihe nach ihren Stoffen betrachten, so weist uns der Gregor vom Steine[522]), dem legendarischen Inhalt nach, noch ganz in den Geschmack des 12. Jhs. zurück. Ganz so wie in einigen Legenden, denen wir früher begegneten, sind hier neuere Verhältnisse und ein neuerer Held, die Ketzerei der Blutschänder im 11. Jahrh. und Gregor VII., der ihr gesteuert haben soll[523]), in ein fabelhaftes Gewand gekleidet, wie es in der Kaiserchronik mit der römischen Kaisergeschichte, in den Gestis Romanorum mit der römischen Rechtsgeschichte geschah. Ein aquitanisches Geschwisterpaar zeugt in unnatürlicher Gemeinschaft einen Sohn. Der Vater zieht aus nach dem heiligen Grabe und stirbt auf dem Wege; die Mutter setzt das Kind, „den guten Sünder," der unschuldig seiner Eltern Erbsünde zu tragen hat, auf die See aus und legt ihm eine Tafel bei, die da besagt, daß seine Mutter seine Tante sei und sein Vater sein Oheim. Der gerettete Knabe wächst bei einem Fischer auf,

520) Hartmann von Aue. ed. Fedor Bech. Leipz. 1867.

521) Die Lieder und Büchlein, und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Hrsg. v. Haupt. 1842. Ueber die Lieder vgl. R. Heinzel in Haupts Zs. 15, 175

522) Im spicilegium Vaticanum von Carl Greith. 1838. Gregorius, ed. Lachmann. 1838. Zur Kritik des Textes vgl. Fr. Pfeiffer, in den Denkschriften der k. k. Akad. der Wissensch. 16, 176 ff. Uebersetzt von S. O. Fistes. 1851.

523) S. bei Greith p. 158.

erfährt im 15. Jahre zufällig, daß er dessen Kind nicht war und will wandern, zu erkunden wessen er sei. Er trotzt der Warnung des Abtes der ihn erzogen, der ihn, mit seiner Herkunft durch die Tafel bekannt, zu einem Gotteskinde ausersehen hatte, und der ihm nun, um seinen Sinn zu brechen, die Tafel mittheilt, die ihn aber nur um so mehr bestimmt sein fahrendes Leben zu beginnen, von dem der Geistliche ein Wachsthum der Sünde voraussieht. Die Zurechtweisung, die der heilige Mann vorausgesagt, erfolgt nun. Wind und Wetter tragen den Jüngling in seiner Mutter Land. Die unglückliche Frau ward gerade von einem unwillkommenen Bewerber belagert; Gregor befreit sie, und sie heirathet ihn, ihren Sohn, da sie doch vorher ihre Kleider an ihm wieder erkannt hatte! Zu spät entdeckt sich das Verhältniß beider; sie bleibt in Buße; Gregorius wandert im armen Gewande weg, duldet jede Schmach, läßt sich zuletzt auf einen einsamen Fels im Meere bringen durch einen Fischer, der ihn dann noch mit einem Fußeisen festschmiedet und den Schlüssel zu dem Schlosse wegwirft; hier lebt er 17 Jahre ohne Speise. Jetzt ward der Pabststuhl ledig und eine Stimme Gottes bezeichnete den Römern unsern armen Büßer zum Nachfolger. Sie holen ihn; und zum Glücke hatte gerade der Fischer den Schlüssel zu dem Fußeisen in einem Fische wiedergefunden. Dies und der Wiederfund jener Tafel bestimmt ihn den Ruf anzunehmen; er ward als Pabst Trost und Rath aller Sünder, und dies bewog denn auch seine Tante, Mutter und Frau zu ihm zu kommen: so sehen sie sich noch wieder. Hartmann warnt weislich, aus der Legende nicht ein böses Beispiel zu leichtfertiger Sünde im Vertrauen auf Gottes Erbarmung zu entnehmen, sondern die heilsame Lehre, daß durch ächte Reue und Buße jede noch so große Sünde gut gemacht werden könne: weder ihm noch seinen literarischen und theologischen Bewunderern ist dabei nur eingefallen, wie stumpf- und widersinnig es in den bloßen Thatsachen der Sage erscheint, daß hier nicht nur ein unbewußter Sünder nach einer grillen- und wunderhaften Buße geheiligt wird, sondern daß auch die bewußte und zwiefach

schuldige Sünderin, seine Mutter, die dem Vergehen ihrer unerfahrenen Jugend noch ein zweites, die Aussetzung des Kindes folgen läßt welche dann eine zweite blutschänderische Verbindung veranlaßt, ein eben so auserwähltes Gotteskind wird wie der Sohn ohne irgend eine so außerordentliche Bußanstalt. Wem eine fromme Sage von so roher Erfindung und so blöder Religion poetisch oder erbaulich ist, mit dem ist auch über den Werth von deren Behandlung nicht zu streiten; der wird dann Philosophie und Weisheit in der ungelenken Legende suchen und die alten Oedipusgedichte dagegen herabsetzen. Geschichten dieser Art, ganz abgesehen von aller legendarischen und religiösen Beziehung, sind an sich immer ekel; die Alten versteckten sie in ihren Tragödien, gingen rasch an der widerlichen Thatsache vorbei, und verweilten auf den entsetzlichen Empfindungen und Leidenschaften der Menschen, während hier ein so grausiger Stoff mit den gewöhnlichen Reim- und Verständeleien dieser Dichter und in einer behaglichen ebenen Erzählart vorgetragen ist, die nur darum nicht Prosa ist, weil sie in Versen auftrit. Das Verdienst originaler Dichtung trit übrigens gleich in diesem, wie in allen Werken Hartmanns ganz in den Hintergrund. Bisher hielt man für die Quelle seines Gregor ein lateinisches Reimgedicht von großer sprachlicher Gewandtheit, wovon ein Bruchstück aufgefunden ward[524]), das sich indessen, wenn man es ganz vergleichen könnte, vielmehr wohl als eine Uebersetzung der Hartmann'schen Erzählung herausstellen würde[525]), die auch später noch einmal in einer hexametrischen Abkürzung (Hs. in München) lateinisirt wurde. Hartmann folgt in dieser Legende wie in seinen Romanen einer französischen Quelle, die uns zum Vergleiche vorliegt[526]); in dem that-

524) Durch Leo; Blätter für lit. Unterhaltung 1837. N. 352. Vgl. J. Grimm in den lat. Gedichten des 11. und 12. Jhs. p. XLVII.

525) Vgl. Fr. Lippold, Ueber die Quellen des Gregorius von Hartmann von Aue. Leipzig. 1869.

526) Vie du pape Grégoire le Grand. ed. Victor Luzarche. Tours 1857. Vgl. J. Strobel, Germ. 2, 188. Lippold l. l. und Littré, hist. de la

Digitized by Google

sächlichen Inhalte schließt er sich ihr genau an; in seiner breiteren, behaglicheren Ausführung herrscht eine wechselnde Methode von Kürzungen, Erweiterungen und Umstellungen, die, dem gegenständlichen, natürlich-einfachen, in seine Erzählung naiv vertieften französischen Dichter gegenüber, den sinnigeren, sittlich oder gemüthlich nachdenklichen, an den Motiven nachfeilenden Deutschen in seiner Eigenart erkennen läßt, aus dessen Liedern und Büchlein man sehen kann, daß er in die Schule der vernünftelnden und klügelnden Dialektik der Franzosen nicht ohne Frucht gegangen war. Es ist wahrscheinlich, und im Interesse Hartmanns wünschenswerth, daß er eine von dem uns bekannten französischen Texte abweichende Vorlage hatte[527]; wir müßten sonst folgern, daß er in der Beherrschung des Gegenstandes, in dem Verständniß der nackten Thatsachen einer Sagenüberlieferung oder in der Fähigkeit, ihr den Geist sei es auszusaugen, sei es einzuhauchen, hinter seinem Originale zurückgeblieben sei. In dem französischen Gregor fühlt doch die Mutter bei Aussetzung ihres Kindes wenigstens die Regungen des Gewissens, ob sie das Kind, das sie vielleicht dem Tode Preis gibt, nicht lieber erhalten und die Schmach über sich ergehen lasse; wodurch sie dann die zweite unbewußte Sünde der Blutschande vermieden hätte, die sie nun durch eine bewußte Sünde verschuldet. In einer Sage, in der es sich doch ganz eigentlich um das Verhältniß von bewußter und unbewußter Sünde und von Sünde und Gnade handelt, sollte man glauben, würden sich die Dichter, französische und deutsche, tief und tiefer in den Sinn des Geschehenden versenken. Hartmann aber erwähnt nichts von den Gewissensregungen der Mutter; die Aussetzung, die zwar zu dem neuen Greuel führt, wird vielmehr (V. 518—26) geradezu als eine Eingebung Gottes bezeichnet.

langue française 2, 170; welche letztere beide Original und Bearbeitung ausführlich verglichen haben.

527) Littré l. l. 2, 213 führt an, daß eine Stelle des französischen Gedichtes die beredte Vorstellung des Fischers über Gregors Landstreichen, die Hartmann nicht hat, in einer anderen Handschrift des französischen Grégoire fehlt.

Digitized by Google

Eine zweite fromme Sage hat Hartmann in der schwäbischen Volkslegende vom armen Heinrich[528]) behandelt, der kürzeren Erzählung eines heimischen Stoffes, einer alten, an das Geschlecht der von Aue geknüpften Opfersage, nach einer schriftlichen (nicht bekannten) Vorlage. Auch über dieses Werkchen haben sich die Stimmen der Herausgeber und anderer Beurtheiler so vortheilhaft ausgesprochen, daß man sich fast bedenken sollte, ein etwas mäßigeres Lob zu äußern. Die Liebenswürdigkeit dieser Dichter hat jeden fein fühlenden Leser der neueren Zeit so bestochen, daß man eine so gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie sie die frauenhafte Zartheit der Sänger selbst zu verlangen schien. Auf Frömmigkeit und Güte ist das Gemüth dieser sinnigen Menschen gerichtet, und auch den Hauch des Falschen und Bösen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen sie die Feder zum Dichten, so kehren sie den Lästerern und Tadlern den Rücken, sie wenden sich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Straßburg deutet das Böseste aufs inniglichst Gute und will es allen Harmlosen und Biederen als das Beste empfehlen. Sie wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wissen, sie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beste Seite herausgestellt, sie wollen das Böse verschwiegen, das Gute laut gepriesen haben, sie wehren sich gegen jede harte Weltansicht, gegen jedes zwistige Wesen. Die Einleitung des Tristan darf man als den Schlußstein und als die bewußteste Ausführung alles dessen ansehen, was seit Ulrich von Zatzikhoven jeder dieser Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange seiner Werke sagte; jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltansicht liebten, denen der Friede der Gesellschaft und der ungestörte Fluß des gewöhnlichen Lebens vor Allem am Herzen lag. „Gedächte man ihrer nicht in Güte, sagt Gottfried,

528) Ausgabe von Grimm; oder in Lachmann's Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jhs. Berlin 1820. Von Haupt a. a. O. Von W. Müller 1842. Von Wackernagel 1855. Uebersetzt von Simrock. Berlin 1830.

von denen der Welt Gutes geschieht, so wäre Alles was Gutes geschieht so gut wie nicht vorhanden. Wer was der Gute in guter Absicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald ist einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, dessen man doch bedürftig ist, zu loben und sich wohlgefallen zu lassen, was uns wohl gefallen soll. Theuer und werth ist der, der Gutes und Böses unterscheiden und jeden nach seinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterstützen die Kunst, die zu Lobe geschaffen ist, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mannichfach aufblüht. Alles, dem Ehre und Lob nicht zu Theil wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und seines Lobes nicht verlustig geht. Es sind aber deren so viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebele gut zu deuten." Wenn wir vorher Gelegenheit hatten, in den etwas früheren Dichtungen des 12. Jhs. den frommen christlichen Glauben und religiösen Sinn zu bewundern, wenn wir dann in der Minnedichtung die schönen und sanften Regungen in der Herzenswelt dieser Dichter beobachteten und lieb gewannen, so haben wir hier die weichsten und feinsten Gesinnungen in Bezug auf das gesellige Leben, auf den menschlichen Verkehr, und, wenn man es sagen darf, auf den literarischen Verkehr. Nirgends sind diese Gesinnungen nach allen diesen Richtungen so innig, so warm und so unschuldig dargelegt, wie in Hartmann's Werken. Hat nun dieser Dichter, mit dem kurzen Eingangsspruch seines Iwein zu reden, so sehr an rechte Güte sein Gemüth gewendet, so wird ihm mit Fug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben seine Gesinnung angeht, wer würde sich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth und Innigkeit,. die über seinen Dichtungen liegt? Wer sollte sich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heinrich „die üppige Krone weltlicher Freuden" ohne Bitterkeit herabsetzt gegen die Krone des Himmels? Wer nicht an der Züchtigkeit, die ihn im

Erek lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unschuldig zu nennen sind, übergehen läßt? Wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Ansichten frei hält? Und wer würde nicht fühlen, wie sich das edle und schöne Naturell dieses Mannes in der ganzen Form seiner Werke abspiegelt, in seinem netten und reinen Vortrage, seinem bewundernswerthen Reime, in seiner gewandten, zierlichen, schlichten Sprache, was Alles der feine Gottfried so schön charakterisirt, wenn er die Klarheit der Hartmann'schen Poesie und ihre zuthunliche und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt[529]) als die Eigenschaften, die ihm den Kranz sichern, eben Er, der schon gleichsam vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte, als er noch die ungetrübte Reinheit dieser unschuldigen Zeit und Kunst festzuhalten suchte.

Aber wenn man sich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit erklärt, würde nicht unser Hartmann selbst zufrieden und befriedigt sein? würde er seine Kunstwerke noch aus weiteren Gesichtspuncten angepriesen verlangen, die weder er selbst noch seine Zeit kannte oder berücksichtigte? oder sollen wir umgekehrt, nachdem wir aus dem Standpuncte jener Zeiten diesen Dichtungen ihr Recht widerfahren ließen, sie nicht auch aus unseren — weiteren oder engeren — ansehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geschlecht verschwunden, da doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns da sind, die sie ihrerseits wieder nach ihren Ansichten beurtheilen werden? Und hier werden wir eben bedauern müssen, daß alle diese und ähnliche Kunstwerke allzusehr die Erzeugnisse einer abgeschlossenen Men-

---

529) Tristan V. 117, 21 ff.
Hartman der Ouwaere, ahî wie der diu mære
beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen
durchvärwet und durchzieret! wie er mit rede figieret
der âventiure meine! wie lûter und wie reine
sin kristallîniu wörtelîn, beidiu sint und immer müezen sîn!
si koment den man mit siten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.

Digitized by Google

schenclasse und einer beschränkten Zeit sind, als daß sie allgemeinen Werth und Reiz auch bei späteren Geschlechtern behalten könnten. Wenn es uns heute schon schwer hält, jenes ascetische Christenthum selbst von religiöser Seite her nur zu begreifen, sollen wir es moralisch gut heißen oder gar ästhetisch bewundern? Wenn wir uns heute bestreben, endlich und endlich den Menschen wieder von all der Unnatur, die durch Convention und Kastenwesen im Weltlichen und Geistlichen seit dem heidnischen und dem heiligen römischen Reiche in die Welt kam, zu entkleiden, sollen wir da das höfisch verfeinerte oder klösterlich verfinsterte Leben jener Zeiten preisen, wo es uns gilt, die Handlungen der Menschen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und von gesunden Grundsätzen geleitet zu sehen? Alle Kunst soll darauf ausgehen, den Menschen und die Welt die sie schildert von dem Zufälligen zu entkleiden, sie in möglichst reiner Gestalt darzustellen; wie soll man es dann bewundern, wenn hier die seltsamsten Eigenheiten der christlichen Rechtgläubigkeit und ihre wunderthätigen Einflüsse auf die menschliche Seele den Inhalt der Dichtung gestalten, wenn die ohnehin so schwer zu ergründende Natur des Menschen hier mit der Decke der religiösen Schwärmerei oder des ritterlichen Hofgesetzes verhängt wird? Für unseren heutigen Verstand ist es nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geschöpf, das mit seinem Blute seinen aussätzigen Herrn, den Ritter Heinrich von Aue, retten will, nicht sowohl aus Mitleid oder aus einem natürlichen Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu seinem eigenen Seelenheile gereichen werde, sich zum Tode drängt; wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmesser schon gewesen und wieder erhalten wird, über diese Rettung verzweifeln will, wenn es sich von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter lossagt, um des ewigen Lebens desto schneller theilhaftig zu werden; wenn es jede jugendliche Lebenslust auch nicht der Spur nach kennt; wenn es zum Tode wie zum Tanzsaale geht und, indem es seine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredtsamkeit entwickelt, die ihm

nur der heilige Geist eingeben konnte; für uns ist dies Alles nicht allein wunderlich, oder meinethalb wunderbar, sondern Wunder; Wunder aber duldet die Dichtung, wie die Geschichte, nur da, wo sie selbst nicht weiß was Dichtung und Geschichte ist, und selbst das Wunderbare ist schwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet ist, die nicht gemeinsame Sympathien der Menschen anerkennen. Hartmann hat für seine Legende einen offenen Sinn, und trifft den Geist gerade dieser Sage von Häuslichkeit und treuer Hingebung sehr schön mit dem idyllischen Ton seiner Erzählung, daß, wenn man einmal diesen Stoff als gegeben und unantastbar betrachten müßte, man die sinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein der Dichter soll den Stoff erst gestalten, und wie man aus dem Schlechtesten mit wahrer Kunst das Beste zu machen fähig ist, hat Gottfried in seinem Tristan bewiesen. Wie reine poetische Wirkung die Legende machen kann, haben so verständig-sinnige Männer wie Göthe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Göttersöhne und Wunderthäter dann in die gewöhnlichsten Tagesgeschäfte und Begebenheiten versetzten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte fast sagen, bei uns der Kritik dieser Dichtungen geschadet. Und doch ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß, je weiter unsere damaligen Dichter sich von ihrem Stoffe entfernten, um so trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich ist jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Beweggründe auf menschliche Empfindungen, durch Vertauschung der wunderhaften Entwickelung mit einer psychologischen, wäre vielleicht dem Gedichte aufzuhelfen gewesen, obgleich wir uns wohl erinnern, daß Göthe schon an dem ekeln Gegenstande des Miselsüchtigen, gleichsam in dem noch verfeinerteren Geschmacke eines noch höfischeren Dichters, Anstoß genommen hat.

Diesen beiden Legenden liegen nun die zwei Romane von Erek[530])

530) Ausg. von Moriz Haupt. 1839. Uebers. v. S. O. Fistes. 1851.

und Iwein[531], zur Seite, bei denen sich uns ganz ähnliche Bemerkungen aufdrängen. Beide gehören zu jenen britischen Romanen der gewöhnlichen Art und beide liegen wohl an den Grenzen der Hartmannschen Dichtung; im Erek (um 1190) ist die formelle Vollendung noch nicht, wie im Iwein (bald nach 1200); im Versbau kommen noch Härten vor und auch die Sprache zeigt nicht die Reinheit wie im Iwein, in welchem unhöfische Ausdrücke und französische Worte, die im Erek noch vorkommen, mehr vermieden sind. Heinrichs französische Quelle zum Erek, der gleichnamige Roman von Chrétien von Troies[532]), liegt nun gleichfalls, wie die zum Gregor und Iwein, zur Vergleichung vor; auch hier aber lesen wir wohl eine andere Recension als die Hartmann vor sich hatte. Abgesehen von dem nicht übereinstimmenden Schluß der bei Chrétien unvollständig erhalten scheint, abgesehen von einzelnen Verschiedenheiten wie in dem Namenverzeichniß der Tafelrundritter, wie in der Schreibung der Namen (die z. Th. erweislich auf Rechnung der Unkunde der französischen Sprache kommt), so sind die Abweichungen zuweilen im Thatsächlichen (wie bei Chrétien die Entführung Cadocs durch das Pferd auf dem er festgebunden war), zuweilen in der psychischen Ausführung (wie in Enidens Klage über dem todtgeglaubten Erek, die bei Hartmann weit ausgedehnter ist im Stile rhetorischer Concetti von ganz romanischem Aussehen,) zu bedeutend, um nicht eine verschiedene Textvorlage vermuthen zu lassen; einigemal beruft sich Hartmann in solchen Stellen auf seine Quelle, wo gerade die, die wir lesen, nicht stimmt[533]). Das Ganze, das bei Chrétien 6894 Verse umfaßt, ist (in ähnlichem Verhältnisse wie der Gregor) auf über 10000 Verse bei Hartmann angewachsen. Enger noch als im Gregor folgt er dem Originale in dem

531) Ausg. von Benecke und Lachmann. ed. 3. 1868. Uebersetzt v. Baudissin. 1845. Von Kroch 1848.

532) Ed. Bekker in Haupts Z. S. 10, 373. Eine genaue Vergleichung beider Werke von Bartsch in der Germ. 7, 141.

533) Lippold l. l. p. 7—8. Note.

Digitized by Google

Verlaufe der Thatsachen unter einzelnen Versetzungen, oft bis zur Uebereinstimmung des wörtlichen Ausdrucks. Aehnlich wie dort ist der trockenere, kältere Vortrag des Franzosen von dem theilnehmenden Gemüthe des persönlich erregteren Uebersetzers erwärmt; ein unzarter nackter Ausdruck wird sittsam überkleidet; die knappe unfertige Erzählung, die Chrétien in Bearbeitung seiner bretagnischen Quelle wohl schon sehr zu erweitern hatte, wird von Hartmann noch mehr erweitert und die eckige Motivirung geglättet. Der Anfänger verräth sich noch in der großen Vorliebe, mit der er aller Schilderei, in die jede noch schülerhafte Kunstdichtung ihre Stärke setzt, in breiten Erweiterungen obliegt; an die Beschreibung von Enidens Zelter (V. 7285 ff.) wendet er 500 Verse, die bei Chrétien nicht den zehnten Theil einnimmt; so legt er in der Schilderung der Famurgan eine eigene Gelehrsamkeit aus, die er bei Chrétien nicht fand. Aus einer Vergleichung der Schilderung Keye's hier (V. 4629 ff.), die Hartmanns Zusatz ist, mit der im Jwein, die Chrétien gehört, kann man sich belehren, wie viel der deutsche Dichter in Zeichnung der Charaktere noch zu lernen hatte. In anderen Beziehungen steht er geistvoller über der Erzählung der er folgt. Eine humoristische Ader, die je später je mehr, und am meisten bei den geistreichsten Bearbeitern dieser ritterlichen Romane vortrit, springt auch bei Hartmann über seiner Beschäftigung mit Erek auf. Man konnte diese Eigenschaft schon an einer nicht eben passenden Stelle in seiner Legende bemerken, wo er einen schönen herrlichen Gregorius (V. 3209—31) schildert, den die Abgeordneten aus Rom auf dem Meerfelsen — nicht finden sollten; schöner und geschickter kleidet ihn im Erek, wo er V. 1316 ff. von der Verschämtheit der Frauen spricht, wo er V. 8260 ff. eine Schaar von Frauen, eine schöner als die andere schildert, wo er sich von dem Leser anreden und unterbrechen läßt, der neckische Muthwille, der diese Stellen färbt, wovon bei Chrétien nichts zu finden ist. Zu dieser humoristischen Auffassung stimmt auch die Art von Kritik, in der er sich ähnlich wie Ulrich von Zatzikhoven den Unwahrscheinlich-

keiten der Sage gegenüber wendet und windet. Der Kern des Erek deutet wie der Lanzelot und Parzival auf einen tiefern Plan, der aber so wenig wie im Lanzelot ausgeführt ist. Der Held erwirbt sich ein Weib, Enide, die Tochter eines „Edelarmen"; und in den ersten Freuden der Ehe geht mit ihm eine Aenderung vor. Er verlag sich bei seiner Lieben und verlor Ruhm und Namen. Man gab es ihr Schuld, sie grämt sich darüber und läßt es ihn wissen. Da reitet er auf Abenteuer und Thaten aus, zwingt aber die Tadlerin, eine andere Griseldis, mitzugehen, und verbietet ihr zu reden. Es bedrohen ihn drei Räuber, die er nicht gewahrt; sie warnt ihn. Weil sie geredet, muß sie die Pferde der Getödteten pflegen. Diese Geschichte wiederholt sich mit fünf anderen Räubern und so fort, und Erek wird stets zorniger über den häufigen Bruch ihres Versprechens. Nun fragt sich der Dichter, warum doch die Frau immer besser hörte, als der Mann; weil er bewaffnet war am Haupte, sie nicht, erklärt er es. Aber warum sie ihn nicht mit Zeichen bedeutete, dafür wußte er wohl selbst keinen pragmatischen Grund, und so schwieg er darüber. In einem Kampfe mit zwei Riesen wird Erek auf den Tod verwundet; Enide beklagt ihn, und will sich in der Verzweiflung umbringen, da kommt gerade ein Graf Orguilleus von Limors, der es verhindert. Diese bequeme Maschinerie macht den nüchternen Bearbeiter auch stutzig und er kann eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken. Der Hauptfehler in dem Roman fiel wohl dem deutschen wie dem französischen Dichter gar nicht ein oder auf. Offenbar ist am Schlusse das Abenteuer vom Baumgarten in einen beabsichtigten Gegensatz zu dem Hauptinhalte gebracht. Mabonagrin ist der Held dieses Abenteuers. Sein Weib wollte ihn nicht ausziehen lassen, und nahm ihm das Gelübde ab, daß er hier mit ihr wohne und sie seine Liebe genießen lasse, bis er vor ihren Augen besiegt würde. Sie weiß den Liebesgenuß so hoch zu schätzen, daß sie ihrem Manne lieber Abenteuer zu Hause bereitet und ihn grausam werden läßt, wenn nur in ihrer Nähe. Enide, weiblicher und zugleich auf den wahren Ruhm ihres

Mannes sorgsam bedacht, will ihn und den Genuß der Liebe eher entbehren, als seinen guten Namen. Durch die Maßregeln jener ging die Freude des Hoflebens verloren, durch Enide's Ehrgeiz der Friede, in dem sie lebte. Beides soll, scheint es, nicht das rechte sein und jede erleidet ihre Strafe; aber Alles liegt ohne Verhältniß da. Chrétien hat diesen Gegensatz in kürzerer, aber eben so ungeklärter Fassung auch; in einer anderen französischen Recension des Erek[534]) fehlt derselbe. Das würde diesen Text dem wälschen Lai von Geraint dem Sohne Erbin's, im dritten Bande von Lady Guest's Sammlung, das in der erhaltenen Gestalt von französischen Einflüssen nicht mehr frei ist, näher rücken; denn auch in diesem findet sich jene feinere Auffassung der Sage, der gegensätzliche letzte Theil derselben, noch nicht. Das Misfallen Enid's an dem Verliegen ihres Gatten wird ihr hier so ausgelegt, als ob sie einen Anderen liebe und seine Entfernung wünsche, um andere Gesellschaft zu haben. Die Eifersucht des Gatten ist dann der Hauptgegenstand. Darum zwingt er sie mit ihm zu gehen, und darum gehn die Abenteuer hier dahin, sie von anderen Liebhabern bedrängt und ihrem Gemahle treu zu zeigen; was diese Erzählung einfacher und zusammenhängender macht, als die von Owain und Peredur.

Was den Iwein[535]) angeht, so wollen wir seinen Inhalt, da das Werk, das sich über alle Welt verbreitet hat, durchweg den Charakter dieser britischen Dichtung trägt, nicht näher analysiren. Von epischer Anlage oder innerer Bedeutung ist darin nichts zu suchen, und wenn wir, bei wiederholter Anerkennung der schönen Natur und

534) Ms. 7535 Fonds de Cangé; wenn man sich auf die Angabe Villemarqué's l. l. p. 117—19 verlassen darf.

535) Die wälsche Quelle in Lady Guest's Mabinogion. 1. Bd. Ebenda auch der Chevalier au lion von Chretien von Troies aus der Hs. der k. Bibl. N. 1891 Suppl. fol. 210. Chr. de Troyes, li romans du chevalier au lyon. Ed. W. L. Holland. Hann. 1862.

Digitized by Google

Begabung des deutschen Dichters, den poetischen Werth auch dieses seines jüngsten Werkes gering anschlagen, so glauben wir, daß beides sich einfach aus der Art dieser Dichtungen rechtfertigt, in welchen neben der schwachen und matten Form überall auch der Inhalt abstößt, der jene bedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe und Kräftige in Worten, alles Erhabene in Gesinnungen muß man in dieser Dichtungsreihe vergessen, wie sollte der beste Dichter hier etwas Gutes leisten? Alle gewaltsamen Eingriffe des Schicksals, jede Furchtbarkeit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Begebenheiten und Wendepuncte, was bedeutende Charaktere, was merkwürdige Collisionen in der Poesie wie im Leben schafft, Alles was ein kräftiges Herz begeistern oder locken könnte, ist hier ganz verschwunden. Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht wie sie nur eine dürftige Romanphantasie ersinnen kann, ist Alles; die Wunden der Liebe sind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die Niederlage durch sie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und selbst in diesem minniglichen Stoffe ist wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieser britischen Dichtungen abschreckend, die auch die Kunst der Chrétien und Hartmann nicht ganz verdecken könnte. Schon Dichter jener Zeiten haben sich bei der Entschuldigung des Wankelmuths der Laudine, die so schnell den Mörder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben muß, daß diese Stelle bei Hartmann wie bei Chrétien durch die schalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorsticht. Im übrigen aber bewegt sich das Gedicht ganz in dem Gleise, in dem wir seine Vorgänger gehen sahen. Es ist, als ob ein Ceremoniengesetz auch hier jeden Schritt der Abenteuer vorgeschrieben hätte. Es darf nur eine Begebenheit anfangen, so weiß man auch schon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, so weiß man schon, daß es sich in Glück auflösen wird. Man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück Theil. Weder natürliche Leidenschaften in den Menschen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältnissen sind hier die Triebfedern der Handlungen,

Digitized by Google

sondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Gesellschaft. Man würde diese Eintönigkeit oder den Geschmack der Menschen an dieser Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Vielleser auch heute noch einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, stillen Menschen, daß sie an diesen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mäßiges Gefallen lieber suchten, als sich von Fremdartigem (von fremder, wilder Mähre) unangenehm berühren und leidenschaftlich aufregen zu lassen. Dieser von gesellschaftlichem Frieden ausgehenden, auf ruhige, gesellige Unterhaltung abzweckenden Dichtungsart ist es daher ganz anpassend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedestörers und des Feindes der Gesellschaft. Es ist nichts belehrender, als sich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Gestalten umzusehen, die sich in den mittelalterlichen Dichtungen ähnlich sehen: hier gewahrt man am deutlichsten ihr gegenseitiges Verhältniß. Halte man also die Vertreter des bösen Prinzips in den mittelalterlichen Volksepen gegeneinander: den gewaltigen Hagen in den Nibelungen, der ganze Volksheere in seinen Haß und Ingrimm hineinreißt, gegen die heimtückische Verrätherei des Ganelon im französischen Epos, der zwar noch in wahrer Heldennatur auftrit; und gegen ihn nun wieder in den britischen Romanen die jämmerliche Figur des Keye: nichts bezeichnet die abgeschwächte Natur dieser Dichtungen so genau. Er hat weder die Tugend noch die Laster jener Titanen, aber er ist ganz eigentlich das böse Prinzip der guten Gesellschaft, ein Prahler, ein Neider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von Ginevra vortrefflich bezeichnet wird, als der sich mit seinem Hasse gegen jeden Guten am meisten selbst schadet, der es dadurch, daß er den Böseſten zum Besten, den Besten zum Böseſten macht, dahin gebracht hat, daß sein Lob ein Tadel und sein Tadel ein Lob ward. Wie wunderbar ist die Zeichnung Hagens nach den verschiedenen Stufen seiner mora-

lischen Würde; Ganelon's Verrath wird zwar seiner Natur zugeschrieben, aber wie vortrefflich erklärt das äußerlich Bestimmende, daß diese Anlage zur Verrätherei zur That wird; allein in Keye gibt es keine große That, für die eine bloße innere Anlage ohne äußere Triebfedern zu schwach wäre, sondern nur den gemeinen Fehler der Klatscherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, als den Antrieb des giftigen Herzens.

Wir fügen diesem Urtheile, das schon in den ersten Ausgaben dieses Werkes ausgesprochen ist, noch hinzu, was die Vergleichung der seitdem bekannt gewordenen bretagnischen und französischen Vorbilder des Iwein ausweist. Das britische Mährchen von der „Frau des Brunnens" zeigt uns die Erzählung von dem Löwenritter in der nationalen und ursprünglicheren Gestalt; es ist die nähere oder entferntere Quelle Chrétien's von Troies und von dessen englischer (Ywaine and Gawin, bei Ritson) und deutscher Bearbeitung. Bis auf das letzte Viertel des Iwein, das eine ganz müßige, unnütze Erweiterung, ein eitles Hinziehen der Erzählung, Anhäufung von Abenteuern ohne Zweck ist, zum Theil aus der Freude an den Heldenthaten des Löwen entsprungen, zum Theil aus der Absicht, Gawan und Iwein im Kampf gegeneinander zu stellen (was die walisische Erzählung schon bei einer frühern Gelegenheit angebracht hatte), bis auf den Inhalt dieses letzten Viertheils ist die Anlage des wälschen Mabinogi im Wesentlichen dieselbe, wie noch die in unserm deutschen Gedichte. Nur ist der Vortrag kurz, roh, einfach, ursprünglich, in nichts den Bearbeitungen des Franzosen und Deutschen gleich, aber zu Allem den Anlaß bietend, was den romanischen und germanischen Vortrag charakterisirt, der in den ersten Versuchen jener Eilhart und Ulrich noch ganz auf die Stumpfheit, Knappheit, Lückenhaftigkeit und Ungelenkigkeit dieses anspruchvollen zugleich und rohen, altklugen und dürftigen Stiles rathen ließ. Alles Einzelne, Reden, Scenerien und was man Alles Form und Ausführung nennen kann, ist in dem britischen Originale anders gefärbt, aber durchaus so; wie man es

sich nach den übrigen Quellen walisischer Dichtung, Sage und Legende denken konnte: wunderlich im Thatsächlichen wie in der Art des Denkens und Empfindens, etwas feierlich und gespreizt, wie man es von der ursprünglichsten Ritterdichtung erwartet. Es ist selten, aber es kommt doch vor, daß sich Ausdruck und Sinn der Reden noch bis in den deutschen Iwein hin erhalten hat. Die Freude an Beschreibung, Putz und Waffenzier ist von hier aus der Ritterdichtung vererbt. Die epische Erzählform ist hier und da ursprünglicher; wiederkehrende Vorfälle werden gewissenhaft in wiederkehrendem Vortrage ausgeführt. Die bekannte Liebhaberei der Walisen an Triaden und Trilogien spielt auch in diese Erzählung herein; als Iwein die Laudine (die hier keinen Namen trägt) erworben hat, sucht ihn Arthur nach drei Jahren auf; drei Jahre hat Iwein ein Empfangfest zubereitet, es dauert jetzt drei Monate; dann zieht Arthur ab und Iwein geht auf drei Monate mit ihm, bleibt aber statt dessen drei Jahre bei ihm. Was den Bau der Erzählung angeht, so ist im Wälschen weit mehr Einheit darin. Nachdem der Haupttheil der Geschichte, die Verbindung Owain's (= Iwein's) mit der Dame des Brunnens, erledigt ist, folgt die Erzählung von dem Bruch und der Versöhnung zwischen Beiden rasch und kurz, so daß man den Mittelpunct der Sache nicht im geringsten verliert, der in den fränkischen Bearbeitungen in's Irre schweift. Was die Seelenmalerei angeht, so wird auch in dieser Beziehung, nur immer noch einen Grad tiefer, bestätigt, was wir in der Analyse des Lanzelot beibrachten. Es ist eine Absicht da, psychologische Aufgaben zu lösen, allein die Kenntniß der Seele ist nur in ihren rohesten Anfängen bei den wälschen Dichtern zu finden. Die schnelle Verbindung Owain's mit der Gräfin vom Brunnen, deren Mann er getödtet hat, zu erklären, ist an sich ein psychologisches Räthsel. Hier hat Chrétien von Troies seine Kunst entfaltet. Wie nach dem Falle des Grafen vom Brunnen die Dienerin Lunete, die den Sieger und Mörder begünstigt und verbirgt, ihrer Herrin die Heirath mit einem Ritter Arthur's zum Schutze ihres Gebietes anräth, geberdet und

Digitized by Google

spreizt sie sich bei Chrétien und sucht allerhand feine Windungen, die in dem wälschen Mährchen nicht zu finden sind. Doch ist andererseits in rohen Versuchen der Weg zur Gemüthsmalerei gezeigt. Bei dem ersten Wort der Dienerin zum Nachtheil des gefallenen Mannes verbannt sie die Gräfin, ruft sie aber gleich wieder, da sie etwas verlauten läßt, als hätte sie ihr zum Vortheil rathen wollen. In dem französisch-deutschen Iwein schlägt die Dienerin (Luned im Wälschen, wie bei Hartmann Lunete) gleich den Mörder des Mannes vor, und stellt sich dann, als lasse sie ihn von Arthur's Hof in Caerlleon (= Karidol) berufen; im wälschen stellt sie sich, als reise sie dahin, um irgend einen passenden Ritter zu holen, und als sie Iwein bringt, erräth die Gräfin gleich, daß es der Besieger ihres Mannes ist, und macht übrigens weiter keine Schwierigkeit ihn zu nehmen. Die Gewalt der Liebe ist auch hier schon betont, aber ohne den empfindsamen Nachdruck der Minnedichtung. Es ist Alles stumpfer, Gemüth, Geist, Gesichtskreis; und es hat sich ganz richtig bewährt, daß die vielfachen pragmatischen Wendungen der französisch-deutschen Bearbeiter der Arthurromane den Motivenmangel in diesen walisischen Quellen zu ersetzen streben. So ist Keye's Charakter hier nur angedeutet, der bei Chrétien ganz ins Feine ausgemalt ist; übrigens trit der Grundzug seines Wesens auch in unserem Mabinogi gleich anfangs bei der Erzählung Kalogreant's (hier Kynon, Clydon's Sohn, eine berühmte Heldengestalt bei den Barden) deutlich heraus. Seit dem Druck des Löwenritters von Chrétien von Troies können wir das Verhältniß von Hartmann's Bearbeitung auch zu dieser Quelle vergleichen. Wenn unser Urtheil über diesen Uebersetzerdichter früher hier und da beleidigt hatte, so mußte man sich seitdem wohl überzeugen, nicht allein daß ihm kein Unrecht geschehen, sondern daß ihm grade in Bezug auf den Iwein, sogar noch etwas zu viel eingeräumt war. Es ist auffallend, daß in dieser letzten Arbeit Hartmanns seine Abweichungen im Inhalte und seine persönlichen Zuthaten geringer sind als im Erek. Ein Jeder wäre gewiß der Meinung gewesen, daß jene zarten Er-

Digitized by Google

örterungen und Ergüsse über die Macht der Liebe, jene feinen Bemerkungen über das Verliegen aus Liebe (empirer per amor), jene subtilen Spiele der Rede, jene zarte Verdeckung der Härten und Blößen der Sage Hartmann's Eigenthum seien, da sie mit dem züchtigen und reinen Gemüthe des Dichters, wie man es im Erek und überall erkennen lernt, so innig verwachsen scheinen, wie nur ein Eigenthum sein könnte. Dies erwies sich hier anders; und aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuthen geneigt war, hätten die Franzosen ihren Löwenritter allerdings nicht so lange zurückzuhalten brauchen; denn fast Alles, was im Iwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntniß oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen. Das Raisonnement über die Minne und ihre Art (von V. 1537 an), die Seelenschilderung in dem sich anspinnenden Verhältnisse Iwein's und Laudinens in ihrem ganzen Umfange, ihre erste Unterredung, die warnende Rede Gawein's an Iwein (mit Ausnahme der Anführung des Erek), der Inhalt des Gesprächs mit der Minne (V. 2971 u. ff.), das sich im Französischen viel natürlicher mit den Worten cors und cuer fortspielt, und ebenso das zweite (V. 7027 u. ff.), Alles findet sich dem Wesen nach bei Chrétien und nur die Form des Gesprächs mit Frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem Minnelied und aus Veldeke gelernt. Alle Einzelnheiten der Manier, die kurzen Wechselreden und Stichomythien, die im Erek gerade Hartmanns Eigenthum waren, die Häufung von refrainartig gebauten Versen, das Ballfangen mit diesem oder jenem Worte, Alles ist dort wie hier. Nur ist in dem Vortrage auch hier, wie im Gregor und Erek, größere Weichheit, wie in dem durchscheinenden Gemüth des Deutschen; auch das Empfindsame, die Freude am Vogelgesang, die Minnegefühle sind bei aller Uebereinstimmung etwas verschieden gefärbt, und man kann sagen, daß in dem Bilde und Begriffe von Amor und Minne der ganze Unterschied von Handlung und Färbung der erotischen Scenen und Empfindungen bei dem Franzosen und Deutschen gelegen ist. Einzelne Abweichungen in dem

Thatsächlichen und der Auffassung fehlen nicht. Sie erklären sich zum Theile aus dem größeren Zartgefühle und der Gutmüthigkeit Hartmann's. Doch konnte dieser auch hier eine andere Recension des französischen Gedichtes vor sich gehabt haben; eine Handschrift des Iwein im Vatican soll Hartmann näher stehen[536]. So ist die Episode (V. 4530 ff.) von der Entführung der Gynover bei Hartmann weit ausgeführt, bei Chrétien nur kurz berührt. Wäre die in anderen Artusromanen viel behandelte Scene von Hartmann zugesetzt, so gäbe auch dies von seinem Talente, eine Erzählung, über Periodenbau und Vortrag hinaus, in höherer Form zu bilden und zu führen, nicht eben das beste Zeugniß.

Der Vorgang Hartmann's in der höfischen Erzählkunst fand bald Nachahmer, die mit mehr oder minderer Freiheit seinen Spuren folgten. Am treuesten an seine Manier angeschlossen ist der ungenannte, wahrscheinlich schwäbische Dichter der „guten Frau"[537] (um 1230—40), einer aus dem Französischen übersetzten, an die karolingische Sage gehefteten Erzählung von Entsagung und freiwilliger Hingabe weltlicher Freuden und Ehren, die sich in ihren abenteuerlichen Bestandtheilen mit dem Wilhelm von England von Chrétien von Troies berührt[538]. Entfernter und selbständiger folgt ihm W i r n t v o n G r a v e n b e r g (Burg und Städtchen zwischen Nürnberg und Baireuth) in seinem Wigalois[539]. Der fränkische Dichter kennt Hartmann's Erek und Iwein, aus denen er einzelne Stellen entnahm; von Wolfram's Parzival waren ihm nur die fünf ersten Bücher bekannt; sein Werk ist daher in den ersten Jahren des 13. Jhs. entstanden. In seiner Jugend war Wirnt, scheint es, am Hofe Berthold's IV von Meran, bei dessen Tode 1204 er anwesend war; darf man aus Konrad's von Würzburg Erzählung von der Welt Lohn schließen, so

536) Crestien von Troies, von Holland. p. 183. Anm. 2.
537) Herausg. von E. Sommer in Haupt's Zeitschr. 2, 385 ff.
538) Holland l. l. p. 77 ff.
539) Ausg. v. Benecke 1819. von Fr. Pfeiffer. 1847.

Digitized by Google

machte der Dichter später einen Kreuzzug, wohl den von 1228 mit. In Bezug auf die späteren deutschen Behandlungen des Wigalois verweisen wir auf die Einleitungen der Herausgeber; die unmittelbare Quelle des Dichters ist nicht bekannt. Der Gegenstand war, wie es auch mit Erek der Fall schien, in mehrfacher Gestalt im Umlaufe; von dem französischen Romane von Giglain [540], mit dem das englische Gedicht Ly beau desconnu [541], und der französische Prosaroman (histoire de Giglan) zusammenstimmen, ist der deutsche Wigalois durch Umfang und Zusätze verschieden: schon ist hier eine britische Sage mit Eigenheiten fränkischer oder antiker Dichtungen ausgeschmückt, Kreuzwesen und Sarazenenkriege haben in dem Schlusse, dem Kriege gegen König Lion zur Rache des Amire Eingang gefunden. Diese willkürliche Verknüpfung verschiedener Sagen- oder Dichtungselemente, die schon in Wirnt's Quelle Statt gehabt haben wird, trifft dann passend zusammen mit der Freiheit und Willkür in Wirnt's Behandlungsweise, von welcher Seite er im geraden Gegensatze zu Hartmann steht, der seinen Vorlagen in genauem Anschlusse folgte. Wirnt hatte nicht einmal ein geschriebenes Buch vor sich; er ließ sich von einem Knappen die Geschichte mündlich erzählen und erzählte sie in ganz freier Weise nach. So äußert er denn da, wo er seine Absicht ausspricht, den Gawanides, seinen Helden Wigalois, Gawan's Sohn, zu behandlen, er werde ihn mit seiner Zunge zerlegen und ganz neu herstellen. Daß Wirnt nach dem Beispiele der Fahrenden einem zeit- und landsgenössischen, in Liedern gefeierten Helden ein Denkmal setzte, indem er dem Grafen von Hoyer eine Rolle darin zu spielen gab, ist gleich ein Zug, der in britischen Original-Romanen kaum begegnen wird. Dazu kommt dann seine Art, die Erzählung mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschenkenntniß, sittliche Grundsätze, Sagen und Dichterkunde eingaben, zu begleiten. So bringt er gleich im Ein-

540) Le bel inconnu, ou Giglein fils de Messire Gauvain etc., par Renaud Beaujeu. Ed. C. Hippeau. Paris 1860.

541) Bei Ritson, metrical romances, tom. II.

gang zwar eine ganz ähnliche Einleitung, wie alle diese Gedichte haben, allein mit vielfachen Beziehungen auf den Dichter selbst. Er wendet sich, wie seine Vorgänger, zu den Guten und Reinen, und weg von den Falschen. Sogleich aber geht er über auf seine Fähigkeiten und Bestrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunst und dem Beifalle der Weisen gesucht; sein großes Unheil und seine geringen Geistesgaben hätten das gemacht. Dankend müsse man sein gutes Bestreben aufnehmen; der Gedanke habe ihn geködert, daß mancher Reiche seinen Schatz verschließe, und daß, wenn er, der Arme, etwas Gutes leiste, man es darum um so mehr anerkennen werde. Auch er will nicht „sein Gold vor die Schweine werfen," er spricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr geistiges Heil; zu den Bösen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er seine Rede in den Wald schreien und sich am Echo ergötzen. — Da alle diese Männer an Besserung der Bösen verzagen, so ist die einzige Aufgabe ihrer Kunstwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden süße Linderung zu schaffen. Nicht einmal die Franzosen haben den Zweck ihrer Poesien so eingeschränkt; im Gerard de Roussillon leiht man den Romanen eben so die Wirkung auf Besserung der Schlimmen; und so war der Zweck der Alten, wie ihn Aristophanes dem Aeschylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwachsenen ansieht, der sie strafen und ermahnen und auf Besserung der Menschen ausgehen läßt und jede gute und weise Einrichtung und jede edle und schöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet. Man sieht, es ist das duldende weibliche Prinzip in dieser Dichtkunst, was hier im Sittlichen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt, und, was die poetische Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus dessen armem Heinrich jene letzten Worte bei Wirnt entnommen sind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, sinnige, beschauliche Stimmung vorzüglich berechnet ansieht.

Wir wollen einen blos bruchstückartigen Auszug des Gedichtes

geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielseitig der Dichter seinen Stoff verläßt, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen. Die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines Ritters an Artus' Hofe, der die Kämpen der Tafelrunde auffordert, ihm einen kostbaren Gürtel abzufechten. Er wirft alle, auch den Gawein, den er dann mit sich wegführt. Auf seiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schwesterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit so vielem Aufwande beschrieben wird, daß sich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömmliche in der poetischen Erzählung zu scherzen: man solle es ihm nicht übel deuten, daß er sie so schön kleide; es schade ja Niemand, wenn er noch so viel Seide und Borden und Zierath auf sie häufe — mit Worten. Zwischen dieser Jungfrau und Gawein kommt eine schnelle Heirath zu Stande, schnell aber auch wieder eine Trennung; denn einst reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geschenkt hatte und ohne den das wunderbare Land nicht zu finden ist, wo Florie wohnt. Diese erhält nachher einen Sohn, unsern Wigalois, den sie erzieht und mit dem Gürtel aussendet. Er kommt an Artus' Hof, empfiehlt sich gleich durch Bestehung einer Tugendprüfung und wird dem Gawein zu besonderer Pflege übergeben, ohne daß ihn dieser kennt. Einmal erscheint eine Magd, die zu einem Abenteuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet sich die Uebertragung, jene aber verschmäht ihn wegen seiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erst in Bekämpfung eines Ritters, dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Riesen Beweise von seiner Tapferkeit ab. Schon bei dieser Gelegenheit legt Wirnt seine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen." Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Leidenschaft der britischen Heldinnen ist, so fängt es Wigalois für die Jungfrau und ersticht sogleich einen Mann, der es in Anspruch nimmt und ihn ausfordert; wobei Wigalois einige Worte fallen läßt, daß man sich doch nicht um eine solche Kleinigkeit das Leben

Digitized by Google

nehmen solle. Dieser Zug ist ohne Zweifel von Wirnt eingeschoben, der an seiner Sage rückt und stellt und einmal selbst sagt, daß er mit dem Knappen, dessen Erzählung er sie verdanke, gehadert habe, ob sich dies oder jenes wirklich so verhalte. Wirnt preist die Treue jener Zeiten, wo der Eine besiegte Riese die Jungfrau unversehrt an Artus' Hof bringt, wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reisen konnten, ohne daß es ihrem Rufe geschadet hätte; und er blickt dabei scheel auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbescholtensten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abenteuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothen, wobei er gleich eine schöne Anmerkung macht über den Volksglauben an ein falsches Herz im Rothhaarigen; was ihn neben anderen Stellen als einen Mann darstellt, der von Aberglauben frei ist. Von Hoyer ist auch die schon oben hervorgehobene schöne Stelle über das Verliegen ausgesagt, wo Wirnt's Menschenkenntniß so schön zu Tage kommt. Sieht man, wie überall da, wo diesen Dichtern Sätze aus eigener Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darstellung frisch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag saftig und kräftig ist, so bedauert man stets neu, daß sie an so elende Stoffe gerathen mußten. Da wo die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es sich darum handle, ihrer Herrin Gamanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Roaz wieder zu gewinnen, und wo der Held diese Larie zu Gesicht bekommt, sieht man, wie erfolgreich der Dichter die ekle Art verdeckt, mit der auch hier die beiden sich sogleich und ohne Weiteres im Original genähert haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausstattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abenteuer auf Burg Korntin gegen den zauberischen Helden, erhält vom Priester den Segen, nimmt Lariens Herz mit sich und läßt das seine bei ihr, eine kürzere und wirksamere Nachahmung jener Stelle in Hartmann's Iwein, die in ein Gespräch zwischen der Minne und

dem Dichter eingekleidet ist, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwischen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verstandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt sich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers strenge Ansicht nach jener biblischen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. s. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige Seele blickt aus Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht. Es mag ihm an einer strengen Richtung, an einer festen Lebensansicht, wie Wolfram's oder Gottfried's, fehlen, wie auch sein Gedicht nichts von der Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit des Iwein, von der Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Tristan hat, allein er ist erfüllt von dem herkömmlichen Sittengesetz einer sittenstrengen Nation, die damals schon einen Schatz von Lebensweisheit besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war. Es ist eine Neigung zu ernster, lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber sie kleidet ihn gut; er hat daher schon Hartmann's Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finsteren Grillen kennt; mit dem Lehrhaften trit hier zugleich Mismuth über die Gegenwart ein und der sehnende Rückblick in die alte Zeit. Noch paart sich aber damit nicht eine so verzweifelnde Ansicht wie bei den späteren Dichtern, sondern es spricht sich darin nur das unter den Umständen angemessene Misfallen an der Zerrüttung des Zwischenreichs aus. Die Walther, die Wirnt und Thomasin theilen sich noch zwischen Strenge und Milde der Beurtheilung, und der letztere wie der Winsbeke verwirft das Finstersichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geistlichen Standes und tadelt darum auch den Walther. Diese Männer berühren sich daher in ihren Ansichten beständig, und wo Wirnt klagt, daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist, da

erinnert sein Ton weit entschiedener an Walther als an Hartmann. Wo er den Gawein seinem Sohne gute Lehren ertheilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das Verliegen, in den Ansichten und in einzelnen Ausdrücken, die in den Lehren des Winsbeke, eines Landsmannes von Wirnt[542]), wiederkehren. Dasselbe ideale Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, durchdringt auch den Dichter des Wigalois, und er möchte gerne auch sein Gedicht selber mit der ähnlichen praktischen Weisheit, mit der milden und kräftigen Gesinnung durchdringen, die dem Winsbeke, auf den wir zuückkommen, charakterisirt. Allein wie viel Theil er auch als Person an diesem sittlichen Geiste habe, ihu dem Stoffe seiner Dichtung mitzutheilen, dazu war er nicht Dichter genug, und sein Stoff bot zu wenige sittliche Grundlage dazu dar. Selbst den besten Dichtern jener Zeit gelang es nicht, die durchempfundene Gesinnung aus dem Leben in die Poesie lebendig überzutragen; und so sehen wir auch die unseres Wirnt im Wigalois nur gleichsam außerhalb des Gedichtes hingestellt, um ihren Mangel in dem Gedichte selbst desto schmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt seinem Wigalois grundsätzlich jenen edelsten Frauendienst lieh, wo könnte er in diesen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch so zu charakterisiren, wie er ihn sich denken mochte? Wenn er ihm die fromme Ritterlichkeit lieh, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie sollte das nicht mitten in den Abgeschmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abenteuer erzählt, die Wigalois auf Kurg Korntin zu bestehen hat, bis er den Heiden Roaz erlegt und dessen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm gestorben ist? Wer würde je eine so völlige Scheide zwischen der Gesinnung in dieser epischen und jener lehrhaften Kunst für möglich halten, wenn man nicht die Urkunden vor sich sähe? Wer würde selbst dann die That-

542) Windsbach liegt etwa 6 Meilen von Gräfenberg, zwischen Ansbach und Schwabach.

Digitized by Google

sache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Einbildung gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe seit den alten Heldenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht absank, daß mit dieser die ächtepische Dichtung ihren Werth stets mehr verlor. Kaum daß man sich in der Zeit der Staufen ein wenig wieder zusammenraffte; gleich nachher sieht man die einen in Rohheit versinken, die anderen erschreckt sich auf sich selbst zurückziehen. Die Besseren flüchteten sich nun hinter Grundsätze und bildeten diese desto reiner aus, je mehr sich Andere der herrschenden Charakterlosigkeit frei überließen. Dem entsprechend suchte die Poesie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen, sondern nur in der Denkungsart und Gesinnung, wie man z. B. im Parzival den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht sieht —, oder auf der Gegenseite blos in der Darstellung von Handlungen, abgesehen geradezu von aller und jeder Gesinnung, sie sei gut oder schlecht, wie im Tristan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Diese Gegensätze scheinen sich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation im Mittelalter zwei so merkwürdige Dichter aufzustellen, wie Wolfram und Gottfried, die jenen so vollendeten Gegensatz bildeten, wie er in allen Zeiten einer hohen Bildung sichtbar wird, zwischen der strengeren Lebensansicht, die im Sparen der Bedürfnisse, und der leichteren und gefälligeren, die im Reichthum der Bedürfnisse und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menschen sucht.

---

3. Wolfram von Eschenbach.

Der Plan dieser Geschichte mag es entschuldigen, wenn wir an den wenigen Nachrichten, die uns über die Lebensumstände

Wolfram's von Eschenbach erhalten sind, rasch[543] vorbeigehen. Er war wie Walther aus einer ritterlichen aber armen Familie des bairischen Nordgaus, vielleicht (vgl. Parz. 4, 142) in einem Dienstverhältnisse zu den Grafen von Wertheim. Eine längere Zeit seiner dichterischen Laufbahn durchlebte er am Thüringer Hofe (seit 1204). Nach Landgraf Hermanns Tode wird er sich in seine Heimat zurückgezogen haben, wo er in Eschenbach (in Mittelfranken, einige Stunden von Ansbach) begraben liegt.

Was die Quellen der Sage angeht, die in Wolframs Hauptwerk, dem Parzival (1200—7) erzählt ist, so hat lange Zeit über keine der poetischen Traditionen des Mittelalters größere Verwirrung geherrscht, keine hat der Tiefsinn unserer Sagenforscher mit so abenteuerlichen Erklärungen verdunkelt, wie Görres und seine Nachfolger den Parzival und die Gralmythe. Erst neuerdings ist durch die Aufhellungen der bretagnisch-wälschen Dichtungsgeschichte etwas mehr Licht in das Verhältniß dieser Sage gekommen. Es hat vor Allem klar gemacht, daß beide Sagen vom Gral und von Parzival ursprünglich getrennt waren; daß sich die Erzählungen, in denen wir beide zusammgeflossen und noch mit anderen Sagen verbunden finden, erst spät, im 12. Jahrh. gebildet haben aus den dürftigsten Anfängen roher wälscher Ueberlieferungen. Durch diese Aufklärungen hat die ganze Richtung unserer deutschen Sagenforscher, nach der sie gerne im Hintergrunde unserer alten Epen eine Reinheit der Sagen suchen, in älteren Quellen auf den „ursprünglichen Sinn" einer Sage hindurchzuschauen hoffen, einen argen Stoß erhalten, und die historische Ansicht ist neu gefestigt worden, die den Sagen erst in den abschließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Gestalt geliehen findet und in den ältern überall nur die roheren Grundstoffe sucht. Wir haben oben die bretagnischen Volkslieder von Morvan erwähnt, die

543) Vgl. die Einleitung zu der Uebersetzung des Parzival, von San Marte, so wie dessen Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. 1—2; und K. Bartschs Einleitung zu seiner Ausgabe von Wolframs Parzival und Titurel. Leipz. 1870.

Digitized by Google

von seiner einsamen Walderziehung erzählen, und wie er seine Mutter, nach Ritterthaten dürstend, verläßt, die dann der Gram um ihn tödtet. Ob diese einfache Sage zuerst an dem Namen Morvan oder an welchem anderen gehaftet habe, ist gleichgültig; gewiß ist sie der Kern und Rahmen der Sage, deren Held im 12. Jahrh. in wälschen und romanischen Erzählungen die Namen Peredur und Parzival führt. In einer sehr volksthümlichen Gestalt, die an jenem einfachen Kern am treuesten festhält, ist die Sage in einem späten, strophisch abgetheilten, burlesken Gedichte eines englischen Bänkelsängers des 14. Jahrhs. erhalten[544]), das einem älteren bretagnischen Lai nacherzählt sein mag. Die Sorge der Mutter und ihr endliches Schicksal sind hier die Anfangs- und Ausgangspuncte, zwischen welche die Abenteuer des dörperlichen Ritterlehrlings eingeschoben sind, ganz um die Eine Figur des Helden gruppirt, ohne eine Spur vom Gral und ohne einen geringsten Anlaß, der zur Anknüpfung der Gralsage einladen konnte. Anders schon in dem Mährchen von Peredur[545]), das wesentlich von walisischer, nicht bretagnischer, Färbung ist. Hier verliert man die Mutter des Helden schon mehr aus den Augen, die Abenteuer anderer Helden (Gwalchmai's) sind schon angeschoben, und denen des Peredur ist eine sinnvolle Bedeutung zu geben gesucht. Das Mährchen schildert den Helden als einen Jüngling, der unbewußt eine Aufgabe zu lösen berufen ist, den Tod seines Vaters zu rächen. Zu diesem Ziele sollen ihn unter Anderen die Abenteuer hinleiten, der schwarze Ritter, das häßliche Weib, das abgeschnittene Haupt, die blutende Lanze, die nachher in der Gralsage eine so große Bedeutung erhielten. Hier entdeckt man deutlich die Fäden, an welche diese letztere Sage an das rohe walisische Mährchen angeknüpft wurde, das auch seinerseits noch nichts vom Gral weiß; die geheimnißvolle Seltsamkeit der Abenteuer, die Ungelenkheit des Mährchens, das ihre Bedeutung nicht in klares

544) Bei San Marte in seiner „Arthursage" 1842, aus dem Thorntonmanuscript der Lincolner Cathedralbibl.

545) Ebenda aus den früher angeführten Mabinogion der Lady Guest.

Licht zu stellen weiß, forderte hier gerade zur Nachhülfe, zur Einschiebung, zur Erweiterung auf. Daß die Gralsage schon in britischen Quellen vorbereitet gewesen wäre, ist uns nicht wahrscheinlich, daß sie gar schon im Peredur angedeutet sei, unglaublich. Wir können in dem Gralgefäß so wenig den berühmten Kessel der Ceridwen finden, wie die persische Sonnenvase Giamschid; und der Deutung des Namens Peredur (per-gedur) auf „Gralsucher", die ohnehin von anderen Auslegern geleugnet wird, trauen wir so wenig, wie den eben so sinnigen als falschen Herleitungen aller Namen im Parzival aus dem Persischen, die Görres durchgeführt hatte. Die ungeheure Ausdehnung der Sage von Parzival ging offenbar erst in Frankreich vor sich. In welcher Stufenfolge dies geschah, ist etwas möglicher geworden zu verfolgen, seit das französische Material, der prosaische Roman vom Gral [546]) und der Perceval von Chrétien von Troies [547]), zugänglich gemacht sind. Bei Chrétien, der von den geistigen Fähigkeiten der Walisen die schlechtesten Begriffe hatte, läßt sich die Grundlage der Peredursage nicht verkennen, aber eben so wenig die große Freiheit, mit der sie bereits in den Händen der wandernden bretagnischen Sänger umgestaltet worden war. Die wälsche Eigenthümlichkeit, daß eine Menge der Sagenhelden namenlos sind, herrscht noch ganz bei ihm vor. Sein unvollendetes Gedicht, über dessen Ausarbeitung Chrétien (um 1190 scheint es) starb, ist in einigen Handschriften, die als Perceval le viel bezeichnet werden, erhalten: seinen Inhalt geben die nordischen Prosasagen von Parzival und Valver (Gawan), deren Uebersetzung durch König Hakon Magnusson (1299—1319) veranlaßt sein soll, dessen deutsche Gattin Euphemia auch den Iwein und andere französische Romane bearbeiten ließ, genau wieder [548]); so schließt sich auch ein

546) Von Borron; alte Pariser Drucke von 1523. Perceval le Gallois, ou le conte du Graal. Ed. Ch. Potvin. 1re. partie; le roman en prose.

547) Chrétien de Troyes, Perceval le Gallois, publié d'après le Ms. de Mons par Ch. Potvin. Mons 1865.

548) Vgl. E. Költing in Germ. 14, 129. 15, 89.

englisches Gedicht [549]) unter größeren Freiheiten an Chrétien an und auch Wolframs Parzival ist von Cap. 118—679, trotz vielen und erheblichen Abweichungen, in dem großen Gang des Thatsächlichen, bald in kürzerer bald in breiterer Erzählung, oft in wörtlicher Uebereinstimmung an ihn angelehnt [550]). In der Handschrift von Mons ist Chrétiens Werk durch eine Vorgeschichte von den Eltern Parzivals, Bliocadran und Kamuelle, von vornen ergänzt, welche die nordische Bearbeitung nicht kennt, und die bei Wolfram durch eine andere, in der Parzivals Eltern ganz andere Namen tragen, ersetzt ist. Dann wurde Chrétiens Dichtung durch drei Fortsetzer Gautier von Denet, Gerbert und Manessier mit einer Masse von neuem Stoffe und angeschobenen Episoden willkürlich erweitert und verlängert. Die Gralsage ist bei Chrétien schon einverwebt, aber noch ohne die mystische Deutung des Grals und des Graldienstes der Tempeleisen bei Wolfram, und ohne daß sie die Masse des weltlichen Stoffes überragen könnte durch ihre innere Bedeutsamkeit. Dies hatte erst in dem französischen Gedichte statt, das nach Wolfram's Angabe seine unmittelbare Quelle war, einer Umarbeitung von Chrétien's Perceval, die neben oder vor jenen anderen Fortsetzungen gegen Ende des 12. Jhs. entstanden sein mußte, und in der Chrétiens ächter eigener Text in der Weise, wie wir es noch bei Wolfram finden, dem großen Verlaufe der Thatsachen nach beibehalten, durch eine ideale Ausbildung aber alles dessen, was sich auf den Gral bezieht, innerlich so vertieft worden wäre, wie er bei jenen Forsetzern äußerlich angeschwellt war. Auch das Werk dieses französischen Umarbeiters mußte übrigens durch andere neue Ansätze, auch äußerlich, vielleicht zu noch größerem Umfange angewachsen sein, als jene Fortsetzungen. Alles was sich auf die Verherrlichung des glänzenden Hauses Anjou bezieht, das an die Geschlechter Parzivals und Arthurs angeknüpft ist, konnte von

549) The hist. of the holy Graal. Ed. Fr. Furnivall. Lond. 1861.

550) S. die Vergleichung von Wolframs Werke mit der Berner Hs. 354 von Chrétiens Perceval, von Rochat in Germ. 3, 81. 4, 414.

Chrétien nicht ausgehen, der sein Gedicht im Dienste Philipps von Flandern schrieb. Die Geschichte Gamurets ist als ein Vorspiel vorgeschoben, in welches nordgermanische Namen und Sagenstoffe hereinspielen. Einzelne Züge und Episoden, die bei Chrétien schon angelegt sind, wie die von Sigune, von dem Zauberer (Klinschor) und seiner Wunderburg, sind abweichend und ausgeführter. Die Sage von dem Priester Johannes, von der Entführung des Grals, von seinen künftigen Geschichten, die im Titurel weiter geführt sind, ist eben so wenig bei Chrétien zu finden. Vor allem aber der sinnige Hintergrund in der Charakteristik Parzival's, die innere Läuterung seines Wesens, die ganz vergeistigte Auffassung der Gralsage, die Apotheose des geistlichen Ritterthums der Tempelherren, die christliche Verklärung des Ritterdienstes, die ritterliche Verklärung des Gottesdienstes, die höhere Vereinigung des beschaulich-ascetischen und thätig-kriegerischen Lebens, dies sind Ideen, mit denen erst dieser französische Bearbeiter oder sein Uebersetzer Wolfram ihre Gedichte vom Gral durchdrungen haben. Daß diese Beziehungen der Sage auf die Tempelherren und ihre Geheimnisse erst im 12. Jahrh. entstanden sein können, in dessen letztem Drittel unter dem Großmeister Otto von St. Amand 1170—79 des Ordens Ruhm im Osten und Westen am glänzendsten strahlte, ist an sich klar. Wie vieles von dem Thatsächlichen der Gralsage aber die französischen und deutschen Dichter aus älteren Quellen, und aus welchen sie es hatten, ist unmöglich zu sagen. Die Quellen die unser deutscher Dichter (Parzival 454, 17) nennt, die heidnische Schrift eines Flegetanis in Toledo und die lateinischen Chroniken von Britannien, Frankreich und Irland, die Kyot in Anjou gefunden haben sollte, wird man so gut für eine bloße Fabel halten, wie die Offenbarungen des Eremiten des 8. Jahrhs., von denen in Helinand's Chronik[551]) zu lesen ist. Daß eine Sage von dem englischen Apostel

551) Auf die Stelle, die bei Tissier bibl. Cisterc. 7, 92 und ausgezogen bei P. Paris mss. fr. 1, 172 zu lesen ist, ist viel zu viel Werth gelegt worden.

Digitized by Google

Joseph von Arimathia und von der heiligen Nachtmahlschale, in der er das Blut aus Christi Wunden aufgefangen haben sollte, im Umlauf war, ist möglich genug; daß sie in Südfrankreich durch Anhänger des Tempelordens eine Ausbildung erhalten hatte und mit dem Templerwesen in Verbindung gebracht worden war, ist aus dem Namen des Grals (Provenz. Grazal, altfranz. Graal–Gefäß), und wegen der Bedeutung und Macht der Ritterorden in diesen Gegenden wahrscheinlich genug. In dem Prozesse gegen den Templerorden, der dem Täufer Johannes eine besondere Verehrung weihte, wurden Beschuldigungen wider ihn erhoben (über abergläubische Anbetung eines Reichthumspendenden Idols und Hauptes), die an einzelne Züge der Graldichtung erinnern. So wuchsen diese verbundenen Sagen verschiedener Zeiten und Völker in ein großes encyclisches Gedicht zusammen, das Alles umfaßt haben mag, was wir in den zwei deutschen Dichtungen von Parzival und Titurel zusammen lesen.

Die unmittelbare Quelle nun dieser deutschen Gedichte war nach Wolfram aus der Provence nach Deutschland gekommen; ihren Verfasser nennt er Kyot von Provence, der zwar (416, 20) französisch gedichtet habe: wie denn auch die Anführungen Wolframs aus seinem Gewährsmann französisch und nicht provenzalisch sind. Einen provenzalischen Dichter dieses Namens gibt es nicht; man hat daher[552] den ganzen Kyot wegleugnen, Chrétien von Troies für Wolframs eigentliche Quelle ansehen und alle Abweichungen und die ganze innere Vergeistigung der Gralsage für das Eigenthum des deutschen Dichters erklären wollen. Die Berufungen Wolframs auf seinen Kyot sind aber zu stetig und zu ungezwungen, um sie für bloße Fiction zu nehmen; gelegentlich stehen sie gerade an Stellen, wo die Erzählung von Chrétien abweicht, und am nachdrücklichsten bei der Geschichte von Parzivals Aufenthalt bei Trevrizent, dem Kern der Vergeistigung der ganzen Sage, über deren Behandlung Kyot nach Wolframs An-

552) Simrock und Rochat a. a. Orte.

Digitized by Google

führung[553]) gegen Chrétien polemisirte. Bei Wolfram sind alle die bei Chrétien namenlos auftretenden Figuren mit französischen, einigemal provenzalisch gefärbten Namen von mehr oder minder klarer Bedeutung belegt: es ist ganz unwahrscheinlich, daß der deutsche Dichter, der seiner unvollkommenen Kunde des Französischen geständig ist, diese Namen habe erfinden können[554]). Es kommt hinzu, daß einzelne Namen, die in der Gralsage eine Rolle spielen bei Chrétien aber nicht erscheinen, wie Titurel, Ganatulander (Schionatulander) u. A., schon vor Wolframs Auftreten in Hartmanns Erek genant sind. Was aber weit über alle diese Aeußerlichkeiten hinausgeht: wir haben kein Beispiel, daß die Erfindungsgabe gerade der höfischen deutschen Dichter bis über die Spanne ging; die doch hier (ganz abgesehen von der grundtiefen und geistigen Durchdringung der Sage, deren bloße Erfassung und Wiedergabe, wie bei Lambrecht, Ruhmes genug wäre,) schon in den thatsächlichen Erweiterungen der Sage eine größte Selbständigkeit der zeugungskräftigen Einbildung in dem Dichter beweisen würde. Es ist wahr, die Stellen im Wolfram, wo er die oberflächlichen Leser abweist, die sich gedankenlos über die Umwege seiner Erzählung beschweren möchten und von ihm verlangen, den Pfeil vom Bogen mit ungespannter Sehne abzuschießen, zeugen sprechend von seiner vollen Beherrschung des inneren Sinnes der Sage; aber gleichwohl ist der ganze Ton, in dem er über seine Arbeit spricht und denkt, nicht der eines Vaters über sein eigenes Kind; er steht einem Fremden gegenüber, wie sehr er es lieb gewonnen und durchdrungen habe; von dem Kern der Sache, von Parzivals inneren Kämpfen, spricht er so, als ob Er dergleichen Erfahrungen und Prüfungen nicht bestehen werde.

---

553) Parzival 827, 1.
Ob von Troys meister Cristjân disem mære hât unreht getân,
daz mac wol zürnen Kŷot, der uns diu rehten mære enbôt.
Eine andere Auslegung gibt diesen Worten Bartsch l. l. p. XXVIII, der Kyots Dichtung vor Chrétiens entstanden glaubt.

554) Vgl. A. Schulz (San Marte), Ueber die Eigennamen im Parzival. Germ. 3, 385.

Digitized by Google

So war es denn natürlich, daß die Achtsamkeit auf Alles, was auf die Spur der Wolfram'schen Quelle führen könnte, unter unseren Forschern stets zugenommen hat. In Ermangelung des Werkes hat man auf seinen Verfasser gerathen und ihn in Guiot von Provins, in Champagne, vermuthet, dessen Vaterstadt der ungelehrte, sprachunkundige Wolfram, der aus der Famurgan ein Land machte und aus den Worten li rois d'antiquité im Willehalm einen Künec Antikote heraushörte, wohl als ein Vaterland Provence verhören mochte. Von diesem Dichter besitzt man einige Minnelieder[555] und eine „Bibel" (1203—8), ein Strafgedicht, in dem er der Zeit den Sittenspiegel vorhalten wollte. Eine genauere Betrachtung dieses vorhandenen Werkes[556], und des Verfassers in seinem Werke, hebt die bestehenden Zweifel über die Möglichkeit, ob er der Dichter der Wolfram'schen Parzivalquelle sein könne, nicht nur nicht, sondern vermehrt sie noch. Guiot war ein Cluniacenser Mönch, aber in den weitesten Kreisen französischer Fürsten und Barone im Norden und Süden als Sänger wohl bekannt und viel belohnt; er hätte daher füglich auch im Dienste des Hauses Anjou eine Weile leben und dichten können; mit den Stoffen der epischen Ritterdichtungen war er nach seinen eigenen Anführungen vertraut. Zur Zeit König Amalrichs von Jerusalem war er im heiligen Lande gewesen; hätte er seine Reise dahin von Aquileja durch Friaul über Steiermark gemacht und dort Gandin, am Einfluß der Grajena in die Drau, in der Nähe des Berges Rohaz (Rohitsch) besucht und dorther den Anlaß genommen, die sagenhaften Vorfahren der Anjous (Gandin) mit Steier und das steirische Wappen (den Panther) mit dem Hause Anjou zu verknüpfen, so würde sich, wie schon so manche sprachlichen und sachlichen Räthsel im Parzival, das weitere auflösen, wie den Trevrizent seine Abenteuerfahrten nach eben

555) Bei Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche. 1846.

556) In Barbazan-Méon, fabliaux et contes. Paris 1808. San Marte, Parzivalstudien. Heft 1. Halle 1861. mit einer Uebersetzung.

Digitized by Google

jenen Orten in Steiermark führten[557]. In seiner Bibel hebt Guiot ferner den Tempelorden, den Orden des Ritterthums, dessen Glieder er darum rühmt, daß sie die Welt gesehen und gekostet haben, wiewohl er an ihnen die Laster der Habgier und Ueberhebung schon rügt, die ihr Verderben einleiteten, über alle geistlichen Orden hinaus, was zu der idealen Verklärung der Tempeleisen in den Gralhütern vortrefflich stimmen würde. Ja in der Weise, wie der Mann, der gerade in seiner Bibel so vielen starken, sittlichen Muth bewies, seine Schlachtenscheu und seinen Unberuf zu Ritterthaten in Contrast bringt mit dem Schlachtenberuf und weltbekannten Heldenmuth der Templer, da schlägt eine humoristische Ader vor, die unseren Wolfram, wenn er sie in seinem Kyot vorgefunden, nur um so congenialer berührt hätte. Gleichwohl scheint die Bibel einen Verfasser von einem wesentlich anderen Sinne und Geiste zu verrathen, als man sich unter dem Dichter des Parzival vorstellen würde. Der ganze Geist dieser Satire, die nach der Schnur alle Stände, Fürsten und Barone, die geistliche Hierarchie, Rom und die großen Kirchenfürsten, die niedere Geistlichkeit und die Mönchorden, die Gelehrten, Theologen, Juristen und Aerzte, durchzieht um zu zeigen, wie das Zeitalter faul versunken und verzwergt geworden, ist der eines praktischen welterfahrenen Mannes von dialektischer Bildung, dessen Gedanke und Sprache bestimmt, scharf, trocken selbst in seinen Liedern ist, der nirgends vermuthen läßt, daß ihm etwas von dem gemüthvollen oder minniglichen Inhalte, von den reizenden typischen Frauenbildern, von der Zeichnung bedeutender tiefangelegter Charaktere, wie wir sie in Wolframs Parzival finden, hätte gelingen können; daß seinem positiven Kopfe etwas von dem grübelnden Tiefsinn, daß seinem geraden gegen alle Werk- und Scheinheiligkeit gerichteten Wesen etwas von der reuigen Bußfertigkeit, daß seinem lebhaften Weltsinne etwas von der nach innen gekehrten Gottseligkeit, daß seinen heftigen polemischen Gegensätzen etwas von den

557) Vgl. Haupt in seiner Z. S. 11, 47.

idealen Grundsätzen eigen oder beigemischt gewesen wäre, was Alles in dem Dichter des Parzival lebendig gewesen sein muß. Der Rügedichter Guiot steht in seiner Bibel in der Reihe jener vielen geistlichen, lateinischen und vulgaren Poeten, welche in dem Jahrhundert der Friedrich I und Heinrich II (die auch Guiot beide vor Allen Fürsten preist, deren Ersteren er in der Herrlichkeit seines Mainzer Hoflagers gesehen hatte, deren Letzterer der glänzendste Repräsentant des verherrlichten Hauses Anjou war,) gegen das ganze hierarchische Gebäude, gegen seine Spitze in Rom, gegen sein Fundament in den finsteren Klosterhöhlen feindselig ankämpften. Er hatte in seiner Schule in Arles die Weisheit, das vernunftgemäße Leben, den sittlichen Muth der Philosophen der alten Welt zu schätzen, er hatte in seinen Klosterschulen die rohe Besitzgier neben der fanatischen Ascetik der Weisen der neuesten Welt tief hassen gelernt; er nannte den römischen Hof von Todessünden voll, eine Kloake von Bosheit, einen Weiher voll Giftgewürms; er vermißte in seinem Haupte die Eigenschaft des Polarsterns oder Magnets, auf festem Stande zu stehen oder den festen Weg zu weisen. Ja in den Stellen, wo er anführt wie er sich in Clairvaux nach vier Monaten auf und davon gemacht, wo er ausführt, daß er den einsamen Zellen der Karthäuser, da er selbst im Paradies nicht allein sein möchte, allezeit mit sicherem Sprunge entspringen würde, wo er sich gegen das ewige Wachen und Fasten, schlechten Bissen und schlechten Trunk ereifert, da er doch lieber leben als sterben wolle, da schlägt er von ferne selbst den Ton der Goliarden an; wie ihm denn die Bewegung der Waldenser und der Ketzersecten von den Alpen bis zu den Pyrenäen nicht fremd sein konnte. Der unermüdlichste Verehrer nun, den Wolfram von Eschenbach in Deutschland besitzt[558], hat eben in dieser antihierarchischen Richtung Guiots einen Hauptbeweis für seine Identität mit dem französischen Dichter von Wolframs Parzivalquelle gefunden. Erfüllt von der Idee, der verderbten

558) San Marte, Parzivalstudien Heft 2—3. Halle 1862.

Kirche eine geläutertes Christenleben und dem wurmstichigen Ritterthum der Arthurromane ein geläutertes Ritterleben gegenüberzustellen, habe der Dichter eben dieser Idee eine poetische Hülle gegeben: eben in diesem Orden der Tempeleisen, in dem er die Templer idealisirte, die seiner erstrebten Verbindung von Frommheit und Welterfahrung am nächsten kamen; eben in diesem Reiche des Grals, in dem man, der Verweltlichung und der dogmatisch-hierarchischen Misstaltung der Kirche gegenüber, auf den einfachen Kern der evangelischen Lehre von dem allgemeinen Priesterthum aller Menschen zurückgegangen sei; eben in dieser Laienkirche der Tempeleisen, in der die innere Heiligung vor aller äußerlichen Werkheiligkeit so stark betont ist. Mit solch einer poetischen Verkörperung der reformistischen Ideen des 12. Jhs., wenn sie im Parzival niedergelegt wären, würde dies Gedicht recht im Mittelpuncte der größten geistigen Bewegungen jener Zeiten stehen und sich weit über den poetischen Werth hinüber den höchsten Preis in der gesammten Vulgardichtung des Mittelalters erringen: aus solch einer Bedeutung seines Inhalts würde sich beiher am besten erklären, daß das französische Gedicht so spurlos verschwunden ist. Allein ganz abgesehen davon, daß die Diagnose der geistigen Natur des Dichters der „Bibel" in keiner Weise auf einen erfindsamen, phantasiereichen Poeten schließen läßt, so sähe diesem Mann, der sich so freudig bewußt ist mit allen geistlichen Ständen im offenen Kampfe zu liegen, keineswegs ähnlich, daß er jenen ethisch-religiösen Gedanken, wenn er ihn gehabt hätte, so mystisch und mysteriös hätte verhüllen sollen, wie er in unserem Parzival erscheint. Und wenn er in Guiots Originale deutlicher gefaßt gewesen wäre, so sieht es wieder Wolfram nicht ähnlich, daß Er ihn so verhüllt hätte, der seinen Sängergenossen Walther in Ehren hielt und gewiß nicht am wenigsten seiner offenen Rügedichtung wegen. Wenn man dann wieder den Gedanken in dem französischen Gedichte, welcher er nun sein mochte, nur in „einigen Andeutungen" vermuthen und die tiefere geistige Auffassung als „eine originale Auffassung Wolframs erachten wollte",

so möchte dieß das Wahrscheinliche am nächsten treffen; einmal weil man nach der bloßen Einleitung zum Parzival und den vielen betrachtenden Einschaltungen, die unzweifelhaft Wolfram gehören, ihm die Kraft der geistigen Erfassung der Sage in vollem Maße zusprechen muß, besonders aber auch, weil Wolfram ebenso im Willehalm, so weit wir bis jetzt aus Vergleichung der bekannten Quellen urtheilen können, eine solche freiere Stellung seinem französischen Originale gegenüber einnahm und weil der wesentlichste Punct seiner eigenen Zuthaten dort, seine milde Beurtheilung des Heidenthums, ganz mit dem verträglichen Geiste übereinstimmt, der in dieser Beziehung auch die thatsächliche Erzählung im Parzival durchdringt. Selbst dann aber, wenn dies Wolframs Verhältniß zu seiner Quelle gewesen wäre, würden wir, schon seinem wirklichen Dichterberufe zu Liebe, keineswegs glauben, daß er — wie ganz durchtränkt er auch von christlicher Frömmigkeit war — „in dem Verhältnisse des Menschen zu Gott die Erzählungen im Parzival folgerecht in die positiven Sätze der Glaubenslehre übertragen" habe, einer evangelischen, im Gegensatze zu der von der Kirche aufgestellten Glaubenslehre. Denn es ist im Parzival durchaus keine so grundsätzlich feindliche Stellung gegen Priester- und Kirchenthum genommen, wo vielmehr der Priester, und gerade im Munde Trevrizents, des eigentlichen Trägers des religiösen Idealismus im Parzival, ausdrücklich über alles Sichtbare auf der Erde hinausgerückt wird. Die Entdecker jener evangelischen Lehre im Parzival wollen selber finden, daß in Wolframs Willehalm ein anderer kirchlicher Geist athme als im Parzival; das würde nun, wenn es richtig wäre, vollends gegen jede Eigenständigkeit des deutschen Dichters in der Auffassung des Geistes seiner Sage sprechen; denn es wäre nur zu begreifen, wenn er sich da wie dort seiner französischen Vorlage einfach anbequemt hätte.

Wir müssen unter diesen Umständen anerkennen, daß über dem in seinen Einzelheiten so häufig räthselhaften Gedichte noch ein allgemeines Räthsel schweben bleibt; wir müssen zustimmen, wenn

einzelne Forscher gestehen, daß „Wolframs Antheil an der Gestaltung der Sage bis zur Auffindung des Werkes von Kyot eine offene Frage bleiben", daß bis dahin die Entscheidung, „ob die dichterische Auffassung des bei Chrétien vorgefundenen Rohstoffes dem Deutschen oder den Franzosen gebührt", ausstehen muß. Dem deutschen Gedichte gegenüber aber müssen wir auf den evangelischen, den theologischen Leitfaden, den man uns zu seiner Aufhellung bietet, verzichten und das Werk rein nach seinem poetischen Inhalte und Gestaltung auf uns wirken lassen.

Wir finden in Wolframs Parzival[559]) ein ursprünglich einfaches britisches Mährchen zu einer Dichtung von weitem Umfang und großem Anspruch angewachsen; wir erklären es uns aus dem Zusammenschuß verschiedener Sagen, wozu Briten, Niederländer, Franzosen und Südromanen gesteuert haben werden. Die so zusammengesetzte Dichtung war keines Volkes nationales Eigenthum; nur einzelne geringe Theile mochten in langer Ueberlieferung wurzeln; kein fester, unantastbarer Kern einer alten Volkssage hielt ehrfurchtgebietend von willkürlichen Aenderungen ab. Wir stehen daher in dieser und den ähnlichen Dichtungen im stärksten Gegensatz gegen die ächten Volksepen, in denen die Handlungen sich, ohne viele Zuthat des Dichters und ohne sein persönliches Erscheinen im Gedichte, aus sich selbst entwickeln. Von dieser Gegenständlichkeit der Volksdichtung machen wir in diesen Kunstepen den Sprung zu der vollendetsten Subjectivität der neueren Dichtung. Im Parzival und Tristan leihen die Dichter ihre eigenen Weltansichten ganz unverholen ihren Helden; im Parzival treten die tiefsinnigsten Ideen zu Tage, deren die Zeit fähig war. Später hat dies im Dante seine Spitze, wo geradezu die Zeitgeschichte und die Seelengeschichte des Dichters selbst den

559) Wolfram von Eschenbachs Werke, hrsg. von Lachmann. 1833. — ed. 2. besorgt von M. Haupt. 1854. Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausg. v. K. Bartsch. Leipz. 1870. Parzival und Titurel, übers. und erläutert von Karl Simrock. 2 Thle. 1842. Parzival übers. von San Marte. ed. 2. 1858.

Stoff seines Gedichtes ausmacht. Raubt diese Subjectivität den Werken dieser Männer, den Volksepen gegenüber, von ihrem Werthe als epischen Gedichten, so kann man doch auch umgekehrt sagen, daß gerade die Frucht jener Subjectivität, die Durchdringung ihrer Dichtungen mit Ideen, diesen, den schalen blos äußerlichen Erzählungen der Jongleurs gegenüber, wieder allein den Rang epischer Gedichte zuerkennen kann. Wie von Lambrecht so kann man auch von Wolfram und Gottfried behaupten, daß sie mit einem bestimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man denselben den Namen von Epen beilegen, den die uns bekannten fremden Behandlungen des Parzival und Tristan nicht verdienen. Dort sind sie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe ist aus dieser Gegenüberstellung von selbst klar. Die Alexandersage war zum Roman geworden, Lambrecht aber gab ihr den Anspruch auf den Namen eines epischen Gedichtes wieder; und es ist das größte Zeichen von der genialen Tiefe jener beiden anderen Meister, daß sie den Sagen von Tristan und Parzival eine solche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt sie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müssen.

Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilhart's Werke sehen; in den 50000 Versen der Bearbeitungen des Parzival von Chrétien kann man es noch umständlicher erfahren. Denn all das Planlose aller der Gedichte aus dem britischen Sagenkreise findet man hier in voller Häufung wieder. Begebenheit reiht sich an Begebenheit ohne inneren Zusammenhang; wir sehen Menschen handeln ohne bestimmte Ziele, ohne bestimmte Motive. Eigentliche Charaktere gibts hier kaum. Die Menschen unterscheiden sich wohl durch Verhältnisse, Naturen und Anlagen, allein es fehlen die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Persönlichkeit erst zeichnen. Alles Thun fließt aus Launen, wie jede Be-

Digitized by Google

gebenheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Besungenen entstehen und vergehen, man weiß nicht wie, jede einzelne ist eine Kirke und Kalypso, ohne als solche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie sie ist, ist darum weder geeignet, unsere Bewunderung als Tapferkeit, noch unseren Abscheu als Rohheit auf sich zu ziehen, so wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es sind Automaten, deren Handlungen wir selten aus einem inneren Triebe vor unseren Augen entstehen sehen. Ueberall treffen wir dann auf die stolze Beschränktheit des Standes, der diese Dichtungen pflegte; Volk und Volksleben ist aus den Vorgängen in diesen poetischen Geschichten verdrängt, das in den antiken Epen stets den Hintergrund bildet. Daher hier überall der Glanz, die Pracht, die Sitte, die Convenienz des vornehmen Standes hervorscheint, während im Homer der ganze Anstrich des Lebens, das uns geschildert wird, auf Armut und Naturzustand, auf kindliche Einfalt und Unschuld hindeutet. Bei Homer ist Armut des Lebens, aber Reichthum des Geistes; hier aber öffnet sich durch die Prachtmahle, die herrlichen Feste, Waffen, Kleider, Edelsteine, die Aussicht auf geistige Dürftigkeit; die äußere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird. So wird man durch die anspruchvolle Erzählung wie von Ereigniß zu Ereigniß gezogen, ohne doch eine innere Befriedigung zu finden bei diesem träumerischen Hinleben ohne Prinzip, diesen tapferen Thaten ohne Zweck, diesem Gewirre der Abenteuer ohne Ende, diesem Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was Alles, wie in diesen Romanen allen, so auch im Parzival den ganzen Inhalt auszufüllen scheint. Auf den ersten Blick auch in dem deutschen Parzival von Wolfram.

Aber das ist nun das Große in diesem Gedichte und diesem Dichter, daß hier all dieses scheinbare äußere Chaos durch ein inneres Gesetz beherrscht, daß durch dieses launenhafte Gewirr der Thatsachen ein tiefsinniger Plan gezogen ist, daß unter den vielen Helden, den irrenden Rittern in der Parzivalmähre, der Held von dem Dichter

am Faden einer hohen sittlichen Idee aus dem Labyrinthe seiner Irrfahrten und Irrthümer zu einem verheißungsvollen Ziele hingeführt wird. Wir wollen diesen planvollen inneren Zusammenhang der Dichtung in kurzen Zügen anzugeben suchen.

Wir haben gelegentlich angedeutet, daß in den Lebensaltern der Menschheit die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben den Regungen entspricht, welche sich in dem Einzelmenschen bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfniß über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben der ritterlichen Welt und auf der anderen ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer dies Geschlecht bald selbstsüchtig rauben und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich vertieft in jenes geistige Leben und Weben, in dem sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe dahinträumen, der wird nicht verkennen, daß hier alle Kennzeichen einer solchen Periode sichtbar vorliegen. Gesetzt nun, Wolframs Parzival strebe die zwiespältige Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit der Selbstsucht der Knabenjahre streiten, so gewöhnlich ist; gesetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch zu umschreiben, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängniß so führen zu lassen, daß dieser Kampf zugleich groß und fesselnd würde; gesetzt, wir erhielten auf diesem Wege, wenn auch mehr durch das Verdienst des behandelnden Dichters als der behandelten Sage, und mehr durch die bloße Anlage und den Entwurf der Dichtung als durch die volle Veranschaulichung der poetischen Ausführung, ein treues Abbild der Natur jener Menschen und

Zeiten, dies würde gewiß ein großer Preis sein, den wir einem dichtenden Manne zollen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber will diese Aufgabe lösen; wer sie immer zuerst so gefaßt haben möge, verstanden und festgehalten hat sie Wolfram in seinem Werke durchweg. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, Selbstsucht und Gewalt wird also im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen Zweck gerichtet, jene Selbstsucht einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapferer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe der Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er auf den Sohn vererbt hat, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo dann seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott gibt, den sie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm

lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Ritterleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Lagen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintrit in die Welt wegen des Gegensatzes der Einbildung mit der Wirklichkeit immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintrit, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Vorstellung entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe Artus' das Betragen des Keye abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigen. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgescheucht verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, die Niemand zu finden vermag ohne inneren Beruf und ohne höhere Erwählung, zu deren Ehren er aber wiederholt durch die Gral-Botin Kundrie von dem weltlichen Rittertreiben an Artus' Hofe und von der Herrlichkeit vor den Menschen hinweg zu dem Ruhme vor Gott gewiesen wird; über das verlorene Heil wird er von Sigunen be-

deutet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abenteurer dem ersehntesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die Vorschriften erst seiner Mutter, dann des Gurnamanz, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der rèroup (Leichenberaubung), das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe bald würdig bald unwürdig des Grales machten, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte; er betrit durch fünfthalb Jahre die Kirche nicht mehr; er pocht darauf, wenn Preis im Streite von Gott gewürdigt werde, so müsse Er zum Gral erkoren werden; er will sich in seiner Gottverzweiflung an die Hut und Führung der Frauenliebe halten; in seiner doppelten Sehnsucht nach dem Grale und nach seiner Gattin bewahrt er seine treue und reine Liebe und verschmäht andere Schönheit; und als Kundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Castel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Gral erneut, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach dem Wunderschlosse auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem Sinn, mit Kraft und Willkür ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt ist, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichtes ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Gral, den er nicht findet, den Parzival aber sein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf und voll lockender Abenteuer, den Parzival umgibt sie mit mehr Alltäglichkeit. Der Klausner Trevrizent, Parzival's Oheim, wird sein Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Gral auf und über sein eigenes Innere; er lehrt ihn das Vertrauen zu Gott wieder finden und den Zweifel überwinden;

Digitized by Google

er mahnt ihn den Hochmuth mit Demuth zu tauschen, den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen „Reroup“ bereuen heißt, er nimmt (502, 25) seine Sünde über sich, wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird denn Parzival zum König des Grals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem heidnischen Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können. Eine allgemeine Läuterung strahlt in dem Schlusse des Gedichtes aus über die ganze Welt und Menschheit, die in drei ringenden Gruppen vor uns ausgebreitet ist: Auf dem Berge des Heils, der durch Wunder und heilige Bannweihe der Umgegend den Augen der Welt entzogen ist, die Tempeleisen, von deren heiligem gottseligen Leben alle unreine Minne und weltlicher Thatensinn ausgeschlossen ist, denen der Gral ihre Nahrung spendet, ein Edelstein durch den sich der Phönix zu Asche verbrennt, dessen Anblick jeden eine Woche lang unalternd vor dem Tode bewahrt; am Hofe des Artus sodann das ritterliche Weltleben in aller Pracht und sinnlichen Ueppigkeit, und voll der Thatenkraft, der die Dichtung alle Ehren läßt; auf Castel Marveil, das durch teuflischen Zauber gehütet wird, ein Handlanger der Hölle, der Zauberer Klinschor, der, im Bunde mit der Heidin Secundille im fernen Indien (Tribalibot), weltverfeindet, im Haß alles Guten und Tugendlichen, die weltliche Ruhmesstätte hier und die geistliche Heilsstätte dort befehdet, wo Secundille durch Minnebethörung den Gralkönig Amfortas in Elend und Krankheit gestürzt hat. Dies Zauberreich zu zerstören, hatte das Weltkind Gawan sich mächtig genug erwiesen; durch dessen ritterlichen Adel sein eigenes Minneverhältniß zu der dämonischen Orgeluse gereinigt

und der Rachedurst zwischen ihr und dem Mörder ihres ersten Geliebten (Gramoflanz) beschwichtigt wird, während nach der Taufe des Feirefiz dieser ritterliche Apostel das Christenthum in die Heidenwelt Secundillens trägt.

Wir sehen im Parzival den Helden des Gedichtes nicht, wie sonst im Volksepos, umgeben von einer Masse gleichstrebender Menschen und gleich ihnen im Kampfe mit dem Schicksale, sondern wir sehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menschheit ist hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, sondern dieser einzelne Mensch zu dieser Welt, in der er gerade lebt. Es ist hier zum erstenmal eine innere Charakterform, eine eigentliche Seelengeschichte geschildert; und wenn wir dazu zwar in allen jenen Helden britischer Romane eine Anlage gewahrten, so fanden wir doch zugleich, daß weder die geringste Kunst in der Ausführung bewährt war, noch daß die Charaktere irgend großartig so gefaßt waren, daß sie als Vertreter großer Bestrebungen in der Zeit gelten konnten, wie im Parzival geschehen ist. Wenn man neben alle andere Charakterschilderungen in allen britischen, französischen und italienischen Ritterepen unsern Parzival hält, so wird man erstaunen, wie überlegen er ist. Dieser Jüngling der Tölpeljahre ist eine Hauptfigur zahlloser Romane jener Zeit. In Wolfram's Willehalm ist Rennewart eine Gestalt dieser Art, und von den ersten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Ariost's Roland, der diese Reihe schließt, können wir in einer großen Masse für eine physiologische Schilderung der Menschheit diese kritische Periode ihres Jünglingsalters studiren. Wir behaupten geradezu, daß für diesen Zweck der Parzival die bedeutendste und am tiefsten erfaßte Figur ist. Möchte man dem Leser, der in erster Linie auf poetischen Genuß ausgeht, den Parzival nicht so sehr empfehlen wollen, dem anderen, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun ist, wird er von um so größerer Anziehung sein; für einen solchen ist die tiefsinnige Behandlung berechnet; ein solcher wird sich gerne durch die

Digitized by Google

schwierige aber jede neue Anstrengung neu belohnende Darstellung hindurcharbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verständniß aber macht uns dann, weil es zugleich unsere Erkenntniß bereichert, Dichter wie diesen oder Dante so außerordentlich werth, und dies erklärt die Begeisterung der wenigen Kenner, neben der das grundlose Verschmähen der oberflächlichen Näscher nur ihre eigne Flachheit blosstellt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehen ist, weist ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnsucht auf etwas außer dieser oder über dieser Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den ersten Eröffnungen des Trevrizent freut er sich (472, 1), daß die Gralpflege den Kampf nicht ausschließt; dem Drang seines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie unser fränkischer Rittersmann und Dichter selbst (115, 11) sein Schildesamt vor seinem Sängeramte preist, ohne gewiß das größere Glück seines Lebens jenem zu danken, geschweige seinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter des Parzival die Erklärung zu diesem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Bestreben, sondern auch in dem Zeitalter der Menschheit die Erklärung der Entstehung eines Gedichtes, wie dieses, das wie ein erstes Beispiel des vollständigen Wegwendens von der sinnlichen Dichtkunst der Alten zu der geistigen der Neueren ist. Von dieser Seite sehen wir zwischen Lambrecht und Wolfram, zwischen den Dichtungen von Alexander und Parzival eine ganz innerliche und engste Beziehung und Verbindung bestehen. Lambrecht's Alexandreis hat dem antiken Sinne und der antiken Form in der Behandlung jenes antiken Stoffes gleichsam noch ein letztes Denkmal gestiftet, Wolfram stiftet das erste dem neuen Geiste. Wir hatten dort noch in dem Helden die ächt alte Gesinnung männlicher Thatkraft und großer äußerer Bestrebung um der bloßen Kraftübung willen. Allein so wie Dante den strebenden Odysseus in der Hölle schmachten läßt, weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles

was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußersten Grenzen der Welt zu durchforschen und der Menschen Tugenden und Laster zu ergründen, so nannte auch Lambrecht den Alexander in seinem unersättlichen äußerlichen Bestreben dem Schlunde der Hölle gleich. Dieser erlesene Held aber ward, wie wir sahen, auf der Höhe seines sündhaften Begehrens einer besonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöste. Von da an gab er seinen weltlichen Sinn auf und widmete sich dem inneren Wohl seines Volkes und dem Heil seiner Seele. Man sieht, wie dies nach einer Fortsetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieser Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten selbst hätte thun lassen sollen: er hätte uns zeigen müssen, wie sie vorgegangen sei, wie sie innerlichst in dem Menschen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in diesem so gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lambrecht aber hatte sich die Welt gewaltig geändert; jenes innere Gähren eines unbewußten Dranges nach höheren geistigeren Gütern nahm in dem folgenden Geschlechte so plötzlich überhand, daß wir nun so schnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival stellt also einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltstürmerei der Heldenzeit, aber von seiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Sinnesart. Es bricht sich daher in ihm dies Wesen; er gibt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; nur Schade, daß uns in ihm selbst dies streitende Wesen nicht genug versinnlicht ist. Der Dichter läßt uns seinen Helden in seinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug sehen, er rückt einen großen Theil seiner Thaten ganz außer unsern Gesichtskreis. Gab Lambrecht die geheiligte Zeit des Alexander nur an, so deutet auch Wolfram auf die sündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns seine innere Reinigung und läuternde Entsündigung sehen, indem ihm an der Mensch-

werdung Gottes und der Entsühnung des Menschengeschlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Gralherrschaft werth. Aber hier stehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen nun wissen, welches war das Heil, das hier verheißen, das Glück, das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühselige Ringen den sinnigen Dulder? was gab ihm sein neues Leben zur Entschädigung für die Opfer, die er brachte? Worin eigentlich bestand das Werk der Einkehr in Gott, das hier vollzogen wird? Allein auf diese Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfing, den Geist und das Herz mehr zu beschäftigen. Dante aber schloß diesen Kreis und erledigte diese letzte Frage. Erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten, diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf und macht sich und seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand. Man ahnt, daß die Theile seiner Komödie dieser Trilogie entsprechen. Lambrecht wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist der Gegenstand der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunct des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunct des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leser zu Rathe: Man wird den Lambrecht'schen Alexander wie Dante's Hölle mit dem meisten Vergnügen lesen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunst, mit sinnlichen Gegenständen, mit einer Darstellung, und weniger mit abgezogenen Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meisten die Spur des begeisterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten,

Digitized by Google

„die früh den Nacken nach dem Engelsbrode wandten, an dem man wohl auch hier sich laben, aber nicht sich sättigen kann.“ Diese Gedichte also bezeichnen den Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen, und von jetzt an war so ganz modernen Epopöen, wie dem Messias und dem verlorenen Paradies, der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter sich liegen.

Aber sollte diese Zusammenstellung und Vergleichung vielleicht nur ein willkürlicher Gedanke sein? sollte nicht bloßer Zufall diese Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl schwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und irdischer Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder versöhnt, ist ein Gedanke, den jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfaßt und sich an seiner Behandlung versucht hat. In der Orestiade des Aeschylos liegt dieselbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetischer, sinnlicher, plastischer gestaltet, während im Dante alles geistiger, verflüchtigter ist, weshalb in der Orestiade Alles nach dem der Kunst viel günstigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt. Im Agamemnon ist die nämliche Herrschsucht, das Ueberheben der menschlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zartesten Bande überspringt und zerreißt; den kindermördrischen Habgierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verletzt die Bande der Natur im Muttermord, allein der Beweggrund gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, der ihn leitet, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Lossprechung. Die alte Welt, in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poesie von ruhiger Beobachtung ausgehend, kannte nichts von der Sehnsucht nach etwas Künftigem, sondern nur nach Erkenntniß des Jetzigen mittelst Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte sich aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand sie dort begonnen und vollendet, und stellte sie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo sogar die Geschichte, die Fabel nach steter Erweiterung rang, so ist es auch hier noch viel erkennbarer mit der

Idee in diesen Dichtungen. Wir verfolgen diese in ihrem Werden, von den Griechen besitzen wir nur das Fertige; dies stellt uns das Alterthum in ein so schönes Licht. Die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böses und Gutes aufdeckt, raubt dieser dagegen einen solchen Glanz; daher dort Alles, was mit der sinnlichen Erscheinung zusammenhängt, so unendlich herrlich ist, und für den ästhetischen Genuß nur dort der ächteste und würdigste Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forschen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zusammenfassen des Erforschten und Erkannten die Alten gewiß viel bessere Anleitung geben. Wir wiederholen es hier auf einem anderen Gebiete: die Menschen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten, allein sie sind ihnen häufig nicht gewachsen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der sie bemeistert. Wer die neue Geschichte mit leichtem Blicke zu messen versteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend finden, weil er nicht so zusammengefaßt ist, wie in der alten Geschichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und sich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungestümen Wünschen preis gibt, die die Zeit nur langsam befriedigen kann, nicht weil sie träger schleicht als sonst, sondern weil sie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menschheit verzweifeln, und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unlust am Leben sein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, trösten wir uns an dem riesenmäßigen Umschwung, dessen Bewegung wir uns selbst überlassen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menschheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menschen die Ungeduld hinraffen, aber wenn er besonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er sich beruhigen. So ist's mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir diese drei verglichenen Gedichte einzeln, so werden wir sie kaum begreifen; im Zusammenhange bilden sie den schönsten Körper. Dazu stehen sie in keinerlei unmittelbarer

Anlehnung zu einander: wir sehen also, wie durch Jahrhunderte diese großen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten. Ja sollten wir in unseren Tagen nicht das ganz Aehnliche erlebt haben? Oder wäre in Göthe's Faust nicht derselbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in seiner besten Zeit nicht, nachdem er den Helden seine höllische Laufbahn hatte durchgehen lassen, empfunden, daß die spätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für seine bildende Kunst sei, und hat er nicht in seiner Fortsetzung bewiesen, daß diejenigen gar nicht so unverständig waren, die behaupteten, die Sache sei nicht fortzusetzen, nur daß sie freilich nicht oft wissen mochten, was sie eigentlich sagten.

Ueber die beiden anderen Werke Wolframs wollen wir uns etwas kürzer fassen. Was den Titurel angeht, so werden wir nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß der kleinen Wolframischen Fragmente von der „magtümlichen Liebe" Sigunens zu Schionatulander zu dem späteren Titurel von Albrecht gesagt hat, und wie er Docen und Schlegel zurechtgewiesen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß und der Scharfblick dieses Mannes dazu, um das Einfache und Wahre zu treffen; nachdem es ausgesprochen war, ist es nicht mehr widersprochen worden, daß nur Wolfram der Verfasser von jenen Bruchstücken sein kann, und wahrscheinlich nur sie und nichts weiter in diesem Stoffe arbeitete[560]. Nichts ist übrigens erklärlicher, als daß ein Bruchstück wie Wolfram's Titurel jenes breite spätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt seine dunkle Sprache, seine tiefsinnigen Gedanken, seine ernste Haltung die spätere Zeit häufiger anzog, als die Dichtung mehr auf Gelehrsamkeit ausging, die schon seine Zeitgenossen an Wolfram, wie kunstlos und ungelehrt er sich zwar selbst bekennt, rühmten und

560) Einige weitere Bruchstücke vindicirte ihm Bartsch in der Germ. 13, 1—37.

Digitized by Google

bewunderten [561]. So erhielten eine Menge späterer Dichtwerke Wolfram's Namen und der jüngere Titurel brüstet sich recht auffallend damit. Die Wolfram'schen Bruchstücke sind unstreitig einer der herrlichsten, vielleicht der ausgezeichnetste Rest altdeutscher Dichtung. Der Dichter hält hier noch seine Person aus dem Gedichte entfernt, und mit seiner Person zugleich die ironische Behandlung und satirische Bitterkeit, die ihm sonst eigen sind; selbst seine Bilder sind, zwar so keck wie sonst, aber nicht so sonderbar, und wo sonderbar, möchte man meinen, dennoch schüchterner als in seinen beiden anderen Dichtungen. Die Bruchstücke entwickeln überall eine viel größere Gegenständlichkeit; seine Kunst zu charakterisiren ist geschickter. Die wenigen Worte, die die Anfangsstrophen dem alten Titurel in den Mund legen, welch ein Bild geben sie uns nicht von dem greisen Helden! Die Gestalt der Sigune ist auch im Parzival so schön in ihrem Schmerze und ihrer Liebe entworfen, aber wie unaussprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier! Man vergleiche diese Scenen mit ähnlichem in Flore und Blanchefflur, um zu sehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Läppischen und Kindischen entfernt bleibt, in das hier so leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichterischem Ausdruck der Empfindung kann sich mit jenem Geständniß der sehnsüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unserer alten Literatur, auch nichts im Tristan vergleichen und nichts unter allen Minnesingern. Es ist hier ein Gegenstand behandelt, den die Minnelieder manchmal berühren: man halte Alles dagegen, was wir Aehnliches sonst besitzen, wie Alles zerstäuben wird vor dieser Kunst, die ahnende Angst, die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu schildern, und in dem geständigen Kinde die wundervolle Unschuld,

561) — Her Wolfram, ein wise man von Eschenbach;
sîn herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.
Wigalois, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

und den bitteren Schmerz, der ihr in die Augen trit und das Antlitz entstellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Bekenntniß und die quälende Unruhe; bei so voller überströmender Empfindung das Hervorblicken der Verständigkeit und des Anstands, was so wahrhaft weiblich ist, diesen schwermüthigen Blick auf den Verlust ihrer kindischen Freude und Harmlosigkeit gegen die peinvolle Angst, die sie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, so zarte Seelenzustände so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen. Man hatte früher aus der Beziehung auf Gamuret, von dem der Dichter „hier schweigen wolle", geschlossen, die Fragmente seien nach dem Parzival entstanden; obwohl die Aeußerung vielmehr meint, der Dichter wolle davon anderswo reden, als er habe davon geredet. Und es ist neuerdings[562]) wahrscheinlicher gefunden worden, die Fragmente seien ein erster Jugendentwurf, weil sie in jugendlicher Wärme einen Jugend-fesselnden Gegenstand behandlen, eine grillenhafte Aventiure, wie der Held um der Laune seiner Geliebten willen das Leben um ein Brackenseil opfert. In der That stellt es sich viel natürlicher dar, wenn dieser weltlichere Stoff, in einer von der Manier des Dichters noch freieren Ausführung vor, nicht zwischen den beiden größeren Gedichten, Parzival und Willehalm, verfaßt war, die Beide weihevollere Materien in den stärker geprägten Eigenheiten des Dichters behandlen. Auch die Form spricht dafür. Der höfische Dichter, der die deutschen Nationalepen mehr kannte und schätzte als seine ritterlichen Dichtergenossen, eignete sich in den Bruchstücken die Kudrunstrophe an, indem er die dritte Zeile in eine Kurzzeile verwandelte, und er verließ diese Form dann, als Veldeke's und Hartmanns höfische Reimpaare durchschlugen. Daß diese Reihenfolge in ästhetischer Beziehung einen stufenmäßigen Rück-

562) Fr. Pfeiffer zum Titurel. Germ. 4, 298. Bartsch l. l. p. XV. f.

Digitized by Google

schritt in dem Dichter ausweisen würde, ist unbestreitbar, aber nicht auffallend.

Wolframs Parzival, von dem sich ein großes, seit Lachmanns Ausgabe noch sehr vermehrtes[563] handschriftliches Material erhalten hat, war mehr als irgend ein anderes Werk des 13. Jhs. verbreitet; so war auch sein Willehalm (um 1210—20), wenn auch nicht ganz in demselben Umfange, ein vielgelesenes und abgeschriebenes Werk. Ueber den Gegenstand und die Quellen dieser Dichtung aus dem ungeheuren Cyclus der französischen Gesten von Guillaume au court nez ist neuerdings klareres Licht geschafft worden[564]. Der Held dieses gewaltig umfassenden Sagenkreises ist der geschichtlich wohl beglaubigte Herzog Wilhelm von Aquitanien, dessen Gattin Guitburge und dessen Eltern Theuderich und Aldana in einer Schenkungsurkunde von 804 bezeugt sind; er ist im Geruche der Heiligkeit am 28. Mai 862 in dem von ihm gegründeten Kloster von Gellona am Arauris (Hérault) im Gau Lodeve (Luteva) in Niederlanguedoc gestorben, wohin er sich nach einem ruhmvollen Kriegsleben, dem Beispiele seines Freundes, des h. Benedict von Aniane folgend, zurückgezogen hatte. Auch dem Mittelpunct der dichterischen Sage von Wilhelm, der Schlacht von Aliscans, um den sich allmählich der erweiterte Kreis der Sagen herumlegte, liegen wie dem Rolandliede bestimmte Thatsachen zu Grunde: der Einfall der Sarazenen 792—3 in Frankreich unter der Regierung Heschams, des Nachfolgers Abdurrahmans II (Desramé in den Chansons), bei dem sie nach Einhard die Vorstädte von Narbonne verbrannten und dann gegen Carcassonne[565] vorrückend von Wilhelm in einem schweren Kampfe, einer siegreichen Niederlage,

563) Vgl. Pfeiffer, in den Denkschriften der k. k. Akad. der Wissensch. 17, 33.

564) Gautier, les épopées franç. tom 3. P. Paris in der hist. litt. XXII, 435. Jonckbloet in seiner Ausgabe des Guillaume d'Orange. La Haye 1854. tom. 2. — L. Clarus (Wilh. Volk), Herzog Wilhelm von Aquitanien. Münster 1865.

465) Nach den Annales Moissacenses bei Dom Bouquet V, 74.

am Orbieux[566] bei Narbonne bekämpft und troß dem Fall der meisten Christenkämpfer zum Rückzuge bestimmt wurden; die betreffende Chanson nennt die Schlacht „von Aliscans“ (weite Ebene), wo Turpin einige der in Ronceval Gefallenen begraben läßt: denn es ist die Stelle des alten Kirchhofs von Arles, von dessen Gebiete auf dem rechten Rhoneufer (Archant, Argence) in den französischen Gedichten oft die Rede ist. Aeltere geschichtliche Vorgänge mögen, gerade wie wir bei dem Rolandliede meinten, in die poetische Verherrlichung des Ereignisses mit eingewirkt haben: wie die Schlacht von Poitiers 732, wo Herzog Eudes von Aquitanien ganz ähnlich ein Heidenheer durch eine erlittene Niederlage aufhielt; so wie umgekehrt wieder die Züge aus dem Leben späterer Persönlichkeiten in die Gestalt des Helden Wilhelm verwebt sein mögen: hat man doch wohl selbst den Grafen Wilhelm I von Provence, den Besieger der Sarazenen bei Frarinet, zum Mittelpunct des ganzen Cyclus machen wollen, und nicht weniger als 13 Wilhelme hat man ausgespürt, aus deren Geschichte Einzelnes in die Sage von Wilhelm Kurznase eingereiht wäre. Wie man in Bezug auf die ältesten Lieder von Karl streitet, ob sie ursprünglich in deutscher oder romanischer Sprache umliefen, so ist man in Bezug auf diese aquitanischen Sagen uneinig, ob sie anfänglich provenzalisch oder französisch lauteten; der bloße Schauplatz der Sage spricht dafür, daß die ursprünglichen Einzellieder in der heimischen Sprache gesungen wurden, obwohl ihre Zusammenfassung zu der Chanson von der Schlacht von Aliscans, wie es mit der Sage von Roland geschah, in nordfranzösischer Sprache gemacht wurde. Die ganze Haltung der Sage ist selbst noch in dieser französischen Gestaltung durchaus aquitanisch: in der großen Schlacht sind die Heldenkämpfer des Vorgrundes nur die Provenzalen; die „Franzosen“ des Nordens sind deutlich unterschiedene Hülfstruppen und spielen die üble Rolle

566) Nach den größeren St. Gallischen Annalen (10—11. Jh.), früher nach dem Mönch Hepidannus benannt. Pertz I, 75.

Digitized by Google

der Feiglinge, die allerdings in den französischen Bearbeitungen zum Guten gekehrt, und in den jüngeren Recensionen noch dazu auf die Burgunder übergeschoben ward. Die älteste Ueberlieferung der Chanson von Aliscans[567], zwar schon Ueberarbeitung einer älteren Unterlage, ist verbunden mit den, vielleicht aus Einer Feder geflossenen Chansons von der Schlacht von Loquifer und den beiden Mönchleben Renouarts und Guillaume's, der Helden von Aliscans; nur den eigentlichen Kern der Sage, den Gesang von der Schlacht von Aliscans, der ihm durch Landgraf Hermann bekannt wurde[568], hat Wolfram ins Deutsche übertragen, und auch ihn nicht ganz[569]; der Landgraf († 1216) erlebte die Vollendung des bald nach 1209 begonnenen Werkes nicht. Die französische Dichtung, in zehnsilbigen Versen und in Tiraden, deren Schlußvers nur sechs Silben hat, ist, auch in der ältest bekannten Gestalt, nicht mehr von der Ursprünglichkeit wie das Rolandlied; der Inhalt ist schon durch die tautologischen Breittretungen der Schlachtbeschreibung, der Vortrag durch Dehnung und durch die Wiederholung banaler Phrasen entstellt; dennoch steht sie an Alter, an Energie der Sprache und Gesinnung, an kriegerischem Geiste, an Naivetät und kunstloser Unmittelbarkeit dem Rolandliede am nächsten; und es berührt uns wohlthuend, daß Wolfram wie der Pfaffe Kon-

---

567) Hs. im Arsenal. B. L. F. 185. Nach diesem bei Gautier l. l. ausgezogenen Texte soll Aliscans von Guessard und A. v. Montaiglon herausgegeben werden. Die angeführte Ausgabe von Jonckbloet, die noch le coronnemens Looys, li charrois de Nymes, la prise d'Orange und li covenans Vivien enthält, folgt einer jüngeren Recension. Dieselben 5 Chansons, in Verbindung noch mit den enfances und dem moniage Guillaume hat Jonckbloet auch ins Neufranzösische übersetzt: Guillaume d'Orange, mis en nouveau langage. Amst. et La Haye. 1867.

568) Willehalm 3, 8.

Lantgrâf von Dürngen Herman tet mir diz mær von im bekant;
er ist en franzoys genant Kuns Gwillâms de Orangis.

569) Ob die tadelnde Beziehung Wolframs im Willehalm 125, 20 auf einen „Christian" von dem Dichter seiner Vorlage oder von einem anderen Bearbeiter der Sage, und ob von Chrétien de Troies zu verstehen sei, bleibt dunkel. S. Holland, Crestien von Troies p. 237 ff.

rad aus den karolingischen Sagen eben so das Aechteste und Kernigste herausgriffen, wie daß Er und Gottfried aus dem Artuskreise in gleich sicherem Takte das Geistreichste und Tiefsinnigste zur Bearbeitung erwählten. In der allgemeinen Schlachtschilderung von Aliscans hebt sich zuerst die Bedrängniß heraus, in die der tapfere junge Neffe Wilhelms durch die Uebermacht der Heiden fällt, Bivien, der zwischen Gebet und Kampf getheilt, aus 15 Wunden blutend an deren kleinster ein Allemand sterben würde, märtyrergleich mit dem Tode ringt. So findet ihn Wilhelm, der vor Bestürzung ohnmächtig vom Pferde sinkt, dann in menschlich natürliche Klage ausbricht, zuletzt bei dem sterbenden Kinde Priesterstelle vertrit und ihm das geweihte Brod reicht, das er, schon jetzt ein kriegerischer Heiliger, bei sich trägt. Wilhelm kommt fliehend, in heidnischer Tracht, vor Orange an, wo ihn seine Gattin Gyburg erst nicht erkennt, dann nachdem sie sein Gesicht gesehen wieder verkennt, da er einer Schaar vorbeigetriebener Christengefangener nicht beispringt; erst als dies nachträglich doch geschieht, läßt ihn Gyburg ein und sendet ihn dann aus, um Hülfe am Hofe K. Ludwigs zu holen, wo man ihn in Laon wie einen bettelhaften Geächteten verächtlich behandelt. Er erschüttert Alle durch seinen Schlachtenbericht, unter Vorwürfen gegen den König, dem er schon versucht war das Haupt abzuschlagen, wenn ihn nicht der Anblick seiner eigenen Eltern beschwichtigt hätte; als die Königin, Wilhelms Schwester, den König entschuldigen will, nennt er sie eine Concubine König Thibauts von Arabien, reißt ihr die Krone vom Haupte, zieht sie an den Haaren zu Boden, trit sie mit Füßen und will ihr den Kopf abhauen. Man sieht, wie ganz anders hier schon die dynastischen Verhältnisse dargestellt sind als im Rolandliede, wo K. Karl wie in der Geschichte in voller Ueberlegenheit über seinen Vasallen steht, wogegen gleich in dieser ersten Vasallensage, wie in allen nachfolgenden, das umgekehrte Verhältniß eintrit, die rohe Gewaltthat der Pairs und die Schwäche des Königs, wie es der ersten Entstehungszeit dieser Sagen, dem Charakter der Geschichte seit Ludwig dem Frommen gemäß ist. Nach

Digitized by Google

einem neuen Zwist zwischen Wilhelm und dem König beginnt dann eigentlich eine zweite Chanson von sehr spielmännischem Charakter. Der jüngste von 15 Söhnen des Heidenkönigs Desramé, Renouart, der durch einen zauberkundigen Erzieher verkauft worden war und unerkannt am Hofe Ludwigs als Küchenjunge lebt, ist der Held dieses zweiten Theiles: eine heroikomische Figur in dem Geschmacke, wie ihn die deutschen Sagen im Ilsan u. A. nachgebildet haben, ein Halbthier, ein Riese an Wuchs und Appetit, den es nichts kostet ein Mahl des ganzen Hofes allein zu verschlingen, der die Küchen-, Keller- und Stallmeister, die ihn reizen, ins Feuer oder wie Bälle an die Pfeiler wirft, mit dem daher der König selber capituliren muß. Wilhelm erkennt die Heldenkraft in dem brutalen Gesellen und nimmt ihn mit sich; er kämpft mit einer Stange, zu der er eine Tanne ausersah in deren Schatten 100 Ritter sitzen konnten. In der erneuerten Schlacht spielt nun Renouart als Rächer Viviens, als Befreier sieben gefangener Vettern, die Hauptrolle und verübt in einer Reihe von eilf Zweikämpfen, die bei Wolfram nur zum Theile vorkommen, die übertriebensten Thaten, wie wir schon oben (S. 373) aus dem Vor-Wolframischen deutschen Gwillam erfuhren. Der riesige Sieger hat dann über den Undank des um ihn sorglosen Willehalm zu wüthen, wie dieser zuvor über den des Königs; Gyburg (seine Schwester) muß ihn versöhnen, und bewirkt dann seine Taufe und seine Vermählung mit des Königs Tochter Aelis. Dieser Theil war der erste Ansatz zu den ungemessenen Erweiterungen, die die Sage von Wilhelm von Orange forthin noch erleiden sollte[570]), oder bereits erlitten hatte. Einzelnes

570) Die ältesten Aufschlüsse sind le couronnement Lovys, Charroi de Nymes, covenans Viviens, deren Inhalt vor oder am Beginn der Schlacht von Aliscans spielt; und le moniage Guillaume. In einer nächsten Gruppe handelt es sich um die Vorgeschichte Wilhelms und Viviens, und die Nachgeschichte Renouarts: enfances Guillaume und Vivien, siège de Narbonne, prise d'Orange, bataille Loquifer, moniage Renouart. In einer dritten Gruppe erstreckt sich die Sage auf Wilhelms Brüder: prise de Cordres, siège de Barbastre, Guibers d'Andernas; auf den Vater dieser Heldenbrüder Aimeri de

davon, wie la prise d'Orange und li charroi de Nymes, war Wolfram bekannt, er that aber damit wie mit dem Gralgedichte von Kyot: er behandelte nur was ihm gefiel und ließ sogar das Ende des Gedichtes von Aliscans, das er anfangs wohl ganz übertragen wollte, liegen, während er im Anfang, in der Vorgeschichte Willehalms, in die prise d'Orange und die enfances Guillaume hinübergriff und erzählt, wie Wilhelm die Liebe Arabelens (nach der Taufe Gyburg), der Tochter K. Terramers und Gattin Tibalts gewinnt, die Vater, Vaterland, Gatten, Kind und Güter verläßt, um dem Christenthume und dem christlichen Gatten anzugehören. Der allgemeine Gang der Thatsachen ist bei Wolfram wie in allen französischen Recensionen der ähnliche, aber nirgends der gleiche; die Aufzählung der Heerordnungen, die Schilderung der umständlichen Rüstung Terramers ist bei Wolfram eine andere, als in jedem der vergleichbaren französischen Texte; so finden sich an vielen einzelnen Stellen, wie bei der Erzählung von den 200 (bei Wolfram 500) Christengefangenen Abweichungen[571]. Am Schlusse bricht Wolfram da ab, wo Renouart nach dem Siege vermißt wird und Willehalm darüber in Klagen ausbricht; er scheint an dem stumpfsinnigen Gesellen kein allzugroßes Gefallen behalten zu haben, den er zwar an Schönheit und Einfalt mit dem jungen Parzival vergleicht, in dessen Darstellung er aber überall gedämpft hat, wie er überhaupt die spielmännische Weise des ältesten

---

Narbonne und mort d'Aimeri oder la bataille des sagittaires; auf einen weiteren Neffen Wilhelms Foulques de Candia und einen Enkel Renonarts, Renier. Endlich in einer vierten Gruppe erweitert sich die Sage oder Erfindung auf den Großvater Wilhelms Hernaut de Beaulande (nur in Prosa vorhanden) und auf den Urgroßvater Garin de Montglave, und enfances Garin (15. Jh.); auf die mütterlichen Großonkel Renier de Gennes (Prosa) und Girars de Viane.

571) Einiges ist ihm auch von französischen Kritikern irrthümlich als irrthümliche Abweichung aufgebürdet worden. Die Couards, die „Zagen", sagte einer, seien bei W. zu römischen Hülfstruppen geworden; sie sind aber bei ihm wie in den älteren französischen Texten überall Nordfranzosen, die sich nach den Fleischtöpfen des „süßen Frankreichs" zurücksehnen, geschickt von König Ludwig, der nur bei W. stets der Römerkönig genannt wird.

französischen Textes ins Höfische milderte, oder einer Vorlage folgte, worin dies bereits geschehen war. Der ganzen Färbung nach verhält sich seine Darstellung zu der ältesten französischen noch abweichender als Konrad zu dem Rolandlied Theroulde's. Die Franzosen blicken verächtlich herab auf die blasse Verflauung des eisernen, durch und durch martialischen Charakters ihrer Chanson in einen theologischen bei Wolfram, der gleich mit einem Gebetanrufe beginnt, der den Vivien in seiner Todesstunde mit einem Engel in Verbindung bringt, dessen Thatenbericht hier und da ein geistliches Gespräch zwischen seinen Helden und Heldinnen unterbricht. Aber von dem geistigen Gedanken und der edlen Gesinnung, die dabei in dem deutschen Dichter vorbrechen, reden sie dann freilich nicht. Die milde Ansicht über das Heidenwesen, die Wolfram überall auszusprechen wie absichtlich beflissen ist, contrastirt in der wohlthuendsten Weise gegen den bigotten Geist der französischen Dichtungen, wo Guillaume seinem Stiefsohn Esmaré auf seine Vorwürfe über die Tödtung seiner Brüder sagt: wer nicht Christ sei habe kein Recht zu leben! Dem steht Wolframs Denkweise grundsätzlich entgegen. Derselbe Emereiz entschuldigt bei ihm vielmehr seine christlich gewordene Mutter, nach einem langen geistlichen Dialoge über den rechten Glauben zwischen dieser und ihrem Vater Teramer, zum Entsetzen seines heidnischen Erzeugers. In einem Fürstenrathe vor der Schlacht spricht Arabele zu den Rittern und ermahnt sie, der Heiden zu schonen. Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verstoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbrust seine ersten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht seine Kinder zum ewigen Verderben bestimmt haben; die Menschen seien durch Gott erlöst worden, weil ihr Sündenfall durch bösen Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eigenen Anschlag. Sie sollen den Heiden gedenken, daß auch Gott seinen Mördern vergab, der für die Sündigen sein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um dessen willen sie ihre

Götter verlassen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen selbst, sie Haß trage: den Christen aber darum, weil sie wähnten, sie habe diesen Schritt um menschlicher Liebe willen gethan; sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Was die Behandlung angeht, so fühlt sich im Vergleiche zum Parzival aus dem ganzen Tone der Erzählung heraus, daß sich der Umdichter hier mehr von der französischen Vorlage beherrschen läßt und ihr gehorsamer folgt; sein Geist scheint selbst niedergehalten von den ungeheuer breiten Reden seiner Helden, die schon darum in seiner Vorlage enthalten sein mußten, weil sie sich bei seinem Fortsetzer Türheim, der nicht erfinden konnte, in gleicher Weise vorfinden. Die Technik, in der sich Wolfram noch im Parzival mehr Freiheiten erlaubte als die Tonangeber der höfischen Kunst, ist feiner und gebildeter geworden wie in Hartmanns Iwein im Vergleiche zu Erek; in der Kenntniß der Sprache begegnen bei dem, des Lesens unkundigen Uebersetzer noch grellere Misverständnisse als sie uns bei den Herbort und Konrad aufstießen [572]. Auf die Erweiterungen, die Wolframs Willehalm erfahren hat durch Ulrich von dem Türlin, der ihn von vorne ergänzte, und durch Ulrich von Türheim, der schon vor Türlin den Schluß hinzudichtete, haben wir demnächst zurückzukommen.

572) Wir erwähnten schon oben den König Antikote. So macht Wolfram aus dem Archant, dem Gebiete von Arles, überall einen Fluß Larkant. In dem Satze: En Paradis la (die Seele Viviens) fist Dex osteler avec ses angles et metre et aloer las er aus dem letzten Worte Aloebäume heraus.

4. Gottfried von Straßburg.

Berühmt ist jene Stelle im Tristan [573] (um 1207), in der Gottfried von Straßburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eschenbach gegenübertrit, ihm gegen Hartmann den dichterischen Ehrenkranz weigert, und sich scharf gegen den barocken Vortrag und das Trockene und Dunkle seiner Manier erklärt [574]. Im geraden Gegensatze zu dem tiefsinnigen Poeten, dessen glühende Phantasie immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichnisse band und für neue und fremde Gedanken eine neue und schwierige Sprache erschuf, verlangt Gottfried an den ächten Dichter, daß er in schlichter und einfacher Rede spreche, an der ein Mann mit schlichten geraden Sinnen nicht strauchle. Keine Forderung ist gerechter als diese; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der gerügte in dem Dichter des Parzival, dem der Widerspruch zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben seiner Ritterwelt nicht entging, der sich dann in seiner Darstellung abspiegelt wie in seinem Entwurfe. Je mehr sich die Zeiten über sich selbst aufklärten, je mehr man sich aus den Zuständen des reinen

573) Ausgaben von B. der Hagen 1823; von Maßmann 1843; von R. Bechstein 1869; übertragen von Hermann Kurtz 1844; von Simrock 1855.

574) Tristan, ed. Bechstein B. 4663 ff.

Vindære wilder mære, der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen,
und ûz der bühsen giezen stoubîne mergriezen:
di bernt uns mit dem stocke schate, niht mit dem grüenen lindenblate,
mit zwigen noch mit esten; ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol. ob man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar, daz edel herze iht lache dar.
die selben wildenære, si müezen tiutære
mit ir mæren lâzen gân: wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht: so enhân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen in den swarzen buochen.

Ritterthums entfernte, desto klarer ward dieser Widerspruch und desto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen dichterischen Bearbeitern ritterlicher Mähren Züge des Scherzes, der Ironie und der Gegensätze angewandt finden. So in verhältnißmäßiger Steigerung bei Ariost und Wieland. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Ariost will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne einen dieser Zwecke stetig zu verfolgen, klar und einfach die Natur seines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben diese treue Schilderung dieselbe Wirkung, die eine ruhige Beobachtung des Menschen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwischen Lächeln und Rührung. In seiner Schreibart herrscht bald eine rührende Einfalt und Unschuld, bald die Heiterkeit Gottfried's; in seinen Gleichnissen und Bildern aber sind durch das Zusammenhalten des Sinnlichen und Uebersinnlichen die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in sich widerspruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Die Vergleichungen sinnlicher und unsinnlicher Gegenstände sind in Wolfram's Dichtungen eben so gewöhnlich, wie sie bei den Griechen unerhört sind. Anwendung eines Besonderen statt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung steigert die komische Wirkung; in dergleichen gefällt er sich, wie wenn er von einem seiner Helden sagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends ist der Rhein so breit, säh er am andern Gestade kämpfen, er würde das Bad nicht scheuen." Nicht selten trifft sein Spott die Uebertreibungen in seinen Quellen; über die ungeheuren Zahlen der Heidenschaaren auf Aliscans sagt er im Willehalm: wenn je ein Heer schwanger ward, so muß man das von ihnen sagen; wenn nicht eins das andere zeugte, so ist's ein Wunder woher die große Ritterschaft da kam. Andere Male zielt er auch wohl einmal mit eigenen Uebertreibungen auf komische Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr gestorben wäre." Wenn beim Homer Ajas mit einem Esel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters;

aber ganz anders, wenn Wolfram Gesicht und Wuchs seiner Heldinnen mit Hasen und Ameisen vergleicht, oder die Arabel an Sanftheit mit einem jungen Gänselein, das „an dem Angriff linde" ist. Wenn er den lächerlichen Gegensatz empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzival's Kraft in demselben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt, da er über den Anblick von drei Tropfen Gänseblut im Schnee seiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, so hält er die Frau Minne an und fragt sie ernstlich, warum sie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth so „enschumpfire." Und endlich bekennt sich Wolfram selbst zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung spricht, mit denen sich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten; und seine eigne Unkunde des Französischen, sein krummes Deutsch, seine eigenthümliche Manier entgeht, wie bei so vielen witzigen Schriftstellern aller Zeiten, nicht seinen eigenen Bemerkungen.

Wenn nun so weit diese humoristische Manier, die von seinem sonstigen Ernste oft hart absticht und einen unversöhnten Gegensatz bildet, etwa entschuldigt werden möchte, so läßt sich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das unangenehmste und grellste das Zarte mit dem Ekeln, das Innigste und Ergreifendste mit dem stärksten Bombast und schlechtesten Geschmacke, das Entfernteste mit dem Entferntesten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Alyze so liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein wunderliches Bild[575]. In die Klage Wilhelms über Vivians Leiche, die auf's vortrefflichste ausgedrückt ist, mischt sich unter die ächtesten Empfindungen ein Bild wie dieses: solche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeschmack müßte ganz zuckermäßig sein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo soll der Glanz des Heeres von Poydjus beschrieben werden, das unter seiner Pracht erliegen

575) Man möht ûf eine wunden ir kiusche hân gebunden,
dâ daz ungenande wære bî: belibe diu niht vor schaden vrî,
si müese enkelten wunders . . .

würde, wenn jeder all seinen Reichthum angelegt hätte; das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodensee zu trinken komme: „trünkern gar, daz tæt im wê.“

Wer nur wenige Seiten im Tristan zur Vergleichung mit Wolfram's Manier gelesen hat, der wird begreifen, woher die feindselige Stimmung des klaren geschmackvollen Meisters rührt, der den Tristan verfaßte: ein unvollendet gebliebenes Werk, das der Dichter im blühendsten Mannesalter schrieb, da er nach einem Winke Ulrichs von Türheim vorzeitig gestorben ist. Er war (nach der Unterschrift einer Urkunde von 1207) Stadtschreiber, rodelarius, in Straßburg, ein gelehrter, im Lateinischen und Französischen bewanderter, nach seinem Amte ein geschäftskundiger, nach seiner Dichtung ein lebenskundiger Mann, durch Stand und Stellung, durch Geburt und Bildung dem vornehmen Darben und daher der grämlichen Misstimmung der armen ritterlichen Wanderer entzogen, von den engen conventionellen Befangenheiten der höfisch-adligen Kreise unberührt, von den hierarchischen oder ascetischen Befangenheiten des geistlichen Standes ledig bis zur Freigeisterei. Man hat auf des Dichters bürgerlich-vaterländische Gesinnungen hinweisen können[576], die ganz hinausschreitend über den Horizont der gewöhnlichen Ritterdichtung im Tristan wiederholt hervorbrechen: dies reiht sich vortrefflich in die Züge ein, die dieses Mannes Dichtung auch literarisch von aller anderen höfischen Poesie unterscheiden, die er zwar technisch zur höchsten Vollendung ausgebildet hat. In seinem Tristan ist die Sprache von dialektischen Auswüchsen freier als bei irgend einem Anderen; die Reime, in einem Gedichte von fast 20000 Versen, sind von vollständiger Reinheit, die Verse von einer unerreichten Vollkommenheit durch Wahrung der correcten grammatischen Wortformen und durch Einführung des in der Lyrik üblichen, geregelten Wechsels von Hebung und

576) Rich. Heinzel, Ueber Gottfried v. Strasb. in der Z. S. für die österr. Gymnasien. 1868. Heft 7. 8.

Senkung, der darum doch der dichterischen Freiheit, der Anbequemung der Form an den Inhalt, durch pedantische Systematik keinen Eintrag thun darf. So steht Gottfried in seinem ganzen dichterischen Vortrage weit von der Unbeholfenheit in der Darstellung fast aller Dichter dieser Zeiten ab durch die beneidenswerthe Leichtigkeit, mit der er seine Verse in einander schlingt und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden das Eintönige der üblichen kurzen Reimpaare fast vertilgt, durch den ungehemmten Fluß der Gedanken, der ihm in einer Fülle entströmt, die den ängstlichen Zwang wie erkünstelten Schwung der gewöhnlichen Ritterpoeten gleichmäßig ganz ausschließt. Noch aber wären diese Formalien alle unter seinen Vorzügen das geringste, wenn nicht hinzukäme, daß er der ganzen herkömmlichen Dichtungsweise geradezu entgegenträte und oft den beißendsten Spott über die herrschendsten Eigenheiten der ritterlichen Romane ausgöße, die auch im Parzival noch so vielfältig begegnen. Bekanntlich beherrscht jene Kunst der Beschreibung, die da prächtige Gegenstände, glänzende Anzüge und Waffen oder die schöne Körperbildung eines Menschen mit Aufzählen aller einzelnen Theile zu schildern liebt, alle ritterliche Dichtung in der überschwänglichsten Weise. Die Uebertreibungen in dieser Art Schilderei waren auch schon Wolfram aufgefallen; Gottfried aber ist der erste und letzte, der es empfand und einsah, daß diese ganze Manier, der das antike Epos mit merkwürdigem Feinsinne überall aus dem Wege gegangen ist, durchaus jede Wirkung verfehlt und jedes höhern poetischen Werthes entbehrt. Wo er seinen Tristan und Rual zur Schwertleite kleiden und festlich schmücken will, war die bequemste Gelegenheit, dergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und setzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geistigen Schmuck und den Zierath der Seele seines Helden zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, man habe überall von weltlicher Zierde so schön gesungen, daß Er mit zwölffachem Talent nicht erreichen werde, was man Herrliches gesagt. Dies schwankt

zwischen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich sein sollen, weil in der That an solche Stellen oft der schönste Fleiß der besten Dichter verschwendet ist. Gottfried bahnt sich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung seines Festes, indem er die berühmtesten Dichter seiner Zeit in die Gesellschaft lädt, in jener berühmten auch von Anderen nachgeahmten Stelle, der wir so manche schöne Kunde verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Bestimmtheit der Charakteristiken wegen so sehr bewundern. Wenn er dann den geladenen Kreis durchlaufen und uns mit den großen Sängern seiner Zeit bekannt gemacht hat, so nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe so redereicher Männer das Wort im Munde gar erlösche und er nicht wisse, wie er seinen Tristan zur Schwertleite bereiten solle. Er müsse denn sein Gebet zu dem Helikon senden, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauscht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließe. Apoll und die Camenen würden, da sie ihre Gaben so reichlich jetzt vertheilten, ihm doch einen Tropfen nicht versagen. Gesetzt aber, diese seine Bitte sei ihm gewährt und reichlich besäße er die Gabe, Aller Ohren zu entzücken, jedes Gemüth sanft zu stimmen, seine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Klee und lichten Blumen einhergehen zu lassen, dennoch würde er sich nicht bestimmen lassen, zu versuchen, woran sich so Mancher versucht und verpriesen hat: denn gäbe er sich alle Mühe, wie so Mancher gethan, und erzählte, wie Vulcan dem Tristan die Waffen und Kassandra den Kleiderschmuck bereitet, so hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Gesellschaft der Tugenden, die er bereitet habe. Man wird finden, welch ein selbständiger Kunstsinn und welche feine Begriffe von den Wirkungen der Poesie hier durchblicken, die es erklären, wenn Gottfried blos auf die Forderungen der Kunst gerichtet absieht von allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu suchen gewohnt war. Ganz so wie an dieser Stelle die Festbeschreibung, so schiebt er sogleich auch die Beschreibung des Turniers bei Seite; wie viel Speere sie zerbrochen

hätten, das sollen die Knappen sagen, die sie zusammentrugen. So will er sich auch nicht mit dem Preis von Morolt's Stärke befassen, indem er, ohne es zu sagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden stichelt und ausdrücklich beifügt, daß er seine Kunst nicht an dergleichen vergeuden will. Wo Er dagegen sich ausbreitet in seiner dichterischen Größe, das sind die Schilderungen des inneren Seelenlebens. Die herrliche Zeichnung von Blanchefleurs versteinerndem Schmerz über Riwalins Tod hat ihres Gleichen nicht in der mittelaltrigen Poesie; gleich da aber verschmäht er wieder, die hergebrachten Todtenklagen in neuen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen — was hülfe es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Tristan's redet, so wäre die schönste Gelegenheit gewesen, mit Gelehrsamkeit und wunderlichen Worten über die Meisterschaft der Isold und die Zauberkraft ihrer Arzeneien zu prunken, wie Wolfram an einer Stelle im Parzival (481, 6) seine Arzeneibüchse von wunderlichem Apothekerlatein entleerte; Er aber, Gottfried, will — mit einem deutlichen Stiche eben auf diese Wolframsche Stelle — nie ein Wort reden, das den Ohren misfalle und den Herzen widerstehe, will lieber kurz von solchen Dingen sprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöfischer Rede mache. Aus allen diesen Stellen leuchtet die bewußteste Richtung auf die psychischen Aufgaben der Dichtung hervor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung steht, einzugehen verschmäht. Daher ist denn Gottfried's Gabe, innere Charakterformen zu zeichnen, höchst ausgezeichnet; er streift an die Kunst der Griechen, an der äußeren Gestalt die innere erkennen zu lassen, und es ist meisterhaft, wie er den jungen Tristan, als er in Marke's Jagdgesellschaft und dann an dessen Hof kommt, in jeder Geberde und Bewegung zu zeichnen versteht. Man darf ihn aber auch nur von den Musen und von Helena und Aehnlichem reden hören, um zu sehen, wie bekannt er wenigstens mit Ovid und Virgil

Digitized by Google

war, wie viel Sinn er für die plastischen Gestalten der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm einen Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieses Dichters, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werkes, die der Härte und Strenge Wolfram's schroff entgegensteht, ruht auf der Lebensansicht des Dichters, die von Wolfram's eben so sehr absticht, und deren Verschiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darstellungsart bedingt. Je schärfer sich die Weltansichten beider Dichter scheiden, je tiefer beide in der menschlichen Natur begründet sind, je völliger jede in Jedem der beiden Dichter hervortrit und Alles durchdringt, je mehr uns alles Ganze und von Halbheit Entfernte anzuziehen pflegt, desto erklärlicher wird das verschiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwiespalt über den Werth solcher Werke und solcher Dichter wird ewig dauern, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es gibt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich unter den ersten geistigen Bestrebungen der Völker in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck, und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet, der bequeme dichterische Genuß steigt, die sittliche Befriedigung und Erhebung fällt weg. Zwischen diesen beiden Enden, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylos, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommensten ausgedrückt. Aehnlich kann man Wolfram, Hartmann und Gottfried, die

Rudolph von Ems als die drei vollkommenen Reiser bezeichnet, die dem Stamm der höfischen Dichtung aufgeimpft wurden, nebeneinander stellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschließt als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Partei je ganz verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird; und wenn Aristophanes in seinen Fröschen zwischen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so trifft dies unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit, wie wenn Göthe erzählt, er habe sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphael's gestritten, man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Leonardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylos zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylos gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, sittlichen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „vindære wilder mære" von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der erstern, und verfechten mit Aeschylos, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Unedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandeln solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr ernster Kampf mit dem

Digitized by Google

ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung; dann ersetzen wir uns die mangelnde Glut und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf einen Blick die ungeheure Kluft zu überschauen, die unsere beiden Dichter von einander trennt, wollen wir so kurz als thunlich dem Tristan und seinem inneren Aufbau folgen, nachdem wir wenige Worte über Gottfried's Quellen vorausgeschickt haben, über denen seltsamer Weise, trotz den eindringlichsten Forschungen, fortwährend ein ähnliches Dunkel schwebt wie über Wolfram's. Nach den zahllosen Zeugnissen von den Tristandichtungen war diese würzige Liebesgeschichte (senemære), übereinstimmend im allgemeinen Inhalte, doch in einer Masse verschiedenartiger Gestaltungen der Kunstdichtung und der Jongleurerzählung, in einer Masse auch von einzelnen Episoden verbreitet, wozu die ganze Natur des Gegenstandes in den Theilen besonders einlud, die von der Eifersucht König Marke's handeln, die nur eine bewegliche Kette von pikanten Fabliaux bilden; einzelne solcher Stücke sind auch, wie die Rhapsodie von Tristans vorgegebener Narrheit [577]), bis heute erhalten. Nichts ist daher natürlicher, als daß die Tristanromane die Fugen der Zusammensetzung aus solchen Einzelstücken erkennen lassen; in den Fragmenten eines französischen Gedichtes von Béror blickt man selbst noch auf strophische Lieder der Jongleurs zurück. Nichts auch ist natürlicher, als daß die ernsteren Bearbeiter der Sage mit einer Anzahl abweichender Ueberlieferungen bekannt und dadurch zu Kritik und Wahl genöthigt waren. So hat der Trouvère Thomas [578]) wie Gottfried

577) Aus einer Berner Hs. in dem früher (Note 428) angeführten Werke von Fr. Michel. tom. I.

578) Von dessen Tristan 3 Fragmente aus 3 verschiedenen Handschriften bei Michel tom 2. 3. gedruckt sind.

Digitized by Google

Vieles, wenn nicht Alles gekannt was man über Tristan gesagt und gesungen; er polemisirt wie Gottfried gegen die, die sich von der Wahrheit entfernt hätten und er wird bei seiner Zusammensetzung, bei seiner Verschönerung der Erzählung, zu der er sich bekennt, mit ähnlicher Freiheit in den Formen, mit ähnlicher Gewissenhaftigkeit in den Thatsachen verfahren sein wie Gottfried. In der Hauptstelle, wo dieser seine Quellen erwähnt (V. 149 ff.), nennt er als den Mann, von dem seiner Sagenkritik der richtige Weg gewiesen worden sei, einen Thomas von Britanje, der, ein Meister der Sagen, aus bretonischen Büchern der Landherren Leben gelesen und gekündet, also eine Geschichte der britischen Könige verfaßt hatte, die auf die Sagen Rücksicht nahm; auf seine Weisung hin will dann Gottfried in lateinischen und französischen Büchern geforscht haben, bis er nach vielem Suchen in Einem genau seine Ueberlieferung auffand. Diese Quelle ist noch nicht wieder entdeckt. Die Tristanmähren, die Wir übersehen können, zerlegen sich in zwei Gruppen, eine ältere Sagengestalt, die in dem Franzosen Bérol, im Eilhart, in dem deutschen Prosa-Volksbuch und einem (von Hanke herausgegebenen) böhmischen Tristan vorschlägt; und eine andere, die in Gottfried, in dem französischen Thomas, in dem nordischen Tristan den König Hakon 1226 durch einen Bruder Robert anfertigen ließ, und in dem strophischen englischen Gedichte von Sir Tristrem[579]) vertreten ist. Welcher Gruppe der verlorene König Marc von Chrétien von Troies angehörte, weiß man nicht. Einzelne Episoden in dem englischen Gedichte, das sich, außer auf vorgebliche mündliche Mittheilungen Thomas' von Erceldoune's, auf eine schriftliche Quelle bezieht, stimmen so sehr mit Gottfried, daß an eine gleiche Vorlage Beider zu denken ist, aber nicht durchweg, da Gottfried gelegentlich (V. 8618) auf eine Ueberlieferung stichelt, die sich gerade im Tristrem findet; so stimmt auch einzelnes bei Gottfried wieder mit dem Franzosen Tho-

579) In Von der Hagen's Tristan t. 2.

mas. Ob dieser die oder eine Hauptquelle unseres Dichters war, läßt sich nicht wohl sagen oder widersprechen, weil die Fragmente, die wir von ihm besitzen, leider erst beginnen wo Gottfried aufhört. Die kurzen Stellen, die man mit Thomas vergleichen kann[580], scheinen auszuweisen, daß Gottfried, wenn Thomas seine Quelle gewesen, trotz seinem treuen Anschlusse doch in seiner ganzen Darstellungsweise durchaus Er selbst ist.

Mit diesem wenigen wollen wir uns unter Verweisung auf die nähern Untersuchungen[581] über Gottfrieds Quellen begnügen. Die Geschichte der Sage kann in der Dichtungsgeschichte nur als Stoff von Bedeutung sein und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die selbständige Thätigkeit der Dichter wird. Es ist ein mäßiges Interesse, das wir an dem geschichtlichen Stoffe von Göthe's Werther nehmen; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ist's auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er aus einem Stoffe bereitete, der noch in dem Tristan des Eilhart von Oberg so wüst und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist. Es ist der Stoff einer bloßen Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn unter den armoricanischen Lais im Ywonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten vorkommt. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhalten-

580) Von V. 19478 bis zu Ende mit den Versen 5—26 und 83—90 des ersten Fragmentes im ersten Bande bei Fr. Michel.

581) Tristan et Iseult, poème de Gotfrit de Strasbourg, comparé à d'autres poèmes sur le même sujet. Par A. Bossert. Paris 1865; besonders aber R. Heinzel, Tristan und seine Quelle, in Haupts Z. S. 14, 272.

den leichtsinnigen Geschichtchen gemacht ist, rückte sie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunst.

Wenn wir uns im Parzival in das Ideenleben jener Zeit versetzt sahen, so versetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter- und Hofwelt. Wenn sich Parzival mit dem äußerlichen, planlosen und wirren Wesen der handelnden Welt in Widerspruch setzte, so setzt sich Tristan mit dem inneren Gefühlsleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns Minnewesen und Minnegesang der Zeit, und was Alles dabei uns fremd blieb, so lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvollkommen davon singen und sagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines solchen höfischen Ritters eingeführt, der im Gegensatze zu dem einsam emporgewachsenen Parzival mit liberalem Unterricht, in feinen, weltmännischen Sitten aufgezogen wird. Der Dichter will ihn uns von jener Einen Empfindung der Liebe, von dem räthselhaften Gefühle beherrscht zeigen, das so manches Widerstreitende versöhnt und verknüpft, das hier Treue und treulosen Verrath, Dienstpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtsinn und Innigkeit in einem und demselben Herzen vereinigt. Glücklich, daß dieser Dichter mit fast unbegreiflicher Ueberlegenheit einen so schwierigen Vorwurf zu bemeistern das Geschick hat, uns würde die ganze Zeit ohne sein Gedicht viel unbegreiflicher sein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, zauberisch wirkenden Regungen der ersten Liebe; er zeigt diese, mittelst des Zaubertranks, in ihrer unwiderstehlichen Stärke; er zeigt, wie sie den Todhaß zweier Seelen versöhnt und an seine Stelle Treue bis zum Tode setzt; wie sie auf der anderen Seite den schönen Bund zweier Verwandten trennt und zu schmählichem Verrathe verleitet; wie sie den reinsten Charakter verdirbt, den thatenlustigen Tristan, den Retter seines Oheims, den Eroberer seines eigenen Landes, den Schlangentödter, plötzlich der Welt entzieht; wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen stille stehen, nur die kleinen Entwürfe nicht, die ihm sein neues Bündniß

Digitized by Google

mit Isold eingibt. Die Heiligkeit dieser Liebesempfindungen paart sich mit der Nichtachtung aller geselligen Bande und versöhnt das Schmählichste mit dem Edelsten. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einsamkeit, wo er in Ariostischer Laune meint, sie hätten in ihrem Glücke nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auf dieser Spitze des Glücks das an Täuschungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuschen sucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach sich und bewirkt die ärgere Entartung der Sitten: die Sophistik der Liebe treibt den Helden sogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Sophistik des Schicksals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte uns sagen können, ob der Dichter wirklich die Absicht gehabt hatte, seinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft, als die Frucht und als das Opfer des Leichtsinns und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die, wie es im Tristan selbst heißt, Liebe für ein so seliges Ding hielt, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe, die also eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, so liegt es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende sittliche Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschieben möchten.

Doch den Dichter macht nicht sowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier seine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters spricht sich gleich im Eingang in der Ganzheit aus, mit der sie das Werk bis in die kleinsten Theile aufs innigste durchdringt. Er spricht sein Lied zu den Liebenden, auch er singt von Freud und Leid, aber er singt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unser Beginnen sei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen", sondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit

und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einer Verführten, sein Vater fällt vor seiner Geburt, seine Mutter stirbt aus treuer Liebe zu dem Gatten bei seiner Geburt. Dies ist das Vorspiel zu Tristan's eigenem Schicksal und der Keim seiner Natur. Die erste Schule aber vollendet sogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Riwalin erzieht Tristan als seinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätschelnden Zärtlichkeit eines treuen Dienstmannes begleitet ist. Er reist in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höfischen Edlen gehörte. Das war, sagt der Dichter, das erste Opfer seiner Freiheit, und er trat in den Jugendjahren, wo alle seine Freude und Wonne erstehen sollte, in peinliche Sorgen und sein bestes Leben war mit des Lebens Beginne hin; „da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Reif der Sorge an, der so mancher Jugend schadet und er verdorrte ihm die Blüte seiner Freuden." Dies war die Folge der Bücherbeschäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe kehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die in unserer Welt der Prosa nicht oft und scharf genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr der leichtsinnigen Klage unserer schwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule ähnlich sehen, auch wo keine Ursache zur Klage ist. So erscheint nun Tristan in jener geselligen Gewandtheit, mit jener glänzenden Außenseite, mit all den liebenswürdigen Schwächen, die in der Gesellschaft einnehmen und gewinnen. Die Zeichnung dieses Charakters sucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie der Dichter das redselige, gewandte, flinke, in jeder Lage gleich gerechte Bürschchen an Marke's Hof einführt, ist unübertrefflich. Der Zug des guten Benehmens, der geselligen Duldsamkeit und Bescheidenheit ist überall ins Licht gestellt. Es ist ein allgemeiner Satz, den auch die Strengsten der damaligen Dichter loben, daß den Mantel nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht ist

daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falschen rund sein solle, eine Lehre, die nur ein Ascet und Einsiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre sehr festen innerlichen Grundsätze verlangt, wo sie nicht zum Laster werden soll. Allein Gottfried sieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß sein Tristan mit allen zu leben wußte, mit allen zu tollen, zu singen, zu lachen, mit den Wölfen zu heulen, und alles mitzumachen, wie es die Jugend solle. Jugend hat nicht Tugend, ist seine Predigt; auch das ist recht; es ist ein Satz, dem ein schwächliches, für seine Kinder ängstlich besorgtes Geschlecht so gern seine Wahrheit nähme; allein auch dies ist eine Einsicht, die in einem Zeitalter der Unbildung und roheren Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe steht, obgleich sie bei Gottfried durchaus rein ist, da er nicht so weit geht, daß er auch der Bösen Lied singen lehre, vielmehr den Haß der Bösen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darstellt. Die Heldenthaten des Tristan, die Wiedereroberung seines Landes, sein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er sieht jene Isold zum erstenmal kalt, er selbst räth dem Marke um sie zu werben, er selbst übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödtlich befeindeten Weibe, er richtet sie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sage mitspielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählich erwachende Leidenschaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu schildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte, und versinnlicht das Plötzliche eines solchen Uebergangs von nothwendiger äußerer Versöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortrefflich. Seine Kunst der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Isold ist meisterhaft behandelt; die Kenntniß der Natur der Geschlechter, die dabei entwickelt wird, ist zum Erstaunen. Das Weib wallt zuerst über von ihrer Empfindung, sie hat volle Augen,

sie läßt das Haupt auf Tristan sinken und sagt ihm ein Räthsel als halbes Bekenntniß; und der Mann, den gleiche Gefühle bestürmen, hat jetzt, seines Sieges sicher, noch die Kälte, die Umarmung zurückzuhalten, sie mit absichtlicher falscher Auslegung ihrer Worte zu quälen, sie zum vollen Geständniß zu zwingen. Was von nun an folgt, ist nicht geeignet, etwas anderes als unseren Abscheu zu wecken, obgleich es in der menschlichen Natur nur zu begründet sein mag, daß, wenn einmal im Weibe nach einem solchen Kampfe Scham und Zucht überwunden ist, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrügen und Täuschungen des armen Ehemanns und Oheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch hier das ganze Talent des Dichters sich entfaltet. So ist die reine liebe gute kindliche Isold denn gleich, nachdem sie den Trank der Schuld gekostet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den schmählichsten Betrug zu bereiten, und leichthin wird der schauderhafte Satz ausgesprochen, daß sie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grausigen Anschlag dient, den sie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künsten der Schlangenlist und des Betrugs die raschesten Fortschritte zu machen; bald macht sie eine Thorheit, die sie noch in alter Unbefangenheit beging, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunst der Weiber spielen, wie der Dichter sagt, daß sie weinen können ohne Anlaß und Ernst, so oft sie es gut dünkt. Bald bedarf sie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen; schnell weiß sie mit eigner Kunst die Lauscher zu täuschen (in Scenen, die des Pinsels der Cervantes oder Boccaccio, oder wer sonst hierin Meister ist, vollkommen würdig sind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meisterschaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achselzucken und Seufzen den ängstlich schwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer

anzuspielen und doch jeder Frage auszuweichen. Sie könnte den Marke, als sie ihm bei ihrer Zusammenkunft mit Tristan im Garten das Lauschen auf dem Baume ablauschte, mit der Wahrheit kirren, ihm die Scene eröffnen, die sie da mit Tristan zu seiner Täuschung spielte: nein, sie nicht; sie sagt ihm nur die leichte Lüge, daß Tristan das, was er ihr vor Marke's Ohren selbst gesagt, zu Brangäne gesagt hätte, und behält sich also das Recht der Heimlichkeit gegen den Gatten vor. Es geht so weit, daß selbst das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer listigen Erfindung der Isold, die ihr in Noth und Gebet und Fasten der gnädige Christ eingegeben hat! sie richtet die List zu, sie betet dann in „göttlicher Andacht“, sie schwört den Eid, sie hält das glühende Eisen: da ward es offenbar, „daß der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist!“ Man sieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier seinen Spott treibt, ähnlich wie in der Novelle von Aucassin und Nicolette unter dem Schleier derselben gefallsüchtigen Naivetät und verbildeten Einfalt mit Ritterthum, kindlicher Pietät und Heiligenwundern ein freies Spiel getrieben wird. Vielleicht möchte man dies heute so gut hingehen lassen, wie Friedrich's II freigeistige Scherze über das gelobte Land; aber wie ist doch auch die Ansicht von dem ganzen Verhältniß die sonst durchgeht! Wenn Gottfried von den untreuen Hausgenossen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, so sollte man Wunder meinen, welche treffliche Anwendung werde gemacht werden: am Ende sind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man ihn von dem Verfall der ächten Liebe reden hört und wie nur noch das zertriebne Wort, aber nicht die Sache übrig sei, so denkt man, die herrlichste Schilderung reiner und heiliger Gefühle solle das Alles bewähren, wo gleich hernach die schandbarsten Anschläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgestellt wird, weil auch freilich Isold an dem Gegenstande ihrer sündigen Liebe mit

Digitized by Google

all der Hingebung treu hängt, die sich sogar jede andere Freude versagt, ja zerstört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuscht war, täuscht ihn doch sein eigenes gesundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit ansehn, läßt die beiden Liebenden von seinem Hofe gehen und überläßt sie sich selbst. In der Schilderung ihres Zusammenlebens im Walde überläßt sich der Dichter dem höchsten Schwung seines Genius. Die sinnige allegorische Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitspielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendsten Schmuck bekleidet ist, Alles befähigt diese Stelle mit dem Höchsten der romantischen Poesie zu wetteifern. Man reiße dies einsame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für sich und nur von Seite der poetischen Kunst, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurücksteht. Oder man nenne uns irgend eine idyllische Episode der Spanier und Italiener, in der ein so zarter Duft ungekünstelter Unschuld weht, über die eine so frische, gesunde Freude an dem Leben in der Natur und ein so reiner Hauch der Naivetät gebreitet ist. In diesem Leben der Wonne stört sie Marke wieder. Dieser arme Mann ist in des Dichters Schilderung ein Gemälde menschlicher Schwachheit und Leidenschaft, das trostlos schön entworfen ist. Jetzt bereut er seine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen sie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwischen sich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unschuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einsamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt sie wieder an den Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um sie stand, aber wollte es nicht wissen. Das braucht nun der Dichter zur Entschuldigung. Wem soll man, fragt er, die Schuld an dem ehrlosen Leben der Beiden geben, da Begierde und Lust den Marke so blendeten, daß er Alles vergessen wollte, was sie ihm thaten? Er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und sie damit nur um so mehr reizt Er

wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren sei, da man die Böse nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; sie hüte sich selber; jeder andere Hüter sei ihr verhaßt; und wenn gute Gesinnung auf diese Weise zum Uebeln gebracht werde, so trage sie noch üblere Früchte, als die stets übel gewesen ist. Die Liebe erzwingen sei ja nicht möglich, man lösche die Liebe mit dem Versuche; man müsse nichts verbieten, denn Manches geschähe durch Verbot, was außerdem nicht geschehen wäre: dies sei den Weibern angeboren, deren Urahnfrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten gewesen. Mit bloßem Verbieten könne man noch heute die Even zu Hunderten machen, die sich selbst und Gott verlören. Das Weib, das aus dieser Art schlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieser Art verschwendet er nun sein größtes Lob. Nun sollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müsse zwischen diesem Ideale der Weiblichkeit und der Isold geschieden werden, allein im Gegentheil, diese Isold wird als ein solches Muster geradezu aufgestellt. Vor einer solchen Logik des Frauendienstes muß die unsere natürlich die Segel streichen. Und man darf sich nur in dem wälschen Gaste umsehen, um zu finden, daß diese Denkart damals die würdigsten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geschichte wird dann Tristan aufs neue überführt und macht sich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Isold. Leichter in seiner Leidenschaft als das Weib, wird der Mann von ihrer Schönheit sogleich angeregt und beginnt, mit seinem Herzen zu spielen, sich sophistisch hinter den Namen zu verkriechen, um seine Treue ein wenig zu betäuben. Als er sieht, daß es in ihr Ernst wird, kommt er wieder zur Besinnung und nun hält er, ein eben so vortrefflich dem Schwächling abgelauschter Zug, zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, sie mit Anderem, mit Gesang und allem Möglichen zu entschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Wanken; dreimal

zieht ihn seine Treue ab; aber dreimal zieht die Lust, die ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn blendete, sein Herz wieder an. Ferner Liebe thut sich der Mann eher ab, sagt der Dichter, als er sich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe kreuzt sich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit über das, was er thut. Er singt zweideutig seine Lieder einer Isold. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Isold ward die alte starke Minne allmählich abgeleitet. Indem Tristan zu dieser Entdeckung in sich gelangt, so macht er alsbald seine Qual und die Trauer um die frühere Isold als Entschuldigung geltend, die, meint er, sich jetzt wohl nur mäßig nach ihm sehne, obgleich er noch im vorigen Augenblicke von ihrer unwandelbaren Treue fest überzeugt war; er ruft sogar die Eifersucht gegen Marke in sich hervor; er klagt sie sogar an, daß sie ihm keine Botschaft von sich gesandt habe — aber da ertappt er sich wieder: denn er besinnt sich doch noch, daß sie ja nicht weiß wo er ist — und doch, er lauscht seiner neuen Leidenschaft nur noch ein wenig und wird sogleich mit dem Unsinn vertraut, ihr zuzumuthen, sie hätte in Gottes Namen die ganze Welt nach ihm sollen durchsuchen lassen.

Hier endet Gottfried, wo er uns gerade in dem Theil der Sage, welcher der allerschwierigste ist, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst des Menschen Inneres zu durchforschen, überrascht, die man nicht in jenen Zeiten suchen würde. Seine beiden Fortsetzer verstanden nicht im entferntesten ihm zu folgen und wir wollen nicht erst den Leser mit Belegen für diese Behauptung aufhalten, die keinen Widerspruch finden kann. Sollen wir zum Schlusse ein Urtheil über Gottfried's Tristan beifügen, so wüßten wir kein anderes über dieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Ansichten von Sitte und Gesellschaft wohl verwerflicher erschien, als Werther in unseren Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenrichters wie Thomasin's, der den Tristan als ein

Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die sprichwörtlich Tristan und Isolde als Beispiele einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamik und Asra oder Juffuff und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther, der so viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunstwerk keine Forderungen der Sittlichkeit zu stellen? Dies sind Fragen, die wohl immer von verschiedenen Menschen verschieden werden beantwortet werden.

Wir haben an Hartmann den Dichter des Wigalois angereiht, zu Gottfried würden wir wohl gleich nahe den Dichter des Umhangs, Bligger von Steinach (urkundlich 1165—1209) stellen müssen, wenn uns sein Werk erhalten wäre. Aus Gottfrieds Schilderung von diesem duftigen und harmonischen Gedichte[582], das auch von Rudolph von Ems wiederholt erwähnt wird, möchte man schließen, unsere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, sollte es je noch aufgefunden werden. Man glaubt in einem kleinen Dichtungsreste ein Bruchstück desselben entdeckt zu haben[583], das uns freilich die unmäßigen

582) Vgl. Tristan V. 4696.
Er hât den wunsch von worten;
sînen sin den reinen, ich wæne daz in feinen
ze wundere haben gespunnen, und haben in in ir brunnen
geliutert und gereinet. er ist benamen gefeinet.
sîn zunge diu die harpfen treit diu hât swô volle sælekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin; diu zwei diu harpfent under in
ir mære in fremedem prîse. der selbe wortwîse,
nemt war, wie der hier under an dem umbehange wunder
mit spæher rede entwirfet, wie er diu mezzer wirfet
mit behendeclîchen rîmen. wie kan er rîme lîmen,
als ob sî dâ gewahsen sîn! ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unde buochstabe für vedern an gebunden habe:
wan welt ir sîn nemen war,
sîn wort diu sweiment alse der ar.

583) Pfeiffer, Zur deutschen Lit. Geschichte. Stuttg. 1855.

Lobsprüche Gottfrieds, wie bei Hartmann, nur von technischer Seite zu verdienen scheinen würde. Nach Docens Vermuthung enthielt der Umhang eine Sammlung von Frauen- und Liebesgeschichten des Alterthums, nach den Schildereien eines gewirkten Vorhangs: was denn die geringe Gunst und Verbreitung und das Verschwinden des Gedichtes ebenso erklären würde, wie daß Albrechts Metamorphosen Ovids und die verschiedenen Erzählungen, deren Stoffe der bewunderte Chrétien von Troies eben aus dieser Quelle entnahm, verloren gegangen sind. Auch auf dem Teppich, der Bligger zu seiner Dichtung anregte, glaubt Pfeiffer Darstellungen aus Ovid, aus den Heroiden, vermuthen zu sollen, die dann zu einer freien und, nach den Fragmenten zu urtheilen, ganz modernisirten dichterischen Ausbildung verwerthet worden wären.

Noch reiht sich an Gottfrieds Tristan nach Zeit und Manier eine andere uns erhaltene Dichtung an, die uns aber auf der Stelle anschaulich macht, wie die ritterliche Erzählkunst dieses Stiles und dieser Stoffe im Tristan bereits auf einer Höhe stand, von der sie bei dem vorsichtigsten Weitergehen, ja bei dem entschlossensten Stehenbleiben in der herkömmlichen Manier unausbleiblich herabsinken mußte. Wir reden von Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck[584]), der nach dem Zeugniß von Rudolph von Ems auch einen Clies gedichtet hatte, der nicht erhalten ist. Seinem Vorbilde nach würde ihn dieses letztere Werk dicht an Hartmann rücken; denn es ist wohl kein Zweifel, daß es eine Uebersetzung von Chrétien von Troies' Cliget war, einem Helden der Tafelrunde, Sohn des Griechenkönigs Alexander und der Sordamur, der Schwester Gawans; dem Inhalte nach, einer Variation der Mordredsage (s. oben S. 442), würde es dagegen näher zu Tristan rücken; wie sich auch der erhaltene Flore nach Geist und Manier dem Tristan anreiht, dem er auch der Zeit der Abfassung nach (um 1211)

584) Ed. E. Sommer. Quedl. 1846.

ganz nahe steht[585]). Das große Interesse aber, das Gottfried seiner Erzählung zu geben wußte, gelang dem gemüthlichen, in der Umgegend des Bodensee's heimischen Dichter oder Uebersetzer des Flore nicht, seinem Stoffe mitzutheilen. — Flore und Blanscheflur ist eine jener Novellendichtungen wie die Genoveva und Melusine, die im Mittelalter wie eine Art Gemeingut waren, die wie die gleichen in unverbundenen Continenten erscheinenden Pflanzen von wunderbar vertragenem Samen zu stammen scheinen, und doch durch den Zusammenhang der Zeiten, durch schriftliche Vererbung, durch den Verkehr von Mönchen, von Handels- und Kriegsleuten auf ganz natürlichem Wege durch alle Völker getragen wurden und überall bereitwillige Aufnahme fanden, weil ihre Fabeln meist auf allgemeinen menschlichen Verhältnissen ohne vorschlageude locale oder conventionelle Besonderheiten beruhen. So wird in Flore die Allmacht treuer Liebe über vorzeitiges Alter, über Ungleichheit des Standes und Glaubens, über väterliche Gewalt, über Trennung und Gefährduug, über Barbarei und Wuth in solch einem Wechsel von Geschicken dargestellt, der in naturwüchsigen Geschlechtern auch in dieser — oder gerade in dieser überspannten Gestalt der Menschen und der Thatsachen immer anziehend sein wird. Zwei Kinder, der Sohn eines heidnischen Königs und die Tochter einer christlichen Sclavin, beide an Einem Tage auf Palmostern (Pasque florie) geboren und daher Blume und Weißblume genannt, werden in frühesten Jahren durch Liebe aneinander gefesselt; der besorgte Vater schickt den Sohn in eine auswärtige Schule und verkauft das Mädchen als Sclavin. Der Knabe, von Herz- und Heimweh ergriffen, muß zurückgerufen werdeu; man zeigt ihm das Grab seiner angeblich gestorbenen Geliebten, er will sich tödten, die Mutter theilt ihm das Geheimniß mit und der gerührte Vater giebt ihm nun selbst die Mittel die Verlorene wieder aufzusuchen. Der Knabe, von fünf Jahren nun plötzlich zu fünfzehn erwachsen, macht sich auf;

585) Diese Zeitbestimmung hat Pfeiffer l. l. p. 29 ff. einleuchtend begründet.

im Hafen wo sie verkauft wurde erfährt er, daß Blanscheflur nach Babilon geführt und dort von dem Amiral 20fach mit Gold war aufgewogen worden; in Babilon wird er durch seine Wirthe von dem unzugänglichen Wunderthurm unterrichtet, wo sie in Gewahrsam ist, von dem wunderlichen Thorwart der sie bewacht, von der schrecklichen Liebesweise des Emirs, der seine Lieblingsfrauen immer nach einjährigem Umgange tödtet. Mit Hülfe des bestochenen Thorwartes gelangt Flore in einem Rosenkorb zu seiner Geliebten, wird nach 20 Tagen seligen Glückes entdeckt und mit Blanscheflur zum Feuertode verurtheilt, wo dann der gegenseitige Wetteifer der Liebenden, allein, ohne den Anderen oder doch vor dem Anderen zu sterben, den Emir zuletzt erweicht. In dem Untergrunde dieser Fabel haben wir immer (1, 272. 463, ed. 4.) auf den Sagenstoff eines altgriechischen oder byzantinischen Romanes zurückzublicken geglaubt, und diese Ansicht ist nun durch den Herausgeber der zwei französischen Bearbeitungen der Sage (nicht gegen uns, sondern für uns) an zahlreicheren Zügen, als wir der deutschen Bearbeitung absehen konnten, bestimmter begründet worden[586]. Noch in der höfischen Redaction des französischen Floire lesen die Kinder in heidnischen Büchern und schreiben auf ihre Schultafeln mit Griffeln in Wachs; nach Einer Handschrift des höfischen Gedichtes und in der spielmännischen Erzählung, springt Floire in seiner Verzweiflung in einen Löwengarten; bei des Emirs Hochzeit werden Thiergefechte aufgeführt; bei der Schilderung der Schönheit des Paares werden sie mit Hippomedon, mit Leda und Helena, ja mit Sophokleischen Gestalten, mit Antigone und Ismene verglichen; in Einer Handschrift der höfischen Dichtung wird der Lai von Orpheus gesungen: was Alles in die deutsche Bearbeitung nicht

---

586) Von Ed. du Méril, in der Einleitung zu seinem Floire et Blanceflor. Paris 1856, der kritischen Ausgabe eines früher von I. Bekker (Berlin 1844) aus nur Einer Pariser Hs. 6987 herausgegebenen Textes einer höfischen Bearbeitung, dem eine zweite, rohere, volksmäßigere oder spielmännische, in den Thatsachen sehr abweichende Bearbeitung beigegeben ist.

Digitized by Google

eingegangen ist, so wenig wie eine ganz antike Darstellung der Fortuna, die bei Fleck in zwei Zeilen zerronnen ist. Der Sclavenverkauf, das Grab mit den beweglichen Automatenbildern der zwei Kinder u. A. sind übrigens auch noch in dem deutschen Gedichte Eigenheiten, die uns auf eine byzantinische Wiege der Sage zurückweisen, die dann ihre weitere Pflege in den Ländern des Mittelmeeres fand, in der Provence, wo sie am frühesten bei den Troubadours erwähnt wird, bei Spaniern, Italienern und Neugriechen, in deren Bearbeitungen überall verschiedene, eigenthümliche, es scheint aus mündlicher Fortpflanzung stammende Züge eintreten, die in den erhaltenen französischen Bearbeitungen, wie in allen auf sie gebauten, deutschen, niederländischen, nordischen, englischen, böhmischen Nacherzählungen[587]) fehlen. Das Gedicht unseres Konrad stimmt dem Rahmen der Fabel nach wesentlich mit der aristokratischen Version der Franzosen; die breitere, innigere, psychisch viel ausgeführtere poetische Behandlung müßte im Vergleiche zu dem stumpferen nicht halb so umfangreichen französischen Gedichte, wenn es Flecks unmittelbare Quelle wäre, ganz sein Eigenthum heißen. Man wird aber wohl zugeben müssen, daß der Ruprecht von Orbent, auf den sich Fleck (V. 142) als auf seine Quelle beruft, ein wirklicher, aber in Frankreich verschollener Dichter und sein Werk eine andere, der deutschen verwandtere Bearbeitung der Sage war, die mit dem höfischen Texte, den wir lesen, vielfach so wörtlich übereingestimmt haben muß, wie Kyot mit Chrétien, weil sehr oft eben eine solche Zusammenstimmung zwischen der uns bekannten französischen Redaction und Konrad Fleck besteht. Dann reihte sich Konrad um so natürlicher zu den klassischen Meistern Wolfram und Gottfried, für

587) Ueber die Verbreitung der Sage verweisen wir auf du Mérils Einleitung. Die spätere niederländische Erzählung Dicks (Diedrichs) von Assenede (in Hoffmanns horae belg. 3) folgt der höfischen franz. Version, das deutsche Volksbuch dem Konrad Fleck; ein Anderes im Buch der Liebe der spielmännischen franz. Redaction; der niederdeutsche Flos und Blankflos aus dem Ende des 14. Jhs. (in Bruns Gedichten in altplattd. Spr. p. 331) wieder einer verschiedenen, nicht erhaltenen französ. Quelle.

deren Dichtungen es sicherlich keine kleine Ehre und eine Vergütung für den Mangel an Originalität ist, daß sie wenigstens, wie nun auch Konrad Fleck, das Vorzüglichste ergriffen, festhielten oder herstellten, was bei den Franzosen selbst, bei denen sie schöpften, verloren ging. So hat denn die Geschichte von Blume und Weißblume nirgends eine schönere einschmeichelndere Gestalt erhalten als bei Konrad, dessen Erzählung so freundlich, so mild und unschuldig, so voll Zartheit, Lebendigkeit und frischer Empfindung ist, wie man nur immer einen solchen halbmährchenhaften Gegenstand behandelt sehen möchte. Wie weit Konrad seinem Originale verpflichtet war, kann man ohne dessen Auffindung nicht wissen; zu dem erhaltenen französischen Texte verhält er sich wie ein farbenvolles Bild zu einem Carton. Der Freiheit der Behandlung, der Beherrschung seiner „welschen Fabel", der gewandten flüssigen Uebertragung der schwierigsten Stellen, die sich dem Inhalte nach decken, wird kein Eintrag gethan weder durch die einzelnen Misverständnisse die wie bei allen unseren Uebersetzerdichtern mitunterlaufen[588], noch durch die allzutreue Uebertragung fremder Composita[589], die dem Sprachgenius mehr Zwang anthut als unsere angefochtenen neueren Uebersetzungen aus den alten Sprachen. Der französische Kritiker setzt an Einzelheiten bei dem deutschen Dichter aus: daß er nach den conventionellen Begriffen seiner Ritterromane die Dienerin Blanscheflurs bei dem Auftauchen Flore's aus dem Rosenkorb ausdrücklich n i c h t laut aufschreien läßt, wie sie in dem französischen Texte thut; daß er beide Liebende im Angesichte des Feuertodes, ohne Thränen und Todesfurcht, unverzagt und selbst fröhlich in ihrem Leide gebaren läßt. Aber die feine züchtige Ader des sinnigen deutschen Poeten würdigt er dann wieder nicht: der die naiven

588) Die babilonischen Kaufleute liegen in einem Hafen Lunquit, von dem die französ. Gedichte nichts wissen; das Misverständniß steckt wohl in den Worten: Au port la fai mener et vendre, grant avoir pues illoeques prendre.

589) Fleck übersetzt s'entr'amer, entrebaiser, entresgarder mit „sich unterminnen, unterküssen, untersehen."

Liebenden aus so vielen Prüfungen des Glücks und Unglückes, aus einer 20tägigen Versuchung der Gelegenheit ausdrücklich in der vollen Unschuld der Kindlichkeit hervorgehen läßt, während du Méril aus seinen französischen Dichtungen den Eindruck empfängt, den er auf Rechnung der antiken Ueberlieferung schreibt, daß die Heldin der Schaam entbehre, die doch in dem deutschen Gedichte durchaus in einer vollkommenen Unbewußtheit naiver Unschuld beharrt. Wie diese sittliche Reinheit, so zeichnet auch das eigentliche poetische Talent den deutschen Dichter aus. Möchte es sein, daß der theologische Tik, an dem die Franzosen mit Recht bei unseren Ritterpoeten Anstoß nehmen, auch hier einmal am unrechten Ort vortrete, wo Blanscheflur in den Thurm gesperrt sich in einer Klagrede mit Gott bespricht und der Dichter sie belobt, kein Mönch oder Nonne habe je besseren Muth zu Gott gewonnen als sie; immer ist es doch psychologisch richtiger, als wenn sie in dem französischen Gedichte ganz schweigend in dies neue Schicksal geht. Wie stumpf nimmt sich gegen die sinnige Betrachtung des Eingangs zu Konrads Dichtung die kurze genealogische Einleitung in der französischen aus, welche die Tochter unseres liebenden Paares zur Mutter Karls des Großen macht! Wie unnatürlich ist es, daß in einem so zart angelegten Liebesverhältniß die schmerzliche Trennung der Kinder in dem französischen Gedichte in 16 Versen vor sich geht, wo der Deutsche in mehr als 300 Versen ein seelisches Gemälde voll charakteristischer Züge entwirft. Aber mit dem Allem freilich ist dem poetischen Bilde im Ganzen ein tiefer*r Hintergrund nicht gegeben; vielmehr trägt grade in den ausgeführtesten Theilen der Jugendgeschichte beider Kinder der ganze Geist von Konrads Dichtung noch mehr das Gepräge der Schwächlichkeit, der Weichlichkeit und Tändelei, die schon im Tristan misfällt; und wohl wäre es etwas werth zu wissen, ob das Mehr und Zuviel, das hier in der deutschen Dichtung zu finden ist, ganz auf Rechnung Konrads oder auf die seines Vorbildes Ruprecht kommt. Die verhätschelnde Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen statt zu Menschen macht, ist da aufs weiteste

getrieben. Der Sohn soll mit 5 Jahren zur Schule; er bittet sich die Pflegeschwester zur Schulgenossin aus und gerne thut der Vater, „was er gebietet." Die artigen Kinder gehen nun Hand in Hand oder „gehalset" und sich tausendmal „unterküssend" miteinander in die Schule, verstehen sich sehr wohl untereinander, lesen der Minne Bücher zusammen und lernen altklug der Liebe Art kennen, wie sie dem Menschen wechselnd nach Kummer Wonne gibt, nach Mismuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh. Ihr Alter und ihre Jahre „waren kleiner als ihre Sinne." Aus der Schule gekommen unterhalten sie sich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten; sie nennt ihn ihren süßen Amis, Er sie Frau Königin; sie dichten und lesen zusammen, schreiben auf Täflein von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie sie aufgingen, von den Vögeln, wie sie sangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Das nennt der Dichter Liebe ohne Leid. Als sie dann getrennt, der Knabe auf eine Schule auswärts geschickt werden soll, gibt man vor, sein Hauslehrer sei krank, man würde ihm Blancheflur nachschicken, die nur jetzt ihre Mutter pflegen müsse, welche gleichfalls eine Krankheit vorgeben muß; mit diesem überweichlichen Wesen streitet dann höchst grell und unnatürlich der Zug, der aus der antiken Sage stehen geblieben ist, daß des Vaters erster Gedanke war, der Blancheflur den Kopf abzuschlagen. Der Knabe geräth über die Trennung in Verzweiflung, das Mädchen fällt ohnmächtig in seinen Schoos und will sich mit ihrem Griffel erstechen. Sind dies Scenen, die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da so schnell dieser Frauendienst, der im Anfange so schöne Früchte getragen haben mochte! Man vergleiche damit die Liebe Schionatulanders und Sigunens, um zu sehen, wie schnell jene Einfalt und Unschuld in Kinderei und Weichlichkeit überglitt; bald steht Rudolf von Ems schon dem Walter von der Vogelweide gerade entgegen, der noch sang, daß Kindheit und Minne sich einander fremd wären. Und soll man daran zweifeln, daß jene Scenen den

wirklichen Zuständen einigermaßen entsprachen, da auch im Parthenopeus der Held schon mit 14, im Meleranz mit 12 Jahren in den Dienst der Minne trit, da in **Mai und Belaflor**[590]) geradezu gestanden wird, daß die Kinder damals durch Unterricht, Erziehung, Sprachlernen u. s. w. frühzeitig verzärtelt wurden? Auch dies Gedicht (aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.) ist von einem jener gutartigen Männer, der mit Behagen auf Tristan und Willehalm hinblickt, in Hartmanns ebner Weise, in jener redseligen und beschreibungsreichen Manier erzählt, aus dem Munde eines Ritters, der dem Verfasser aus einer Chronik den Stoff mittheilte. Der wenig erbauliche Inhalt, wie eine Fürstentochter Belaflor, um sich den blutschänderischen Absichten ihres Vaters zu entziehen, ins Elend geht, unverhofft einen edlen Gemahl (Graf Mai) findet und von dessen Mutter tödtlich gehaßt und verfolgt sich mit ihrem neugebornen Kinde wieder dem Ungefähr Preis geben muß, bis das Schicksal sie wieder eben so unerwartet mit dem Gemahle vereinigt, dieser Stoff ist, verglichen mit den bekannten französischen Behandlungen der Sage[591]) und den aus ihnen entflossenen niederländischen, spanischen, nordischen, englischen Nachbildungen in derselben taktvollen Weise von Unwahrscheinlichkeiten und wunderlichen Abenteuern gereinigt, wie der deutsche Flore. Und wie diese Dichtung, so bildet auch Mai und Belaflor eine jener allbeliebten Novellen, mit denen das Gedicht über alle Welt ging, das bei uns später von Schöndoch und dem Büheler wieder bearbeitet ward und in das Volksbuch von der geduldigen Helena überging.

590) Ausg. von Pfeiffer. Leipzig 1848.

591) Vgl. Th. Merzdorf, des Büheler's Königstochter von Frankreich. Oldenb. 1867; in der Einleitung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.


27 GEN 1871

5683507

Druckfehler und Nachträge.

Seite 96 Zeile 16 von oben lies: den Theodorich I, der auf dem Wege dazu war, hielt der Zufall, den Sigibert († 575) ein tragisches Schicksal auf.
„ 147 „ 11 von unten lies Heriger.
„ 178 „ 5 „ oben lies: Eckhart.
„ 188 „ 2 „ unten „ p. 208.
„ 192 „ 7 „ oben „ (Die Hs. ist vom J. 1187).
„ 260 „ 13 v. o. Ich habe übersehen, daß Jonckbloet (Geschichte der niederl. Lit.) den Servatius von Veldeke dieser älteren Zeit und dem Dichter der Aeneide abspricht und in der Stelle Heynrijk die van Veldeken was geboren, die mehr einen Geburtsort als ein Geschlecht bezeichne, einen späteren Heinrich als Dichter genannt vermuthet. Die Schwierigkeiten, die sich (s. S. 452 f.) bei der Annahme der Verfasserschaft Veldeke's ergeben, wären auf diese Weise beseitigt.
„ 355 „ 1 von unten lies: française.
„ 372 „ 1 „ oben sind die Worte „deren Inhalt sonst nirgends begegnet" zu streichen.
„ 379 „ 2 „ „ lies: 1855 statt 1865.
„ 380 „ 16 „ oben „ 20 statt 200.
„ 381 „ 11 „ „ „ Widersprüche.
„ 385 „ 10 „ „ „ beide Texte aber.
„ 441 „ 3 „ unten „ Gaston.
„ „ „ 1 „ „ „ Lanzelet.
„ „ „ 2 „ „ „ Zusatz: Vgl. Hofmann in den Sitz. Berichten der München. Akad. v. 11. Juni 1870. p. 48 ff.
„ 457 „ 15 „ unten „ Nicolette.
„ 485 „ 7 v. o. u. Z. 1 v. n. } lies Bergueban.
„ 486 „ 5 von unten }
„ 496 „ 5 „ unten lies J. Grion.
„ „ „ 4 „ „ „ Wolfger.
„ 517 „ 1 v. o. Ueber die Aufschlüsse, die H. Gradl (Lieder und Sprüche der beiden Meister Spervogel. Prag 1869) in Betreff des Namens und Geschlechtes Sp. beibrachte, vgl. Jos. Strobl in der Germ. 15, 237.
„ 588 „ 4 v. u. lies Koch.
„ 616 „ 10 v. o. Hermann Kurz hat (Germ. 15, 207) ein städtisches Adelgeschlecht „von Straßburg" nachgewiesen, dem der gelehrte rotularius Gottfried (dessen Amt schon 1216 ein Notarius Walther, wahrscheinlich als Nachfolger des gestorbenen Dichters, einnahm,) angehört haben wird, wie sein Freund oder Gönner Dietrich, dem sein Gedicht gewidmet ist, wahrscheinlich der mehrfach bezeugte Bruder eines Burchardus Burgravius de Argentina, aus einem Zweige derselben Familie sein wird, in dem nachher der Amtsname Burggraf zum Geschlechtsnamen ward.

Digitized by Google



Digitized by Google